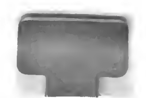

Aus 39505 5
WIDENER
HN JBGF F


HARVARD
COLLEGE
LIBRARY
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY


No. 11434



Carinthia.

Zeitschrift

für

Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

In Verbindung mit mehreren Vaterlandsfreunden

herausgegeben und redigirt

von

Simon Martin Mayer.

Zweiundfünfzigster Jahrgang.

1862.

Klagenfurt,

gedruckt bei Johann Leon.

Inhalt

des

zweiundfünfzigsten Jahrganges der Carinthia 1862.

(Die arabische Ziffer bedeutet die Nummer des Blattes.)

I. Beiträge zur Geschichte, Statistik, Topographie und Geographie, besonders Kärntens.

II. Sagen, Legenden, Märchen und Erzählungen.

III. Biographische Notizen.

IV. Literarische und Kunstnotizen.

V. Naturhistorische Notizen.

VI. Gedichte.

Carinthia.

(Zweiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 1. Sonnabend, den 11. Jänner 1862.

Die Wundersprache.

Es gibt wohl eine Wundersprache,
Die nie man lernt und doch versteht;
Sie gilt in aller Herren Ländern
Und galt, so lang die Welt besteht.

Sie ist die klarste unter allen,
Ein Wörterbuch besitzt sie nicht;
Man übersetzt in and're Sprachen
Gar leicht, was jene zu uns spricht.

Der Knabe kennt sie und der Jüngling
So gut, wie selbst der ält'ste Mann;
Sie hat nur eine einz'ge Regel,
Die selbst das Kind schon fassen kann.

Auf unsrer schönen weiten Erde
Wird sie geliebt in jedem Land,
Hier einen sich die Völker alle,
Sie ist der Menschheit heil'ges Band.

Die Sprache spricht sogar der Stumme
Und oft gewandter, als ihr glaubt,
Und diese Sprache hört selbst jener,
Der des Gehöres ward beraubt.

Die schöne wundervolle Sprache,
Die jeder Mensch so gut versteht,
Es ist die Sprache, die durch's Auge
Vom Herzen zu dem Herzen geht.

Eugen Netlitz.

Topographische Skizzen aus dem obern Drauthale.

Felder und Auen.

Wie schön ist ein Thal, wenn mitten im Kranze der Berge, die es umschließen, ein mächtiger Fluß majestätisch dahinzieht, während seitwärts Häuser und Felder, Auen und Dörfer mit Kirchen und Schlößern an einander sich reihen und der lichte Thalboden dann und wann von dunklen Fichtenwäldchen durchschnitten wird! So ist das obere Drauthal.

Das obere Drauthal enthält keine Stadt, hat vielleicht nie eine Stadt gehabt, obwohl darüber alte Sagen das Gegentheil bezeugen möchten. — Besonders in Bezug auf den Weiler Altenmarkt am westlichen Ufer des Bergerbaches lautet eine Ueberlieferung dahin, daß dort eine große Stadt gestanden habe, welche durch einen Bergsturz vernichtet ward. Man bringt damit die Kirche St. Athanasius, dieses wirklich alte Heiligthum, in Zusammenhang. Es würde jedoch zu weit führen, diese ganze Sage mitzutheilen, worüber mir eben auch nur vage Erzählungen zu Gebote stünden.

Auch bei Steinfeld soll eine Stadt gestanden haben, die Schönfeld hieß, aus welchem Namen, nachdem ebenfalls ein Bergsturz ihren völligen Untergang herbeigeführt, sich naturgemäß das Wort Steinfeld gebildet habe.

Zur Beglaubigung dieser Sagen führt man an, daß bei Grundgrabungen mehr oder weniger ausgedehnte Mauerreste und Wölbungen aufgedeckt wurden. Indessen ist man weder in Altenmarkt, noch in Steinfeld auf Römersteine gestoßen; wohl aber in Greifenburg, wo auch mittelalterliche Münzen im Erdreiche des Burgfeldes gefunden wurden. Diese Mauerreste unter dem Gießboden sind ebenso an allen älteren Orten, welche öfteren Verschüttungen ausgesetzt sind, zu treffen. —

Nun sind auch die Thore der Marktflecken gefallen, und Jung und Alt eilt hinaus in die Felder und Auen, und freut sich der schönen Natur, trotzt dem steinigten Boden den möglichsten Ertrag ab und kämpft mit den Elementen getrost den Erhaltungskampf, des endlichen Sieges gewiß. Wirklich mag der Thalbewohner hier mit einem edlen Selbstgefühle auf seine Felder blicken, denn sie sind seine Eroberung. Es ist wohl keine Spanne Bodens, die er nicht der Wüstenei entrissen, und wiederholt mit Schweiß und Mühe culturfähig gemacht hätte. Diese „Gießfelder“ und „Fenchten“, diese „Steinhuben“, „Räuter“ und „Möser“ sagen schon durch ihre Namen, was sie waren; sind aber jetzt großentheils Äcker und Wiesen von lohnendem Ertrage. Der Landmann kann hier des Lebens froh werden; er findet immer zu schaffen und zu bessern genug, und mit Fleiß und Geduld verwandelt unter den Augen einer Generation die Schutthalde sich oft in ein herrliches Saatfeld. Aber zum Uebermuthe kommt es natürlicher Weise nicht, weil der alte Feind in Gestalt der Gießbäche fast eben so unsterblich ist, wie der Mensch, der dessen Gebieth in Anspruch nimmt. Es vergeht nur selten ein Jahr, daß nicht irgendwo im Thale der spannende Kampf mit den Drachen der Schluchten in Scene gesetzt wird. Für den unbetheiligten Zuschauer ein höchst dramatisches Schauspiel, für die Betreffenden oft eine Tragödie. Der Fleiß und die Mühe eines ganzen Lebens geht

oft unter der Fluth eines Tages verloren. Aber keineswegs wird dem Wasser der Sieg so ohne Weiteres überlassen. In den Zeiten der Gefahr schont der Mensch weder sein Eigenthum noch seine Person, um jene zu beschwören. — Es gehörte auch wahrhaft viel Muth dazu, die Wohnorte gerade am Schlunde der Wildbäche hinzubauen, wo der Anprall der Schuttmassen am heftigsten und die Gefahr am größten ist.

Was aber die furchtlosen Vorfahren ins Werk gesetzt, ändern nun auch die besonnenen Nachfolger nicht, da sie einsehen, daß es so am besten ist, weil sie schnell bei der Hand sind, um den Maulkorb, welchen sie den Rachen der Bäche in Gestalt von Dämmen angelegt, nach Bedürfniß fester zuziehen zu können. Diese Mühen sind oft schon mit dem glänzendsten Erfolge belohnt worden, und so bleibt den zähen Streitern für ihre heimathliche Scholle immer die Hoffnung, daß sie sich in ihrem Besitz erhalten können.

Wer möchte aber nicht doch diese Menschen bedauern, über denen beständig die Gießgefahr wie ein Damokles-Schwert hängt und die doch auf den Ertrag ihrer Felder zum Leben angewiesen sind? Wer kann sich vorstellen, daß bei solcher Bewandtniß das Thal noch irgend einen landschaftlichen Reiz aufweisen könne?

Die Liebe zum heimischen Boden, dieses wundervolle Geschenk der Vorsehung, macht den Menschen auch hier seine bedenkliche Lage vergessen, und die Gegend — ja, die hat zu den Zeiten der Verwüstung, und noch einige Jahre nachher freilich ein ödes Aussehen; aber über dem herbeigeschwemmten Schutt erheben in zwei bis drei Jahren sich Erlen- und Weidengebüsche, welche das nackte Gestein alsbald verdecken, mit der Zeit eine Laubmoderhülle darüber ausbreiten, auf welcher nach ein paar Jahrzehenten die Sense des Mähders oder wohl auch die Sichel der Schnitterin schwunghafte Arbeit findet. Wo die Schuttmassen sich durch lange Zeit haben gehörig zersetzen können, breiten sich jetzt die gesegnetsten Fluren aus. Wo sie nicht durch die neueren Ueberschwemmungen vermehrt wurden, sind duftige Wiesen, Weiden und prächtige Auen. Es gibt allenthalben genug des Landes, das man mit Vergnügen betrachtet und das seinen Mann ernährt, wenn nur nicht die politischen Wechselfälle und was mit ihnen zusammenhängt, ihn zu Grunde richten. Dies gilt hauptsächlich von der Sonnseite, deren Erdkrumme aus glimmerschieferigem Steinzebröckel besteht. Die Schutthalden der Schattseite des Thales sind viel weniger leicht, ja beinahe gar nicht kulturfähig zu machen, weil sie aus Kalksteinen bestehen, die sich äußerst langsam zersetzen. Seit anno 1810, wo glaublich in der Schattseite der letzte große Gießfall stattfand — haben sich die Verhältnisse noch nicht einmal bis zu einem echten und gerechten Wald erschwungen, geschweige zu neuer Feldwirthschaft. Es ist ein Glück, daß bei weitem der größere Theil des Thalbodens sich am linken Ufer der D r a u hinzieht.

Dieser Landstreifen nun hebt sich und senkt sich von einem Schuttkegel zum andern der ganzen Länge nach. Meistens sind die Höhen mit einem Wäldchen gekrönt, unterhalb dessen die Felder sich fächerförmig ausbreiten, bis sie in der Tiefe an das Sumpfland der Drau stoßen, welches mit Weidenbrüchen und den Gebüschen von Elsen- und Spindelbäumen umrahmt sind.

Sollte man nun glauben, daß in allem Dem eine Monotonie vorwalte? Wenn die Monotonie nicht auf Rechnung der weiten Feld- und Sumpfstrecken basirt wird, so ist sie in Wahrheit nicht zu finden. Weite Feld- und Sumpfstrecken bedingen jedoch anderwärts, wo das schönste Relief der Berge fehlt, eine ganz andere Monotonie. Im Gebirge von Monotonie zu reden, ist immer unziemliche Verschwendung. Hier i m o b e r e n D r a u t h a l e herrscht auf den Feldern, wenn man sie näher untersucht, vielfältige Abwechslung in Lage, Gestaltung und Farben — es herrscht außerdem im Wortsinne eine Polytonie, die man anderwärts umsonst sucht.

Viele hundert Aeolsharfen stehen da in Riesengestalt in den Feldmarken herum, bald ein- bald doppelflügelig, in welchen die Windsbraut schauerliche Lieder singt. Wir können demnach die Monotonie mit gutem Gewissen begraben. Die Harfen aber dienen dem praktischen Zwecke, das Getreide dem Wetter zu entreißen und zwischen den hölzernen Saiten dem trocknenden Luftstrome auszusetzen.

Unter den Feldfrüchten herrschte im letzten Drittel des vorigen und im ersten Viertel dieses Jahrhundertes der Flachsbau vor. Die große Kaiserin hatte die Bewohner des Thales mit Privilegien zur Gewinnung und Verarbeitung des Flachses ausgestattet, und es gab auch hier derartige Erfolge, daß der Erwerbszweig gesichert schien. Die neuere Zeit hat aber einen solchen Umschwung der Dinge herbeigeführt, daß der Anbau des Flachses bloß noch zur Deckung der heimischen Bedürfnisse erfolgt. Auch findet man hier Hopfenkulturen, jedoch nur in kleinem Maßstabe.

Die edle Weintraube wird beinahe jährlich zeitig und wächst an windsicheren Orten an Mauern und Spalieren. In's Freie gepflanzt geht sie jedoch erfahrungsmäßig ein. Von anderen Gartenfrüchten dürfte es kaum eine inländische Sorte geben, die nicht fortkäme oder nicht durch den Eifer urwüchsiger Pomologen eingeführt wäre.

Der Obstbau erstreckt sich schon über die Dörfer hinaus bis in die Felder, wo besonders die saftreiche Mostbirne stark vertreten ist, die beinahe alle Jahre gedeiht. Nur die verschiedenen Pflaumengattungen scheinen sich im Thalgrunde nicht recht gefallen zu wollen und setzen selten Früchte an. Sie gedeihen aber desto besser auf den nächsten Anhöhen herum, von wo sie in staunenswerther Menge zu Markt gebracht werden.

Uralt ist der Thiergarten hinter dem Schloße G r e i f e n b u r g, dessen Ringmauer längst verschwunden, aus dem aber ein, so zu sagen, wilder Obstgarten geworden, in dem noch viele tragbare Bäume sich befinden, und wo zu den Zeiten Kaiser J o s e p h's die Geschichte mit den am Baume gebackenen Holundertrauben sich zugetragen hat. —

Die Auen sind namentlich Erlenauen. Der Laubfall führt Jahr um Jahr der Erde eine neue Decke zu, und so kommt es, daß der Boden sich schnell berast. Die Auen haben überall das gleiche Halbdunkel, das sie so anziehend macht. Im o b e r e n D r a u t h a l e sind sie stellenweise so weitschichtig, daß sie ein ganz eigenthümliches Bild gewähren. Die H a u z e n d o r f e r a u e hat eine Meile im Umfange. Die S t e i n e r a u e ist nicht viel kleiner. Da sie zur Sommerszeit als Weideplätze dienen, so gibt es daselbst ein wahres Labyrinth von ausgetretenen Pfaden, während oft kaum ein einziger Holzweg hindurch führt. Wer davon abirrt, mag zusehen, wie er wieder zurecht komme. Aber es ist auch das ein Genuß, darin zuweilen planlos umher zu irren. Das Grün in diesen Blätterhallen ist, wenn die Sonne darüberstrahlt, so intensiv, daß man davon wirklich bezaubert wird. Und während die jungen Bäume oft so dicht beisammen stehen, daß man umsonst durchzudringen versucht, ragen die ältern im Auengrunde mehr vereinsamt in schöne Gewölbe auf und bilden breite Dächer. Auf gelichteten Plätzen bewundert man die Schönheit des Rasens und den üppigen Graswuchs. Hie und da trifft man auf eine einsame hochumzäunte Rodung, innerhalb derer sich die schönsten Aehren wiegen. Der Boden der Auen ist durchfurcht mit alten Bachflußbetten und vielgewundenen Kanälen,

wo in dunkelnden Wassern die rostbraunen Zwerge unter den Fischen, die Bäuerlein, sich tummeln. Hier ist auch das Reich der Vögel, besonders der Singvögel, unter denen sich sogar zuweilen eine Nachtigall hören läßt, während Schnepfen und Kibitze in Menge sich vorfinden.

Gehänge.

Ueber die Sohle des Thales erheben sich an beiden Seiten der Drau terrassenförmige Berglandschaften von sehr verschiedenem Gepräge. Das hochgewölbte Gebirge der Sonnseite wird hinauf bis unter den breiten Waldgürtel, welcher an die Alpenböden grenzt, vortrefflich bebaut. Die Culturen befinden sich vom Thalboden 1900 bis zu einer Höhe von 3000—3200 Fuß über dem Meere. Hier ist überall goldener Boden. Die kalten Winde gelangen nicht hieher. Die Erdkrumme besteht aus morschen Diluvialgebilden. An Dünger ist kein Mangel, da die nahe gelegenen Alpenböden und Alpenwiesen den Landwirthen des Gebirges eine schwunghafte Viehzucht erlauben. Die sonnige Lage erfordert den Anbau des Bodens schon Anfangs März, so lange die Erde noch feucht ist, erfordert aber auch reichliche Niederschläge, da sonst später die Halme verdorren. Hier sey auch des merkwürdigen Contrastes erwähnt, der zwischen dem Körnerertrage und Ernten des Thales einerseits, und dieser sonnigen Berglandschaften andererseits besteht. Ist das Jahr reich an Regen, so hat der Gebirgsbauer regelmäßig eine sehr gute Ernte, die Thalbewohner aber eine mittelmäßige. Ist hingegen das Jahr trocken, so haben die Thalbewohner eine bessere Ernte als die Bergbauern. So werden die Menschen durch eine Einrichtung der Versehung aneinander gewiesen, und können durch freundlichen Austausch ihre Bedürfnisse decken — ihr Wohlbefinden erhöhen.

Die sonnigen Abhänge sind durch viele Schluchten von einander getrennt, treten bald mehr in's Thal hervor, bald weiter zurück, sind bald äußerst steil aufgerichtet, wie zu Lanzewizen, Rothenstein, bald ziehen sie auch sanft hinan, wie am Kerschbaum und Geppelsberg. Aber alle sind licht und hell, machen einen sehr wohlthuenden Eindruck, enthalten aber auch eine Fülle des Segens an Feld- und Baumfrüchten, der sie immer wird anziehend erscheinen lassen. Hier gibt es keine Gießgefahr. Die großen Bäche sammeln sich weiter oben, und fließen seitwärts in tiefen bewaldeten Gräben. Hier ist sogar oft Wassermangel und zu Wasserthener ist oft Wasser theuer. Hingegen befinden sich viele Bergbauern in einer anderen großen Gefahr. Die Diluvialdecke unter ihren Füßen geht nicht selten als donnernde Erdlawine zu Thal und begräbt dort die Fluren, während sie solche hier wegführt und nichts als einen harten Felsenboden zurückläßt. Es kann also der Bewohner der Abhänge nicht ohne Sorgen leben. Ihm ist bei einem solchen Unglück weniger zu helfen als dem Thalbewohner.

Die Schluchten, aus welchen die mächtigen Bäche hervorkommen, verdienen eine besondere Beachtung. Vorne gewöhnlich schmal und eng auslaufend, bilden sie im Hintergrunde weite Hochthäler von einem fast fremden Charakter. Der obere Waldgürtel senkt sich in sie tief bogenförmig herab und füllt sie aus bis zu ihrem Mündungsgebiethe. Hinter dem mächtigen Wald, und unmittelbar an die Voralpen stoßend liegen dort vor aller Welt verborgen stille Dörfer, die vielleicht besser als anderwärts das Gepräge alter Zeiten und Sitten bewahrt. Wenige Feldfrüchte gedeihen dort, desto blühender ist die Viehzucht und bei ihren einfachen Bedürfnissen leben ihre Bewohner zufrieden. Der Wald und die Alpe ist ihr Element, in dem sie erstarken, und an Wohlhabenheit können sie sich leicht mit ihren tieferen Nachbarn messen. Nur die Schneelawinen bringen ihnen oft großen Schaden. Sie zerreißen die Wege, die Brücken, tragen die Dächer ihrer Heuschupfen ab und erreichen manchmal verderbenschwanger auch die Wohnhäuser.

Der Wald der Sonnseite besteht aus Lärchen, Tannen und Fichten, tiefer unten mischen sich auch Laubbäume ein, die Buche habe ich hier nie beobachtet. In der Nähe von Rothenstein, dem alten Schloße, ist ein Wald von Kastanien, welche übrigens zerstreut am Kerschbaum öfters vorkommen und auch bei Greifenburg im sogenannten „Köstenthal" noch gegenwärtig zu finden sind; obwohl dies Thal, welches eigentlich der Ausgang des Gnoppnitzgrabens ist, durch die Gieß hoch aufgefüllt wurde.

Nach dem Vorkommen dieser Bäume in unserem Thale, erfordern sie eine windstille sonnige Lage auf Diluvialboden und reichen da bis 2400 Fuß hinan. Ihre süßen Früchte bleiben hier jedoch kleiner und werden nicht alle Jahre reif.

Ist nun das Gehänge der Sonnseite des Thales hell und licht, so haben wir hingegen im schattseitigen Mittelgebirge Wälder oben, Wälder in der Mitte, Wälder am Ufer der Drau. Dasselbe hüllt sich also in ein ehrwürdiges Waldesdunkel, aus welchem nur hie und da eine Wiese hervorblinkt. Bei näherer Betrachtung findet man aber auch in den Gehängen der Schattseite kleinere und größere Flächen und Terrassen mit Dörfern und Feldern, Obstgärten und Waldwiesen, die dem Blicke des Wanderers im Thale blos verborgen bleiben, weil sie sich horizontal ausbreiten und durch die Waldsäume versteckt sind. Das Reizendste sind hier die Waldwiesen, sogenannte „Oeden". Wohlriechende Orchideen und Maiblümchen bedecken sie. Das frische Laub mächtiger Buchen umschließt sie und dann der Ausblick über die lang hinausgezogenen Fichtenwälder in's helle Thal mit dem schimmernden hin- und hergewundenen Strome! Das muß man gesehen haben, das ist ein herrlicher Genuß. Und dann die malerischen Schluchten der Bäche, wo das Wasser über die polirten Kalkfelsen dahinfließt.

Die Natur des Gesteins spricht sich überall aus. Der Kalk hat die Schattseite unseres Thales mit ebenso romantischen Gestaltungen geschmückt, wie anderwärts. Man muß sie nur aufzusuchen wissen. Dem prachtvollen Hochthale der Plöcken entspricht hier der Birkacher-Graben, der Schlucht des Gartenkofels die wilde „Ochsenschlucht," dem Felsplateau der Urbanikapelle bei Möderndorf die Felsenhänge am Gailberge. Was wir aber allein besitzen, das ist der Reckberg, der in finsterer Majestät in der Mitte des Thales aufsteigt. Sein südlicher Abhang enthält die Idylle des Weissensee's, sein westlicher die leuchtenden Matten des Tröbelsbergs, während er nordwärts seine Schattenlinien weithinaus ins Drauthal wirft, den Reiz seiner sonnigen Umgebung zu erhöhen.

Die Grafenwegerhöhe, einst ein abwechselndes Standlager der Oesterreicher und Franzosen, von der man das obere Drauthal, das Weissenseethal und das Gitschthal bis weit über Hermagor hinaus übersieht, ist nun mit einem dichten Walde bestockt. Von hier an wechseln Schluchten und Wälder bis hin gegen die „Ochsenschlucht" mit Voralpenwiesen und Felsenzinnen und bis hinab an's Ufer der Drau mit Weilern und Gehöften.

Eine Merkwürdigkeit dieses Gehänges sind die drei Felsentrichter unweit des „Gassergutes" ob Bruggen. Man nennt sie „Kohlgrube", „Lammgrube" und „Hochgrube." Die zwei ersteren liegen neben einander und sind nur durch einen schmalen Grat, worüber ein Holzweg führt, getrennt. An der Südseite thürmen sich wilde Felsen hoch über sie empor, und dort oben hinter diesen befindet sich die „Hochgrube," die tiefste

und gefährlichste von allen. Die „Kohlgrube" ist jedoch die größte. Sie senkt sich ungefähr 20 bis 30 Klafter unter den Trichterrand, dessen Durchschnitt 50 bis 80 Klafter beträgt. Von drei Seiten ist sie im Innern von Felsen umgürtet, auf der vierten tritt ein Wäldchen kegelförmig hinab und im Grunde quillt ein Brünnlein köstlichen Wassers, welches alsbald der geheimnißvolle Boden verschlingt. — Wir haben hier eine Erscheinung des Karstes vor uns. Denn ungefähr 100 Klafter tiefer bricht am Thalrand eine mächtige Wasserquelle hervor, die wahrscheinlich zu diesen Aushöhlungen Veranlassung gab.

Man sagt zwar, daß es hier einst ein großes Bergwerksrevier gegeben habe, und daß von den daselbst gewonnenen edlen Erzen die Stadt Wien erbaut worden sey. Die verlassenen Gruben seyen dann eingestürzt und hätten diese Erdtrichter erzeugt. Man findet aber weder von einem Einsturze noch von bergmännischer Thätigkeit genügende Spuren.

Westlich vom „Gasser" liegen die Bergdörfer Eben und Kalch, und weiter hin Egg und Ebenberg. Dort finden wir die schönsten Bergwiesen mit Astern und Kraftrosen übersäet, dort auch die stille heimliche Fläche des Schneeteiches mit seinen Seerosen und Wasserfedern. Dort endlich die köstlichen Jagdreviere, aus denen ich bloß jenes um die „Rabenwand" hervorhebe. Ueber einem moorigen Grunde steigt sie senkrecht an 30 Klafter empor und bildet eine Stufe des Gehänges. Westlich und östlich ziehen sich aus der Umgebung Waldstreifen zur Tiefe, wo im weiten Kranze die Jäger mit gespanntem Hahne ihrer Beute harren. Jetzt ertönt im Hochwalde das Rüdengebell. Jetzt muß das gehetzte Thier durch eine Reihe von Jägern brechen; schon krachen die Mordgeschosse längs dem Hange und tausendfältig hallt es wieder von der fernen Wand, und sterbend blickt das arme Reh den erseenen Jäger an, der ihm bald den Garaus macht; oder aber es eilt gerettet flüchtigen Fußes zur nahen Drau, sich zu kühlen, und schaut, an's Land gestiegen, vom jenseitigen Ufer verwundert her, horchend dem melodischen „Hie hau" der es verfolgenden Meute.

Und die Jagd wurde hier und wird vielleicht noch mit Freude und Geschmack betrieben. Im nahen Ebenberg lebte vor einem Dezennium noch der Jäger Stoffenhoisl, der wohl ein Dutzend Bären im schattseitigen Revier erlegte. Außer den Rehen gibt es hier auch Füchse und vorzüglich Haselund Bronnhühner. Bären sind wohl schon ausgerottet, kommen aber doch noch zuweilen von Carnien herüber.

Auch hier finden an den felsigen Einfassungen des Thalrandes sich wie im Gitsch- und Gailthale die Rhododendron-Gebüsche der Alpen, die Potentilla caulescens und Pyrolen und Saxifragen. — Westlich von Feistritz zieht sich im Gehänge der Dellacher-Wald und weiterhin der Steinerwald bis zu Schloß Stein hin. Dieses aber auf steilen schwindligen Felsen hingebaut, so ein unscheinbares Adlernest — biethet dessen ungeachtet eine prachtvolle Aussicht dar und hat eine interessante Doppelkapelle mit einem seltenen Kunstbilde im Altare.

Zuletzt und nicht ferne von Oberdrauburg gelangen wir an den Rabisch, wo östlich ein schlangenförmiger Pfad, westlich aber die Bezirksstraße über den Gailberg zur Laasertratte sich hinanwindet. Diese Straße erinnert durch ihre Zickzackwege sowie durch die kühnen Parapetmauern gegen die Abgründe des Gailberger-Grabens an die großen Kunststraßen anderwärts, während die Felsensäulen rechts vom Wege an der Höhe ein Steinlabyrinth nach Art der „Adersbacherfelsen" bilden. Vergleichen wir zum Schluße das beiderseitige Gehänge, so stellt sich uns die Sonnseite fett, voll und wölbig dar, während die Schattseite eingefallen, mager, voll Rippen und Spießen sich präsentirt. Aber die Schattseite hat Ueberfluß an Wald, Mannigfaltigkeit in Bildern und Blumen, die Sonnseite ist reich an Licht und Früchten.

P. K.

Eisblumen.

Im niedern Erdgeschosse,
Im kleinen Kämmerlein,
Da weilt ein armes Mädchen
Verlassen und allein!

Von ihren schönen Augen
Entstürzt der Thränenquell
In runden klaren Perlen,
Gar rein und silberhell!

Die salz'gen Thränen fließen
Aufs kleine Fensterglas,
Daran auch haften bleibet
Der edlen Thränen Naß.

Und unter bitt'rem Weinen
Da schläft das Mädchen ein
Am eisigkalten Fenster
Im frost'gen Kämmerlein.

Wie so das Mädchen schlummert
Im Stübchen schneeig kalt,
Der Nord am Fensterglase
Die schönsten Blumen malt.

Und wie sie d'rauf erwachet
Verlassen und allein,
Blickt auf das arme Mädchen
Der milde Sonnenschein.

Und blitzet durch die Blumen
Von Frost, am Fensterlein,
Daß sie hell schimmern, glänzen
Im Diamantenschein!

Ach denkt sich's arme Mädchen,
Wie sie die Blumen sieht,
Wie schön sey'd ihr, wie glitzernd
Von Thränen aufgeblüht!

Und wie sie sich so freuet
Zerfließt im Sonnenstrahl,
Der Eisesblumen jede
Am Glase klein und schmal!

Da ruft mit herbem Schmerze,
Ihr Aug' gen Himmel fleht:
„So arm verlassen bin ich,
Daß mir kein Blümchen blüht!"

Rudolf Waizer.

Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte Kärntens.

Von P. v. Radics in Laibach.

Codex Cgm. 1254 Fol. 55—59 der königl. Hofbibliothek zu München enthält ein Verzeichniß der zur Zeit der Gegenreformation in Innerösterreich aus den 3 Ländern Steiermark, Kärnten und Krain „der Religion wegen" nach Deutschland ausgewanderten Adeligen. Darunter Fol. 57 und 58 die Kärntner.

Aus dem Erzherzogthum Kärndten sein gezogen, so auch ohne vnterscheidt, vnd ohne ansehen ihrer praerogativ, vorzug vnd Session in den Landtaegen, gesetzt werden, wie folgt:

Aus dem Herrenstande.

1. Herr Georg Sigmund, Herr Gobfrid, Herr Carl, Herr Erasym und Herr Christian alle Freiherrn von Egg, sammbt ihren Gemahlin, kindern vnd anverwanthen.

2. Herr Barthlome Freiherr v. Dietrichstein (so auch ettetter in Oberösterreich gehabt, vnd daselbst vor diesem im Herrenstande Verordneter gewesen) sammbt dero Gemahlin, erwachsnen Herrn Söhnen, verheurathen Herrn Sohn Herrn Rudolphen vnd Freulein Töchtern vnd Sohnsfrauen.

3. Herr Paul, Herr Hanß und Herr Siegmund Khevenhüller Freiherrn, sammbt dero Gemahlin, Kindern und Fräulein Schwestern.

4. Herr Barthlome, Herr Hans Lienhart, Herr David, Herr Andre Ludwig und Herr Carl Freiherr von Windischgräz.

5. Herr Helffrich vnd Herr Hans Fried. Herrn von Freyberg Freih.

6. Herr Christoph, Herr Moriz, Herr Bernhart, Herr Veit Christoph vnd Herr Clement Herrn vnd Freiherrn von Welz.

7. Ein Graf von Thurn zu Bleyburg.

8. Herr Veit Georg Freiherr von Eybiszwaldt.

9. Herr Franz Freiherr v. Pröfing, so vor wenig Tagen zu Regenspurg diese Welt gesegnet hat.

Aus dem Ritterstandt.

1. Herr Georg Sigmund und Herr Christoph Friderich v. Spangstein sambt dero Gemahlin vnd Angehörigen auch der Freulein Kemeterin.

2. Herr Alexander Ernst vnd Herr Hans Fried. Rauber.

3. Herr Hans Christ., Herr Albert vnd Herr Moriz von Cronegg.

4. Herr Barthlome vnd Herr Joachim von Mandorff.

5. Herr Hans Christ., Herr Wolf Sigmund, Herr Melchior vnd Herr Burkart Hagen.

6. Herr Conrad vnd Herr Paul (deßen Herr Vater im land bliben vnd Römisch-Catholisch worden) von Hailegg.

7. Herr Christoph der Elter, Herr Christoph der Jünger, Herr Hans und Herr Godfried die Sämiz.

8. Herr Joel vnd seine Söhn, item Herr Mathias die Türggen.

9. Herr Georg Sigmund Seenußz sambt 2 Söhnen.

10. Herr Christian Haidenreich sambt seiner Frauen. Item H. Franz Balthasar Haidenreich.

11. Herr Hermann Bernhardt, Herr Seyfrid, Herr Sebald und Hans Caspar die Feulner.

12. Herr Franz Heeritsch sambt seiner Gemahlin.

13. Herr Mathias von Kellerberg.

14. Herr Seyfrid Leininger sambt seiner Frauen Gemahlin.

15. Herr Hans Kuchler.

16. Herr Barthlome Mayer.

17. Herr Wolf Sigmund von Metnitz.

18. Herr Viktor Fridrich Remboldt mit seinen Söhnen.

19. Herr Bernhardt vnd Herr Elias von Standach.

20. Herr Wolf Sigmund Preinberger.

21. Herrn Ehrenreichs Kulmer 2 Herrn Söhne sambt Herrn Ferd. Kulmer.

22. Herr Maximil., Herr Hans Jacob vnd noch ein junger Herr Jabarnigg.

23. Herr Veit, Herr Hans Christ., Herr Veit Sigmund, Herr Carl und Herr Barthlome die Puzen.

24. Herr Franz, Herr Wilhelm, Herr Hans Augustin, Herr Balthasar die Aschaner.

25. Der junge Gaisruck.

26. Der alte Herr von Ostettner.

27. Herr Wilhelm von Mosheim.

28. Herr Conrad Wehrner.

29. Der junge Wucherer.

30. Herr Siegmund von Waibegg.

31. Herr Daniel vnd Herr Andre von Bernardin.

32. Herr Franz, Herr Hans vnd Herr Christoph (sambt seinem Bruder) die Gschwindten.

33. Herr Görtschacher.

34. Die Rosenhainer.

35. Herr Hans, Herr Georg Mathes vnd Herr Fridrich Singer.

36. Herr Christoph Schneeweißz vnd sein Sohn.

37. Herr Joachim Mägerl vnd sein Brueder.

38. Herr Hector, Herr Hans Ulreich, Herr Franz Lienhart, Herr Andre vnd Herr Wilhelm von Ernau.

Von Wittfrauen sein aus Kärndten gereißt:

Frau Obristin Frau von Herberstein Freiherrin.

Frau Signua Frau von Welz Freyin, so mit Ihr hab die Frau Hagin vnd Ingehörige.

Frau Moria Frau von Polheim, geborne Kevenhüllerin.

Frau Lucretia von Ernau sambt ihren Kindern.

Die Frau von Mandorff.

Die Frau von Hailegg, deren Herr und Gemahl im land bliben vnd Römisch-Catholisch worden ist.

Die Frau Feutnerin.

Die Frau von Kellerberg.

Literarische und Kunst-Notizen.

1) Alpenklänge. Deutsches Album aus der Steiermark. Mit Beiträgen von 33 Literaten herausgegeben von Carl Pfeifer. Der Ertrag ist für die Abgebrannten in Unzmarkt. Graz, 1862, bei A. Leykam's Erben.

Der Zweck dieser kurzen Anzeige ist nicht, die freundliche Gabe der hier vereinigten Schriftsteller mit einer kritischen Sonde zu durchgehen, sondern nur das lesende Publikum auf das mehrfältige Werthvolle, das sie enthält, aufmerksam zu machen, ungerechnet ihrer wohlthätigen Widmung. Nicht gleichgültig kann es uns seyn, daß unter den genannten Spendern sich fünf Kärntner (Gustav Bogensberger, Fercher von der Steinwand, Friedrich Marx, Fritz Pichler und Adolph R. v. Tschabuschnigg) und außerdem noch mehrere Mitarbeiter der „Carinthia" befinden, was uns zugleich die Pflicht auferlegt, dieser Gabe zu gedenken. An die hier vereinten jungen Talente sich anzureihen, trugen auch bewährte Senioren der österreichischen Literatur kein Bedenken, an welche kräftige Eichen der geniale Nachwuchs rühmlich emporwächst. Wir überlassen es dem freundlichen Leser, aus

dem Gegebenen nach seinem Urtheile das ihm am meisten Zusagende auszuwählen und wollen nur des gefeierten Veteranen der österreichischen Dichter, Franz Grillparzer, erwähnen, und zugleich uns erlauben, die sehr werthvolle Spende desselben hier mitzutheilen, nämlich die folgenden acht

Epigramme.

1.

Das Unmögliche wollen,
Das Undenkbare denken,
Das Unsägliche sagen
Hat stets dieselben Früchte getragen;
Du mußt, wenn die Träume sich scheiden,
Auch das Unleidliche leiden.

2.

Ein Vorzug bleibt uns ewig unverloren,
Man nennt ihn heut Nationalität;
Sie sagt, daß irgendwo der Mensch geboren,
Was sich nun freilich von selbst versteht.

3.

„So ist Dir erloschen der Muse Gunst,
Erlahmt Dein ganzes Streben?" —
„„Mein Freund, ich übe die schwere Kunst,
In diesen Zeiten zu leben.""

4.

Es gibt nun bald nichts Hohes mehr,
Das nicht ein Jeder erreichte;
Und in der Welt ist nichts mehr schwer,
Als eben nur — das Leichte.

5.

Den Stoff gibt uns des Zufalls Hand,
Die Fäden spinnet der Verstand,
Doch soll der Stoff auch Nutzen geben,
Muß Dein Gemüth auf's neu ihn weben.

6.

Bereitet nur vor die künftige Zeit,
Ihr, neuerer Weisheit Jünger,
So daß ihr selbst nicht Früchte seyd,
Nur künftiger Ernte — Dünger.

7.

(In ein Exemplar: „Des Meeres und der Liebe Wellen.")
Die Wellen legen sich, wohl nur zu sehr,
Allein die Liebe bleibt — es bleibt das Meer.

8.

(In ein Exemplar von: „Der Traum ein Leben.")
In Weimar war die Kunst ein Leben,
In Wien ist sie ein Traum.

2) Mußestunden. Illustrirtes Familienblatt zur Unterhaltung und Belehrung. Wien, von R. v. Waldheim's xylographischer Anstalt.

Dieses schon durch mehrere Jahre bestehende Journal wird auch im laufenden Jahre 1862 fortgesetzt. Anziehende Novellen mit einzelnen bildlichen Scenen aus denselben, Biographien hervorragender Zeitgenossen mit getroffenen Abbildungen, naturwissenschaftliche Aufsätze, meistens durch gelungene Abbildungen zu näherem Verständniß anschaulich gemacht, und Poesien bilden den Inhalt dieser Zeitschrift, die sich dadurch selbst empfiehlt und keiner weiteren Anempfehlung bedarf. —

3) Waldheim's Illustrirte Zeitung. Politisch-belletristisches, jeden Sonnabend im Umfange von einem und einem halben Bogen in Groß-Oktav mit vielen Holzschnitten erscheinendes Wochenblatt. Wien, von R. v. Waldheim's xylographischer Anstalt.

Dieses neue Wochenblatt, eingerichtet nach Art der längst bestehenden großen englischen, französischen und deutschen illustrirten Zeitungen, hat sich zum Ziel gesetzt, eine wahrhafte Chronik aller denkwürdigen Ereignisse, ein treuer Spiegel der Bewegungen auf allen Gebiethen menschlicher Interessen, ein Repertorium der Arbeiten und Eroberungen des menschlichen Geistes zu werden — und alles Das in jener Begrenzung, welche sich für eine Zeitschrift ergibt, die weder Fachblatt, noch politisches Tageblatt, sondern ein Haus- und Familienblatt im wahren und besten Sinne des Wortes seyn soll. Besonders wird sich dieses Wochenblatt zur Aufgabe machen, die Fortschritte, welche Oesterreich auf politischem, wissenschaftlichem, künstlerischem und industriellem Gebiethe macht, illustrirend zu begleiten. Neben dem belehrenden und anregenden Theile wird dieses Wochenblatt auch dem unterhaltenden Theile entsprechenden Raum gönnen. — Der artistische Theil des Blattes, für welchen seit Jahren umfassende Vorarbeiten gemacht wurden, an denen sich Künstler von bedeutender Begabung betheiligten, wird im innigen Zusammenhange mit dem litterarischen stehen; dessen besondere Aufgabe aber wird es seyn, ununterbrochen lebendiges Zeugniß abzulegen von den Fortschritten der Holzschneidekunst in Oesterreich, deren Pflege sich die Verlagshandlung seit ihrer Gründung angelegen seyn ließ. — In wie ferne dieses Streben sich durch die That zeigt, kann die erste Nummer beweisen, denn sie bringt eine gelungene Abbildung des so viel besprochenen und stets mit ungetheiltem Beifall, ja mit Bewunderung, erwähnten Gemäldes des Düsseldorfer-Künstlers, Ludwig Knaus: „Die goldene Hochzeit" (nach einer Photographie) — die Porträte der Reichstags-Abgeordneten Dr. Franz Smolka und Dr. von Mühlfeld — das Vereinigungsfest der Lithauer und Polen bei Kowno am 12. August 1861 — das Probepflügen mit dem Fowler'schen Dampfpfluge zu Schwechat am 14. November 1861 — das Porträt des am 14. Dezember 1861 verstorbenen Prinzen Albert — die Abbildung des Szecheny-Pokals nach dem Entwurfe von Franz Springer, endlich ein Bild aus Karl Swoboda's Illustrationen zu G. Kinkels „Otto der Schütz." — Wir freuen uns dieses Unternehmens in Oesterreich und wünschen demselben vielfache Theilnahme und Unterstützung, die allein ein mit so vielen Kosten verbundenes Journal erhalten kann.

Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 26. Jg. 1861.)

schleapern, mit Heftigkeit trinken, eigentlich einen flüßigen Körper in großer Menge und mit einem merklichen hörbaren Geräusch in sich ziehen, einschlürfen. Englisch: to slabber, gewöhnlicher slobber. Landschaftlich: slabbern, schlabbern = heftig einschlürfen. Die Engländer sagen auch von solchen Thieren, die, wie die Hunde, die

Flüssigkeit mit der Zunge einnehmen, to lap; sie sagen: the dog laps. Dieses ist das mit einem S verlängerte Niederdeutsche Slappen — und unser mit dem vorgesetzten **Sch** — entstandene Schleapern — Schleppern. Eberh. V. 87.

schleatern, schleudern, mit Gewalt etwas von sich werfen.

schleckn, naschen, lecken. Sieh' G'schleck.

schleidern. 1) Leichtsinnig und unnütz verbrauchen, besonders die Zeit im Nichtsthun vorübergehen lassen. Das Englische: to slattern hat ebenfalls diese Bedeutung. Landschaftlich: schlaudern. Sieh' Hilpert II. 378. 2) Bei Kaufleuten die Waare unter dem Kaufpreise verkaufen.

schleinan, sich beeilen.

schleißig, dünn, leicht, durchsichtig von einem Zeuge oder Stoffe. Englisch: sleazy (sprich: slissy). Landschaftlich: schleißig.

schlenggern, sitzend die Füße hin und her bewegen. Das Altbrittische shambling bedeutete: schlenkernd von den Beinen, das Schlenkern beim Gehen.

schletterisch, oberflächlich, schlenderisch, halb etwas thun. Im Englischen bedeutet shatter — pated = zerstreut, gedankenlos, unbesonnen. Landschaftlich: schatterig, schetterig.

schlewetzig. Sieh' schlabutzig.

Schliafer, der Muff, eine Art Aermel, welchen Frauenzimmer unterm Busen tragen, und so beide Hände vor der Kälte schützen. Im Englischen heißt wirklich sleave = der Aermel. Landschaftlich: Schliefer.

Schlifl, ein rober, ungehobelter Mensch.

schlikn, schlucken, åbeschlikn = hinunterschlucken.

Schlipferle, ein Mundvoll Getränkes, Weines, Wassers. Englisch: to sip, gehört nächst sop und sup zum Landschaftlichen: sippen, saufen. Französisch: souper. Spanisch: sopo, d. h. in kleinen, abgesetzten Zügen trinken, nippen, mit halbgeschlossenen Lippen eine Flüssigkeit in sich ziehen — schlürfen, sip = der Nipp, der Schluck — z. B. a sip of wine.

Schlitschua, Eisschuhe.

schlitzn, mit Ketten binden, fesseln, wie Verbrecher rc.

Schlögl, ein Holzklotz mit einer Handhabe versehen, um die Keule beim Holzspalten tiefer zu treiben. Figürlich: ein grober, roher Mensch.

Schlöpp, die Epilepsie. Das sogenannte: Hinfallende.

schlöppn, schwere Lasten tragen, oder ziehen; d'eschlöppen = sich beschmutzen, besudeln.

Schlnke, ein langes Hemd der Frauenzimmer ohne Aermel.

Schluker, ein armer Tropf, pauvre diable!

schlurrn, auf dem Eise schleifen, gleiten.

schluttern, vor Kälte zittern.

schluzig. Sieh' schlazig.

Smalzbliaml, die gelbe Feldrause.

Schmalzmuas, eine Speise, bestehend und gemacht aus Mehl, Milch und Schmalz, besonders am Festtage der Kirchweihe.

Schmårn, eine Mehlspeise, gemacht aus Mehl, Eiern und Butter. Vielleicht ist als Stammwort zu betrachten das alte Mähren, oder Maeren, Meren, Merren, welches (sieh' Schilter) in Etwas herumrühren oder wühlen, bedeutete. Unser Schmeer, welches ein dickes Fett bedeutet, das Griechische: σμυρις, Lateinische: Smyris, Hochdeutsche: Schmergel, im gemeinen Leben Schmiergel müssen hier beachtet werden.

schmarozn, sich ungeladen bei fremden Tischen einfinden.

Schmazn (die), der Durchfall; daher das Zeitwort: schmazn = cacare.

Schmåzer, der Kuß, ein Schallwort, d. h. ein hörbarer Druck der Lippen auf einen geliebten Gegenstand aus Gefühl der Liebe, oder als Zeichen der Verehrung, so benannt nach dem Schalle, den ein kräftig gegebener, als erwiederter Kuß verursacht. Im Diminutiv: Schmåzerl.

schmechtig, wird von einem Menschen gesagt, der lang und zugleich dünne und schmal ist, sofern seine Gestalt ihm das Ansehen von Schwäche gibt; also Gegensatz von Starken, Kraftvollen. Es stammt von schmachten = Hunger und überhaupt Mangel leiden, und hat den Nebenbegriff von Schwäche. Eberh. V. 139.

schmeißn, werfen, schleudern — einen Körper von dem, was ihn bisher festhielt, forttreiben — von Menschen in Kärnten = Jemanden hin auf den Boden strecken. Englisch: to smite. Sieh' Adelung. Auch züchtigen.

Schmeer, das dicke Fett eines Schweines, — Schmeerlaab = ein Laib Fettes vom Bachenschweine. Englisch: smear, die Schmiere, Salbe, smeary = fettig.

schmiaggn, die ausgewaschene Wäsche vom Naß durch Drehen befreien.

schmiagn, ausschmiagn.

schmiarn. 1) Mit Fett bestreichen, besudeln, beschmutzen. Aus der Schmiae herausreißn, d. h. Jemanden aus einer Verlegenheit helfen. 2) Figürlich: bestechen. 3) Figürlich: unzüchtig betasten. Sieh' Schmeer. 4) Streichen — bestreichen, d. h. einen mehr oder weniger flüssigen Körper auf einen festen ausdehnen, daß er auf diesem sitzen bleibt; z. B. Butter auf das Brot schmiarn, oder streichen, daher Schmiarkas, d. h. Streichkäse, der sich schmieren, streichen läßt. Sieh' Schmårn. Eberh. V. 152.

schmökn, **Schmöker**, riechen, und Schmök'r scherzweise die Nase. Bei Willeram smekken = riechen VII. 8. Bei den Angelsachsen: smaec. Sieh' schmecken bei Adelung.

schmukn, den Körper zusammenziehen, sich erniedrigen, demüthigen, abwärts rücken, schmiegen. Angelsächsisch: smugan = kriechen. Hochdeutsch: schmiegen.

„Ich aber schmug mich wie ein Meußlein."

Hanns Sachs.

schmunzeln, **schmuzn**, verstohlener Weise lächeln, so wie schmuzn = heimlich lächeln. Altdeutsch: smuezen. Sieh Harneck Cap. 368. Holländisch: smuglen.

Schmuzr, die vielsagende, halblächelnde Miene, nach Anhörung irgend einer Rede oder Erzählung.

Schmuz, der Unflath, Unreinigkeit.

schmuzn, unrein, befleckt, besudelt werden.

Schnåaßn, eine lange Reihe, eine Zeile, ånschnåaßn = anreihen.

schnåatn, beschneiden, schnitzen, stümmeln, von Bäumen im Walde.

schnabullarn, mit Lust essen, sichs schmecken lassen.

Schnakerl, **Schnakerle**, der Rülps.

Schnåkn. Possen, Albernheiten, lustige Streiche.

Schnåps. die gewöhnliche Benennung des Branntweines.

Schnåpsåk, ein Sack von Tuch, oder Leder, oder Leinwand, den man um die Schulter zu hängen pflegt.

schnåechn, im Schlafe einen dumpfen, rauhen Ton von sich hören lassen. Englisch: to snarl, verwandt mit schnaeren, nöegeln. Landschaftlich: nüegeln.

schnåttern, schnell, und unverständlich reden, und zwar geringe, unbedeutende Sachen, von Menschen. Bei Thieren wird es bloß auf die Gänse beschränkt. Snatee im Niedersächsisch = Klappermaul. Lateinisch: blaterare = schnell reden und viel.

schnaubn, **schnau'n**, schnauben.

Schnauzbårt, Schnurbart. Eberh. I. 131.

schnazln, schnitzen, schneiden, baseln, mit unbedeutenden Holzarbeiten sich beschäftigen.

schnead, **schneada**, klein, unscheinbar, z. B. håst kåa schneads Gelt, d. h. hast kein kleines Geld, als da sind Pfennige, Kreuzer, Groschen.

Schneadele, das jüngste Kind in der Familie.

schnegeln, werfen, schleudern.

schneggern, schlecht, mühsam schnitzen — aus Zeitvertreib hölzerne Gegenstände mit einem Messer bearbeiten.
Schnekerl, die gekräuselte Haarlocke.
schnelbn, schneien.
Schneid, die Schneide, Muth, Kühnheit. Sieh' Scherz — Oberländische Glossen unter Schnsude, schnoewen und schnoben.
schneidig, schnittig, scharf, mit Schneide versehen, von Messern, Instrumenten. Figürlich: muthig, kühn; schnittig = in die Nase steigend, kalt. Bei Helbling = sneidich.
schneidn, castriren, von Thieren, verschneiden = verwunden. Figürlich: sich irren, verrechnen.
schneizn, sich die Nase reinigen. Stammwort ist Schnauze, welches nur den Thieren, nicht aber dem Menschen, am allerwenigsten einem feinen, gebildeten Menschen zugeschrieben wird.
Eberhard I. 131.
schniarn, Jemanden prellen, in der Zahlung oder Zeche Jemanden überhalten.
schnipfn, kleinliche unbedeutende Sachen stehlen.
Schnipfer, ein Dieb, ein Schelm.
Schnitt'n. 1) Ein dünnes von einem Ganzen abgeschnittenes Stück. 2) Eine körperliche Züchtigung, z. B. er håt seine Schnittn kriagt. Snita = Mundbissen = buccella.
Otfrid. IV. 12. 75. Eberhard. VI. 276.
Schnizr, ein Versehen, Vergehen, dummer Streich, Fehler. Ein Schnitzer ist soviel als ein Schnitt. — Es bezeichnet also dieses Wort einen Fehler nach dem Bilde, daß dadurch gleichsam ein Schnitt in Etwas, z. B. in eine Sprachregel, gemacht wird.
Eberhard V. 162.
Schnofla, Strauch'n, der Schnupfen. Englisch: to snuffle = schnüffeln, schnarchen, schnaufen. Landschaftlich: schnuffeln, durch die Nase reden, näseln. Schwedisch: snöfla. Angelsächsisch: snofl.
schnudeln. Sieh' Eberhard B. 279.
Schnufln, eigentlich durch die Nase reden. Näseln. Wie oben snuffle, beschnufln = die Nase überall dabei haben.
schnupfazn, etwas ausspüren, um Kleinigkeiten sich kümmern, durchsuchen.
schnurn, einen dumpfen, rauhen Ton von sich geben. Sieh' schnårchn, to snarl = schnarren.
Schober. 1) Eine Anzahl von Vier; z. B. a Schober Nußen = vier Nüsse. 2) Eine Anzahl von sechzig, besonders von Getreide-Garben. Nach Schöbern oder sechzig Garben berechnet der kärntnerische Landmann die Ernte; z. B. der Schober Roggen gibt 7 oder 8 Maßl.
Schöberlan, das in kleine Haufen aufgehäufte, zusammengetragene Heu, um es des andern Tags wieder zu zerstreuen und zu trocknen; genannt: Schöberlan stran.
Schöbm, eine Art Krätze — Hautausschlag. Altenglisch: to shab. Landschaftlich: schuppen und shabby = schuftig. Griechisch: σκυλος = schuftig, lumpig, armselig. Also Herr Ziska. — Nach meiner Meinung ist es rathsamer, das Englische scab hieher zu ziehen. Scab, nebst shave, zu Schabe, schaben, schäbig. Lateinisch: scabo, scabies, scabiosus. Italienisch: scabbia, scabioso. Griechisch: σκαπτω σκαφευω = die Krätze bei Pferden, die Schabe. Figürlich: der elende, armselige Mensch, Lump, Lumpenkerl, Lumpenhund, Schuft; und unser schöbig, Niedersächsisch: schöviск. Englisch: scalled = schäbig, grindig, scharfig. Sieh' scald bei Hilpert II. 327.
Schoder, der Sand, Kies, ånschodern = eine Straße mit kleinen Steinen, mit Sand herstellen, fahrbar machen.
Schofl, eine Ausschußwaare, schofl = elend, schlecht, unbrauchbar.
Schock, eine Menge Menschen, Vögel, die sich durch Gehen, Bewegen, Fliegen zusammenfindet; z. B. a Schock Vögel, d. h. eine bedeutende Anzahl, eine Menge. In Deutschland eine Anzahl von 60.
schölln, enthülsen, entschalen, schälen. Englisch: to scale = der Schuppen berauben, schuppen, abschalen — aushülsen.
Hilpert II. 355.
schölln, schöllt, sollen — ein unvollständiges, unregelmäßiges Zeitwort.
Schölm, ein Dieb.
Schont, die Schande, Unehre. Er håt kâa Schont im Leib.
schoppn. 1) Anfüllen, vollfüllen, ausfüllen, z. B. ein Kleidungsstück. 2) Füttern, mästen; z. B. einen Kapaun schoppn, d. h. denselben wider seinen Willen mit erweichten Getreidekörnern und dergleichen vollfüttern. 3) Ausstopfen, z. B. einen Vogel ausschoppen. 4) Das Bewegen einer zusammengedrängten Menschenmasse in irgend einem beschränkten Raume.
schörgn, Jemanden angeben, verrathen. Ob nicht das Englische: to search hieher gehört? Französisch: chercher. Landschaftlich: scheegen, schirgen, schüegen. Lateinisch: urgeo. Griechisch: σκαιρω = etwas suchen, darnach forschen, untersuchen, aufsuchen, auffinden, forschen. to search truth = die Wahrheit entdecken. Hilpert II. 338.
Schörgantl, der Angeber, Verräther. Im Englischen: searcher = Erforscher, Prüfer, Untersucher. Die öffentlichen Beamten in London, welche die Todtenschau vornehmen. Hilpert II. 339.
Scholn, der Topfen.
Schpiztrötter, der erste, der den prozessionähnlichen Zug bei dem Kirchgange der Hochzeitgäste anführt. (Im Möllthale.)
Schrågn, ein Gerüst, Gestell, überhaupt ein altes, nichtswerthes Holzwerk, z. B. ein alter, morscher Kasten.
schraufn, schrauben.
Schrefl, die kleinen, zersplitterten Holztheile.
schrefln, das Holz in kleine Theile zerlegen, zerspalten.
Schrik, ein Riß, Spalt, Sprung in einem festen Körper.
schrikn, einen Riß, Spalt bekommen, z. B. d'r Höfn is g'schrickt, d. h. er hat einen Riß, Spalt. Italienisch: screcchiare, cricchiare — es ahmet eigentlich den mit dem Zerspringen verbundenen Laut nach, und ist als ein Intensivium von schreien, anzusehen. Schwedisch: skria. Isländisch: skracka. Englisch: to skreek. Indessen hat Hilpert in seinem Dictionaire dieses skreek nicht aufgenommen.
schrög, schief, quer, überwärts.
Schrol, ein großes, plumpes Stück. Figürlich: ein roher, aufbrausender Mensch.
schrömös, schief, quer, verkehrt überwärts. Altdeutsch: schlem. Holländisch: slim. Lateinisch: limus.

St — sprich: scht.

Schtådl, die Scheuer, Scheune.
schtaliarn, schelten, schimpfen.
schlampern, herumschlendern, müßig umhergehen.
schtåmpfn, mühsam im Kothe sich fortbewegen, herumtreten.
Schtångan, sieh' Rântn. Einem die Stångan hâltn, d. h. dessen Parthei ergreifen.
Schtantn, ein Wasserbehältniß für Feldarbeiten aus Holz. Ob nicht vom Lateinischen stare?
schtantipede, alsogleich, auf der Stelle, augenblicklich. Aus dem Italienischen: stante piede.
Schtäpfl, die Stufe.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Zweiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 2. Sonnabend, den 25. Jänner 1862.

Der Ritt nach dem Rosengarten. *)

1.

Es saßen die Amelungen in ihrer Pfalz zu Bern,
Von ihren Thaten und Fahrten sprachen sie oft und gern;
Die Becher klangen fröhlich, mancher gute Mann
Rühmte die Abenteuer und was sein Muth gewann.

Von Friedegunde erzählte Walfhart, der sie befreit,
Held Dietlieb hatte den Lindwurm besiegt in schwerem Streit,
Es zeigte schalkhaft lächelnd der Schwanenjungfrau Kleid
Wieland; dies Abenteuer erregte bei Manchem Neid.

Da sprang Dietrich vom Stuhle und schrie im gewaltigen Kreis:
„Was nutzt von alten Fahrten alle Ehre und Preis?
Ich frag' nicht nach Vergangnem, ich lieb' die künftige That,
Sagt, wohin sollen wir reiten?" — Das schien Allen guter Rath.

„Es gibt noch Bären und Riesen, die Arbeit geht nicht aus." —
„Wie wär's, wenn wir erschlügen den Kaiser in seinem Haus?"—
„Oft zwangen wir Bären und Riesen, Rom aber liegt gar fern;
„Könnt ihr nicht Bess'res ersinnen, so schwindet unser Stern!" —

„Ich wüßt' ein Abenteuer, das wär' von seit'ner Art:
In Laurin's Rosengarten blühen viele Rosen zart."
Held Wieland sprach's, da lachte mancher Recke fast mit Spott.
„Vergeßt nicht, Blut und Rosen sind beide purpurroth." —

„Ein harter Kampf, ein blutiger, wäre mir schon recht,
Doch sollen wie Rosen pflücken, das ständ' uns wahrlich schlecht."—
„Ist unser Schild gegen Dornen, für Blumenstengel das Schwert?
Und sollen nur Blätter fallen, wenn's aus der Scheide fährt?"

So schreit der starke Heime, viele Recken stimmen ihm bei,
Es dröhnen Tische und Bänke, manch Kelchglas springt entzwei.
Doch wie sie so zankten und schwankten, da fing's zu dämmern an,
Als wär' getaucht in Purpur der ferne Himmelsplan;

Es sprühte, als käm' der Frühling mit seinem Rosenkranz',
Als wäre ausgegossen aller Lust und Liebe Glanz;
Es leuchtete und blitzte gar lieblich durch den Saal:
Das ist der Rosengarten Laurin's im Abendstrahl!

Da fahren von ihren Sitzen die Recken im fröhlichen Kreis:
„Die Rosen, die drüben glühen, sind doch kein gemeiner Preis!"
Sie eilen aus der Halle, sie schwingen sich auf's Roß,
Sie sprengen hinaus in's Dunkel, dahinter jagt der Troß.

Sie reiten in's Gehege, sie reiten über den Klee,
Bald gleitet an ihrer Seite der weite, blaue See;
Es rauschte neben Zitronen das Wasser an Strand und Wehr',
Die Nachtigallen sangen vom Rosengarten die Mähr.

Wo die Recken zogen, rasselte Schlucht und Thal
Von Eisenpanzern und Helmen und von den Schwertern aus Stahl.
Sie ritten im Sonnengefunkel, sie ritten in Sternenpracht
Drei lange Tage, dazwischen gelagert ward in der Nacht.

Es ging bergauf und nieder, es ging durch Geröll und Sand,
Ueber Felsen und Klippen, daß fast der Muth entschwand,
Daß sie den Ritt verwünschten und den, der ihn ersann;
Doch wendeten sie die Rosse, fing's wieder zu leuchten an.

Und jeden Abend schaute, wie goldner Nordlichtschein,
Der Glanz vom Rosengarten über die Alpen herein.
Und sind's Rubinen, die funkeln, sind's Rosen, die purpurn blüh'n?
Wie, oder Mädchenwangen, die ganz in Liebe glühn?

Mögen es seyn Rubinen, sey's heller Wangen Pracht,
Die Amelungen vollbringen, was sie in Trotz erdacht;
Sie wollen die Rosen schauen in der Elben Huth,
Sie wollen die Rosen brechen, und gält' es edles Blut.

2.

Sie waren lang geritten, müde war Mann und Roß;
Jetzt schienen sie am Ziele, die Freude war wahrlich groß.
Der prüfte Schwert und Bogen, der schliff sich Helm und Lanze,
Sie wollten zum Kampfe reiten im vollen Waffenglanze.

Der Rosengarten leuchtete hell über den nächsten Grat,
Es galt das letzte Wagen, dann war vollbracht die That;
Sie kletterten und stiegen, — die Arbeit war nicht leicht,
Sie schwangen die breiten Schwerter; endlich war Albheim erreicht.

Jetzt wollten sie Rosen brechen, schwelgen in Blüh'n und Duft,
Doch, siehe, da gab's nur ewige Gletscher und Berg und Kluft,
Auf hohen, funkelnden Firnen, auf verwittertem Gestein'
Hing ein purpurner Nebel: das war der Abendschein,

*) Aus dem Album für 1862: „Deutsche Kunst in Bild und Lied, herausgegeben von Dr. Karl Rahrbach, verlegt von J. G. Bach in Leipzig."

Hing ein Sprühen und Leuchten einsam über Berg und Thal,
Es glühten alle Gipfel: das war der Abendstrahl.
Die Helden bielten verwundert im öden Felsenplan',
Sie rieben sich die Augen, und schauten fast blöd sich an.

Da gab's keine Rosen zu pflücken, es brauste der wilde Föhn,
In ewigen Einsamkeiten donnerte Lawinengedröhn,
Wüst klang's um ihre Ohren, wüst lag's vor ihrem Blick,
Dietrich sprach zu den Recken: „Reiten wir nach Bern zurück!"

Sie schwangen sich in die Bügel, sie nestelten den Zaum, —
War das ein Abenteuer, oder war's ein loser Traum?
Sie sprengten den Abgrund nieder, sie ritten den Steg entlang,
Es rasselten Schilde und Schwerter, daß rings das Thal erklang.

Und wieder war's in den Bergen still einsam wie zuvor,
Da steckten den Kopf die Zwerge vorsichtig leis empor,
Uralte Wichtelmännchen krochen aus morschem Gestein,
Und statt der Firnen und Felsen stand wieder ein Rosenhain.

Sie purzelten durcheinander, sie lachten und höhnten genug,
Und schnitten wüste Gesichter hinter der Helden Zug',
Sie wälzten sich bis zu den Lenden im Golde in Saus und Braus,
Und warfen mit vollen Händen Rubinen und Rosen aus.

Laurin saß wieder am Firste, die Krone ein Rosenkranz.
Es floß sein Königsmantel hinab in purpurnem Glanz',
Er saß in süßem Frieden und schaute nieder in's Land.
Noch blüht sein Rosengarten hoch auf der Firne Rand.

Tschabuschnigg.

Biographien aus Kärnten.

(Auf Grundlage des „Biographischen Lexikons" von Doktor Constant von Wurzbach.)

Fichtl Franz von, k. k. Feldmarschall-Lieutenant und Ritter des Maria-Theresien-Ordens, geboren zu Friesach in Kärnten den 1. Jänner 1762 *), gestorben zu Oedenburg in Ungarn den 7. Jännee 1844. Sein Batee Franz Philipp von Fichtl hat sich in dee Geschichte unseres Landes als Criminalrichter, welche Stelle er früher, als er zu dem ausgezeichneten Posten eines Salzburgischen Vicedoms gelangte, bekleidete, einen unsterblichen Namen erworben. Wenn schon ein volles Jahrhundert früher dee Jesuit Friedrich Spee, und bald darauf der Protestant Christian Thomasius, der berühmte Rechtslehree zu Halle, gegen den Unsinn der damals so häufigen Hexenprozesse schrieben, so konnte die Ansicht dee Einzelnen noch nicht durchdringen, doch bewirken, daß man behutsamer verfuhr. So befahl die Königin, nachmalige Kaiserin, Maria Theresia, gleich bei ihrem Regierungsantritte im Jahre 1740: „daß zur Verhüthung alles ferneren Unfuges sämmtliche Hexenprozesse in den Erbländern vor Kundmachung des Urtheiles zur höchsten Einsicht und Entschließung sollten vorgelegt werden." Dee eigentliche Kodrus, der Rettee von diesem dämonischen Wahne in Kärnten war jedoch unser Fichtl. Derselbe ließ sich bis in die untersten Schichten des Volkes herab, nahm von den im Glauben dee Hexerei, besonders des eine so große Rolle spielenden Schauermachens, Befangenen Hexensalbe, ließ sich, als läge er ihe die beabsichtigte Wirkung bei, damit beschmieren, nicht ohne in einen Schlummee zu verfallen, während welchem er sich strenge bewachen ließ, und erzählte beim Erwachen, wie auch er, durch jenen Gebrauch und das vorhergehende Besprechen von Hexenfahrten in seiner Phantasie erhitzt, von dergleichen Dingen geträumt habe. Er begreife sonach, wie Leute, in Vorurtheilen aufgewachsen, sich in Wahrheit in so eine Teufelsregion versetzt und an Zauberer geglaubt hätten. Auf diese Art vernichtete er zugleich den Justizmord mit dem Wahne, und das Vaterland wae von dem Fluche befreiet, fortan noch Menschen unter dem Henkerschwerte und am Scheiterhaufen aus dem Grunde des Wahnes sterben zu sehen. Wie haben hievon in unserer vaterländischen Geschichte (Hermann's Handbuch II. Band, 2. Heft, S. 136 bis 142) eine Zahl solcher Prozesse, worunter mehrere unmittelbar aus den Originalakten geschöpft, gelesen.

Franz v. Fichtl, des aus schriftlicher und mündlicher Ueberlieferung bekannten Rechtsbeflissenen Sohn, fühlte indessen einen andern Beruf. Seinee feurigen Seele schwebte das Ideal des Kriegers vor und er trat daher, nachdem er eine wissenschaftliche Ausbildung erhalten, im Februar 1785 ins Dragoner-Regiment „Erzherzog Ferdinand" als Kadet ein, wohnte der Eroberung von Sabacz (Jänner 1788) und der Belagerung von Belgrad (1789) bei, wurde im Mai 1793 Oberlieutenant und zeichnete sich im Feldzuge gegen Fennkreich in Elsaß bei der Vertheidigung der Stellung bei Dangendorf (2. Dezember 1793) besonders aus. Er war es, der durch sein muthvolles Verhalten in der Schlacht von Stockach (22. März 1799), indem er den vorrückenden Feind warf und unsere im Weichen begriffenen Truppen zu neuen Angriffen entflammte, Vieles zu dem vom Erzherzog Karl über Jourdan erfochtenen Sieg beitrug. Für dieses erfolgreiche, auf eigenen Antrieb und mit Verachtung jeder Gefahe unternommene Vorgehen erhielt er das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens, damals eine seltene Auszeichnung. Am 8. Dezember 1799 wurde er zweiter Rittmeister, machte 1805 den Feldzug in Deutschland mit, in welchem bei dem Unglücke in Ulm die Reiterei durch ihr kühnes Durchhauen nach Böhmen sich auszeichnete. Den 28. August 1809 kam er zu dem neu errichteten Kosacken-Pulk als Major, nachdem er sich im Laufe des Feldzuges mehrmal hervorgethan und so seine Eignung als Anführee dieser neuen Truppe, die Schnelligkeit mit Kühnheit nach ihrem Urbilde verbinden sollte, erprobt hatte. Nach der am 26. Jänner 1810 erfolgten Auflösung dieses, ob des eingetretenen Waffenstillstandes und Friedens nicht in Anwendung gekommenen,

*) Wurzbach setzt das Jahr 1764 als das seiner Geburt an, indem er mit dieser Angabe Hirtenfeld in dessen Werke: „Der Militär-Maria-Theresien-Orden und seine Mitglieder", Wien, 1857, folgt. Wir entnehmen unsere Datirung dem Taufbuche der Stadtpfarre Friesach, wo es heißt: Franz Philipp, Sohn des Philipp Jakob von Fichtl, Salzburgischer Vicedom zu Friesach und seiner Gattin Maria Anna, gebornen Edlbach, seyn am obigen Tage geboren und von Georg Andreas Meßner, salzburgischem Rentmeister als Stellvertreter des Franz Joseph von Edlbach, salzburgischen Hofrath und Professor des öffentlichen Rechtes, zur hl. Taufe gehalten worden. Nach diesem Taufbuche hatte derselbe noch vier zu Friesach geborne Schwestern und einen Bruder, Namens Joseph Vincenz Benedikt, geboren den 31. Jänner 1770. Von den weitern Abstämmlingen dieser heimischen Familie und ihren Schicksalen wurde uns nichts bekannt.

Truppenkörpers, wurde er zum Dragoner-Regimente „Erzherzog Johann" in gleicher Eigenschaft eingetheilt. Bekanntlich war dieses Regiment, welches sich in der Schlacht bei Kulm am 30. August 1813 vorzüglich auszeichnete, indem es auf das Ersuchen des Königs von Preußen, unter seinem Obersten Stuck, ohne sonstige Ordre sich in die Reihe der auf das äußerste erschöpften russischen Truppen stellte, die Franzosen aufhielt und darauf die feindlichen Carre's sprengte. In Folge dessen kam Fichtl den 8. Oktober als Oberstlieutenant in das Kürassier-Regiment „Prinz Lothringen", nahm mit demselben an der Schlacht bei Leipzig und den Ereignissen des Feldzuges vom Jahre 1814 in Frankreich Theil und zwar dort seit 1. Jänner als Oberst des Regimentes. Nach dem zweiten Pariser-Frieden, mit demselben in die Erbstaaten zurückkehrend, wurde er im Jahre 1827 zum Generalmajor befördert, als welcher er eine Brigade in Galizien erhielt. Nach 49 Dienstjahren, überstandenen so vielen Gefahren und Anstrengungen wurde er im Jahre 1834 am 1. Juni als Feldmarschall-Lieutenant in den Ruhestand versetzt. Da er den größten Theil seiner Dienstjahre in Friedenszeiten in Ungarn garnisonirt hatte, zog er sich nun in das seinem Vaterlande so nahe liegende freundliche Oedenburg zurück, wo er in einem Alter von 82 Jahren seine Heldenlaufbahn beschloß.

Reiseblätter aus Oberkrain.

Von Heinrich Penn.

Ferienzeit, herrlicher Maienmorgen im Lebensfrühlinge des Jünglings, wo er den Staub der Hörsäle von sich schüttelt, frei von pedantischen Regeln und kleinlichem Zwange die dumpfen Mauern und engen Straßen verläßt, und hinaustritt in die reine milde Gottesluft, wo die Welt sich ihm öffnet, wie ein großes weites Mutterherz, an das er jauchzend und bebend zugleich sinkt, indessen helle Thränen über seine Wangen rollen, erpreßt von einem noch nicht recht klar gewordenen Gefühle. Da steigt er die Berge hinan, sich frei und gehoben wie ein König fühlend, der seinen ganzen, reichen Staatsschatz im Ränzel auf dem Rücken trägt. Was kümmerts ihn, liegt ja doch die Welt der Blüthen vor seinen Augen als sein schönes, göttliches Königreich, und sein Herz ist der Minister, der ihn antreibt das zu thun, was recht ist und frei und konstitutionell obendrein. Tausend Lieder klingen in der Seele, die göttliche Dichtergeister der alten und neuen Zeit geschaffen, und wohl mischt sich darunter auch ein bescheiden Liedlein, das er selbst seiner Herzliebsten gedichtet. Glückliche Zeiten des Dichtens und Fühlens, wo das Herz noch frei vom falschen Schmerze und krankhafter Empfindelei, kräftig und gesund der Welt entgegenschlägt, wo Freiheit und Ehre heilige Namen sind, so die Wangen mit hoher Glut überflammen; wenn es für sie einzustehen gilt, wo das Leben noch in idealem Lichte der ahnungslosen Seele erscheint, noch nicht entnüchtert von dem leidigen Realismus der traurigen Wirklichkeit.

Auch wir hatten Ferien, auch wir Collegen tauschten Gruß und Händedrücke, ein Prosit hin, ein Prosit her und

Der Bursch zieht in das Weite,
Sie geben ihm das Geleite.

Mit den widersprechendsten Gefühlen lehnte ich mich im Eisenbahnwaggon zurück und ließ mein Auge über die Fluren schweifen, deren Hauptstadt mir zur Musenstadt geworden, die meinen Geist geweckt und gebildet. Die lieben Orte flogen an mir vorüber links und rechts, und grüßten mich so wohlbekannt, daß ich hätte weinen mögen und lachen dazu, wenn ich an's Ziel dachte. Da winkte der spitze Thurm von Wundschuh herüber, wo ich die schönsten Tage meiner Burschenzeit verlebte, da Wildon, Spielfeld und sofort, und von ferne nickten die Grenzberge des lieben Kärntnerlandes, als schüttelten sie ihr graues Haupt über das kindische Treiben des kleinen Menschenwichtes. So ging es fort, Marburg, Cilli flogen an mir vorüber, viel zu langsam der ungestümen Sehnsucht meines Herzens. Laibach war das Ziel meiner Reise, Laibach schloß Alles ein, was mir Leben und Athem war, die Erinnerungen aus meiner Jugendzeit, meine Eltern und meine Liebe. Ich dachte nur an sie, ich sah nur sie, auf jedem Wasserspiegel schwamm ihr holdseliges Angesicht, aus jedem Fenster nickte ihr Lockenköpfchen, in jeder Signallampe leuchtete mir ihr Augenpaar. So kam Steinbrück, Triesail, die Berge meines geliebten Vaterlandes lagen vor mir, und ihrer krainische Erde schnaubte das flammensprühende Dampfroß. Die Save brauste fröhlich auf, als sie mich gewahr wurde, und brandete ungestüm an's Ufer, und hob sich zu mir empor, sie wollte ja die Küsse ausrichten, die ihr meine Liebste für mich aufgegeben. Littai, Salloch, die prächtige Gruppe der Steineralpen, der Großgallenberg, auf dem ich mit ihr gebetet und endlich Laibach, die Residenzstadt meiner Liebe. „Fünf Minuten Aufenthalt", ich flog über die Treppe, durch die Straßen, in fünf Minuten lag ich am Herzen meiner Eltern, in fünf Minuten später hatte ich ihren Hals umschlungen und tausend flammende Küsse waren die Bethen meiner Sehnsucht. Ein seliger Morgentraum, wie man ihn träumt beim ersten Pulsschlag des Tages, im halben Schlummer, das Auge leicht geschlossen, waren die ersten Tage, die ich in Laibach verlebte. Wir hatten uns so viel zu erzählen, und fingen doch immer beim nämlichen an, hörten immer beim nämlichen auf, daß wir uns liebten! Viel tausend Lieder jauchzte meine trunkene Seele, die ich ihr zierlich geschrieben zu den Füßen legte, und glücklich war, wenn sie mir freundlich lächelnd zuflüsterte: Ich danke dir Lieber. Meine Muse war ganz einseitig geworden, denn die Seele aller Reimereien war sie, die Anfangsbuchstaben aller „Acresticha" bildeten immer und immer nur den Namen: Josephine. Da faßten unsere Angehörigen den Gedanken, in corpore eine Reise nach dem herrlichen Oberkrain zu unternehmen. Mit ihr mein Vaterland besehen, schwelgen mit ihr in der Bergesluft meiner Heimath, ich jubelte. Schnell waren die Vorbereitungen beendet, an einem herrlichen Sommernachmittage brachen wir auf. Die Einrichtung war so getroffen, daß ich mit Josephinen und ihrer Freundin einen Wagen einnahm. Bald befanden wir uns mitten im „Laibacherfelde", einer Ebene, die meistens von isolirten Bergzügen eingefaßt wird und nördlich in drei kleine Terrassen gegen das Flußbett der Save abfällt. Laak, das zu unserer Linken lag, war zurückgelassen und der Weg hob sich allmälig gegen Krainburg. Josephine saß mir gerade gegenüber, ich konnte ihr ungehindert ins Auge sehen und vergaß bei diesem Himmel den Himmel ober mir. Endlich rasselten wir über das Steinpflaster von Krainburg. Diese Stadt gewährt von ferne einen viel großartigeren Anblick, als im Innern, und der hoch emporragende Thurm der Pfarrkirche nimmt sich aus, wie das Münster einer altdeutschen Stadt. Von Krainburg aus zog sich der Weg meistens durch Thalkessel, oder über kleine Erhöhungen, und da es nach und nach dunkelte, breitete sich feierliche Stille über die Gegend. Die kühle Abendluft

streifte um unsere Wangen, die Sonne grüßte noch einmal mit einem Flammenkuß und sank hinter die Berge. Der Wiederschein der Abendröthe fiel auf das liebliche Gesichtchen Josephinens. Ihr Auge hing so selig am vaterländischen Himmel, daß sie einem Madonnenbilde glich, vor dem ein Licht in rother Lampe leuchtet. Plötzlich riß mich ein unangenehmer Ruck aus meinen Träumen, unser Wagen war mit Ungestüm an einen Felsblock gestossen, der im Wege lag. Auch Josephine war aus ihrer idealen Welt in die Wirklichkeit gesunken. Sie wandte sich zu mir.

„Diese Welt ist schön, so göttlich," — rief sie — „jedes Pflänzchen freut sich des Lebens und sollten wir es nicht? Wie leer und eisig erscheint mir die kalte Lehre der Philosophen und Naturforscher, die jede Schönheit dieser Erde bis ins kleinste Detail zergliedern, um mathematische Regeln darin aufzufinden."

„Und dennoch Josephine", entgegnete ich, „sind diese Lehren unser Stolz, das Edelste, was wir besitzen, der Sieg des menschlichen Geistes über viele Unbegreiflichkeiten und Mysterien der Natur. Nur aus der scharfsinnigen Beobachtung all der kleinen Theilchen und ihrem Zusammenhange entsteht die wunderbare, überwältigende Gesammtheit des vollendeten Ganzen, wie Du ja den Lenz im Blühen der Blumen, im Gesang der Vözlein, im duftigen Wiesenplan, mit einem Worte in seinen Details bewunderst. Diese Lehren haben uns fühlen und denken gelehrt, sie haben die Nebel der Unwissenheit zerstreut und der Sonne tiefer Erkenntniß die Bahn gebrochen. Bei ihrem Lichte aber sind wir auf unseren eigenen innern Werth aufmerksam geworden, wie haben begreifen gelernt, daß wir keine seelenlosen Maschinen sind, daß Gefühl und Leben in uns schafft, und Geist, der sich nicht knechten läßt, weder durch sophistische Lehren, noch durch Gewalt. Die Freiheit des Geistes erzeugte Freiheit des Körpers, denn selbst Gott hat uns frei geschaffen mit freiem Willen, ob wir im Palaste geboren, ob auf der Straße. Nur der freie Mensch ist das Ebenbild Gottes, darum ist Freiheit das Charakteristikum des Menschen, das ihn über das Thier hebt, ist sein heiligstes, herrlichstes Gut, und wer zum Sklaven wird, der hat aufgehört Mensch zu seyn!"

Sie lächelte. „Du bist noch immer der alte Schwärmer", sprach sie, „nimm das Leben so angenehm, wie es sich biethet, freue Dich mit mir der schönen Natur, wo Dir überall Gottes Odem entgegenweht, Dich grüßt aus dem strahlenden Eos, Dir zulacht im Mittagssonnenstrahl, und Dir scheidend am Abend leuchtende Rosen pflückt; freue Dich dieser Welt, die Gott so reizend geschaffen."

„Ja ich liebe diese Welt", rief ich begeistert, „lebst ja Du darauf, leuchten mir ja doch aus Deinen Augen zwei Sonnen, die mir Licht und Liebe brachten."

Josephine sank mir an die Brust, „so hab' ich Dich immer gekannt", lispelte sie, „so bist Du mir in meinen Träumen erschienen, so hat mich Dein Bild jede Minute umschwebt. Wenn es aber einst anders werden sollte", — sie stockte.

„Anders?" fragte ich verwundert.

Sie blickte mich an. — „Wenn Du mich einst vergessen kannst." —

„O nicht doch", fiel ich ihr in's Wort, „kann die Rose den Sonnenstrahl vergessen, der sie am Morgen grüßt, die Lilie den Falter, die Eiche den Ephen, der sie umschlingt? Ich habe Dich geliebt vom ersten Augenblicke an, als ich Dich erkannt, und wer Dich liebt, kann Dich ja nie vergessen."

Ich drückte sie fester an meine Brust und küßte ihr die herabrollenden Thränen von den Wangen. Sie lehnte ihr Köpfchen an meine Brust und hob das klare Auge zu mir empor, ihre Arme umschlangen mich, ich hatte Alles vergessen was um mich vorging. Erst die laute Ansprache der Freundin Josephinen's brachte mich wieder zur Besinnung.

Die Nacht war völlig hereingebrochen, wir sahen nur schwach mehr die Umrisse der uns umgebenden Gegenstände. Jetzt lenkten wir in einen Wald; am Anfange desselben stand eine Kapelle, deren bleiche Wände gespenstisch aus dem Dunkel leuchteten. Ich dachte an meine eigenen Worte:

Ringsum auf Kreuz und Leichenstein
Ergießt sich voller Mondenschein,
Und mitten auf der heil'gen Stelle
Steht ernst und trauernd die Kapelle;
Und aus dem Hügelmeer hervor
Strebt sie zum Sternenzelt empor,
Als wäre überm Himmelsplan
Die bess're Welt uns aufgethan,
Und jenes Eden ganz erhöht,
Von dem hier nur der Odem weht.

Wir fuhren völlig in den Wald, dichtes Gestrüpp wucherte am Wege, und all' die Cramer'schen Räuber- und Geistergeschichten spuckten den Mädchen im Kopfe und machten sie ängstlich bei jedem Geräusche zusammenfahren, da erscholl der Ruf unseres Kutschers: Radmannsdorf! Ich blickte auf. Lichter glänzten uns entgegen, und eben schlug es zehn Uhr, als wir durch die Straßen fuhren. —

Am andern Morgen brachen wir früh auf nach dem nur zwei Stunden entfernten Veldes und jubelten dem hohen Stol zu, der uns als Altvater der Veldeser-Höhen begrüßte. Nach einer Stunde beiläufig ersahen wir die Ruinen des alten Bergschlosses, jedoch von See und Badeort war noch nichts zu entdecken. Nach Ueberschreitung der Save hatten wir sie fortan immer zur Linken.

Die Save entsteht aus der Vereinigung zweier Arme, wovon der größere, von den Geographen als die eigentliche Save bezeichnet, am Wurzen und der andere, den wir zur Seite hatten, in der Wohein entspringt. Nach einer sanften Wendung nach rechts hatten wir den Fluß bald aus dem Auge verloren, der Weg hob sich allmählig, und nachdem wir eine Baumgruppe passirt, lag plötzlich der Badeort Veldes sammt dem wunderlieben See vor uns, wie ein herrlicher Silberspiegel im prächtigen grünen Rahmen. Der Weg, der sich nun allmählig gegen das Ufer senkte, ließ uns die Wasserfläche fortwährend im Auge behalten.

Nachdem wir in unserem Absteigquartier alles geordnet hatten, beschlossen wir uns ein wenig umzusehen. Da wir das Gasthaus zur „Petranka" gewählt hatten, lag uns gerade vis à vis am jenseitigen Seeufer die alte Burg Veldes. Wir beschlossen sie zu besuchen.

Auf einem großen Boote, welches die ganze Gesellschaft aufnehmen konnte, setzten wir quer über den See und landeten zuerst an der Insel, die mitten darin liegt und groß genug ist, die Kirche „Maria See", das Wohngebände des Priesters und außerdem noch ein kleines Wäldchen zu tragen. Sie hat zwei Landungsplätze, von dem hauptsächlich benützten führen 99 Stufen zur Kirche, in der Nähe des zweiten ist die tiefste Stelle des See's, die 24 Klafter beträgt. Von dem Glockenthurm aus, der isolirt von der Kirche steht, genossen wir eine herrliche Rundschau.

Nachdem wir Kirche und Insel verlassen, steuerten wir an's jenseitige Ufer. Neben dem Felsen, der das alte Schloß trägt und beinahe senkrecht aus dem See empor steigt, landeten wir, stiegen den steilen Fußweg hinan, und erreichten

nach einer Viertelstunde das altersgraue Gebäude. Dasselbe ist noch ziemlich gut erhalten und besitzt mehrere Neubauten, die von dem Verwalter und seiner Familie bewohnt werden. Einige Gemächer, deren Fenster mit starken Eisenstäben versehen sind, dienten in den letzten Jahrzehenden als Gefängnisse. Am Ende des Ganges, der sich längs der Ringmauer hinzieht, fanden wir ein gut erhaltenes Gemach, an dessen Wänden noch deutliche Spuren alter Malereien bemerkbar sind. Der hintere Theil der Burg ist mehr zerfallen und auch der Schauplatz der verschiedenartigsten Sagen. Vom Hofraume aus, der bis vorne an den Felsenrand reicht, und durch eine Brustwehr begrenzt wird, bot sich uns einer der schönsten Anblicke, der mir je vorgekommen. Gerade unter uns lag der See mit der Insel, wie ein herrlich funkelnder Smaragd in einem breiten Silberreifen.

Auf der entgegengesetzten Seite verließen wir das Schloß. Eine gedeckte, hölzerne Brücke führt jetzt von dem Thore hinab, in dem noch die eisernen Ringe zu sehen sind, an welchen sich die Zugbrücke drehte. Am Fuße des Felsens angekommen besuchten wir die schöne Pfarrkirche und kehrten dann zu Lande in unser Absteigquartier zurück.

Auf dem Wege dahin überraschte uns die eigenthümliche Tracht, welche die Bewohner aus der Umgebung tragen, und wobei das Mädchen von der Frau sich durch die Form und die Farbe des Häubchens unterscheidet.

Am Nachmittage besuchten wir das äußerst reich und geschmackvoll ausgeführte Badehaus, das seine imponirende Front dem See zuwendet, und nachdem wir durch die warme Quelle neu gestärkt aus dem Badesalon traten, machten wir einen Ausflug in das nahe gelegene A ß l i n g, das viele Gewerbthätigkeit entwickelt und von dem wir erst spät Abends heimkehrten.

Am nächsten Tage, der ein Sonntag war, erwachte ich um 4 Uhr Morgens, die frische Morgenluft, die durch das geöffnete Fenster strömte, ermunterte mich völlig. Ich kleidete mich rasch an und verließ mein Gemach. Das Gebäude, in dem ich übernachtete, war uralt und stand auf einem Hügel über dem Gasthause. Es wurde wegen Mangel an Raum in Letzterem von der Wirthin gemiethet. Kaum hatte ich also die Schwelle verlassen, lag vor mir die weite Wasserfläche, wie ein aufgeschlagenes Buch, darin die Geheimnisse des Seegrundes und die Unbegreiflichkeiten der Schöpfung verzeichnet waren. Aber ich verstand den Sinn jener Lettern, denn ich hatte lesen gelernt zwischen den Zeilen in jenem Buche der Natur. Und was ich jetzt las, es war eine herrliche Hymne an die Unendlichkeit des Allvaters, betitelt: der Morgen. Graue Nebel stiegen aus den Fluthen und verhüllten die Insel, daß ihre Umrisse schwächer wurden, und sich endlich ganz verloren, wie die Unwissenheit die Sinne umnebelt und den Geist erstickt. Still und öde war es rings umher, die Blumen senkten ihr Haupt, und Schmetterlinge schliefen in den Blüthenkelchen. Der Tod des Geistes tödtet ja auch das Leben, macht die Lieder verstummen und zertritt die herrlichsten Blüthen der Freiheit. Da dämmerte im Osten ein falber Streifen, und wurde größer, Helle kämpfte mit Zwielicht, daß die Nebel erschreckt auffuhren, die Vöglein erwachten, und Blumen sich schlaftrunken den Thau aus dem Auge wischten, Silberwölkchen flogen auf, mit Purpur umsäumt, und über den Horizont ergoß sich ein leuchtender, endloser Feuerozean, wie die Schamröthe des jungen Tages beim ersten Kusse des Sonnenbuhlen. Da kam er selbst, der flammende Apollo und sein Feuerblick hatte Leben gezeugt, das glühend durch die Adern der Schöpfung pulsirte, und Leben brachte und Licht, und in Liedern aufjauchzen machte das freie gottgeborne Menschenherz. Eine herrliche, unsterbliche Sonne ist der Geist, und

Das Licht vom Himmel läßt sich nicht verdrängen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen!

Da tönten die Glocken von der Insel und stimmten mit ein in den Hymnus der Natur. Wie ich das Auge wandte, war es schon lebendig im Orte, zahllose Boote, mit Landleuten gefüllt, schifften zur Insel und eben kam auch meine Gesellschaft auf mich zu, voran J o s e p h i n e, die mich überall gesucht, und von ihrem Fenster aus ebenfalls das herrliche Erwachen des Tages belauscht. Wir eilten an's Ufer und bestiegen einen Kahn.

Unser Fährmann, ein gemüthlicher, biderber Greis, erzählte uns auf der Fahrt zur Insel von großen Fischen, hier Waller genannt, die in der Tiefe des See's ihr Unwesen treiben sollen, und es sogar auf die Füße der sorglos Badenden abgesehen haben. Wir lächelten über die Geschäftigkeit, mit der er erzählte. Nach beendetem Gottesdienste verließen wir wieder die Insel.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Robert Hamerling.

1. Der Edelstein.

Am Liljenohr der Schönen
Erglänzt wie Feuerschein
In lichten Farbentönen
Ein glüh'nder Edelstein.
Aussprühet mit Geflimmer
Der Stein die gold'ne Fluth:
Doch kämpft mit seinem Schimmer
Des schönsten Auges Glut.

Was singt im Stein, was knistert
Wie Zauberflammen leis'?
Das glüht und sprüht und flüstert
Wie Liebe lockend heiß.
Es lispelt hold in Tönen,
Bestrickend Ohr und Sinn,
Vom Spender ihr, dem schönen,
Glutworte der Rubin.

Lauschend den Flüsterstimmen,
Gesenkt ihr Köpfchen ruht;
Die lichten Aeuglein glimmen,—
Mädchen, sey auf der Huth!
Dein Aug' und das Geschmeide
Befehden sich zum Scherz:
Bald überglüht sie beide
Dein armes junges Herz.

2. Segen der Schönheit.

Wandl' ich sinnend über den lauten Marktplatz,
Wo des Volks sich drängender Schwarm die trüben
Wellen wälzt, da fühl' ich mich einsam, seufze,
Finde die Welt rings

Leer und schal. Doch taucht aus der Menge plötzlich,
Aus dem trüben Larvengewühl ein helles
Frauenantlitz, das wie ein selig Wunder
Milde mich anstrahlt,

Und dem Blick dann ebenso rasch entschwebt ist.
O wie rasch auch ist mir das Herz verwandelt!
Nimmer sing' und sagt' ich wie mir geschieht, es
Glänzen die Blicke

Mir, das Blut wallt freier, ich hege wandelnd
Holden Trost und staune, wie süß der Schönheit
Segen niederthauet, und lieb und schön ist
Wieder die Welt mir.

3. Italienisches Lied.

O wie kann ein feurig Auge
Wundersam beglücken,
Tief hinein in Herz und Seele
Wundersam erfreu'n!
Ach warum vermag ich nimmer
Würdig auszudrücken,
Welche Wonnen, denk' ich ihrer,
Sich in meiner Brust erneu'n!

Auf dem schimmernden Balkone
Stand die Schwarzgelockte,
Stand die Hohe, Schlanke, Schöne,
Zauberreizumblüht:
Und aus Ihren Sternenaugen,
Drin der Himmel wogte,
Kam es wie der Blitz geschossen,
Der in Sommernächten sprüht!

Ach ich weiß nicht, was sie meinte
Mit dem Flammenblicke?
War es Laune, war es Liebe,
Daß sie mir gelacht?
Eins nur weiß ich, dieß nur weiß ich,
Daß ich schwamm im Glücke,
Daß ich eine lange Mondnacht
Einzig nur an sie gedacht.

Literatur und Kunst.

4) „Gemüth und Welt.“ Lyrische Dichtungen von Friedrich Marx. Graz, Druck von A. Leykam's Erben. 1862.

Wir begrüßen mit voller Befriedigung diese in einer sehr schönen Auflage so eben erschienene Gedicht-Sammlung unsers talentvollen Landsmannes. Vielleicht erinnern sich noch die freundlichen Leser der „Carinthia“ der kurzen biographischen Skizze dieses uns damals zuerst bekannt gewordenen heimischen Sängers, die wir bei der ersten Mittheilung eines Gedichtes desselben in dieser Zeitschrift (Jahrgang 1858, Nr. 26) brachten. Seit dieser Zeit enthielt dieselbe — also schon durch vier Jahre — manche sinnige Blüthe aus dem Liederkranze dieses lieblichen Sängers, der sich dadurch viele Freunde seiner Muse im Heimathlande erwarb. Nun wird den Dichterfreunden ein ganzer Strauß solcher Blüthen in sorgsamer Auswahl geboten, und wir glauben mit zahlreicher Uebereinstimmung sagen zu können, daß wir viele dieser duftigen Blüthen mit erneuerter und erhöhter Befriedigung in dieser Sammlung wieder und wieder lasen, und ihren Werth durch den darin liegenden tiefen Sinn immer mehr erkannten. Treffend bezeichnet der Sänger diesen Liederkranz: „Gemüth und Welt.“ Gemüth ist vor allem der Grundcharakter dieser Poesien, das selbst bei tragischen Stoffen unverkennbar hervorleuchtet, doch immer von einer männlichen Würde begleitet und so von jeder süßlichen Gefühlständelei weit entfernt ist. Die Epigramme sind treffend, doch nie verletzend. Vorwiegend sind auch militärische Anklänge — eine Frucht des Kriegerstandes, dem der Sänger angehört, der uns an unsern früh verklärten Freund und Sänger J. G. Fellinger erinnert, mit dem Marx viele Aehnlichkeit in Phantasie, Reflexion und Männlichkeit hat. — Originalität in den Gedanken, in der Wendung derselben, so wie eine klare richtige Anschauung der Welt sind Vorzüge dieser Kinder der lyrischen Muse, so daß man durch wiederholte Lesung derselben gern und lange im geistigen Genuße schwelgt und dem lieben, bescheidenen Sänger, der diese Sammlung mit dem Motto beginnt:

Nicht dem stolzen Wanderstrome,
Der zum Meer von Alpen steigt,
Der Euch Burgen, Städte, Dome
Wechselvoll im Spiegel zeigt:

Möcht' dem See als Dichter gleichen,
Der im kleinsten Thale ruht, —
Hütten nur, Kapellen, Eichen,
Zeigt Euch seine Spiegelfluth! —

für manche schöne Stunde dankt. Unsere gemeinschaftliche Heimath begrüßt mit warmen Herzen diesen jungen Sänger und freut sich auf neue Blüthen seiner reichen Phantasie.

M.

Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 1.)

schtarr, steif, unbiegsam, bozschtarr bildet den Superlativ; schtarr änschaun = die Augen unbeweglich auf Jemanden richten. Das Englische: stern ist mit starr verwandt. Figürlich: ernst, ernsthaft, streng, hart, grausam, stern time = drückende Zeit. Sieh' Hilpert II. stern, und Eberhard V. 253.

Schtarl, der Staar.

schtarnat, halsstarrig, widerspänstig, sich auflehnend. Englisch: stern, wie oben.

schtarzn, sich auflehnen. Jemanden entgegenstellen, wie oben.

Schtasa, Anastasia, der Taufname.

schtat, still, langsam, sachte, unbeweglich. Lateinisch: stare. Altdeutsch: stan.

schtats, stets, immer, gehört zu Stätte, Statt, und kommt, wie diese vom Stehen her. Eberhard. I. 90.

Schtear, Schterr. In der Schtear seyn, d.h. in fremden Häusern gegen Kost und gewissen Taglohn arbeiten, besonders von Schneidern, und Schuhmachern.

Schteawein, Schtewein, ein besserer Wein, den man stehend zu trinken pflegt.

schteggn, faul und lässig arbeiten.

Schteign, das Hühnerhaus.

Schteigele, Schteigle, ein schmales Wegchen.

Schterngugger, ein Astronom.

schternhaglvoll = vollends berauscht.

schternat, sieh' schtarnat.

Schterz (**linden**), die beliebte Nationalspeise der Kärntner, aus Buchwaizenmehl, Maismehl, auch Waizenmehl und Gerstenmehl.

schtiarn, durchsuchen, forschen, regen, bewegen, rühren, aufregen, anreizen, ermuntern. Englisch: to stir. Landschaftlich: stören. Spanisch: estorbo. Lateinisch: turbo, perturbo. Figürlich: etwas anregen, im hohen Grade rege machen, anreizen; to stir the people to rebellion = aufhetzen, aufstiften.

Schtich, Schtuch, im Kartenspiele das Ausstechen mit einem höhern Kartenblatte. Figürlich: eine feine, beleidigende Spottrede. Englisch: to sting = stechen, sticheln. Griechisch: στιζω, verwandt mit dem Lateinischen: stimulo, mit einer scharfen Spitze in einen Körper bringen, und ihn verletzen = stechen, stacheln.

schtichln, etwas sagen, was Jemanden empfindlich ist = anstechen. Luibus ward einst im Gelag mit Worten angestochen (Logau); denn ein Stich ist schmerzhaft — es ist die Verkleinerungsform von stechen — und es wird dadurch auf ein feines, und somit weniger bemerkbares Stechen hingewiesen. Figürlich: verwunden, slander stings the hero, die Verleumdung verwundet den Helden.

Hilpert II. 425. Eberhard I. 162.

schtiggazn, sieh' giggazn.

Schtigl, jene Stelle am Zaune, wo man mittelst einer Vorrichtung hinüberzusteigen pflegt, der Steig, Steg; stigan = gehen, treten, sich heben.

„Den vierten ist da viel gah
E daz er ging hinten nah,
Im ist ier vorgen so zorn
Uber stigla durch dorn
Sluoff er ein halb hin vaer
Daz er mit hausgenozschaft verbner.

Seyf. Helbling.

Schtigliz, der Distelfink, Goldfink, fringilla carduelis.

schtiilpn, umbiegen.

Schtimpele, ein kurzes, winziges Stückchen, Restchen, z. B. von einer Kerze, wahrscheinlich zu tumpat.

Schtina, Schtine, Christina, Augustin, Taufnamen.

Schtingl, der Stängel. Es ist das Diminutiv von Stange, eines in die Länge ausgedehnten Körpers; bei Pflanzen der aus der Wurzel hervorragende, länglichte Theil derselben, der bei den Bäumen der Stamm heißt, z. B. Rosmarinstingl, Kerschenstingl.

schtöbern. 1) Das mit Wind verbundene Schneien und Regnen. 2) Aufstöbern = ausfindig machen, auch Jemanden aus dem Schlafe wecken, aufstehen machen. 3) Durchstöbern = durchsuchen.

schtoinnan, stauen, gestehen. Englisch: stanch, verwandt mit staurn — fest, nicht rinnend, ganz. Französisch: étancher.

Schtok, ein Block, der von einem abgehauenen Baumstamm in der Erde verbliebene Theil, and überhaupt ein Baumstamm, der gefällt wurde, z. B. Sägstock. Figürlich: ein Tölpel, als Hausstock.

Schtokantn, die Wildenten.

Schtokn (**ab**). 1) Um- oder Abhauen, z. B. einen Baum, Wald. 2) Im Handel der Stillstand der Geschäfte mit manchen Waaren.

Schtoklitz, Unkraut — die Trespe.

Schtökn. 1) Ein Knittel, Stab. 2) Jemanden Eines versetzen, beohrfeigen, ins Angesicht schlagen. Figürlich: Jemanden etwas hinterbringen, ergo, verrathen.

schtoktrarisch, vollends taub seyn.

Schtöll, Schtöllasch, eine Vorrichtung, um verschiedene Sachen darauf zu stellen oder zu legen.

Schtörgler, slavisch: stern = Mist, Auswurf.

schtöttig, wird besonders von solchen Pferden gesagt, welche die Eigenschaft haben, oft hartnäckig stehen zu bleiben, wo sie fortgehen sollen; stammt von Stat — und somit von Stehen. Einst, wo es statig lautete, wurde es überhaupt im obigen Sinne genommen.

Simblum suuihonte indi neonaldre statige.
Immer umherschweifend und niemals stätig.

Kero, Kap. I.

Kero redet hier von solchen Mönchen, welche keinen festen bleibenden Aufenthalt in Einem Kloster haben, sondern von einem zum andern im Lande umherziehen (Suuihon von Uuihon oder Wichon, später Wichon, unserm Weichen — bedeutet: umherschweifen.) Diesen setzt er die Statigo entgegen, d. h. solche, die nicht umherschweifen, sondern an einem Orte beharren, stehen bleiben. Das Griechische: στατος kommt mit unserm stätig genau überein, und schon in der Iliade VI. wird von einem stätigen Pferde gesagt:

Στατος ιπποσ, αποστησας επι φατνη.

Schtözle, ein rundes, niedriges, hölzernes Milchgefäß.

Schtra. 1) Streu, Stroh. Englisch: straw. Lateinisch: stramen, stratus, sterno. Griechisch: στρωω, στυρεω, der Strohhalm, das Stroh. Hilpert II. 2) (d. h. in der Stra) d. h. zerstreut, nicht vereint seyn. Englisch: to stray, verwandt mit streuen, umherstreifen, irren; to stray abouth = herumirren, irre gehen; stray = das verlaufene Thier. Hilpert II.

Schträin, harnen, pissen, von Thieren.

Schtrain, die Haare kämen, altdeutsch: strählen.

„Er waz ein hochuertiger mann
Und truch von golde einen porten prait
Mit silber recht wohlberait
Und waz gestrelt auch sein har.

Ennenchel.

Stammwort — Strahl.

Schtranggalan. Fisolen, Bohnen in ihrer Hülse. Ob nicht das Englische straggle, straletig, hieher zu ziehen käme? von strecken; Landschaftlich: strageln, unter andern Bedeutungen: einzeln allein stehen; auch zu stark wachsen, treiben, von Aesten eines Baumes; straggle = ein Zweig, Schößling. Was hier ganz entspricht, indem diese Gattung Früchte an in die Erde gesetzten Naggeln sich hinanranken.

Schtrannizle, Schtranuz, eine Papier-Düte. Italienisch: Cartoccio. In Neapel: scannuzzo.

Schtraubn, eine Art Küchengebäck.

Schtrauchn. 1) Der Schnupfen. 2) Ausgleiten, durch einen Fehltritt das Gleichgewicht verlieren, und dem Fallen nahe kommen. In Luthers Bibelübersetzung steht: Rosse, die nicht straucheln. Ch. 63. 13. Es stammt von Strauch, eine Bewegung, wodurch man das Gleichgewicht verliert. Adelung führt eine Stelle aus Theuerdank an, die diese Bedeutung bestätigt.

„Das Schwein hieb das Pferd in den Bauch,
Davon es nahm einen wilden Strauch
Und todt nieder fiel zu Erd."

Eberhard V. 286.

schtreichn. 1) Auf heimlichen Wegen herumgehen. 2) Mit Ruthen züchtigen.

Schtren, ein Strang Zwirn, Garn. Englisch: skain. Altfranzösisch: escaigne. Fränkisch: escagne, ein Strang (Garn); a skain of silk = ein Strang Seide.

Schtrich. 1) Ein Streifen. Englisch: streak, der Streifen. Lateinisch: striga, stria, stringo. Griechisch: στριξ. 2) Bei Jägern der Zug, Ausflug der Vögel, gehört zu streichen.

Schtrik, der Strang. Figürlich: ein verschmitzter, hinterlistiger Mensch.

Schtrizn, Hiebe mit Peitschen, Ruthen, Stöcken.

Schtrizle, ein kleiner, länglicher, ovaler Laib Brod.

Schtrowittwer, ein von seinem Weibe getrennt lebender Mann.

Schtrozach, beschmutzte Ueberbleibsel von Eßwaaren, der Schmutz, Unflath.

Schtrudl, eine Gattung Mehlspeise, z. B. Aepfelstrudl.

Schtruz, sieh' Schtrizle, hier im größeren Maßstabe; a Schtruz Brod.

Schtuggazn, das Schnackel.

Schtuk, eine Kanone.

Schtukknecht, ein zum Transporte einer Kanone bestimmter Soldat.

Schtükl (a). 1.) Etwas weiter, wie a Rükl, z. B. gea m'r a Schtükl weiter. 2) Hinan, bergan, z. B. dås geal Schtükl aufe.

Schtumpf, der Strumpf.

Schtumele, ein stummer Mensch.

Schtup, ein Pulver als Medizin, Staub. „Das stuppo dero erdo." Notker Psm. I. Bei Uphilas Stub. Ottfried: Stubbi. Willeram. Stuppe; im mittlern Latein: Estopa.

Schuzn. 1) Eine Gattung Jagd- und Scheibengewehr. 2) Der Muff der Frauenzimmer, um beide Hände darin zu wärmen. 3) Ein niedriges Trinkglas. 4) Verkürzen, abstutzen, zustutzen, z. B. den Gehalt, bei Hunden die Ohren, den Schweif. 5) Das plötzliche Stehenbleiben, oder Unterbrechen der Bewegung der Pferde, wenn demselben plötzlich ein ungewohnter Gegenstand aufstößt, und es erschrickt, und diesen Schrecken zu erkennen gibt, daß es den Kopf in die Höhe wirft, die Ohren spitzt, stille steht, oder ein wenig in die Seite geht, und den Gegenstand scharf ansieht.

Schnablatteln, springend oder tanzend mit der einen Hand taktmäßig an die Fußsohlen schlagen, indem man den einen Fuß in die Höhe wirft.

Schnalschtörzeln, aus Nachläßigkeit von der Schule wegbleiben. stero Mist, Auswurf.

Schnaster, eine Gattung Springkäfer mit stinkendem Geruch.

schummeln, antreiben, nöthigen zu Etwas, forttreiben. Holländisch: schommelen. Das Schwedische: skumpa und das Italienische: ciompare, bedeuten hüpfen, springen.

schuntig, schlecht, elend, schmutzig. In Sachsen bedeutet Schund = Unflath. Wahrscheinlich von Schinden.

Schupfn. 1) Eine Remisse, Schoppen, z. B. a Heuschupfn. 2) Das Schwingen eines Gegenstandes in die Höhe, oder Schnellen, Schaukeln. 3) Der Umtausch mit einem Gegenstande, z. B. gea m'e Pfeifn schupfn, d. h. machen wir geradehin einen Pfeifentausch, d. h. Du gib mir die deine, ich Dir die meine. Altbritisch: swop = der Tausch, verwandt mit dem Landschaftlichen: schwupp, schwipp. Altenglisch: to swop = tauschen, vertauschen.

Schurr, eine Neckerei, Verdruß, Unannehmlichkeit; z. B. I wer eam schon an Schurr åntuan, d. h. ich werde ihm eine Neckerei, einen Verdruß verursachen.

Schurk, der Gauner. Altbritisch: shark, Französisch: escroc. Lateinisch: scurra = der Gauner, Preller, Betrüger, Beutelschneider.

Schurra, das Angebrannte in einer Pfanne.

Schurz, die Schürze, Leder- oder Tuchfleck bei Handwerkern.

Schuß, der unstäte, rappelnde Charakter eines Menschen; wäre fast das Englische: spleen.

Schusseln, das hastige, unbesonnene Thun und Lassen eines Menschen; ein unbesonnenes, hastiges Hin- und Hereilen, daher Schußbartl.

Schuzn, das Hin- und Herschwingen eines Kindes auf dem Schooße, oder das Wiegen desselben auf den Händen.

Schwåaf, Schweif.

Schwåaßn, das Aneinanderfügen der Metalle durch Gluthitze, z. B. bei Schmieden.

Schwåb, der Brodkäfer, blatta orientalis. Linné.

Schwadronieren, Schwadern, wer mit vieler Lebhaftigkeit und großem Geräusch in Einem Zuge fortschwatzt, von dem sagt man: er schwadroniert. Dieser Ausdruck ist von dem alten Schwadern abgeleitet, welches in doppelter Bedeutung vorkommt: 1) Durch Wassererguß Geräusch machen, wobei Nachahmung des Tones nicht zu verkennen ist. 2) Ein eben solches Geräusch mit Reden machen.

„Die Kaufleute liegen den ganzen Tag
zeschwadern und zeschwatzen."

Geyler von Kaysersberg. Eberhard VI. 69.

Schwål, die Fülle, Menge, Ueberfluß; von schwellen, Schwillen; im Niederdeutschen: Swillen. Eberhard V. 188.

Schwalbeln, schnell und unverständlich — und meistens Unwahrheit sprechen.

Schwandern, unbesonnen in den Tag hinein reden; gehört zu Schwadern.

Schwanzn, ausspülen, auswaschen, reinigen, z. B. ein Faß.

Schwarzbeer, Heidelbeere.

Schwårzmächn, Jemanden durch Andichtung eines Fehlers oder Vergehens in Mißkredit bringen. Uebles nachreden, anschwärzen, verschwärzn.

Schwårzblatl, Schwarzkappe, der Grasspatz.

Schwegeln, in Flüssigkeiten die Hände hin und her bewegen.

Schwankmächer, ein junger lustiger Geselle. Gothisch: Swankia, ein rüstiger, junger Mensch. Schwånzleel.

Schwentn, einem Baum ringsum die Rinde benehmen, daß der Saft nicht mehr aufwärts dringen kann. Figürlich: vernichten, verderben. Im Nibelungen-Liede nach Pfarrers Schönhuth's Ausgabe: Vers 1267, swenden = tilgen. Es ist also, wie Adelung ohne Zweifel richtig behauptet, die thätige Form von Verschwinden, und bedeutet, wie verschwenden — verschwinden machen. Das wird dadurch bestätigt, daß es bei den Alten in seiner ehemaligen Gestalt Swenten, auch; verderben, vernichten anzeigte: „Then gruanan boum su swentent" d. h. den grünen Baum verderben sie so — heißt es bei Otfried IV. 26. 98. Das Wort mag ursprünglich wohl zu der Wurzel Wan = defectus, Mangel, Nichtseyn, gehören. Eberhard I. 269. Englisch heißt swoon ein Krankheitszustand, die Ohnmacht — to swoon. Italienisch: svanire. Französisch: evanouir = schwanen, schwinden — in Ohnmacht fallen. Hilpert II. 459.

Schwentling, ein Strumpf ohne Fußsocken. Figürlich: ein Wüstling.

Schwerggeln, das unsichere Gehen der Kinder und der Betrunkenen; überhaupt das Wanken, Schwanken beim Gehen. Sieh' targgeln. Eberhard V. 184. torqueo — ich drehe, winde.

Schwerman, Nächte hindurch in froher Gesellschaft unmäßig zechen, oder sich im Freien burschikos bewegen.

Schwibogn, eine bogenförmig gemauerte Decke eines Raumes, auch ein solcher Raum selbst. Manche leiten es von schweifen her, insofern dieses bogenförmig ausschneiden bedeutet. Maas leitet es von Schweben her, da die Steine in der Luft zu schweben scheinen. Eberhard V. 191.

Schwinkl, der Dresch-Schlegel.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung. Im letzten Blatte, Seite 1, Spalte 2, Zeile 15 von unten soll es heißen: Diese „Griesfelder" — und Zeile 10 ebenfalls von unten: mit Fleiß und Geduld u. s. w.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Zweiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 3. Sonnabend, den 8. Februar 1862.

ONOMASTERIIS

Reverendissimi ac Celsissimi DD. Principis Episcopi Gurcensis, Ss. Theologiae Doctoris etc. etc.

VALENTINI WIERY

XVI ante Kalendas Martias 1862

celebrandis.

Οἱ φρονοῦντες εὖ κρατοῦσι πανταχοῦ. Soph. in Ajace.

Pastor insignis lituo corusco
Subditos lentis moderans habenis
Candidum regnas tenerumque curas
Fidus ovile!

Quantus ardentis favor est Magistri!
Doctor indulgens monitis amicis
Praecipis prudens, animosque lenis
Ore renidens!

Sic ovem morbo residem gregique
Perditam sano male dissipantem
Vellus adfixis vepribus per hirtae
Devia sylvae

Impigrâ curâ revocas lupisque
Lenis amotis humeros gravatus
Usque dilectam revehis gregique
Reddis amicus;

Reddis et prato cytisis virenti,
Pabulum praebens ovibus salubre
Ducis in campos teneris frequentes
Providus herbis.

Ut viret palmis nemus et renata
Vernat herbarum coma, sic perennis
Gurgitem vivis vitreum fluentis
Laurus obumbrat.

Sic gregem pascis bonitate larga;
Sic Tibi cunctos animos revincis;
Omnium dignus merito bearis
Praesul amore.

Hisce pro donis Tibi, fide Pastor!
Praemium quodnam poterit rependi?
En Tibi donant animos dicentque
Vota precantes

Filii vera pietate pleni,
Flagitant Coelum: Tibi det salutem,
Det Tibi fructus operis benigni
Multa per aeva!

Pace laetentur juga montiumque
Horridi saltus, genitrix quietis
Aequitas colles amet asperosque
Ruris alumnos.

Sis diu firmus vigor et columna
Sis Carinthorum Pater atque Pastor
Omnibus Carus vigeas Carinthis
Nestoris annos

P. C. F.

Topographische Skizzen aus dem obern Drauthale.

Alpen.

Es gibt Gailthaler-Alpen und Möllthaler-Alpen, Gmündner-Alpen, Gegner-Alpen, — aber keine „Drauthaler-Alpen." Das Drauthal hat zwar rechts und links der Drau ganz respektable Gebirgsstöcke. Aber es ist nun einmal nicht Sitte und Brauch unter den Geographen, dem Drauthale Alpen zuzusprechen — nach demselben solche zu nennen. Man spricht lieber von nördlichen und südlichen Gailthaler-Alpen, obwohl letztere eigentlich carnische Alpen heißen — und man spricht ferner lieber von nördlichen und südlichen Möllthaler-Alpen, obwohl erstere nur die Centralkette der norischen Alpen sind.

Indessen liegt wenig an den Namen, und mehr an der Sache. Die Drau scheidet eben Gebirge verschiedener Art, und dieser Grund fällt meines Erachtens hauptsächlich bei der Entscheidung des Namens in's Gewicht. Die Gailthaleralpen im Ganzen und Großen sind demnach Kalkgebirge; die Möllthaleralpen hingegen Urgebirge, und die Drau mit ihrem Thale bildet deren Scheidelinie.

Die nördlichen Gailthaler-Alpen, vom Schatzbüchl bis zum Kreuzberge sind zugleich die Vormauer des obern Drauthales gegen Süden, deren Fortsetzung vom Nockberg bis zum Latschur könnte als Eigen des Drau- und Weissenseerthales angesprochen werden.

Die südlichen Möllthaler-Alpen vom Zwischenberge bis Sachsenburg sind ferner zugleich die nördliche Gebirgswand des oberen Drauthales; die Unholde im Westen bildet endlich eine Art Querriegel gegen Tyrol.

Ueber die Unholde Spezielleres zu sagen, ist vom Ueberflusse; da wir in der höchst schätzbaren Arbeit des Herrn Franz Keil in Lienz — in der „Kreuzkoflgruppe" mehr finden, als ich je geben könnte.

Das Verhältniß dieser Gebirge zu einander und zum Thale ist aber folgendes: Die Nordkette des Drauthales und die Unholde überragt die Südkette durchschnittlich um 2000 Fuß. Die Südkette hat nämlich nur in den Spitzen des Jauken, Reißkofls und Latschurs über 7000 Fuß Meereshöhe, während der Kamm im Ganzen unter 6000 Fuß bleibt. Das Thal hat in der Sohle eine Meereshöhe von 1900 Fuß. Sonach erhebt sich die Südkette über den Thalboden um 4100 — die Nordkette um 6100 Fuß. Die Spitzen noch höher. Man sieht, dieser Erhebungen wegen kann sich unser Thal dem Möll- und Maltathale kühn an die Seite stellen.

Aber diese südlichen Möllthaleralpen haben nicht die großen Einschnitte des Centralstockes der norischen Alpen. Die Kreuzeckgruppe bildet trotz aller Wildbäche noch immer ein wunderbares Ganzes, das sich nicht theilen läßt, einen elliptischen Gesteinsschober, in dem die Schluchten nur unbedeutende Risse darstellen. Sie liegt gerade zwischen Drau und Möll in westlicher Richtung. Die Kreuzeckgruppe hat eine Längenaxe von 10 Stunden und eine größte Breite von 5 Stunden bei einer absoluten Meereshöhe von 8888 Fuß. Wäre dieser Gebirgsstock nicht gerade den Riesenhäuptern der Tauernkette gegenüber, so würde er zweifelsohne auch längst so gewürdiget worden seyn, wie er es verdient. Es ist ganz natürlich, daß der Mensch für das Größte sich am meisten interessirt. Dadurch ist es erklärbar, wie man die Kreuzeckgruppe bisher so wenig beachten konnte. Chartographisch jedoch ist sie nicht unbeachtet geblieben. Vielmehr enthält die Generalstabskarte eine so vortreffliche Detailzeichnung darüber, daß man nichts Besseres verlangen kann. Die Karten hingegen in den deutschen Atlanten, sowohl älteren als neueren, ja sogar Gebirgs- und Reisekarten über das Gebieth der Alpen enthalten in der Regel ganz unschuldige Phantasieen über die Kreuzeckgruppe; die Karten Wagner's und Pauliny's sind zu wenig detaillirt, aber richtig.

Indem wir nun den Gebirgsstock näher besichtigen wollen, begeben wir uns auf das Centrum desselben, aufs Kreuzeck (8534'). Es hat drei von Osten nach Westen liegende Spitzen, wovon die westliche die Höchste ist. Man kann es vom Gnoppnitz- oder auch vom Wöllagraben ohne große Beschwerde ersteigen. Rathlicher erscheint die Besteigung durch den Wöllagraben im Möllthale. Denn hier ist Wald und Schattseite. Hier ist im Hochthale ein Dorf von Alpenhütten, wo man die nöthigsten Lebensmittel findet und nicht mehr weit zur Spitze hat. Durch die Gnoppnitz hingegen wird man von der Sonne im Steigen ungemein belästiget, freilich gelangt man da viel früher in's Freie, auf die Teiften; man gelangt da zu dem Glanzsee und kann sich mit Fischen erholen. Aber im Hochthale ist keine Hütte weit und breit und bei einem Gewitter findet man keine Unterkunft. Der Charakter der Kreuzeckgruppe bedingt einen eigenthümlichen Eindruck. Am Kreuzecke lagernd befindet man sich weit mehr in einem colossalen Luftmeere, als anderswo. Zwischen unserem Standpunkte und den nachbarlichen Gebirgsketten liegen weite Thäler, deren Grund man nicht recht sehen kann. Die Höhen der Tauernkette geniren uns nicht, weil sie gerade weit genug zurückstehen; gegen Süden überragt nichts unseren Platz, gegen Osten auch nicht. In unmittelbarer Nähe erheben sich einzelne Spitzen bis heran und noch etwas höher, nördlich der Polinik, südwestlich der Scharnik. Sie sind jedoch außerhalb der Centralfieder unserer Gruppe und nur ihre schmalen Hörner beeinträchtigen die herrliche Rundschau. Doch diese nächste Umgebung mit ihren Zinken, Hängen, Schluchten und Alpensee'n ist das schönste Bild. Bei heiterem Wetter übersieht man die blitzenden Flächen von beiläufig zwölf Alpensee'n in der Runde. Die Mehrzahl derselben liegt auf der Seite des Drauthals. So auch bei weiten die Mehrzahl der Alpenwiesen und Weiden. Das Möllthal hat von diesem Gebirgsstock hauptsächlich nur Wald und Fels, und nur im Hintergrunde der Hochthäler größere Alpenweiden.

Bezüglich der Aussicht ins Möllthal ist der Polinik (8797'), bezüglich der ins untere Drauthal der Salzkofl (7900'), bezüglich jener ins obere Drauthal und untere Gailthal der Scharnik, der höchste in der ganzen Gruppe (8888') vorzuziehen. Der Scharnik erhebt sich über Irschen und hat auch einen vorslavischen Namen, wie er auch im Thale im Munde des Volkes ist, nämlich „Rothwieland." Setzen wir hiezu noch den Ortsnamen „Pölland", den Namen des Möllthaler-Grabens „Wölla", das uralte Wort des Bergstockes „Unholde", so eröffnet sich uns ein weites Feld für mythologische Hypothesen, die wir, weil sie eben nur Hypothesen wären, lieber in der Feder stecken lassen.

Die Spitzen des Kreuzecks zieren Eisnellen (Dianthus glacialis), Eisranunkeln (Ranunc. glacialis), die Zwerglilie (Lloydia serotina), der armblüthige Rapunzel (Phyteuma pauciflorum), seine felsigen Flanken der Alpenmohn (Papaver alpinum), die Alpenkresse, (Cardamine alpina) und eine Masse mitunter kostbarer Steinbreche und Hauswurzen (Saxifragen und Semperviven); nicht zu gedenken des blauen Speick's (Primula glutinosa) und der Roßwurz (Rhodiola

rosea), des kriechenden Benediktenkrautes (Geum reptans) und der Seslerien (Sesleria distycha, microcephala). Diese Pflanzen sind über den ganzen Kamm der Kreuzeckgruppe überall zu finden.

Der Kamm senkt sich nirgends tief ab. Die Spitzen erheben sich nicht viel über 100 Klafter über denselben. Die Uebergänge sind daher sehr beschwerlich. Aber in den Zeiten der Noth wird die Beschwerde leicht überwunden. Unter den Franzosenkriegen im Anfange dieses Jahrhunderts, als der Feind in Sachsenburg die Communikation sperrte, wußte sich der Draunthaler-Landsturm mit dem Möllthaler-Aufgebote durch diese Uebergänge in's Einvernehmen zu setzen, wodurch sich das lohnende Resultat herausstellte, daß die französische Besatzung der Sachsenburger-Veste sich auf lange Zeit nicht außerhalb der Mauern durfte sehen lassen, so gewissermassen eingeschlossen und abgeschnitten blieb.

Die Gestaltung des in Rede stehenden Gebirgsstockes ist ziemlich regelmäßig. Den Falten und Widerlagen der Südseite entsprechen fast durchgehends solche in der Nordseite, wobei noch bemerkenswerth, daß deren Richtung sogar den Focusstrahlen einer Ellipse entspricht. Es ist allerdings Manches verschoben und krumm, aber die Grundlinien sind doch so schön, daß man die Kreuzeckgruppe als das Muster einer höchst regelmäßigen Bergkette hinstellen darf.

Und das Gestein? Das Substrat? Aus den mir unzugänglichen Resultaten der geologischen Durchforschung durch die Reichsgeologen sind bisher über die Kreuzeckgruppe nur wenige Nachrichten in's größere Publikum gedrungen. Mir steht „das naturhistorische Jahrbuch, II. Jahrgang", der „Führer durch Kärnten" und Autopsie zu Gebothe. Danach kommt hier hauptsächlich unterer Glimmerschiefer in Begleitung von Hornblendegesteinen, Gneis und Granit vor; die südlichen Ausläufer enthalten, z. B. weit um Greifenburg einen Thonglimmerschiefer nach Art des Schiefers vom Schimenberg im Gailthal, nur etwas kompakter; endlich auch Kalk bei Dellach.

Bei Greifenburg führen die Lexikographen, einander nachschreibend — mit erstaunlicher Zähigkeit Alaungruben an — wovon Referent nie etwas wahrgenommen hat. Hingegen enthielt — und enthält die Gebirgsgruppe Goldadern bei Steinfeld und in der Teichel, deren Abbau längst aufgegeben; — Eisenlager von mehr oder minderer Reichhaltigkeit an vielen Orten; sogar Blei und was gewöhnlich damit in Verbindung steht. Die Aussicht auf Ausbeute hat in den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts mehrere Einwohner zum Bergwerksbetriebe bewogen. Sie sind aber dabei meist verarmt; haben also nicht gefunden, was sie suchten.

Auf meinen botanischen Streifzügen in diesen Alpen (vor 20 Jahren) habe ich daselbst und zwar zum Theil schon in Höhen über 6000 Fuß nicht nur allein Bergwerksgruben, sondern auch Werkzeuge bergmännischer Thätigkeit (Steinhämmer und Radltruhen) vorgefunden. Dieses deutet nicht minder als die Ausschreibungen, auf denen die im naturhistorischen Jahrbuche angegebenen Daten beruhen, auf einstigen Bergsegen unserer Gruppe hin, wonach sie, wenigstens vor Jahrhunderten, eines der ergiebigsten Metalllager der erzreichen heimischen Gebirge war.

Hat sich seitdem auch durch vielfältige Zwischenfälle der Bergbau daselbst auf ein höchst bescheidenes Maß reduziren müssen, so findet man demungeachtet am Fuße dieser Gebirgskette in der Runde noch viele Werke und Hämmer im Betriebe, während dies weder am Südrande der Centralkette, noch — mit Ausnahme eines einzigen Hammers, am Nordrande der nördlichen Gailthaleralpen vorkommt. Die Industrie ist uns also zum Theile noch geblieben, wenn auch der Bergsegen größtentheils verschwand, oder vielleicht — nur weniger ausgebeutet werden konnte.

In neuerer Zeit scheint auch dies wieder besser zu werden. An verschiedenen Orten wird mit Erfolg gebaut.

Unter der Fauna der Alpengruppe sind die Gemsen und Schneehasen hervorzuheben; jene über dem Waldgürtel in den Schroffen und im Plattach, diese im und unter dem Waldgürtel, zu Zeiten in großer Menge. Vor ein Paar Dezennien war das Wildschützenwesen ziemlich in Flor, und es ereigneten sich dabei manche grausenerregende Abenteuer. Jetzt wird mit der Abnahme des Wildes auch die „wilde Jagd" wohl schon erstorben seyn, wie anderwärts in unserer Heimath.

Die Alpenweiden sind bei der steilen Erhebung über die Schluchten der Hochthäler fast durchaus gefährlich, und es ereignet sich durch Abrutschung der Rinder, sowie durch Gewitter viel Unglück. Desto schöner und ergiebiger sind die Wiesen, z. B. am Gongen, in der Empergeralpe, am Stager; wo die edelsten Selbstkleearten mit den Butterrosen (Trollius) sich mischen, wo das Blutströpfchen (Nigritella) mit dem Köhlernagerl (Orchis ustulata) einen Vanillegeruch verbreiten.

Wir gehen jetzt zur Betrachtung der nördlichen Gailthaleralpen über, in so weit sie zugleich in's obere Draunthal abdachen.

Deren westlichster Theil vom Gailberg bis zur Unholde ist mir unbekannt geblieben. Vom Gailberg herab bis zum Latschur habe ich im Allgemeinen die Physiognomie schon entworfen. Es erübrigen daher nur Detailschilderungen.

Vom Gailberg gegen Osten präsentirt sich der Janken als ein hoher und auch interessanter Berg. Er hat drei Spitzen, daher heißt er im Thale auch Dreikofl. Man besteigt ihn vom Gailthal — da seine Flanken dort bis zur Höhe begrast sind, oder von Stein im Draunthale, wohin die Bergleute das Erz liefern, oder auch von Feistritz, einem Weiler am Ausgange der Ochsenschlucht, von welchem Orte aus ich hinan klomm. Der Pfad ist bequem und führt sicher über Wald und Wiesen bis zur Amlacher-Alpe, von wo man auf gut Glück durch das Gerölle bis zu einem der Jöcher zwischen den Spitzen emporsteigt, um alsdann von der Südseite die Spitze zu erreichen. Gerade zwischen der Mittel- und Westspitze traf ich mit einem begleitenden Freunde auf eine Berggrube, welche damals zwar außer Betrieb war; jetzt aber, wahrscheinlich nebst andern, auf „Galmei" bearbeitet wird. Auf dem Wege dahin trifft man überall die Flora der Kalkalpen: das Thlaspi rotundifolium, den Ranunculus montanus und hybridus, die Dryas, die Scabiosa norica, den Senecio abrotanifolius u. s. f.

Die Aussicht beherrscht das Thalbecken bei Mauthen im Südwesten und die ganze darüber emporsteigende Kette der carnischen Alpen, die sich vielleicht von keinem Punkte reizender darstellen. Vom oberen Draunthale übersieht man einen großen Theil von Kleblach bis Dellach und namentlich die sonnigen Abdachungen der Kreuzeckgruppe.

Der zweite und zugleich der höchste Berg in der Kette von der Unholde bis Villach ist der Reißkofl, welchen ich persönlich nicht erstieg, da es ohne kundigen Führer von der Draunthaler-Seite bei seinen fast senkrechten Wänden zu gewagt gewesen wäre. So weit es angehen mochte, habe ich mich jedoch in die oberen Etagen dieser Felsenburg begeben.

Die dem Dranthale zugewendete Felsenstirne besteht aus blätterigem Kalkstein, der in förmlichen breiteren oder schmäleren Zinken und Thürmen, zwischen welchen grasreiche Mulden liegen, aufgebaut ist. Das erste Stockwerk dieses Berges ist der sogenannte „Schönboden", auf welchen man von Osten her noch immerhin leicht gelangt. Moderduft deingt uns aus den Schuttthalden entgegen. Eine lautlose Stille herrscht, Bilder des Schreckens und des Todes umgeben uns, und die seltsamen Namen der Umgebung, des „Höllgrabens" mit seiner „Sommerschneebrücke", des rauhen und kahlen Donnerspitzes entspeechen ganz dem Eindrucke, den man hier empfängt. Zugleich erfährt man, an den Abhang vortretend, daß man an derselben Stelle wieder hinaus muß, wo man hereingekommen, weil sonst auf allen Seiten furchtbare Abgründe uns entgegen gähnen.

Das zweite, vom „Schönboden" etwas nach Süden zurückweichende Stockweel des Reißkofls erhebt sich von da bis zum Niveau des kleinen Reißkofls (etwa 6500' überm Meer), der die Kette nach Osten fortsetzt. Von diesem aus besehen zeigt er sich keineswegs so gefähelich für den Besteiger, denn es ladet vielmehr eine Art bewachsener Treppenflucht zum Weiterwandern in die Höhen des Berges ein. Man sieht jedoch hier am besten das Zackige seiner Nordflanken, die kleinen Erdnester zwischen den Abhängen, die Graspolster, auf welchen die Gemsen lagern; aber mit dem Weitersteigen thut sichs nicht, denn bei der nächsten Wendung bricht der Steig ab, und wir müssen wieder zurück. In der Horizontallinie, welche vom kleinen Reißkofl den großen durchschneidet, befindet sich eine aufgelassene Goldgrube, von deren einstigen Schätzen und deren Herren manche Sagen noch im Munde des Volkes sind. Jetzt — heißt es — jetzt ist unter dem Reißkofl ein großer See — und daraus kommen die starken Bäche, welche nach Süden, Norden und Osten abfließen. So die Sage.

Ueber dem Niveau des kleinen Reißkofls thürmt sich der große noch an 150 Klafter in die Höhe, aber, wie gesagt, es war mir unthunlich — die weitere Gestaltung zu erforschen. Etwas Auffallendes waren mir größere und kleinere Kalksteinblätter, welche beim Aneinanderschlagen einen metallischen Klang von sich gaben.

Der dritte belangreiche Berg dieser Kette ist der Sattelnock, der zwar nicht mehr auf 7000 Fuß steigt, der aber eine wunderliebliche Aussicht in's untere Gailthal, in's Iselthal in Tyrol und zu den dortigen Gletschern, ferner über das obere Dranthal bis Lienz mit Einschluß dieser Stadt, und endlich auch über den „weissen See" gewährt. Da er sich nach Norden sehr felsig abläßt, hört man sogar den Gnoppnitzbach zur Drau rauschen. Auch der Sattelnock besitzt bis tief im Sommer hinein an der Nordseite große Schneefelder, die für den ermüdeten Bergsteiger zwar eine bequeme Rückfahrtsstraße wären, wenn nicht an deren unteren Zipfeln die Felsenhänge ein strenges „bis hieher und nicht weiter" uns entgegen hielten. Doch findet der tüchtige Führer endlich den kleinsten Gang, über welchen wir gefahrlos hinabsetzen, um endlich entweder über die Pfaemebene in's Dranthal, oder durch den romantischen Gösseringgraben in's freiere Gitschthal hinaus zu kommen.

Der vierte interessante Berg unseres Gebiethes ist der Rockberg. Ja, das ist der Rockberg mit Bozug, mit Auszeichnung in unserm ganzen Vaterlande. Wie viele Nocks haben wir! Wir hörten gerade vom Sattelnock. Außerdem gibt es einen Pfannock, einen Rosenock, einen Faschaunernock und hundert andere solche Nocke. Als die Titanen den Himmel stürmten, haben sie diese Nocke alle zusammengetragen auf die Berge, unglücklicher Weise aber einen liegen gelassen, den auch sie nicht bewältigen konnten, und das ist unser Nockberg. Doch Scherz bei Seite. Ich glaube, Nock ist ein peovinzieller Ausdruck für Eck, und diese Nocke bedeuten Eckberge, und sind auch alle irgendwie Eckpfeiler der Gebirge. Dies trifft auch beim Nockberg zu, der scharf und finster in's freie Dranthal hereintritt und im Osten mittelst der „Feldscharte" mit dem Latschur, dem letzten interessanten Berge unseres Gebiethes, in Verbindung steht.

Auf den Latschur geht sich's am bequemsten durch den „Gnungraben" über die Feldberger-Alpe; der Hintergrund jenes Grabens zeigt schon die schönste Thalbildung, und das Haus des Holzmeisters mit seinen schimmernden Fenstern liegt mitten in prachtvollen Alpenwiesen in der Thalsohle. Von da steigt man nördlich an bis zu den an den Abhang sich lehnenden Hütten der Alpe, von wo man in gleicher Richtung binnen kurzer Frist die Höhe des Latschur (7057') erreicht. Auf diesem Wege sammelt man die Felsennelke (Dianthus silvestris), dann die schöne, durch David Pacher erst zu Ehren gebrachte Oxytropis carinthiaca in Menge, das peächtige Hedysarum obscurum und viele, viele kostbare Alpenpflanzen, welche an sich schon die geringe Mühe des Besuchers belohnen. Aber dann kommt erst die ausgezeichnete Fernsicht auf Gmünd und die Gmündneralpen, über den untern Theil des Möllthales und beinahe über das ganze obere Dranthal mit Einschluß des Schlosses Lienz. Dann über das chaotische Gewirre der nördlichen Gailthaleralpen, in welchem sich der Reißkofl nun als ein auf die Spitze gestelltes Ei ausnimmt, und vor dem sich der bewaldete Nockberg mit seinem hervorblinkenden Weideland als schönster Voedergrund hineinlegt. Dann sieht man Streifen des „weissen See's" und dahinter gegen Süden und Osten die mannigfaltigsten Kofel und Arme unserer Kette, mehr gegen Nordosten dehnt sich das untere Dranthal mit seinen sonnigen Gehängen und endlich die große Fläche des Millstattersee's. Die Aussicht ist wohl eine der großartigsten im Kranze unserer Alpen. Der Untergrund selbst ist bald Kalk, bald Glimmerschiefer und der nördlich abdachende Sifflitzgraben enthält Felsen eines rothbraunen Gesteins.

Hiermit schließe ich den Rundgang durch Thal und Berg, diese topographischen Skizzen — die mehr die Orographie und Hydrographie und das Malerische — als das Topische im Auge hatten. Ich setze hinzu, daß ich die Herren Autoren des „Führers durch Kärnten", so wie ihr Weck in hohen Ehren halte, aber ich wollte auch das Thal meiner Heimath besser beleuchten, weil es mir in jenem Werke zurückgesetzt schien.

P. K.

Heimathliche Sagen.

1. Die Prebler-Sauerbrunn-Sage.

(Nach dem Volksmunde.)

Als ich im verflossenen Sommer 1861 den Prebler-Sauerbrunnen besuchte, traf ich in dem Gebäude, welches über die Quelle erbaut ist, ein altes gemüthliches Bäuerlein, das mit Gusto das prächtige Sauerwasser trank.

Ich sprach mit dem Alten über dieß und jenes, von guten alten Zeiten rc.

Auf meine Frage, wie ihm der Sauerbrunnen behage, erwiederte er: „Namla guat, aba liabar war mars, wons Wein war, wos das Wassa amol g'wesn is.“ Ich stutzte über diese Antwort und forschte, ob er etwas Näheres vom Sauerbrunn zu erzählen wisse. Er bejahte diese Frage und erzählte mir hierauf folgende „G'schicht“, die ich, da sie mir nicht uninteressant scheint und ich mich selber noch sehr gut erinnere, hiemit der Oeffentlichkeit übergebe.

„Fur longar longar Zeit“ — begann der Alte — „is a schon de Quell'n hergrunnan, äba do is nit Sauarwossa, do is leathiger siaßa Wein außa kwuarlt. Dos wor selbn a Löbn, und wos das irgste war, dar Wein war süssig wia Möth. Schlecht wors freili, dos, won die Leut' hommt in Wein wögtrogn wölln, dafege zan kloarn Wossa wurn is, dos ka Tugend und kean G'schmoch kobt hot.“

„Do af an Sunnti feint wia g'wenti vil Bauarn za da Quell'n köman, han se recht guat g'schechn loaßn, hom drauf g'sungen und g'wischbelt, dos as glei a Freud wor. Wia se oba schon a bißl z'viel in Scheadl ham kobt, fans granti und fienkarisch wurn. Af amol kimmt a Bettlmandle z'wögn und will da da Quelln a an Wein trinkn. Dös feagn die Bauarn, gean afs Mandle, das schon a alts Harscherle und ganz grabberat wor, los, und wöllns furt jaikn *). Dos Mandle bittat reacht schean, se solln's trinkn lossn, de Bauarn aba sogn drauf: „Was epa nit noch, du an Wein pippin, der is nit füe enk olte Leut, dir that ee noamla schedn.“ — Da hats Mandle no a mol bötn. Hiaz hams as zam g'schimpft, prügalt und hom g'sagt: „Für di kert si a Wossa und koa Wein, den loßt unser Herrgott nor für uns reiche Bauarn herrinnan.“ Do is das Mandle fuchtig wurn, und hot laut g'schrirn, das olls g'hölltart hat, die Bauarn si erschröckt haben und sogt: „Wail dös groaßn **) nobln Leut' gor so hortherzi seits, und mi nit a Granle dabta trinkn loßn, so sollts dös, so gwiß a Gott im Himml is, nia mehr a Tröpsle Wein von dera Quelln trinkn, nit a mol a Trinkwossa, es soll a rechts Sauarwossa außarinnan.“ Drauf hots an Himmlazar***) gmocht, das Bettlmandle is varschwundn, und sidar Zeit rinnt Sauarwossa außa.“

2. Eine Saualpen-Sage.

Jeder Ort, jedes Thal, jeder Berg hat seine Sage, dessen Tradition sich vom Urgroßvaters-Munde bis auf den jüngsten Enkel fortpflanzt, der es wieder seinen Nachkommen überliefert, die auf diese Weise eine stete Erinnerung von alten Zeiten bleibt.

So erzählt man sich an den Abhängen, und je höher man auf die Saualpe kommt so weit sich menschliche Wohnungen befinden, nachstehende Sage:

Einmal nahm ein reicher Bauer, der jenseits der Alpe sein Besitzthum hatte, ein ansehnliches Lavantthaler-Mädchen, dessen Heimath diesseits der Alpen war, zum Weibe. — Es war gerade Fasching und sie wurden in der Pfarre, zu welcher das Mädchen gehörte, getraut. Nach vollzogenem heil. Akte begab sich das Brautpaar nebst den Hochzeitgästen, Beiständen, Brautführer, Kranzeljungfrau rc. in das Wirthshaus, wo sie das Hochzeitsmahl vereinigt einnahmen. Hierauf belustigten sich sämmtliche Hochzeitsleute mit Tanz und Spiel und unterhielten sich auf das Trefflichste. Als sie sich durch den Tanz gut unterhalten, und auch der Wein, der in Strömen floß, bei den Gästen seine berauschende Wirkung bereits gethan hatte, machte der Bräutigam den Vorschlag, da es bereits zu dämmern anfing, aufzubrechen und in seiner Heimath, „deachl“ jenseits der Alpe, die Nachhochzeit zu feiern; welcher Vorschlag bereitwillig angenommen wurde, weßhalb man auch sogleich nach kurzer Beabschiedung von den Eltern der Braut den Weg antrat.

Unter Anführung des Brautpaares und zehn anderer Hochzeitsgästen bewegte sich der Zug nach östlicher Richtung, und ging schnurgerade in die Höhe, um über die Alpe zu gelangen. Doch, o Schrecken! dieselbe hatte bereits einen neuen Zuwachs von frischem Schnee erhalten, und der Weg wurde beschwerlich. Allein dieß schien in der Gesellschaft keine Beunruhigung hervorgerufen zu haben, denn jauchzend und singend eilten Alle vorwärts.

Der Schnee wurde immer tiefer und tiefer, der Weg immer bedenklicher und die Nacht senkte sich bereits auf schwarzen Fittigen nieder, welcher der freundliche Tag weichend, Platz machte. Sämmtliche hatten schon eine ziemliche Strecke Weges zurückgelegt, und obwohl manche bedeuteten, daß man lieber den Rückweg antreten solle, schritt man auf die Einschläge, die so wohlmeinend waren, nicht achtend, das Brautpaar immer an der Spitze, vorwärts.

Sie hatten bereits die Höhe der Alpen erreicht, aber mit eben dieser Höhe auch den immensen Schnee, der dort oben zur Manneshöhe gewachsen.

Jetzt war von einem Weiterkommen und Vorwärtsdringen nicht mehr die Rede, sie sanken tiefer und tiefer und verloren bei dieser Rabennacht, die auf Berg und Thal lag, Einer den Andern.

Jetzt sprach man freilich vom Rückweg, allein auch diesen konnte man nicht machen, denn sie hatten den Pfad verloren, überdieß war Alles sehr ermüdet und die Nacht war frostig kalt.

Da blieb den ganzen Hochzeitsleuten nichts übrig, als stehen zu bleiben und so sich in ihr Schicksal zu ergeben.

Vom Gange matt, vom Weine berauscht, sank Einer nach dem Andern zu Boden und wurde im Schnee begraben. Selbst dem Brautpaar wiederfuhr das gleiche Schicksal. Ein süßer Schlaf bewältigte sich Aller, der sich aber leider zum ewigen Schlafe verwandelte, aus dem sie nur dereinst die Posaune erwecken wird.

Sie erfroren insgesammt!

Im Frühjahre, als von den mildthätigen Strahlen der Sonne der Schnee schmolz, fand man die Vermißten als halbverwesene Leichen am Alpengrat. Man hatte sie Alle noch lebend geglaubt, denn diesseits der Alpe meinte man, sie seyen jenseits und so umgekehrt.

Nun begingen die Anverwandten der Hochzeitsleute ein großartiges Leichenfest und begruben die Todten an denselben Stellen, wo sie aufgefunden worden sind.

Noch zeigt man dem Touristen, der die Alpe besteigt, den Platz, wo die zwölf Hochzeitsleute liegen, und noch deutlich erkennt man zwölf Steingeröllhügel als die Gräber der Erfrornen.

So lebt diese Alpensage im Volksmunde fort, so wie der Ort, der sich eine Stunde nördlich vom „Sattofen“ befindet, ewig den Namen „auf den zwölf Hochzeiten“ oder „Af dar Hochzeit“ tragen wird.

Wolfsberg. Rudolf Weizer.

*) Fortjagen.
**) Reiche.
***) Blitz.

An den Verfasser von „Gemüth und Welt.“

Gemüth und Welt — wie seyd ihr doch verschieden!
Gemüth — du Abglanz von des Dichters Seele,
Du Unterpfand von Gottes heil'gem Frieden,
Du — reiner Freuden ungetrübte Quelle!
Dir ist die Welt ein ernster, strenger Richter,
Auf lautem Markte sollst du nicht erscheinen;
Verbirg Dein Glück, beneidenswerther Dichter,
Bei kühlem Lächeln wirst Du bitter weinen! —
Doch überströmt das Wort von Deinem Munde,
Willst Du der Menge Dich zum Opfer bringen,
Nun dann — Glück auf! — dann soll im selt'nen Bunde
Gemüth und Welt ein frohes Ziel erringen!

Marburg, 21. Jänner 1862.

Gustav Herfeld.

Der Jüngling in der Fremde.

1.

Ich zog hinaus in die Fremde,
Mir war so weh', so weh',
Es stockte mir im Busen
Das Blut zu Eis und Schnee.

Ich zog hinaus in die Fremde,
Ich zog so weit, so weit,
Mir gab nicht Lust und Freude
Der Schmerz nur das Geleit.

Ich irrte träumenden Blickes
Durch fremde Gassen umher,
Rings fremde Personen, da eilt' ich
Nach Haus und weinte so sehr. —

2.

Ich war nach Haus gekommen,
Es war ein fremdes Haus,
Nicht das, aus dem in der Heimath
So oft ich schaute heraus.

Es waren große Zimmer,
Es war bequem und gut,
Doch fehlte der stille Segen,
Der über der Heimath ruht.

3.

Und als ich den ersten Abend
Zu Bett mich legen wollt',
Da sind gar bleiche Thränen
Vom Auge mir gerollt.

Sanft vor dem Schlafengehen
Kam ich zum Mütterlein,
Die gab mir ihren Segen
Und ruhig schlief ich ein.

Nun war ich so einsam im Zimmer,
Doch Mütterlein war nicht hier,
Und konnt' auch ihren Segen
Nicht mehr ertheilen mir.

Sie blickte nur in die Ferne
Hinauf zu Gottes Thron,
Und dacht' mit feuchten Augen
An den fernen fernen Sohn.

Die Augen nicht wollten sich schließen
Ohn' den Segen vom Mütterlein,
Mein banges Sehnen schlich sich
Gar noch in den Traum hinein.

4.

Ich fand viel neue Freunde,
Kam in manch' schönes Haus,
Ich pflückt' auf Thal und Hügel
Gar manchen Blumenstrauß.

Doch an den schönsten Stellen
In stiller Waldesnacht
Da hab' ich unter Thränen
Nur an die Heimath gedacht.

5.

In einer fremden Straße,
In einem fremden Haus
Da sah ich ein hold' Mägdlein
Oft gehen ein und aus.

Und seltsam! die fremde Straße
Gefiel mir bald gar sehr,
Es schweiften meine Gedanken
Den ganzen Tag hierher.

Ich weiß nicht wie es gekommen,
Doch seit ich das Mädchen erblickt,
Da hatt' ich viel weniger Grüße
Mehr in die Heimath geschickt.

6.

Ich grüß' dich als neue Heimath,
Du holdes schönes Land,
Wo ich die herrlichste Perle,
Die reinste Blume fand.

Im Heimathlande da hab ich
Das Licht der Welt erblickt,
Doch hier in diesem Städchen
Da hat mich die Liebe beglückt.

Drum' grüß' ich so recht vom Herzen
Dich holdes schönes Land,
Wo ich die herrlichste Perle,
Die reinste Blume fand.

7.

Das Meer das möcht' ich sehen
In seiner stolzen Pracht
Mit flammenden Blitzen am Himmel,
Umgeben von finsterer Nacht.

Da wollt' das Herz mir jauchzen,
Da fänd' ich mein eigenes Bild,
Ein wüstes brausendes Toben
Und Sehnen, das nie gestillt.

Albert Gnzman.

Robert Hamerling.

Man wird sich erinnern, wie wir im vorigen Jahre den Poeten, der den obigen Namen führt, mit seinen dreien Büchlein: „Sangesgruß vom Strand der Adria", „Venus im Exil" und „Sinnen und Minnen, ein Liederbuch" in warmem Pflichtgefühl der Anerkennung hervorgehoben haben.

Es ist wieder Weihnachten worden und das Jahr zur Rüste gegangen. In dieser Zeit, wo man sich Brillanten schenkt oder allerlei eleganten, nutzbaren Hausrath, oder Obligationen mit Fassung, preußische Thalerscheine und andere haltfeste Auszeichnungen, da

will ein gutes Buch geschrieben von einem guten Schreiber freilich nicht gar viel sagen. Aber man lasse uns den schlichten kindlichen Glauben, es hätten noch einige lieben Menschen hellen, klaren Sinn für Einen, der da singt und sagt, so wie es ihm ums Herz ist und so gut ers, und das auch nicht ohne Müh' und Nachsinnen und bei ernstem Gewissen, gelernt hat. Gesetzt also, es sey dem derart und man meinte auch obendrein, nicht alles Löbliche und Preiswerthe müsse von draußen herein kommen, oder von Leipzig, oder Stuttgart und Tübingen, oder von irgend einen glorieusen Flüchtlingscomitée an der Themse, nein, es könne auch bei uns daheim wachsen, zwischen österreichischen Tannen und an den stillen Gestaden des italischen Meeres: so holen wir unsern R. Hamerling wieder aus dem Büchergestelle hervor und lesen sein neuestes Werk: „Ein Schwanenlied der Romantik". (Prag. Kober, 1862.)

Es sind sechzig Gedichte im Nibelungenmaß und angehangen etliche Hymnen, welche das Buch ausmachen. Nicht vieles, aber viel. Auch brauchte der Dichter vorher gar nichts geschrieben zu haben, aus den ersten Strophen all' dieser Liedergänge hielt es nicht schwer, ihn als einen solchen zu begrüßen. Wie man denn aus griechischen Scholiasten, wenn sie von etwas wie von „Siegesliedern" sprechen und sagen „der Dichter", sogleich den Pindar heraussieht und so längst verloren gegangene Strophen von eben demselben zusammengebracht und den Dichterwerken angereiht hat. Daran ist es nun freilich mit Hamerling nicht. Seinen volltönenden Namen hat er bereits und es kömmt nur darauf hinaus, wie rasch, wie weit er mit jeglichem Werk vorschreite. Daß er nun mit dem obangeführten neuen dichterischen Werke einen entschiedenen Schritt nach der Höhe gethan habe, das kommen wir jetzt in der Zeit der vergilbten Blätter ziemlich spät zu sagen. Denn das „Schwanenlied" ist bereits im Frühjahre erschienen, es hat seine Runde durch die deutschen Lande weitaus gemacht und ehrliche Kritiker haben ihm des Schönen und Erfreulichen genug nachgesagt. Auf die merkwürdigste Weise hat sich der alte Heine- und Goethefresserische W. Menzel vernehmen lassen. Es gebe, meint er in seiner köstlich ungeschlachten Sprechart, es gebe noch einige Epigonen, welche nach Goethe und Schiller auch was zu sagen hätten und nur sey Robert Hamerling wenigstens ehrlich genug, den Bankerott der Poesie einzugestehen. Darauf läßt der alte, grämliche Kritiker eines der Lieder der ganzen Länge nach folgen. Es ist ein prächtiges Citat. Und hiernach läugnet der alte Menzel — stein- und beinfest, damit er nur sein Sophisma nicht umstürze, nach Goethe und Schiller könne es absolut nichts Gescheidtes mehr in der Poesie geben. — Das Morgenroth einer neuen Aera: diese sicheren Lieder seyen alle sammt und sonders nur „der letzte Seufzer einer hinsterbenden Poesie." Nur? Keines Lobredners glänzendes Phrasenwerk hat unsern Poeten mehr geehrt, als dieses unbewußte warme Wort des eiskalten Rhadamanthos. Also die Preisaufgabe „schöne Gefühle in schöner Form" wäre R. Hamerling dennoch gelungen. Wir wollen vorlieb nehmen. — Lewin Schücking, in Deutschland als Belletristiker so günstig bekannt wie als ehrlicher Kritiker, gesteht bei Gelegenheit des Erscheinens dieses „Schwanenliedes" ein, er wüßte in der Lyrik kaum einen Namen zu nennen, der sich gerade jetzt zu einer größeren und bedeutsameren Erscheinung entwickelt, außer R. Hamerling. Er rechnet es dem Dichter zur Sünde, daß er seine Blüthen so zerstreut ausgebe und nicht gleich zu einem großen Strauße sammle; dann würde sicherlich schon in viel weiteren Kreisen dieser reichbegabte Poet die verdiente Anerkennung und Verbreitung gefunden haben. Ein Hauch des Orients und seine Farbenpracht gehe durch dieses „Schwanenlied" und es erreiche dieses die Höhe Anastasius Grün's, ja es überbiethe denselben noch an Klarheit der Diction. Eine entschiedene Tendenz sey im Werke nun durchaus nicht zu verkennen, aber der echt lyrische Charakter als solcher für sich sey überall auf das Wohlthuendste gewahrt. Nur mit einzelnen Formsachen und vornehmlich mit der „häßlichen" Nibelungenstrophe sey er nicht recht einverstanden. Soweit Schücking. Ein anderer ehrlicher Kritiker (Hamburg) — ruft unserem Sänger sogar eindringlich zu: „Nur so fort, Hamerling, und dein Vaterland wird noch stolz auf dich seyn".

Kritiker sind nun oft wunderliche Menschen, nur hat man gewöhnlich bei allen auffallende Winkelzüge, das Barocke ihres Urtheils erfahren müssen eben über literarhistorische Personen, die längst günstig bekannt oder wohl auch schon ohne Biographen berühmt waren. Die meisten Absonderlichkeiten kehrt nun die Wiener Kritik gegen unseren Poeten hervor und schreitet zur Justificirung desselben. Sie kennt und nennt zwar gar nicht des Dichters „Sangesgruß", nur das Buch „Sinnen und Minnen"; dafür aber nimmt sie wenigstens von „Venus im Exil" Notiz und scheint darin, soviel sich eben in Pausch und Bogen lesen läßt „am Kamin", sich etwas umgesehen zu haben, freilich mit wenig Eingehen und noch weniger Gunst. Sie ignorirt den großen und entschiedenen Erfolg, den Hamerling nach dem Urtheile der besten Fachblätter Deutschlands und auch der Schweiz mit diesem philosophisch-lyrischen Gedicht gemacht, und gibt die profane Auslegung, aus Mißmuth über den schlechten Erfolg habe der Dichter nun der prosaischen Zeit ein „Schwanenlied der Romantik" geschrieben. Dieser Prämisse folgen ebenso nüchterne und ironische Consequenzen, welche zeugen, wie wahr Goethe gesprochen: „Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehen." Einem so voreingenommenen Sinn offenbaren sich die geheimnißvollen Schönheiten auf keine Weise, und er bleibt absichtlich blind gegen jede kleine Leuchte. Es wird beiläufig behauptet, Hamerling schmähe mit poetischen Schimpfwörtern auf die erzprosaische Zeit. Das ist in der That nicht so. Der Dichter führt uns vor, beschreibt und stattet mit reichem Aufwand aus alle die Produkte und Unternehmungen in unserer industriellen, materiellen Zeit, als da sind: Die Nordpol-Expedition Franklin's, Vogels Afrikareise, die Luftballonfahrten, das Dampfschiff, die Eisenbahn, die Semmeringbahn ganz in specie, den Telegraph, das atlantische Kabel u. s. w. Alle diese Sachen, scheinbar ganz unzugänglich einer schönen duftigen poetischen Verklärung, treten wie ein hübsches Hautrelief aus den ersten Stücken hervor. Von poetischem Schimpf keine Spur. Im Gegentheil ist dies die ebenso sachgemäße als reizende Einleitung des Werkes, das seinen ganz pedantisch gegliederten Inhalt hat, seine Fabel, wie sein genaues Schema, wie Goethe sagen würde. Der Dichter ist zu Venedig, er nimmt eine Gondel, fährt hinaus, bestaunt die Prachtbauten der Meerstadt und läßt seine Zeit mit den obgedachten Bestrebungen vorüberziehen. Er „beugt sich willig vor dem gewaltigen Geist, auf dessen Stirn die Krone der Zukunft glänzt", und muß „ihn staunend bewundern, weil er alles Erschaffene umspannt". Ist das nicht ein prächtiger Lobspruch auf diese Zeit? Freilich muß es eben der Poet seyn, der auf das „Zuviel" hinweist und in diesem Sinne erinnert seine mahnende Strophe an den Zauberlehrling, an das Geschick Midas', schildert die allgemeine Entseelung, die Abklärung (um ein Schlagwort der siebziger Jahre zu gebrauchen). So gelangt der Gondelfahrer nach Torcello, dem „jeder sinnenden Seele ewig lieben Eiland." Die Morgendämmerung erinnert den Dichter auch auf seinen Morgen, den Anfang und das Ziel seines Sängerthums; er glaubt fest an die Verwirklichung seiner schönen Ahnungen, ob auch diese Zeit selbe nicht hege, diese Zeit „lärmend, doch thatenarm." Er sieht den Wurm in ihr, den Geldgeiz, den Stoff als den Götzen und das System den Nihilisten. Von allen diesen tödtlich angeweht, erstarrt die Dichtung, „das Lied ist aus und die Poesie drückt ins eigne Herz sich den Stachelzahn der Ironie". Ist das nicht eine furchtbare Wahrheit? Heine hätte auch ein Wort dabei mitzureden. Und nun geißelt der Dichter, seinen reichen Besitz selber als das geringste achtend, die Formschönheit als den Schlupfwinkel modernster Gedankenlosigkeit, die bloße nackte Verständigkeit des Künstlerthums. Vermittelst dieser sey die Dichtung eigentlich schon faktisch überflüssig, und die Nation müsse nur als Staat groß seyn.

Als Tonangeber tritt Frankreich auf und der Dichter weiß von seinem Finanzruin, seinen Morny's und Carpentiers und Grisetten genug anzudeuten; drüben in Amerika, auf das selbst Geibel ein Hohnlied gesungen, „vergilbten der Choris Kränze im Kohlendunst.“ Gegen also mißverstandene Freiheit, Macht preist sich der Dichter Empfindung, Herz, Gemüth, Begeisterung, sittliches Naturgenußleben, Nachteinsamkeit, das Selbsterstreben im All der Schönheit. Als Priester derselben beschaut er sich Hellas, Italien, und heimwehvoll in all diesen fernen schönen Wanderungen endlich auch die deutsche Heimath. Er klagt, was alle echten Dichter seit Urbeginn klagten und immer klagen werden, daß er nur von Wenigen warm verstanden und geliebet werden, und doch bleibt ihm als ewiger Trost Eine Idee, es ist die Idee „Vaterland“. Da preist er sich nun das weite große deutsche Vaterland; er ruft es auf zur Macht und Beharren und wenn ja der Bann der Neuzeit auch erdrückend über dieses kommen sollte:

„Du bist das Herz Europa's, so lähme dich zuletzt der Tod“.

Sowenig als wir nun der Wiener Kritik beifallen, der Dichter hätte aus Gefühl der Leere ziemlich gewaltsam die Politik hereingezogen, so freudig stimmen wir in die Meinung der „Achener Zeitung“ ein, die da meint: daß es mit unserem von R. Hamerling so schwer gerichteten Zeitalter noch nicht so schlimm stehe, beweise am besten ein so schönes Lied, wie das „Schwanenlied“. Von der Form sagen wir diesmal nichts; es würde nur wieder darauf hinaus kommen, wie es in LII. heißt: „Hinwarfen sie wie höhnend der Formenschöne Kranz“.

Beigegeben dem „Schwanenlied“ sind sieben Hymnen: „Lenznacht im Süden“, „Hesperus“, „Vollmond“, „Meerfahrt“, „der Bergstrom“, „Antikes Seemärchen„ und „ Der geblendete Vogel“. Außer Adolph Pichler in Tyrol wüßten wir in Oesterreich keinen Poeten, der das antike Maaß der Hymne mit so viel Eigenthümlichkeit und Schönheit pflegte als Hamerling. Während aber jenen der Fall von Ode und Epode, Strophe und Antistrophe straff nach den Maaßen griechischer Vorbilder bei Pindar oder den Chören der Dramatiker festhält, nicht ohne sich zur Tabulatur der M. Carriere'schen Poesie-„Recepte“ zu bekennen, folgt Hamerling vielmehr dem individuellen Tonklangsgefühl, erschafft sich die Strophe aus Eigenem, und indem er so aus sich selbst frei, aber gefesselt von den Banden der Harmonie, eine Regel befolgt, thut er eben, was die griechischen Lyriker selbst thaten: er bringt das Begrifflich-Schöne freigestaltend in schöne Form. So nähert er sich den Griechen aus metrischem Instinkt, wie andere auf dem Umwege formeller Nachahmung. Diese Hymnen, in ihrer Zahl nur so groß als die der Städte, welche um Homer stritten, sind voll Gedankentiefe, Schwung, lieblicher Anmuth, und es hielte schwer, welchem den Vorzug zu geben. Sie waren uns zum Theil aus dem „Familienbuch des österr. Loyd“, aus Ißleibs „Blättern für Krain“ und aus Waldmeisters „Iris“ bekannt. Möchte nun unser junger Dichter einen Talismann, ähnlich jenem arabischen, den ihm der Baron Prokesch-Osten vom goldenen Horn gesandt, besitzen, der ihm die Herzen seiner nahen österreichischen Landsleute so rasch und sicher gewänne, als jene im fernen, großen deutschen Vaterland.

Und eh' wir diese Blätter zu Ende geschrieben, kömmt gerade von Seite der unglaublich scheinenden Wiener Kritik dem Dichter die schönste Anerkennung entgegen. Derselbe von uns oben angezogene Hieronymus Lorm (Heinr. Landesmann) ist es, der neuerdings über Hamerling schreibt: Je größer Hamerling's Begabung ist, und je höher ich dasselbe schätze, um so drückender war es mir, sie im Dienste einer Polemik zu finden, die, an sich wenig begründet, nur als Juvenal'sche Satyre zu poetischer Berechtigung gelangen kann. Das Mißverhältniß zwischen der ernsten Poesie seiner Anschauungen und dem Objekt derselben muß wie Stoffmangel erscheinen, wobei ich nicht im Geringsten zweifelte, daß ein nie zu erschöpfender Stoff in seiner — und gerade in seiner — Subjectivität liegt. Warum ihn aber in diesem Falle in der Zeit oder im Kampfe gegen sie suchen? — Ich erinnere nur an die scheinbare Vernichtung, die der Ruhm Lord Byron's und unseres Bürger gesund überstanden hat. Und Hamerlings Geist ist dem Geiste dieser Männer weit näher, als das Gewicht der Wiener Kritik dem der Kritiker, die Byron und Bürger zu zerschmettern glaubten. Soweit der gefürchtete Radamanthes der Wiener Zeitung. Und wieder vom äußersten deutschen Norden kündet das „Bremer Sonntagsblatt“ (1861, Nr. 44) dem Sänger, daß er auch im Norden des Vaterlandes verwandte, zustimmende Gemüther zu finden erwarten darf.

Wir haben nun kritische Kränze und Bedenken getreulich an Mann gebracht und lassen jetzt den Poeten wieder selber mit seinen Gesängen in unser Ländchen ziehen. Bei uns daheim ist ja noch behäglicher Sinn für die anderwärts unbillig zerblätterte Rose der Poesie lebendig.

F. P.

Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 2.)

schwintn, zusammenziehen, eingehen; der Schwund, Schwindsucht. Sieh' Schwenin.

Schwizn, in Schweiß kommen, gerathen. Figürlich: von sich lassen, ausgeben, auslassen, z. B. Geld. Der håt heunt schwizen miosn, d. h. er hat Vieles zahlen, ausgeben müssen.

Schwöll, eine hölzerne Vorrichtung, um das Wasser anschwellen zu machen, bei einem Bache. Im Niederdeutschen: Swillen.

Schwörzn, Schmuggeln, Schleichhandel treiben.

Schwörzer, ein Schleichhändler. Adelung meint, daß Schleichhändler vormals bei dem heimlichen Einbringen ihrer Waaren sich das Gesicht schwärzten, um unerkannt zu bleiben, — oder, weil Schwarz auch für Dunkel, Finster, gesagt wird; daraus, daß Schleichhändler ihre Waaren bei finsterer Nacht einzubringen suchen, so daß demnach Einschwärzen so viel wäre, als mit Hilfe der Finsterniß einbringen.

Schwunng, (mit seyn), d. h. in der Mode seyn, z. B. dö Hiat sent hiaz in Schwung, d. h. in der Mode — oder finden guten Absatz.

se, sea, da hast! nimm hin!

sebn, dort, damals, z. B. du bist sebn a då gwösen! d. h. damals.

Sechtln, Seachtln, in der Lauge waschen, überhaupt waschen.

Sege. 1) Derselbe, dieselbe, dasselbe. 2) Der Satan, der Teufel.

segen:hålbn = deßwegen, exinde hac, ex causa.

Sel, die Bäurin, κατ' ἐξοχήν.

Srkten, Capriolen, Launen.

seiisch, schmutzig, unrein.

selhin, was liegt daran, nichts zur Sache.

Seitl, ein viertel Maß. Maßerei des Mittelalters. In den Saalbüchern, Kaufbriefen, Urbarien kommt vor = Carada vini vel cerevisiae = Startin = Fuder. Eine Carada hatte 30 situlas oder siclas, doch nicht unsere Seitl, sondern vielmehr, weil diese Benennung bei den Brunnen-Eimern vorkömmt, da eine Carada 8 Yrn oder 400 Maß hatte, 13½ Maß. Sieh' Carinthia Jg. 1822, Nr. 31, Seite 252.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Zweiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 4. Sonnabend, den 22. Februar 1862.

Ein Stegreifritt.*)

Blendend brennt der Mittag nieder
Auf den Sand, wie Glut der Esse,
Mit dem Wäglein schwer beladen
Zieh'n Kaufherren auf die Messe.

Traurig knarren Rad und Achse,
Müde geh'n im Sand die Rosse,
Spießbewehrt in Pluderhosen
Reiten Knechte vor dem Trosse.

Plötzlich bricht es aus dem Busche.
Junker sind's, die Stegreif ritten;
Schnell entflieh'n die Pikenreiter
Trotz der Krämer Angst und Bitten.

Leichte Sohlen sind das Beste,
Rette Jeder Wanst und Kragen;
Nur ein feistes Burgerlein
Duckt sich heimlich unter'm Wagen.

Lachend, zu der Rößlein Freude,
Hau'n die Junker durch die Stränge:
Habt Ihr gutes Zeug geladen?
Feine Waare? und in Menge?

Tuch genug, um zu bekleiden
Eine Reichsstadt; Sammt und Felle!
Hohen Muthes theilen sie
Stoff und Tücher Ell' um Elle.

Auf den Streithengst hinter'm Sattel
Wird die Beute aufgebunden.
Als versorgt der letzte Ballen,
Ist der Spuck im Wald verschwunden.

Und vorsichtig unter'm Wagen
Kriecht der Krämer vor im Grase,
Dräuend mit dem Ellenstab
Putzt er sich die wunde Nase.

„Holla! sachte, edle Herren!
Wandelbar sind Zeit und Sitten,
Was ihr heute eingesackt,
Gebt ihr wieder ohne Bitten."

„Tragt nur erst aus unserm Tuche
Statt des Stahls auf Markt und Straße
Weiche Wämmser, und wir messen
Wuchernd mit demselben Maße."

Tschabuschnigg.

*) Aus den „Alpenklängen." Sieh' die Anzeige in der „Carinthia" Nr. 1.

Der böse Strauß.

Novelle.

Von Fritz Pichler.

Der böse Strauß bestand aus einer hellrothen Alpenrose, einer blutfärbigen Nelke und Blättern von Rosenkraut. Er duftete, welkte, dorrte wie eben ein Strauß von anders woher. Aber er war doch ein böser Strauß. Die Rose und die Nelke waren wild gewachsen und zwar auf einer abschüssigen Hochalmwiese zwischen den Windungen eines geländerten Abstiegs. Das Rosenkraut aber war von einem hübschen Stocke nicht weit von dieser Wiese. Der Stock stand in einem Gärtlein und dies Gärtlein gehörte zu einer Sennenschenke. Darin aber ging ein Mägdlein ein und aus, das hatte rothe Wangen wie ein Apfel und eine weiße Stirne wie die Lilie und blaue Augen, wie der Lein. Dies Mägdlein liebte nun das Rosenkraut gar sehr und begoß es fleißig, wenn vom Speikkogel herüber zu wenig Wolken kamen und Regen brachten über das Gärtlein.

Weit, weit von dieser Stelle im tiefen Land zunächst der Hauptstadt am sogenannten Rosenberge lag die Villa des reichen Kaufmanns Schlüßelthal. Vor der Fronte mit reichem schweizerischen Schnitz- und Balkenwerk lag auch ein Garten. Den aber durchkreuzten weißsandige Kunstwege, prächtige Georginen, die feurigsten bis zu den schönen Mohren, standen stolz aufrecht darinnen, beschnittene Baumreihen führten dem kühlen Springbrunnen zu und ganz versteckt wölbte sich in der äußersten Ferne eine Ephenlaube. In diesem Garten hing Helmine von Schlüßelthal ihren Träumen nach. Sie war das schönste Kind der Stadt und wer sie einmal gesehen, vergaß sie nicht wieder. Ihre Ver-

ehrer verglichen sie mit Goethe's „Charlotte“, an die sie wohl durch ihre hochwallende Blondhaar-Tour erinnerte. Helmine hatte im Glashause einen Lieblings-Blumenstock, es war, ich weiß nicht welche, Iris. Die ließ sie durch den Gärtner fleißig begießen und pflegen. Und so oft sie auf die Blumen zu blicken kam, erröthete sie leicht.

Eines Sommerabendes trat Dr. August Riedler rasch in die Epheulaube. Er hatte eben vor einem Monate den Doktortitel erlangt und sollte für den nächsten Winter eine Professur an einer Akademie übernehmen. Da hielt er's denn noch zuvor mit den Ferien und ging thalauf, thalab und kehrte nie ohne eine Büchse voll Pflanzen, eine Tasche voll Gesteinen, eine Schachtel voll Käfern, ein Heft voll Volksliedern und Zeichnungen und wundeeselten ohne einen Reisestrauß zurück. So war's auch heut. Mit all dem unerläßlichen Gepäck trat er in die Laube herein, wo man eben bei Melonen und Gefrornem saß. Herr von Schlüßelthal, Frau von Schlüßelthal, ein reicher Weinhändler aus dem Unterland, der Theaterkapellmeister, der das Fräulein Helmine im Clavierspiel unterrichtete, und daß ich nicht vergesse — Helmine selber, die sprangen auf und halfen Riedlern ab- und auspacken. Insbesondere aber zeigte sich Helmine für die kleinste Kleinigkeit interessirt. Sie kannte zwar weder das Linné'sche noch das Candolle'sche System, hielt es vielleicht so gut mit Mohs als mit den Neuern und hätte auf alle Worte Riedler's geschworen, — nun aber, sie hatte für alles Sinn, was in Riedler's Studien lag. Und das ist für Verlobte doch das Nöthigste. Wahrhaftig, Riedler war der Glückliche, der Vielbeneidete, der sich die schönste aller Jungfrauen erobert hatte. Und dessen freute er sich gerade heute am feurigsten.

Nachdem Alles hin und her und zurecht gelegt war, setzte man die erfrischende Jause fort. Der Kaufmann erzählte von den Gebrüdern Chouque & Comp., welche in Marseille mit 400.000 Francs fallirt hatten; der Weinhändler versicherte, daß die Burgundertrauben in Steiermark und ganz besonders bei Gonobiz noch besseren Saft geben als in ihrer Heimath; der Theaterkapellmeister theilte unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, daß er neulich die Acuzena im letzten Akt vom „Trovatore“ — in der Kerkerscene — habe wirklich mit dem Taktirstabe vom Schlaf auf dem Strohlager aufwecken müssen — und Helmine lachte dazu und riß neckisch Riedlern aus dem Rockknopfloch den Strauß. Es war zum Todtlachen.

„Halt, halt“, rief der lustige Dokter dazwischen und fuhr mit beiden Händen nach dem entwendeten Strauß. Helmine führte ihn in der Luft umher und August langte erst lachend, lächelnd, mechanisch, dann aufmerksamer und endlich fast verdrossen danach. Der Kapellmeister wollte eben weiter erzählen, wie sich Acuzena die Augen rieb und in's Orchester herabschaute, um den ersten Ton zu finden, — aber er fand, daß der Kaufmann indessen vom Schuldenkerker, der Weinhändler von einer Bleizuckervergiftung sprach, Helmine und August aber weder lachten noch sprachen, und so nahm er in aller Stille eine Melonenschnitte auf die Tasse, ergriff das silberne Zuckersand-Reservoir und schmauste weiter. Helmine hatte mittlerweile den Strauß zurückgeben müssen.

Aber sie that es mit großem Unwillen.

Fast wäre eine Verstimmung in der Laubengesellschaft eingetreten. Da flog eine unmerkliche Staubwolke über den Garten. Eine Equipage war in den Hofraum gerollt. Helminens Bruder, der Uhlanen-Lieutenant hatte seinen hochgünstigen Major sammt Familie mit eigener Kutsche nach der Villa seines Vaters gefahren. Durch die Laube guckend war die Ankommenden Helmine zuerst gewahr worden. Alle schienen überrascht. Helmine aber warf sogar einen bedauernden Blick auf August. Der sollte sagen: „So verdirbt man uns den ersten Tag des Wiedersehens. Ach, die Visiten!“

Aber der Empfang ging nach den besten Regeln der Etiquette vor sich. Wiewohl man die Gäste in den grünen Spiegelsalon gebeten hatte, zogen diese es doch vor, im Freien zu bleiben. Da waren der Major, Ritter von Weylert, seine zweite Gemahlin und zwei allerliebste, lebhafte Kinder, dann eine erwachsene Tochter erster Ehe und die frühere Laubengesellschaft. Nach der Aufführung des Majors (denn er war gleich dem Sohne des Hauses erst seit wenig Wochen aus der Lombardie angekommen) bewegte sich der Kreis der jüngsten Bekannten mit freundlicher Heiterkeit auf den verschiedensten Gebiethen. Daß es vollauf genug zu erzählen gab, versteht sich von selbst; doch war eben so viel Vorsicht und Zartheit nöthig; denn des Majors zweite, reizend schöne Gemahlin war eine edle Mailänderin. Die Tochter, ein verschlossenes Wesen, that dem eleganten Sohne des Hauses zum Oefteren die Freude, von Genf zu sprechen und zwar vom Fräuleininstitut, in welchem ihre jüngere Schwester zur Zeit aufgenommen war. Und das hörte der Herr Lieutenant für sein Leben gern; denn die Schwester kannte er sehr, sehr gut und hoffte sie als Rittmeister heimzuführen.

Die Kinder hatten sich alsbald außer der Laube zu thun gegeben. Sie führten dießmal mit der schönen Mutter Erlaubniß ihr Kaninchen mit sich und geberdeten sich allerliebst. Das hatte Helminen in kürzester Zeit angezogen und sie kam heraus, die Kleinen zu herzen. Diese Gelegenheit ersah Riedler und folgte seiner Liebsten. Fast unbeirrt von den Kleinen schritten nun August und Helmine durch die dämmerige Allee. Helmine kam wieder auf den Strauß zu sprechen und begehrte zu wissen, ob er wohl eine Bedeutung habe, weil ihn August gar nicht vom Rocke geben wolle. August lächelte.

„Bedeutung!“ — sagte er — „er bedeutet eben eine schöne Erinnerung. Ich bin noch ganz auf der Alpe, Helmine. Aber ich bitte Sie; haben Sie heute Nachsicht, mein Blut wallt. Alles um mich scheint mir gerade doppelt so enge, als sonst, und ich suche vergebens mich in den Ton der Gesellschaft zu finden. Daß es gehen wird, das weiß ich; morgen, übermorgen, oder später gewiß. Aber heute möchte ich noch so bleiben. Hab' ich mir doch vorgenommen, Sie heute noch nicht zu sehen, damit ich Sie nicht mit irgend einer — wie soll ich sagen? — Aelplichkeit beleidige. Ein Paar Glacéhandschuhe könnten uns heute auf ewig scheiden. Doch wie könnte ich mein Liebstes entbehren? O wären Sie doch mit mir gewesen. Hätten Sie das sittige Kind gesehen, das mir diesen Strauß gab, diesen Strauß, den ich lieb habe mehr als jene Georginen und Tulipanen und was da sonst noch wächst und wachsen muß. Schauen Sie nach jenen blauen Bergen. Dort kletterte ich noch vor wenigen Stunden herum. Ich kam eben den Abstieg herab. In der Kapelle läutete man zur Vesper oder wie die Bauern sagen, zur Jause. Ich dürstete stark und trat in die Sennenschenke. Eine winzige Stube mit kleinen Fensterlein, darein dünne Stäbe kreuzweise stecken, und die dürren Wetterbüschen tragen. Nach der weißen Wand Bretter und Latten, dahinter die reinlichen Holz- und Zinnteller in Reih und Glied aufgestellt. Eine Truhe, zur Nacht ein Bett, bei Tag einen Tisch vorstellend. Auf der Thüre allerhand Kreidezeichen, die man zu Weih-

nachten macht und ein mit zwei Farben, roth und grün, bemalter St. Florian. Das brennende Haus ist nah' bei der Klinke, und daher halb abgegriffen und weggerissen. Mit meinen Augen war ich eben an der Thüre, als Cili eintrat. Dieses Sträußlein stack in der Flechte ihrer nußbraunen Haare. Sie war nun viel bei mir, und stellte mir gar köstlich Schmeckendes vor, und als ich ihr zuletzt zwei, drei der seltensten Hochalpenblumen bot für das Sträußlein in ihren Haaren, konnte sie sich nicht genug verwundern, wie ich einen so schlechten Tausch machen wolle. Sie brauche gar nichts dafür, meinte sie, und es sey ihr Ehre g'nug, daß ein so gescheidter Herr was annehme von ihr. Mir war's so auch lieber, denn die Alpenblumen waren rarissima, und ich ging recht tief erfrischt aus dem Hause. Im Flur lernte ich im Vorbeigehen noch das Mütterlein kennen, dieses und Cili begleitete mich bis zur Fallthüre an der Scheunenecke und Cili gab mir dort — nicht einmal die Hand. So schieden wir. Ich schaute noch oft zurück, doch sie war verschwunden. Nur als ich schon tief in der Tiefe ging, meint' ich, ab und zu beim Geländer eine Gestalt gehen zu sehen. Doch war das nicht sie; Cili ist lebhaft und flink, diese Alpen-Fata-Morgana aber war bedächtig und fast langweilig. Nicht wahr, Sie lachen Helmine? Ich hätte nicht zurückschauen sollen, wie der Prinz im Märchen. Und, sehen Sie, ich preise alles das, was ich in wenigen Minuten von Cili erfahren, als eine Tugend, die bei uns gebildeten Leuten immer mehr aus der Mode kommt. Hätte sich ein Stadtfräulein das Nachschauen wehren lassen wollen — oder nicht gleich Hand und Mund —"

Ein weinendes Geschrei unterbrach die Rede. Eines der Kinder hatte Dr. Riedler's Steinsäckel umgestürzt und es mag ihm vielleicht ein Mineral das Füßchen berührt haben. Man flog von allen Seiten auf den Kleinen zu, schaffte das wissenschaftliche Gepäck außer die Laube und die Kinder lachten wieder hell auf. Bei dieser Gelegenheit hatte der Lieutenant seinem Schwager in Spe in Eile den Strauß aus dem Knopfloch gerissen und denselben dem sich heftig ausweinenden Kinde vor die Augen gehalten. Der Major belobte die Erfindsamkeit des Haussohnes und die schöne Frau lächelte. August aber wartete fortwährend auf den Strauß, bis er endlich in Helminens Hände fiel, welche ihn mit einer Pantomime von Eifersucht in die auf der Erde liegende Botanisirbüchse verschloß. Nun hatte Riedler wieder Ruhe und er zog Helminen zur Promenade fort.

(Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Briefe. *)

Nach längerer Unterbrechung erhalten wir von den Gebrüdern Koch in Nordamerika wieder nachfolgenden, an eine Schwester in Wien gerichteten Brief:

Illinois 6. September 1861.

„Liebe Schwester!

Unser Freund F* P* schreibt, daß er wie auch unsere lieben Eltern und Schwestern schon bangen und erstaunen über mein so langes Nichtschreiben. Ich weiß wohl und muß es bekennen, daß ich etwas nachläßig bin, zu schreiben. Vielleicht aber ist doch nicht Alles Nachläßigkeit; denn ich studirte immer, was zu machen sey, und bin noch nicht der Meinung, ob es rathsam ist, daß unsere lieben Eltern die große und beschwerliche See- oder Meerreise hieher unternehmen, oder ob auch das hiesige Klima für unsere lieben Eltern vielleicht nicht tauglich seyn könnte? Amerika ist ein ziemlich gesundes Land, aber Europa ist gesünder. Vielleicht daß von uns, wenn uns Gott das Glück und Leben gibt, Einer oder Zwei zurückkommen, um unsere lieben Eltern und Schwestern *) zu sehen und dann zu beschließen, was wir thun können.

Ich befinde mich noch immer auf demselben Platze; ich war und bin, Gott sey Dank, immer gesund. Der Gottlieb aber war die letzten vier Jahre mitunter kränklich; doch aber konnte er fast immer arbeiten; es fehlte ihm im Magen. Die Doktoren nannten das Uebel „Magenschwächlichkeit", und sagten, daß ihm eine Abwechslung des Klima sehr heilsam wäre. Deßhalb ist er ein wenig herum gereist; er war in Wiskonsin, Jowa, Missouri und Kansas. Jetzt ist er wieder hier und ist ziemlich besser geworden. Auch wollte er in das Felsengebirge reisen, ich aber habe ihm davon abgerathen. Ich und Gottlieb haben 120 Prairien Land, welches wir binnen drei Jahren angekauft haben, und welches jetzt bei 8 Thaler der Aker werth ist. Auch haben wir bei 300 Thaler erspartes Geld.

Weil die Winter im nördlichen Illinois ziemlich kalt, wenig Arbeit und die Löhne klein sind, so sind ich und Gottlieb die letzten vier Winter in die Englische Schule gegangen, und haben Englisch lesen, schreiben und sprechen gelernt, und Geographie studirt. Die Rechnung ist gleich. Wir haben jetzt bessere Kenntniß des Englischen als wie des Deutschen und können bereits ganz gut Englisch sprechen. Gottlieb sagt oft: Wenn er eben so gut deutsch schreiben könnte, wie englisch, so wollte er den Eltern und Schwestern gern manchen schönen Brief schreiben. —

Den 4. September 1860 haben ich und Gottlieb unsere Bürgerscheine erhalten und sind jetzt „Bürger der Vereinigten Staaten." Denselben Spätherbst waren wir bei der Präsidentenwahl und haben für den jetzigen Präsidenten (Lincoln) gestimmt.

Der Bruder Georg ist dem Kleeblatte ein wenig untreu geworden. Er ist gut zum Arbeiten; aber sobald er ein Geld hat, so reiset er herum, bis wieder alles gar ist. Er war schon in Jowa, Missouri, Arkansas, Kentucky, Tenessee, Luisiana und Texas. Er ist jetzt hier, Gottlob gesund, aber er spekulirt schon wieder und zwar will er jetzt nach Californien. Er meint, er will viel von der Welt sehen, ehe er stirbt. Schließlich könnte ich Dir viel schreiben über den Krieg in den südlichen Staaten. —

In Kürze von meinen lieben Schwestern eine Antwort hoffend, verbleibe ich Euer getreuer Bruder

Joseph Koch."

*) Sieh' Carinthia, Jahrgang 1856, Nr. 9 und 11.

*) Die Brüder Koch haben drei Schwestern. Genovefa und Maria stehen jetzt in Wien bei Sr. Excellenz dem Minister Schmerling in Diensten, Anna ist im Kloster zu Döllach im Möllthale in der Lehre.

A. d. Eins.

Gewinnung fossiler-vegetabiler Brennstoffe in Kärnten.

Von M. F. Klaÿer.

Eisen und Kohlen sind im Allgemeinen die Hebel der gegenwärtigen Industrie, und der Standpunkt derselben fordert es gebieterisch, den Brennstoff-Surrogaten das größte Augenmerk zuzuwenden, zumal die Wälder nicht mehr im Stande sind, die entsprechende Menge an Holzbrennstoff zu liefern. Daß das Gesagte auf unser engeres Heimathland Kärnten eben so seine zeitgemäße Anwendung hat, wie auf die Nachbarprovinzen, liegt auf der Hand und es erübrigt somit wenig etwas anderes, als entweder die auf der Erdoberfläche vorhandenen Lager solcher Surrogate nutzbringend zu machen, oder in die Tiefe hinabzusteigen, um jene Ueberreste von Pflanzen als Brennmaterial zu benützen, die vor Jahrtausenden gewachsen sind und hier begraben wurden. Unter diese gehören:

a) Die mineralische Kohle.

Kein Zweig der bergmännischen Produktion hat in kurzer Zeit auch eine so bedeutende Ausdehnung und Wichtigkeit erlangt, als die Kohlengewinnung.

Im mittleren Europa kennt man vorzugsweise zwei Perioden der Kohlenbildung; eine ältere, die Steinkohlenformation, aus der die Schwarzkohle herrührt, und eine jüngere, welcher die Braunkohle angehört.

In Kärnten findet sich die Schwarzkohle nur in Spuren vor, ausgebildeter dagegen ist die Braunkohlenformation, und tritt zuerst in den tertiären Bildungen des Gailthales auf, setzt dann über Penken, Vietring, die Satnitz, Stein an der Drau, wo sie auf deren südliches Ufer überspringt, fort über Loibach, St. Philippen und Liescha bis Windischgraz in Steiermark. Von diesem östlichen Zuge verschieden ist der Lavanter-Braunkohlenzug, welcher gegen Norden über St. Paul, Wolfsberg und St. Leonhard setzt und bis Obdach sich verfolgen läßt.

Sämmtliche bisher aufgefundenen Kohlen haben geognostisch kein hohes Alter. Die älteste darunter (das Sonnberger-Kohlenlager) hat nur geringe Mächtigkeit und Ausdehnung; ihr zunächst stehen die tertiären Kohlen des Mieß-, Jann- und Lavantthales, die übrigen sind größtentheils Lignite und unter diesen die jüngsten Gebilde, die noch wenig aufgeschlossenen, bisher nur in geringer Mächtigkeit aufgedeckten Kohlen vom Gailthal.

Das wichtigste und in der größten Ausbeute begriffene Braunkohlenflötz, welches alle anderen an Mächtigkeit und Qualität der Kohle übertrifft, ist das von Liescha, wo ein eigentlich bergmännischer Abbau stattfindet. Indessen haben in neuester Zeit auch noch die Lager von Prävali, Wiesenau, Wolfsberg, dann jene von Mieß, Homberg, Lippitzbach und Keutschach schon eine bedeutende Wichtigkeit für den Werksbetrieb gewonnen, obgleich sie zur Zeit noch im Ausrichtungs- und Vorbereitungsbaue begriffen sind.

Nach diesen vorausgeschickten kurzen Andeutungen dürfte es dem Vaterlandsfreunde vielleicht willkommen erscheinen, auch den ziffermäßigen Antheil näher kennen zu lernen, den Kärnten schon seit einer Reihe von Jahren an der Gewinnung fossiler-vegetabiler Brennstoffe nimmt, um die Zuwendung derselben für die Industrie und speziell auch als Tangente gegenüber dem kostspieligen Holz-Consumo vom eigenen national-ökonomischen Standpunkte aus würdigen zu können.

Die Produktion hat betragen:

Im Jahre	Wiener-Centner	Aequivalent: 14 Ctr. = einer 36" Fichtenholz Klafter
1840	191.742	13.695 $^{12}/_{14}$
1841	283.054	20.218 $^{2}/_{..}$
1842	251.645	17.974 $^{9}/_{..}$
1843	467.791	33.413 $^{9}/_{..}$
1844	535.101	38.221 $^{7}/_{..}$
1845	575 962	41.140 $^{2}/_{..}$
1846	832.918	59.494 $^{2}/_{..}$
1847	765.822	54.701 $^{8}/_{..}$
1848	640.991	45.785 $^{1}/_{..}$
1849	438.278	31.305 $^{8}/_{..}$
1850	444.126	31.723 $^{4}/_{..}$
1851	524 445	37.460 $^{5}/_{..}$
1852	661.956	47.281 $^{8}/_{..}$
1853	810.890	57.920 $^{10}/_{..}$
1854	1,038.597	74.185 $^{7}/_{..}$
1855	980.858	70 061 $^{4}/_{..}$
1856	960.181	68.584 $^{5}/_{..}$
1857	1,043.816	74.558 $^{4}/_{..}$
1858	937.388	66.956 $^{4}/_{..}$
1859	509.286	36.377 $^{8}/_{..}$
1860	740.440	52.888 $^{2}/_{..}$
1861	1,000 986	71.499 —
Zusammen	14.636.273	1,045.446 $^{9}/_{14}$
Im 22jährigen Durchschn.	665.285 $^{3}/_{22}$	47.520 $^{3}/_{11}$

Der Hauptkonsument der hier gewonnenen Braunkohle ist bekanntlich das großartig eingerichtete heimische Railswalzwerk Prävali, dessen Betrieb ganz auf diesen mineralischen Brennstoff basirt ist. Hier war es, wo zuerst auf dem Continente die Anwendung der Braunkohle für den Puddlings- und Schweiß-Prozeß schon zu einer Zeit erfunden und durchgeführt wurde, wo bei dem damaligen Stande der Wissenschaft noch so manche Zweifel dagegen bestanden hatten, und dieses hohe Verdienst um die Industrie sichert ihm allein schon eine der hervorragendsten Stellen in der Reihe ähnlicher Etablissements nicht nur in der österreichischen Monarchie, sondern überhaupt in ganz Deutschland. Unter der angeführten Gesammtproduktion der 22jährigen Periode förderte Prävali allein 13,069.352 Centner Kohle, und die Ziffer der speziellen jährlichen Erzeugung varirte zwischen 174.000 und 948.000 Centner.

Noch erübrigt ein Rückblick auf die Entwicklungsperioden des Braunkohlenbergbaues im ehemaligen Illyrien. Kärnten und Krain nämlich, welche beide Länder zusammen vom Jahre 1819 bis 1825 eine jährliche Kohlenausbeute zwischen 1—17.000 Centner hatten, erreichten in den Jahren 1827 bis 1834 die Summe von 40—60.000 Centner, überstiegen erst im Jahre 1837 die Ziffer von 100.000 Centner, im

Jahre 1840 jene von 200.000 Centnern und im folgenden über 300.000 Centner der Produktion.

Bis 1826 war die Kohlengewinnung beider Länder so ziemlich gleich, in den nächsten 8 Jahren überwog jene von Krain, doch nicht bedeutend, bis im Jahre 1835 und noch mehr 1839 die von Kärnten einen Vorsprung gewann, welche bereits das Vierfache der Ausbeute von Krain betrug.

Daß Krain in der Kohlengewinnung aber keineswegs zurückgeblieben ist, beweist wohl der Umstand, weil es seine Produktion (von 70.464 Centner im Jahre 1842) seit der Aufnahme der ausgedehnten Kohlenlager an der Save bis 1860 auf 726.222 Centner, also bereits über das Zehnfache steigern konnte, möglicherweise hierin selbst Kärnten demnächst überflügeln dürfte, sobald die Absatz-Conjunkturen nach Triest auf die Produktionszunahme, insbesondere jener der Kohlengruben zu Sagor und Tschernembl, gleichbleibend günstig einwirken sollten.

Aber auch dem kärntnerischen Kohlenbergbaue steht eine größere Entwicklung und bedeutende Besserung der Consumtions-Verhältnisse dieses Produktes in naher Aussicht. Binnen Kurzem wird die Schienenstraße das Land von Osten nach Westen durchziehen und es unterliegt keinem Zweifel, daß, neben dem namhafteren Bedarfe der Braunkohle zu vielen Eisenhüttenprozessen, auch die Lignite insbesondere jene von Keutschach zum Lokomotivbetriebe tauglich seyn werden, nachdem die beinahe gleichen Lignite von Wolfsegg in Oberösterreich auf der Linz-Gmundner-Eisenbahn bereits seit Jahren in der vortheilhaftesten Anwendung stehen. Die schönste Hoffnung erblühet für Kärnten endlich in den neuesten Forschungen der k. k. geologischen Reichsanstalt, indem die Aufnahmen derselben ein massenhaftes Auftreten der Steinkohlenformation in diesem Alpen umgürteten Lande unzweifelhaft nachgewiesen haben, welche Resultate übrigens gewiß als die erfreulichsten Belege der hohen Wichtigkeit wissenschaftlicher Forschungen für den strebsamen Gewerbefleiß bezeichnet werden können. Glück auf!

(Die Fortsetzung über „Torf" folgt.)

Das zerstörte Goldbergwerk auf dem Kloben.

Der unermüdete Alpenbesteiger, Dr. Anton von Ruthner, bringt in seinen „Wanderungen in die Oesterreichischen Hochgebirge" über das einstige Goldbergwerk auf dem Kloben folgenden Bericht:

„Schon aus dem Fuscherthale erblickt man östlich von den Hauptspitzen des Kloben auf der Höhenkante dieses Berges eine Felspyramide. Hart unter ihr auf der Südseite, und zwar in der obersten nordöstlichen Ecke des Nebelkares, dessen Gletscher von ihnen westlich hinabzieht, in dem Winkel, den die nordwestliche Abdachung des Keeses, welches sich vom Spielmann gegen den Brennkogel hin ausbreitet, mit dem Kloben und der von ihm gleichfalls zum Brennkogel laufenden Schneide bildet, liegen die Reste dieses Bergwerkes.

„Ich fand hier die etwa 2 Fuß hohen Ruinen einer Knappenstube, bestehend aus mehreren, im länglichten Vierecke in derselben Art, welche man in den Alpen bei den Sennhütten und Heustadeln in Anwendung bringt, über einander gezimmerten Baumstämmen. Ich fand nebenan die Latten, welche zur Bedachung gedient hatten, gebleicht von der Zeit, dann Lodenfetzen und größere Gebeine, fand einige Klafter tiefer unten am heutigen Anfange des Gletschers einen mächtigen Hügel aus dem Berge herausgeförderten Erzes, endlich die Mundlöcher zweier Stollen, deren einer hart an der Knappenstube, der andere etwas höher oben an der Wand in das Gestein getrieben ist.

„Die Sache verdient in mehrfacher Beziehung das vollste Interesse. Vor allem ist die Höhe, in welcher sich der Bergbau befand, eine außergewöhnliche. Schaubach bezeichnet den Bau in der kleinen Fleiß als den höchsten in Europa nach jenem am Monte Rosa und gibt die Höhe der obersten Gruben mit 9033 W. F. an. Meine Barometermessung ergab für das zerstörte Berghaus am Kloben die Höhe von 9237 W. F., und darnach würde diesem Bergbaue der Rang als der zweithöchste in Europa und als der höchste in Oesterreich gebühren.

„Dann ist die Unzugänglichkeit des Bergwerkes von allen bekannten Orten eine auffallende. Daß der Zugang über den Kloben benützt wurde, ist bei der Unwegsamkeit dieses Berges eben so unwahrscheinlich, als die Voraussetzung, daß der steile Gletscher des Nebelkars zum Wege auf das Bergwerk gedient hat. Auch kann unmöglich angenommen werden, daß zur Zeit des Betriebes des Baues die Keese auf der Nord- und Westseite des Kloben eine so wesentlich verschiedene Gestaltung hatten, daß sie leicht überschritten werden konnten. Endlich beträgt die Entfernung des Bergwerkes von Ferleiten fünf und vom Dorfe Fusch, von woher denn doch zuletzt die Lebensmittel hätten bezogen werden müssen, sieben Stunden. Es erübrigt also nur die Annahme, daß die Knappen auf dem Kloben mit Heiligenblut auf dem Wege durch das Gutthal und über den Gletscher zwischen dem Brennkogel und Spielmann in Verbindung gestanden sind. Doch welch beschwerliche und selbst gefährliche Verbindungslinie ist selbst diese, und Heiligenblut ist vom Bau immer noch mindestens vier Stunden entfernt!

„Die interessanteste Frage bleibt aber die, wann und wie das Bergwerk zerstört worden ist. Ich habe schon früher bemerkt, daß die Reste des Baues erst im Jahre 1857, dessen heißer Sommer überall ein außerordentliches Zusammenschmelzen der Gletscher mit sich brachte, vom Eise, unter welchem es begraben lag, befreit worden ist. Die Hitze des Jahres 1859 war dann der weiteren Bloßlegung günstig. Wie lange aber lagen sie unter dem Eise? Man hat nur zu schnell, wenn es sich um ein altes Ereigniß handelt, die Römer, Celten oder Taurisker, oder mindestens das Mittelalter bei der Hand. Davon kann in unserem Falle keine Rede seyn, und selbst die vorhandenen Reste würden eine ähnliche Anschauung als Aberwitz erscheinen lassen. Sicher jedoch muß die Zerstörung des Baues mindestens in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts zurückreichen, denn sonst würde sich doch irgend eine Tradition über den einstigen Bestand desselben erhalten haben. Die Erzählungen des Urgroßvaters gehen selten auf den Urenkel über, jene des Großvaters verpflanzen sich aber in der Regel durch die Mittheilungen des Vaters noch auf ihn. So dauert es gewiß ein Jahrhundert, bis die Kunde von einem wichtigen Ereignisse, und ein solches ist in einem Alpenthale der Bestand eines Bergwerkes in seiner Nähe, spurlos verloren geht. Allein selbst die ältesten Männer in Fusch und Heiligenblut konnten sich nicht erinnern, jemals von dem Bergwerke auf dem Kloben gehört zu haben.

„Vollends zweifelhaft ist es, aus welcher Veranlassung der Bau aufgehört hat, und auf welche Weise die Knappenstube zerstört worden ist. Ein einfaches Auflassen des Bergbaues und eine Zerstörung des Berghauses durch den Zahn der Zeit anzunehmen liegt wohl am nächsten.

„Erwägt man jedoch, daß in einem solchen Falle kaum die gesammten Erzvorräthe in Stich gelassen worden wären, bedenkt man, wie schwer sich der Gebirgler entschließt seine Kleidung, selbst wenn sie alt ist, zurückzulassen, und dazu noch, daß man die Lodensetzen in oder zunächst dem Umfange der alten Knappenstube findet, und berücksichtigt man das Vorkommen von großen Gebeinen auf einer solchen Höhe und in solcher Umgebung, in welcher größere Thiere ihre Existenz nicht fristen können, so erscheint es nicht als ein bloßes Phantasiestück anzunehmen, daß die Knappenstube durch irgend ein Naturereigniß und zwar am ersten durch einen Schneesturm oder eine Lawine plötzlich zerstört worden ist, und daß die über ihr gethürmten Schneemassen allmälig in die Vereisung übergegangen sind. Die Möglichkeit, daß dies der Fall gewesen, wird auch dadurch nicht ausgeschlossen, daß man bisher noch keine Ueberreste wie z. B. Schädel fand, welche selbst der Laie unzweifelhaft als menschliche erkennt. Denn es können, da ringsum größeres Gerölle den stark abschüssigen Boden bedeckt, leicht solche noch irgendwo an den Ruinen oder tiefer unten unter den Steintrümmern liegen, oder aber vom Gletscher nach abwärts zu fortgeschoben worden seyn.

„Vom Jahre 1857 bis zum Jahre 1859 war außer einigen wenigen Hirten Niemand zu unserem alten Baue gekommen, und ich war daher der erste Mensch, der durch ihn die Anregung zur Forschung in einem weiteren Kreise erhielt. Allein meine Bemühungen den Schleier zu lüften, welcher über dem Orte liegt, hat bisher nur ein geringer Erfolg belohnt.

„Allerdings erwähnen alte Werke über den Bergbau in den Tauern, des Goldbaues auf dem Kloben, und ist das Bergwerk in den ältesten Atlanten, wie im Homann'schen, auf den Landkarten angezeigt. Auch habe ich zufälliger Weise in einer Schulkarte aus dem gegenwärtigen Jahrhunderte den Kloben „Goldkloben“ genannt gefunden. Damit ist jedoch nur das erwiesen, woran ich nach demjenigen, was ich gesehen, nicht zweifeln kann, daß auf dem Kloben ein Goldbau betrieben worden ist, während die früher angeregten Fragen, wann und wie er sein Ende erreicht hat, in allen Büchern unbeantwortet bleiben.

„Auf meine Anfrage bei verschiedenen Bergmännern im Salzburgischen erhielt ich die Mittheilung, daß ihnen nie etwas von diesem Baue bekannt geworden sey, und doch hoffte ich gerade, weil nach meiner Ansicht der Kloben und das Rebellar sich auf salzburgischem Boden befinden, also der Bau ein salzburgischer gewesen wäre, von ihnen am ersten eine Auskunft zu erhalten.

„Ganz in der neuesten Zeit hat der k. k. Bergverwalter Reissacher zu Böckstein in dem Jahresberichte des Salzburger Museums „Carolino-Augusteum“ für das Jahr 1860 eine höchst gediegene Abhandlung unter dem Titel „Bruchstücke aus der Geschichte des Salzburger Goldbergbaues an den Tauern“ veröffentlicht. Jedoch auch in ihr fand ich den gesuchten Aufschluß nicht.

„Als ich schließlich ein sehr vermorschtes größeres Bein, das ich an der Knappenstube aufgelesen und, da ich selbst ein Urtheil hierüber abzugeben nicht vermag, zur Untersuchung, ob es ein Menschengebein sey, nach Heiligenblut mitgetragen hatte, getraute sich auch dort Niemand mit Sicherheit zu entscheiden, ob es einem Menschen oder einem größeren Thiere angehört habe.

„Möglich, daß in den alten Akten des einstigen Obergamtes zu Döllach, welches auch auf die Salzburger Bergwerke Einfluß genommen haben soll, sich etwas über die Auflassung oder Zerstörung des Goldbaues auf dem Kloben vorfindet. Ich war bis jetzt noch nicht in der Lage, dieselben durchzusehen. So wie ich jedoch, sobald sich mir eine Gelegenheit dazu darbietet, diese Arbeit nicht unterlassen werde, so glaube ich im Interesse der Forschung über eine so räthselhafte Erscheinung, wie unser altes Bergwerk ist, auch den Wunsch aussprechen zu dürfen, daß alle, welche in die Lage kommen, das Dunkel zu erhellen, das bisher um diesen Ort herrscht, es nach Kräften thun und die gewonnenen Resultate der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten mögen.“

Der k. k. Bergrath Franz Wöllner sagt über den Bergbau im Gutthal am Kloben und am Tauern in seinen „Nachrichten über den vormaligen Gold- und Silberbergbau in Ober-Kärnten“ (mitgetheilt in der „Kärntnerischen Zeitschrift“, zweites Bändchen, Seite 98 und 99, herausgegeben vom Med. Dr. Johann Gottfried Kumpf) Folgendes: „Der Gold- und Silberbergbau am Kloben, woselbst die Gewerken Kirchberger und Putz gemeinschaftlich gebaut haben, war nach dem Zeugnisse des (Gewerken Emanuel) Steinberger sehr ergiebig; es brach daselbst nach seiner Angabe nebst Kies, der im Schlich 1 Loth Silber und die Mark Silber 1 Loth Gold gehalten haben soll, auch Glanz (Bleiglanz), dessen Silberhalt auf 6 bis 7 Loth stieg; außerdem wurde aus dem Schlich sichtbares freies Gold gezogen. — Sowohl in Weisenbach, und vom Roßbach bis an den Heiligenbluter-Tauern wurde in der Vorzeit auf Silber gebaut, und in den sogenannten Wißnähten gegen den Tauern bestanden Bergwerke, die nach dem Zeugniß Steinberger's viel Erz geliefert haben, wegen welchen auch ein Fahrweg bis an den halben Tauern, und ein Pochwerk hergestellt worden, wie noch (nämlich im Jahre 1661) zu sehen.“

A. d. Redaktion.

Der Marienfels am Leidenberg.

(Kärntnerische Sage.)

Wer ist die Maid dort oben
An jener Felsenwand,
Den Myrthenkranz im Haare,
Im ländlichen Gewand?

Sie schaut in's Thal hinunter
Mit sehnsuchtsvollem Blick;
Erwartet sie dort oben
Etwa das runde Glück?

Seht wie ihr Goldhaar flattert
Vom Winde angeweht,
Hört ihr von ihrem Munde
Das innige Gebet,

Das sie zum Himmel sendet
Mit andachtsvollem Sinn;
Wer ist die Maid dort oben,
Wo keine Blumen blühn?

Das ist das blasse Bräutchen,
Maria wird's genannt,
Die wegen ihrer Schönheit
Allüberall bekannt!

Von Georg heiß geliebet
War sie jüngst gar so sehr,
Die Liebe ist erlaschen,
Jetzt kennt er sie nicht mehr.

Er hat Maria verlassen
Hat eine Reiche gefreit
Und an dem heut'gen Tage
Steh'n am Altar sie Beid'! —

Von dem will sie nichts wissen,
D'rum wartet sie auf ihn
Bis er sie holt, sein Bräutchen,
Sie führt in's Brautbett hin!

Da sitzt sie schon drei Tage
Und harret immer fein,
Des Falschen, daß er führet
In's Kirchlein sie hinein.

Die mag wohl ewig harren
So lang die Lavant zieht,
So lang bis auf dem Felsen
Einmal ein Röslein blüht!

Der ungetreue Bube
Jörg holt sie nimmermehr,
Was gilt ihm treue Liebe,
Er fröhnt dem Geld zu sehr.

Seht ihr, da geh'n sie unten,
Seht ihr den Brautzug ziehn,
Zur Kirche St. Margaretha
Geh'n ihre Schritte hin.

Maria blickt hinunter,
Sieht in die Kirche geh'n
Das Brautpaar und die Gäste,
Mit herben Herzensweh'n.

Sie sieht als reine Wahrheit,
Was früh' sie nicht geglaubt,
Sie sieht sich jedes Trostes
Auf ewiglich beraubt!

Da naht der Todesengel
Sich schwarz wie finst're Nacht,
Dem sie mit frohem Blicke
Gar sanft entgegenlacht.

Just ziehet aus der Kirche
Die frohe Hochzeitschaar,
Da ziehen auch zwei Bräute
Den Myrthenkranz im Haar.

Die eine Braut der Erde
Wohl schön, dazu auch reich,
Die and're Braut des Himmels
Und keine kommt ihr gleich!

Die Himmelsbraut Maria
Die sitzt am Felsen, seht!
Aus deren Erdenkörper
Der Geist in's Jenseits geht.

Still tönt das Sterbeglöcklein,
Das uns zu Grabe ruft,
Mit leisen, heil'gen Tönen
Durch die bewegte Luft.

„Das gilt meiner Maria!"
Der falsche Jörge schreit:
„Ich hab' ihr 's Herz gebrochen,
Ihr, meiner treuen Maid!"

Und fort stürzt aus dem Kreise
Der Hochzeitleute sich
Der ungetreue Jörge,
Sein Aug' rollt fürchterlich.

Nach wen'gen Stunden findet,
Zerschellt am Felsenrand
Man seine Leiche liegen, —
So strafet Gottes Hand!

An einem gold'nen Morgen
Sargt man zwei Leichen ein,
Den ungetreuen Jörge
Und die Geliebte sein.

Noch zeigt man jenen Felsen,
Deß Aussicht weit bekannt,
Er wird ob dieser Sage
„Marienfels" genannt.

K. Waizer.

Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 3.)

fekürn, necken, reizen.
fel, felle, derselbe, dieselbe.
Selchn, das Räuchern des Fleisches in der Küche.
Sep, Sepl, Sepele, Joseph, Taufname.
Seppern, an Untergebenen immer etwas auszustellen finden, einen Verweis geben.
Se͡arbn, lange kränkeln, verkümmern, abzehren, verwelken, allmälig absterben. — Notker: Serauuan, das Serauuen, arescere der Monds. Glosse; das Englische: to sear. Angelsächsisch: searian. Griechisch: σηρειν = versengen, vertrocknen, und das Gallische: sord, sorbasec = dürr, stimmen alle überein. Griechisch auch ξηρος = trocken.
Sex, bei meiner Sex = bei meiner Seele. Schwur frommer Leute, ohne zu wissen, daß sie sagen: Bei meinem Schwert (Sahs Sass = Schwert.
sia͡ch, sia͡chn, krank, körperlich leidend seyn. Niederd. Sük oder Seek = gefährlich krank und Süken = gefährlich krank seyn. Englisch: sick. Altenglisch: seke. Griechisch: σιχλαινω σιχλος, krank, im Gegentheil von gesund. Siachtum. Sicknus = Siechheit.
siaßleggalat, siaßga͡lat, süßlicht, an das Süße zückend. Im Möllthale: feißalat.
Sideln, sich an irgend einem Orte niederlassen, seinen Wohnsitz nehmen. Das veraltete Siedel ist verwandt mit dem Lateinischen: Sadileund bedeutet einem Sitz. In war ir gesidele (Sitze) allen

wahl bereit. Nibelungenlied 1077. — Sedalo = Wohnsitz. Bei Otfried in der Dedication an den Bischof Salomo. Vers 4.

Eberh. I. 102.

Sider, ein Partikel = seit, seitdem.

„Si vrumten starchiu vvunder sit in Etzelen lant."

Von Hagens Nibelungenlied. v. 20.

„Sit das ich si so gar herzeclichen minne."

Kaiser Heinrich.

„Zwar daz muest in rewen sider."

Ennenchel.

Sifeln, sich unstät hin und her bewegen, sey es auf der Erde oder an einer Bank sich am Hintern fortbewegen, fortrutschen. Englisch: to whiffle; verwandt mit dem Landschaftlichen: wewen, vom Keltischen: chwyl = unstät.

Sifling, ein Bachus-Bruder.

Sikern, das Durchfallen flüssiger Materien, z. B. das Wasser in morschen Röhren. Sein entferntester Stamm ist das Niedersächsische Sied = niedrig seyn, wovon Sigen = Fallen, Sinken, gemacht ist. Von Siegen haben wir das Versiegen und das Frequentativum: Sikern.

Sikfak, hin und her. Englisch: seesaw, (zikzak) das Hin- und Herziehen, Schaukeln, Schwanken; to seesaw, sich von einer Seite zur andern auf und nieder bewegen — hin- und herziehen.

Sillnig. 1) Die Kolik. 2) Die Mistjauche.

simuliarn, nachdenken, nachgrübeln.

sintla, traurig, niedergeschlagen, gedankenvoll, schwermüthig, z. B. sintla herschauen, d. h. Jemanden die Traurigkeit vom Gesicht herunter lesen können.

Sinter, die Eisenschlacken bei Hochöfen, in Schmieden.

Sirk, der Mais.

sist, sistn, sonst, ehemals.

sigtas! siehst du es!

Söchter, ein hölzernes Gefäß, um Wasser zu schöpfen. Italienisch: secchio.

söst, soviel; wird den Beiwörtern vorgesetzt, und bildet den Superlativ, z. B. söst guat, d. h. sehr gut, auch sösitr.

Sogra, die Sakristei.

Soi, die Hausmutter, Bäurin. Sieh' Sei.

sömlat, semmelfarbig, von Ochsen und Kühen.

sön, söner, ihnen.

söndern, anhaltend bitten, begehren.

Sönderin, die Sennin auf den Alpen; die weibliche Person, welche die Aufsicht über das Vieh führt.

Sönsnwäez, Sönsnwurf, der Sensenstiel.

Soß, die Brühe, die Tunke, Sauce. Englisch: Sauce. Französisch und Italienisch: salsa. Lateinisch: salsus, verwandt mit Salz. Figürlich: in irgend einer Verlegenheit, im Gedränge seyn, z. B. er is in a scheane Soß köman.

sötane, sötans, solche, solches. Englisch: such. Landschaftlich: solch. Altdeutsch: thalik. Lateinisch: talis. Griechisch: τηλικοσ, d. h. von dieser Art, von ähnlicher Beschaffenheit.

Sollzn, der Ort, wo das Gras, oder Getreide niedergetreten ist.

Söx, (bei meiner Söx.) Eine Betheuerung: so viel als: bei meiner Seele, bei meiner Treue.

Sozins, ein lockerer Geselle, Wüstling.

Sp — besser: Schp.

Spâachlleker, ein Schmeichler.

Spadl, ein zugeschnitztes, längliches Stückchen Holz zum Umrühren verschiedener Gegenstände in Pfannen, Kesseln. Spal.

Spal, spaln, ein winziger, dünner, spitziger Holzreiser. Wûarschtspal; spaln, vielleicht von spalten; hat in Kärnten die Bedeutung von verwunden. Besonders an Fingern; wie auch die eigentliche Bedeutung von aufspalln, d. h. das Maul öffnen, offen halten. Gaelisch: Sparus, sparum = Speer. Dorn, Sparre. Sparn, Spalt Spall.

Spân, die Spleiße. In Meiereien statt der Kerzen verwendet — aus Lärchenholz gespalten. Der Stamm ist ohne Zweifel spalten. Im Französischen: éclat = ein Span: eclator, von einander sprengen; im Griechischen: κλαω, κλαδος. Im Wendischen: klat = spalten. Im Niederdeutschen: Splette, Dachsplette, die kleinen gespalteten Bretter, welche unter die Dachsteine gelegt werden, da wo sie zusammenstoßen, damit der Regen nicht durch den Zwischenraum dringen könne. Davon kommt unser Splitter.

Spânfakl, ein der Muttermilch entzogenes Ferkel. In Kärnten liebt man dergleichen ganzer zu braten, und als Leckerbissen zu verspeisen.

spânan, merken, inne werden, z. B. i hâns lang schon g'spânt, d. h. ich habe es lange Zeit her schon bemerkt.

Spånawin, die Kameradschaft.

Spanpanadn, Schwänke, Possen, Prahlereien. Italienisch: Spampanata.

Spankn, das bedächtige Gehen, Schreiten, Hin- und Herschleichen. Griechisch: σπαω = ich dehne, ziehe. In einigen Ländern spachen, spechten.

Spåz, der Sperling.

Spaze, der Raum, Spatium, Platz.

speachn, spähen, lauern, Aufsicht pflegen.

spear, herbe, bitter, hart. Figürlich: streng, hart, grausam. Fast einerlei mit dem Englischen: stern, ernst, streng; a stern man = ein harter Mann.

Spearnâdl, Spenadl, die Stecknadel. Französisch: epingle. Böhmisch: spendlik, spinadlo. Lateinisch: spinula:

Spenling, eine Gattung süßer Zwetschgen.

Speibn, aus dem Munde auswerfen, sich übergeben, sich erbrechen, besonders von Betrunkenen. Aus dem Gothischen: spaiwan, so wie das Niederdeutsche: Spijen, aus dem Angelsächsischen: Spiwan entstanden, und mit dem Griechischen: σπυειν verwandt ist.

„Dugunnum sumai Spaiwan ana wlit is."

Es begannen Einige zu speien in das Antlitz desselben.

Ulphilas Marc. 14. 55.

Speierke, die Thurmschwalbe.

spezn, Jemanden tadeln, spotten.

spianzeln, liebäugeln; von dem Altdeutschen spenan, spanen, anlocken, reizen.

spikn, ein Stück Fleisch, z. B. Wildbret mit Speck durchziehen. Figürlich: bestechen, spendiren.

spilde, schlecht, krank, ungesund aussehen.

Spin, die Muttermilch; daher spenan.

Spinerin, die Spinne, Hausspinne, aranea domestica. Linné.

Spinawöbn, das Spinnengewebe. Englisch: web, das Gewebe.

spintig, zähe, hart, langsam, z. B. 's geat spinti aufe.

spiffig, rauh, schroff, spröde.

Spiz. 1) Die Spitze. 2) Ein Räuschchen. 3) Eine Gattung Hunde.

Spizl, ein Angeber, Verräther, Spion, Späher. Lateinisch: specio, inspicio. Englisch: to spy = ausspähen.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Zweiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 5. Sonnabend, den 8. März 1862.

Doktor Johann Gottfried Kumpf.

(Biographische Skizze.)

Die heimischen Zeitblätter haben bereits die Trauerkunde gebracht, daß Kärnten einen seiner verdientesten Männer am 21. Februar l. J. Morgens halb 3 Uhr durch den Tod verlor. Vor allem aber kömmt es diesem Blatte, für das er stets wirksam war und zu dessen mehr als ein halbes Jahrhundert bestehender Dauer er Vieles beitrug, zu, seiner mit dankbarer Erinnerung zu gedenken und durch einen kurzen Lebensabriß seinem wirkungsvollen Streben ein kleines verdientes Denkmal zu setzen.

Es war auch der Wunsch des Verstorbenen, den er schon vor Jahren und wiederholt in letzter Zeit zu dem Unterzeichneten äußerte: derselbe möge ihm nach seinem Ableben in diesem heimathlichen Blatte einen freundlichen Nachruf widmen, — dem ich hiemit zu entsprechen wage.

Peter Alcantara Budik's Werk: „Kärntnerische Literaturgeschichte" — bestehend in Biographien lebender und schon verstorbener, in Kärnten geborener oder dort eingebürgerter Schriftsteller — (welches Werk aber ein besonderes Schicksal hatte und bisher noch nicht im Drucke erschien) enthielt eine biographische Skizze des Doktors J. G. Kumpf, die genau und fleißig bearbeitet ist. Als Theilnehmer bei Verfassung dieser Skizze übergab mir Budik eine eigenhändige Abschrift derselben, die ich hier vollständig den freundlichen Lesern der „Carinthia" mittheile; sie lautet:

„Dr. Johann Gottfried Kumpf, erster ständischer Stadtphysiker, Primararzt des k. k. allgemeinen Krankenhauses, dann Gerichtsarzt des k. k. Kriminal-Inquisitionshauses zu Klagenfurt, der k. k. kärntnerischen Landwirthschafts-Gesellschaft (und des Industrie- und Gewerbe-Vereines) ordentliches und der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien korrespondirendes Mitglied, (Ausschuß-Mitglied und Directors-Stellvertreter des historischen Vereines in Kärnten, Consulent des wohlthätigen Frauenvereines für die Kleinkinder-Bewahranstalt zu Klagenfurt) wurde am 9. Dezember 1781 zu Klagenfurt geboren, wo er seine humanistischen und philosophischen Studien vollendete.

Wie er sich schon damals mit dem Geiste der römischen Klassiker vertraut machte, spiegelt sich deutlich in allen seinen wissenschaftlichen Arbeiten ab.

Im Jahre 1799 besuchte er die Wiener-Hochschule, um sich den medizinischen Studien zu widmen, und genoß des seltnen Glückes, die begeisternden Verträge des berühmten Arztes Peter Frank zu hören. Wie Goldkörner sammelte er alles, was aus dem Munde dieses großen Lehrers kam, und freut sich noch in älteren Jahren dieses unschätzbaren Schatzes. Außer dem weiten Umfange seiner Berufsstudien zog ihn auch die deutsche Literatur, besonders die poetische an, die damals durch Goethe's und Schiller's unsterbliche Schöpfungen im Zenith ihres Glanzes stand und auf junge empfängliche Gemüther zauberisch wirkte. Wie groß die Summe des Herrlichen war, das sein Gedächtniß aus jener Zeit behielt, zeigt sich am deutlichsten in seinem Umgange, den er mit dem Dufte ihrer Blumen zu würzen weiß.

Am 21. August 1804 erhielt er an der Universität zu Pesth die Doktorswürde und begab sich, nachdem er vorher Innsbruck, Landshut, wo damals der berühmte Röschlaub lehrte, und München besucht hatte, im Spätherbste des Jahres 1805 nach Triest, wo er seine medizinische Praxis auszuüben begann.

Bald auch dort in seinem vollen Werthe erkannt, wurde er nicht nur zum öffentlichen Armen- und Impfungs-Arzte, sondern auch zum Stabsarzte der während der französischen Occupation bestandenen Nationalgarde und zum provisorischen Stadtphysiker ernannt.

Aber der stolze Uebermuth des Feindes, der sich in jedem Verhältniße des Weltlebens offenbarte, erfüllte ihn, der mit innigster Liebe seinem Vaterlande zugethan blieb, mit dem Gefühle der tiefsten Wehmuth und beschleunigte den Entschluß, den Lockungen vielversprechender Zukunft zu entsagen und nach Kärnten — dem Lande seiner unaufhörlichen Sehnsucht — zurückzukehren. Er kam im September 1811 in Klagenfurt an, eifrigst bemüht, in seiner Vaterstadt den Sinn für's Gute zu kräftigen, zu beleben, zu begeistern.

Bald nach seiner Ankunft übernahm er die Redaktion des kärntnerischen Wochenblattes „Carinthia", die er durch die Gewinnung tüchtiger Literaten mit Aufsätzen bereicherte, deren Werth nicht nur von den kritischen Blättern des Inlandes, sondern auch jenen des Auslandes anerkannt wurde, und welche er bis Ende des Jahres 1813 fortführte. Bald darauf richtete er seine Aufmerksamkeit auf ein größeres Unternehmen, das auch im Jahre 1818 zu Stande kam, nämlich die Gründung der „Kärntnerischen Zeitschrift", die sich der Unterstützung achtbarer Kräfte zu erfreuen hatte. Im Jahre 1818 erschien das erste und im Jahre 1820 das zweite Bändchen dieser Zeitschrift, worauf deren fernere Herausgabe, vom dritten Bändchen angefangen, so wie schon früher jene der „Carinthia", an seinen Freund S. M. Mayer überging.

Im Jahre 1819 gab er die Gedichte seines Freundes J. G. Fellinger in zwei Bänden heraus, die er mit einer im reinen Styl geschriebenen Biographie des Dichters versah. Folgende Inschrift, die er den Manen des Verstorbenen im Friedhofe zu Klagenfurt setzte, ist der sprechendste Beweis der Freundschaft und Achtung, die er ihm bewahrte:

Dem Andenken des geliebten Freundes

Johann Georg Fellinger,

Oberlieutenant im k. k. Linien-Infanterie-Regimente Nr. 26.

Geboren zu Peckau am 3. Jänner 1781, gestorben zu Adelsberg am 27. November 1816.

Als Freund dem Freunde unvergeßlich,
Als Mensch, Krieger und Dichter dem Vaterlande theuer.

Errichtet vom M. Dr. Kumpf.

Nicht leicht hat sich ein Kärntner um die Förderung alles Nützlichen und Guten in seiner Heimath verdienter gemacht als Kumpf. Er war es, der zunächst in der „Carinthia" die großen Irrthümer und falschen Angaben in Sartori's „Reise durch Kärnten" aufdeckte und durch das im Jahre 1812 in Klagenfurt erschienene Werkchen: „Kritische Andeutungen" berichtigte.

Er war einer der Mitgründer und anfänglich auch einer der Direktoren des im Jahre 1817 errichteten Vereines zur geselligen Unterhaltung, so wie jenes zur Versorgung der Armen und Kranken in Klagenfurt, welcher im Dezember 1818 in's Leben trat und sehr viel Gutes und Wohlthätiges viele Jahre hindurch gewirkt hat. — Abgesehen von seiner bedeutenden und wirkungsvollen Armenpraxis, zumal in der Typhusepidemie der Jahre 1813 und 1814 in welchem letzteren er zugleich Primararzt des k. k. Civilspitales in Klagenfurt war, und in den späteren beträchtlichen Wechselfieber-Epidimien von 1827 und 1830, war er einer der unermüdlich thätigen Aerzte, als im Jahre 1822 unter der Garnison in Klagenfurt eine gefahrvolle Augenentzündung verderblich um sich griff; er war ein Mitglied aller dadurch nothwendig gewordenen Commissionen, und machte über diese Krankheit gemeinschaftlich mit Doktor Werneck fortwährende Studien; damals schrieb er auch die in Ehrhart's medizinisch-chirurgischer Zeitung (1824, Nr. 6) enthaltenen, vom Auslande sehr günstig aufgenommenen Notizen über dieselbe, so wie er die „Carinthia" fortwährend mit populär-medizinischen Aufsätzen versah.

Noch bevor im Jahre 1831 die Cholera-Seuche Furcht und Schrecken erregend die Grenzen der österreichischen Monarchie überschritt, war diese Krankheit in ihren geheimnißvollen Erscheinungen ein Gegenstand seiner beharrlichen Studien. Keine der zahlreichen Monographien darüber blieb ihm unbekannt. Er selbst fand sich veranlaßt, seine Ansichten über diese Seuche in einer Broschüre „Ueber die asiatische Cholera; Klagenfurt 1831" zu veröffentlichen, und war dann einer von den Aerzten, welche von der Landesstelle zur Beobachtung dieser räthselhaften Krankheit im Herbste 1841 nach Wien gesendet wurden. So lange die medizinisch-chirurgische Lehranstalt in Klagenfurt bestand, war er landesfürstlicher Prüfungskommissär und supplirte auch während dieser Zeit dreimal die Lehrkanzel der Thierarzneikunde an derselben.

Außer den Studien seines Berufes beschäftigte Kumpf in früherer Zeit sich viel mit historischen und archäologischen Forschungen, und legte die Früchte dieser Bestrebungen in den gelesensten Blättern des österreichischen Kaiserstaates, als eine schätzbare Errungenschaft, nieder. — Seine Sammlung von Römersteinen und antiquarischen Kunstüberresten (von ihm vor einigen Jahren dem vaterländischen historischen Vereine als Geschenk überlassen) ist für jeden Kenner und Schätzer des Alterthums von hohem Interesse. Daß er auch das Gebiet der Poesie betrat, favente Apolline, bezeugen sein Lied zur Fahnenweihe der Triester-Landwehre (1809), dann mehrere gelungene Poesien, die in Castelli's „Selam". in der „Aglaja" und „Carinthia" unter dem Namen „Ermin", welchen Pseudonamen späterhin Pietzing annahm, erschienen, so wie sein „Dankesgruß an Steiermark" beim Abschiede von der 21. Versammlung der Naturforscher und Aerzte zu Graz im Jahre 1843, welcher allgemein ansprach, und als deren Mitglied er manche liebe und werth gehaltene Verbindung und Bekanntschaft mit ausländischen Mitgliedern derselben anknüpfte. —

Als Probe seiner Poesien möge folgendes, im Jahre 1809 verfaßte Gedicht hier stehen:

Der sterbende Säugling.

Ach! das dunkle Erdenleben
Kann nur Bitterkeit uns geben;
Voll mit Thränen ist die Schale,
Die uns tränkt im Erdenthale.

Diese Schale soll ich trinken,
Um in Wehmuth zu versinken,
Brechen soll die reine Brust
In des Lebens eitler Lust? —

Nein! des Lebens irres Träumen
Ist nicht werth um da zu säumen;
Keine Wunde noch im Herzen,
Flieh' ich freudig seine Schmerzen,

Eile zu des Vaters Throne,
Bethe dort in ew'ger Wonne,
Will in seinen Himmelsauen
Ihn, nur ihn, die Güte, schauen.

Die Natur hatte Kumpf mit dem Charakter tieffühlender Gemüthlichkeit begabt. Er hatte sich im Jahre 1814 in vollster Zuneigung mit Fräulein Caroline von Strohlendorf verehlicht und während seiner Ehe manche schöne und freundliche Lebensgabe aus des Schicksals Hand mit dankbarer Anerkennung empfangen. Aber auch manche harte und schwere Prüfung war ihm beschieden, deren schwerste wohl in dem Verluste seines hoffnungsvollen Erstgebornen (Ottwin, 1835), einer heißgeliebten Tochter (Amanda, 1843) und bald darauf (1845) auch seiner theuren Gattin bestand." —

Mit dem Jahre 1847 endet diese Skizze, indem schon damals das Werk Budik's erscheinen sollte. Seitdem sind 15 Jahre vorübergegangen, die abwechselnd Freuden und Leiden, doch der letztern mehr, dem nun verklärten Freunde brachten. Der im Juli 1848 vollzogenen Vermählung seiner einzigen Tochter Modesta mit dem Hof- und Gerichtsadvokaten in Wien, Jakob R. v. Aichenegg, folgte im Jahre 1849 der Verlust dieser geliebten Tochter, die bei ihrer ersten Entbindung ein Opfer des Todes wurde. —

Im Jahre 1852 vermählte sich Kumpf zum zweiten Male mit Fräulein Ernestine Edle von Findenigg.

Das Jahr 1854 war wieder ein Lichtpunkt in seinem ärztlichen Wirken. Am 21. August feierte der Jubelgreis den fünfzigjährigen Erinnerungstag seiner Promotion als Doktor der Medizin. Sämmtliche Aerzte von Klagenfurt brachten in corpore am Vormittage ihrem gefeierten Senior herzliche Glückwünsche zu diesem Festtage und überreichten ihm einen silbernen Becher als Ehrengeschenk. Zugleich wurde ihm ein zu dieser Feier eingesendetes Ehrendiplom von der medizinischen Facultät in Pesth, wo er am 21. August 1804 zum Doktor der Medizin premovirt worden war, und ein Beglückwünschungsschreiben von der Gesellschaft der Aerzte in Wien, deren Mitglied er war, eingehändiget, — dem ein gesellschaftliches Mahl von dem hiesigen Doktergremium folgte.

Warme Vaterlandsliebe und feste Anhänglichkeit an Oesterreich's Kaiserhaus gehörten zu den Hauptzügen seines offenen Charakters. Mit dem größten Interesse verfolgte er noch in seinen letzten Tagen, die er größtentheils im Bette zubringen mußte, die politischen Zeitereignisse, immer nur das Wohl Oesterreich's im Auge. Eine frische geistige Erinnerungskraft und Liebe für allen Fortschritt in Wissenschaft und Kunst blieben ihm bis in seinen letzten Stunden getreu und siegten über die abnehmende Körperkraft auf eine merkwürdige Weise. Als Arzt und Christ sah er ruhig und gottergeben seinem Ende entgegen. Tröstete ihn auch sein ältester Sohn aus der ersten Ehe, der bereits Magister der Pharmacie ist, und der Gedanke an seine versorgte ferne Enkelin, so trübte doch der Anblick seiner zwei Söhne aus der zweiten Ehe und die Sorge für deren Zukunft seine letzten Lebenstage.

Sein Ende war sanft; er schlummerte ein wie ein Kind in Mutterärmen. Wie sehr man den Verklärten hochachtete, zeigte die allgemeine Theilnahme bei seiner Beerdigung. Nun ruht er mitten unter seinen vielen vorangegangenen Angehörigen auf unserem Friedhofe, den er schon vor Jahren mit den treffendsten religiösen Sprüchen zierte.

Ruhe sanft, alter, bewährter Freund! Dein Andenken wird noch lange fortleben in den Herzen aller biedern Kärntner!

Klagenfurt, am Beerdigungstage des Heimgegangenen, den 23. Februar 1862.

E. M. Mayer.

Der böse Strauß.

Novelle.

Von Fritz Pichler.

(Fortsetzung von Nr. 4.)

Ob in Absicht oder zufällig, Helmine und August standen plötzlich vor der Blumenetagère des Glashauses. Triumphirend wies die Schöne dem heute etwas empfindsamen Doktor das Prachtexemplar der geheimnißvollen Iris und gestand ihm endlich, weil er nichts reden und die Iris nicht schnell loben und preisen wollte, — gestand ihm, diese Blume sey nur ein Symbol.

„Ich bitte nur keine Symbolik", meinte Riedler, lächelte und küßte oftmal Helminen's Hände.

„Ja, ja, August. Die Blume Iris bedeutet nur das Blatt Iris, nämlich die Frauenzeitung oder (da erröthete sie) die weibliche Zeitung —"

Der Doktor lachte sie neckisch aus.

„Nun ja. Die Zeitung ist ja weiblich. Wissen Sie noch, als darin ein Gedicht an Hermine (Sie wollten nicht platt heraus sagen Helmine, damit man nicht mit Fingern nach mir zeige), also, wie darin ein Gedicht an Hermine und Ihr Name großmächtig darunterstand? Ach, meine Freude war ungemein und mein Herz war das Ihre. Meine Umgebung merkte nichts davon; denn diese lasen nur den Stickmustertext; ich aber lese keinen Stickmustertext und nur die Gedichte und Novellen. Ach August, seitdem zog ich mir diese Iris auf. Erhält sie sich den Sommer über, sagt' ich mir, so finden wir uns, stirbt sie, so sind wir getrennt."

„Mein Ephen, den Sie mir geschenkt haben, der ist doch dürr worden, Helmine."

„Ja freilich, weil Sie ihn nicht begossen haben."

„Das ist wahr," entgegnete resignirt August. Das Lachen eines mächtigen Basses scholl zwischen die Köpfe der Liebenden herein. Es war der Kapellmeister.

„Ah, das ist dieselbe Iris, — sprach er — die dem Gärtner so viel Aerger macht, wie das Kreuz dem Teufel im „Freischütz"? Er meint, sie wird sich doch nicht halten. Ha ha ha, der Epheu, Doktor, der Ephen! Apropos, Fräulein Helmine, haben Sie die neueste Iris?"

Helmine verneinte.

„Haben Sie etwas darin?" fragte sie den Doktor.

„Nein", versetzte der; es liegt nichts in der Redaktion."

„Wenn ich aber nicht fehlgesehen habe (denn für gewöhnlich schau' ich nur die Musikbeilagen durch)" so sprach der Kapellmeister — „hab' ich was mit Dr. August Riedler unterzeichnet gelesen. Ja ja, ich erinnere mich. Waren Sie nicht kürzlich in Waldstein, Doktor, haben Sie nicht das schöne Waldsteiner Gretchen gesehen?"

Riedler wurde immer ängstlicher und verneinte nicht.

„Das Gretchen von Waldstein heißt die ganze gereimte Geschichte. Richtig, richtig. Sie haben die Verslein in das Fremdenbuch des Braumeisters zu Uebelbach eingetragen; ein Landestopograph ist darüber kommen, theilt von A bis Z alles in einer ausländischen Zeitung mit, die „Iris" druckt es ab, weil Sie Ihr Mitarbeiter sind und — na! Fräulein, das müssen Sie lesen. Werden da die Stadtfräuleins hergenommen — ah, furioso, sag' ich Ihnen, furiosissimo."

Mit einem Gelächter sprang Helmine davon um das Blatt aus dem Salon zu holen.

August, dem sowohl die Geschichte als die Erzählung sehr unangenehm kam, ging mit dem Kapellmeister Schritt vor Schritt durch die Allee gegen die Laube zurück. Er erwartete einen ärgerlichen Auftritt und unterließ nicht, zum Kapellmeister eine Stichrede über den um kein Mittel verlegenen Lieutenant fallen zu lassen.

Gerade wollten sie in die Laube treten, als sie die offenen Botanisirbüchsen erblickten. Das liebe, kleine Kaninchen fraß eben mit seligem Appetit an den vielerlei Alpenkräutern und ging über das Rosenkraut des Straußes her. Das Knäblein fütterte.

Augenblicklich stürzte der Doktor zur Rettung der mühsamen, reichen und prächtigen Floraausbeute herbei; vielleicht etwas zu überraschend für Knäblein und Kaninchen. Dieses suchte das Weite und der Kleine warf sich mit entsetzlichem Gejammer und Geschluchze zwischen Papa und Mama. Diese waren endlich durch die stete Beunruhigung ärgerlich geworden und ließen's dem eintretenden Doktor gar wohl merken, daß

sein Gepäcke der ewige Störefried sey. Die schöne Frau hatte ja sogar einen Riß in den weiten Volant ihres Kleides erhalten und dem Lieutenant war die brennende Cigarre auf des Majors Gallahosen gefallen. In diesem Augenblicke trat Helmine, eine Thräne im Auge, in die bereits erleuchtete Laube ein.

Ein Augenblick der furchtbarsten Stille.

Herr und Frau von Schlüßelthal begütigten die Kleinen und schauten finster auf Riedlern; der Major wischte die heiße Asche vom Brandfleck seiner Beinkleider und schaute finster auf Riedlern; die schöne Frau nadelte sich den zerrißenen Volant auf und schaute finster auf Riedlern; der Lieutenant zerstampfte mit dem Fuß (dem kleinen) die Cigarre und schaute finster auf Riedlern; der Weinhändler schaute gar nicht, denn er schlief wie Noah, und Riedler und der Kapellmeister schauten sich gegenseitig finster an. Nur Helmine blickte hell — in Thränen.

Der Lieutenant donnerte zuerst los. Die Kinder ewig zu schrecken, meinte er, sey höchst überflüßig; und überhaupt verdienen die Steine und das Heu und die abscheulichen Käfer so viel Geschrei gar nicht. Vollends der Strauß, dessentwegen der Doktor sich heute schon einmal lächerlich gemacht, sey ein ziemlich bäurisches Merkmal und erinnere ihn an manche Liebesgeschichten, die er seiner Schwester Helmine, der Braut, bei Gelegenheit noch erzählen müsse.

Das war mehr, als August vertrug. Er erwiederte dem Lieutenant, daß gerade er ihn heute zuerst beleidigt habe. Statt vieler Worte, die im Augenblick nur Lärm machten, nichts bewiesen, wolle er morgen früh einen Gang mit ihm machen. Was die Kinder betreffe, sey es ihm leid, daß auf ihre Aufführung in einem fremden Hause, in einer ersten Visite nicht besser gesehen werde.

Das schnitt der schönen Frau in's Herz und sie erklärte, von einem jungen Mann, der kaum der Braut gegenüber das Schickliche zu wahren wisse, schwerlich über Kindererziehung belehrt werden zu können.

Herr und Frau von Schlüßelthal traten da und dort lindernd inzwischen, aber der Sohn des Hauses stand mächtig für seinen Major und seine Frau Majorin ein. August verwies ihn einfach auf den morgigen Gang.

„Sie werden sich nicht schießen," kommandirte der Major. „Ich bin im Ehrengericht und, wenn Sie auch Sieger bleiben, mein junger Schlüßelthal, Sie müssen quittiren. Ich dulde es nicht, daß Sie ein gemeines Duell haben, verstanden, ich duld' es nicht. Sie, bester Herr Papa und würdige Frau des Hauses, Sie bedaure ich, daß Sie heute zu solchen Erfahrungen kommen müssen. Ich rede von dem, was uns betrifft (und das war stark genug) gar nicht; ich meine nur — was das Fräulein nothwendig kümmern muß, wenn ich den Herrn Sohn recht verstanden habe. Und Sie, Fräulein, ich möchte Sie bemitleiden. Aber die Liebe ist ja so gern blind. Sie haben auch heute nicht gesehen. Bewahre Sie Gott vor Mehrerem."

Helmine verbarg ihr verweintes Angesicht mit dem unglückseligen Blatte.

Der Doktor schickte sich an, die Gesellschaft zu verlassen. Doch wollte er's so geruhig als möglich thun.

Als die Wogen etwas verlaufen schienen, begann der alte Schlüßelthal zu lächeln und meinte:

„Welcher Kindereien wegen haben wir uns nun gezankt? Bleiben Sie doch Doktor, der Herr Major will doch nicht nur den Krieg, nein, er schließt auch Frieden nach dem Vorbild guter Könige."

„Nicht ohne Abbitte," rief Ritter von Weylert gereizt.

„Abbitte?" fragte der Kaufherr, „wen meinen Sie wohl."

„Ei doch, Papa," fiel der Lieutenant ein — „hier ist der Piemontese." Er zeigte auf den Doktor.

„Nun wohl, so will ich, (meinte Herr von Schlüßelthal) so will ich den Kaiser der Franzosen spielen. Ich nehm' ihn in Schutz."

„Das mögen Sie immerhin thun," versetzte der Major ernstlicher als es Herr und Frau von Schlüßelthal erwartet hatten. Sofort reichte er seiner schönen Frau den Arm, empfahl sich der Gesellschaft und ging, die Lippen zwischen die Zähne pressend, gemessenen Schrittes aus dem Garten. Die Kinder folgten verdutzt.

Alles höfliche Einreden blieb fruchtlos, auch des Lieutenants angetragene Equipage wurde rund ausgeschlagen.

Man war in Verzweiflung.

Herr und Frau von Schlüßelthal verloren sich in der Villa. Der Lieutenant schlug etliche Thüren hinter sich zu. Die drei letzten Gäste in der Laube aber, der Kapellmeister, Dr. Riedler und der Weinhändler erhielten durch einen Lakei die Botschaft, sie könnten sich der Equipage zur Fahrt nach der Stadt bedienen.

So endete dieser Sommerabend auf Schlüßelthal. Als die beiden Andern schon im Wagen waren, erschien noch Helmine, preßte ein zerrissenes Blatt in die Hände August's, der sie inbrünstig um Vergebung bat, und eilte dann, über die Steintreppe wankend, in das Landhaus.

Die drei aber fuhren nach der Stadt.

Der Kapellmeister pfiff die Gnadenarie und meinte hie und da, es sey heute nicht sehr dolce zugegangen und es wäre nur die Frage, ob Helmine so treu an Riedler halten werde, wie „Irene" an „Belisar." Der Weinhändler konnte zur ganzen Geschichte nicht recht Kopf und Fuß finden, nur dahin sprach er sich aus, daß man den jungen Most erst ausgähren lassen und dann trinken müsse. Uebrigens ward er erst jetzt so recht lebendig und trommelte auf den Botanisirbüchsen des Doktors. Dieser aber gedachte des Alpenfriedens, der ihn letzter Tage her so selig umfangen hatte, und verglich damit das wirre unerfreuliche Treiben im flachen Land. Im Geiste war er in der Sennenschenke, wieder trat er als ein nach Ruhe Dürstender ein und wieder erfrischte ihn Cili's Erscheinung. Mochte sie auch ein blaßes Bild seyn gegen die herrliche Helmine, die er aus voller Seele liebte, so stand sie auf ihrer Alpenhöhe doch gleichsam gefeit gegen die Lebensunruhe, und August durfte fast sehnsüchtig nach ihr aufblicken. In diesem Sinne griff er eben hastig nach der Botanisirbüchse, auf welcher der Weinhändler spielte, als dieselbe über den Wagenschlag flog und auf die Straße fiel. Augenblicklich erhob sich Riedler, griff nach des Kutschers Händen, gedachte das Leitseil schnell genug zurückzuhalten und sprang aus dem Wagen, um seine Pflanzen und Steine nicht zu verlieren.

Schaudernd sahen's die andern Zwei.

August fiel unglücklich. Der Wagen war hastig weiter geeilt und als der Kapellmeister des dunklen Weges daher gekommen war, fand er Riedlern mit gebrochenem Fuße daliegend, ohne Vermögen sich zu erheben. Mit dem spät herbeigeeilten Freund trug er den Aermsten in den Wagen und nun gings langsam durch das Burgthor in die Stadt.

Der Kapellmeister blieb die ganze Nacht auf Riedler's Logis in der „Raubergasse" und suchte seinen Lieben zu beruhigen. Aber die Nachbarschaft gab es nicht zu. Zwei,

drei Klavierspielerinnen lärmten in die sentimentale Nacht mit Macht hinein, schrieen ihre Fioriture in die Nacht mit Macht und ein schlechter Citherspieler und ein unentdeckter Paganini schickten die Saitenseufzer zu den Sternen empor. Der Chirurg, ein Doktor philosophiae, der aber zum Glück das Handwerk besser verstand als die Philosophie, erschien und richtete das Bein vortrefflich ein. Aber das Leiden sollte lang genug dauern. Ein gebrochener Fuß kann in vier bis acht Wochen heilen, die Zeit für die Heilung gebrochener Herzen hat die Medizin noch nicht mit Genauigkeit zu bestimmen vermocht. Ohne Zweifel wird die Natur auch darüber etwas Verläßliches bestimmt haben; nur sterben die Menschen oft vor der genauen Beobachtung. August war nun wie gesagt an das Leidensbett gefesselt und durfte sich auch mit Studien nicht die Kopfnerven anstrengen.

Das machte ihn aber am meisten unglücklich. Denn jetzt in der Zeit unfreiwilliger Muße erst mochte er sich gestehen, daß in den Studien aller Trost für das schwankende Leben liege; daß er vielleicht viel zu früh andere Freuden dieser Erde, die Freuden der Liebe und Ehe, gesucht und seine echte Bestimmung verkannt habe. So ist die Krankheit auch im philosophischen Sinne oft ein Segen und bewirkt Umkehr und Neugestaltung.

(Fortsetzung folgt.)

Gewinnung fossiler-vegetabiler Brennstoffe in Kärnten.

Von M. F. Klatzer.

b. Der Torf.

Mit diesem Namen wird eine, aus ganz oder theilweise zersetzten Pflanzentheilen bestehende Masse bezeichnet, welche sich in sumpfigen Gegenden auf der Erdoberfläche dadurch fortbildet, daß gewisse Pflanzenarten, namentlich das Torf- oder Sumpfmoos und die Süßwasseralgen in unzähligen Lagen übereinander wachsen, während die unteren Schichten, nämlich die älteren Generationen, durch Humussäure vor Verwesung geschützt, in einen zusammengepreßten und in gewissem Grade verkohlten Zustand übergehen. Diese, oft viele Fuß mächtigen Anhäufungen geben nun jene brennbare Substanz, den „Torf", welcher, obwohl bei den Alten schon bekannt und verwendet, indessen aber für eine Erdart angesehen und zum Mineralreiche gezählt wurde, jetzt als vegetabilisches Brennstoff-Surrogat eine weit verbreitete Anwendung genießt, und für manche Länder (z. B. Holland, Norddeutschland) gewissermassen von der gleich hohen Wichtigkeit ist, wie in anderen die mineralische Kohle und selbst das Holz. —

In dieser Beziehung hat die Natur auch unsere Heimath sehr vorsorglich bedacht, denn die Alluvien Mittelkärntens enthalten weitläufig ausgebreitete Torfmoore, die nicht nur der Gegenwart reichliche Lager zur Verfügung stellen, sondern auch für eine ferne Zukunft noch die Bedingungen zur fortwährenden Torfbildung besitzen. Namentlich ist dies der Fall in den Gegenden an den Seeen, vorzüglich aber an den flachen Ufern der Glan, Gurk und Gail, hie und da auch an der oberen Drau, wie allenthalben in den sumpfigen Niederungen des Landes.

Die Benützung des Torfes als Heizmaterial ist übrigens in Kärnten nicht so unbekannt. Schon mit landschaftlicher Verordnung vom 18. Oktober 1771 hat Ihre Majestät die Kaiserin Maria Theresia anbefohlen, ob des sich zeigenden Holzmangels (gleich den anderen Ländern) in Klagenfurt die Torferzeugung einzuführen. Zu diesem Ende trat der damalige gräflich Rosenberg'sche Inspektor Franz Albert Knapp als Unternehmer auf, welcher im folgenden Jahre zu Maria Loretto bereits 200.000 Stück Torfziegel erzeugte, und solche à 1000 zu 2 fl. 10 kr. auf der Lend franco in die Stadt stellte. Von da an wurde mit der Torfgewinnung in der Folge fortgefahren, und es ist Thatsache, daß in Klagenfurt alle öffentlichen Gebäude und die Schulhäuser noch über das Jahr 1808 hinaus mittelst Torf beheitzt wurden.

An eine industrielle Anwendung des Torfes im größeren Maßstabe wurde damals kaum je gedacht, und erst dem letzt abgewichenen Decennium war es vorbehalten, diesen in Kärnten bisher so wenig beachteten Brennstoff auch genanntem Zwecke vollends unterzuordnen und ihm hiebei die allgemein gebührende Geltung zu verschaffen. Dieses hohe Verdienst um die Einführung gebührt ungeschmälert vor Allen der intelligenten Oberleitung des gräflich Ferdinand von Egger'schen Werkskörpers der Rothburgahütte bei Freudenberg, wie nicht minder jener des Eisenhüttenwerks zu Buchscheiden, welche mit namhaften pekuniären Opfern erkämpfte Erscheinung die auf dem Felde der heimischen Industrie gemachten zeitgemäßen Fortschritte am deutlichsten kennzeichnet.

Der Betrieb beider Werke ist gegenwärtig nun ausschließlich auf Torffeuerung basirt, und das eingreifende Interesse erfordert es, die Torfgewinnung theilweise speziell zu berühren.

Die Rothburgahütte gewinnt den Torf aus dem bei Freudenberg in einer Ausdehnung von circa 132 Jochen gelegenen Torfmoore, welches von der Werksinhabung auf den Einmaligen Ausstich vertragsmäßig erworben wurde. Dasselbe liegt in einem kleinen Kesselthale von Waldungen umschloßen, kann von zwei Seiten entwässert werden, und enthält ein Torflager in der, zwischen 9 bis 14 Fuß varirenden Mächtigkeit. Specktorf von vorzüglicher Qualität ist hier vorherrschend, welcher mit einem in wenigen Schichten vorkommenden Fasertorf wechsellagert, der durch seine lichtere Farbe sich deutlich von jenem unterscheidet. Zuoberst erscheint eine Lage Fasertorf, sodann Specktorf und wieder Fasertorf, und unter diesem Lager, unmittelbar auf dem Schotter liegend, häufig ein weißer mit vielen kleinen Muscheln erfüllter plastischer Thon, der beim Trocknen sich gleich dem Torfe selbst verhält. Die Torfmasse wird nur im gebaggerten Zustande gewonnen, daher weniger oder gar nicht gestochen, weil es an sich schwer wäre den in minder mächtigen Lagen vorkommenden Fasertorf von dem Specktorfe abgesondert zu gewinnen, und auch weniger ökonomische Vortheile biethen würde, als die gegenwärtig übliche Art, den Torf in Ziegelform darzustellen.

Behufs der Torf-Ziegelerzeugung besitzt die Gewerkschaft seit 9. Febrnar 1860 ein auf 3 Jahre lautendes Patent auf die vom dortigen Werksleiter Herrn Fr. Bigeter gemachte Erfindung einer transportablen, durch Menschenhände bewegbaren Torfpresse, deren Anlagekosten verhältnißmäßig gering, und doch schon durch die befriedigendsten Resultate belohnt worden sind. Diese Presse macht es nun möglich, dem nassen durchgekneteten Torfbrei mittelst mechanischen Druckes einen großen Theil seines Wassergehaltes zu entziehen und

denselben in gepreßten Torfziegeln (in kompakter Aggregatform) zu erhalten.*) Die derart dargestellten Torfziegel werden auf 1300 Stellagen (später in eigens dazu eingerichteten Trockenhütten) der Lufttrocknung unterzogen, dann in Vorrathsschoppen eingelegt, und nach Bedarf mittelst der, an der Torffläche angelegten Bahnen zur Hütte gefördert, wo sie in besonderen Dörrkammern durch erhitzte Gebläseluft zu tauglichem Feuerungsmaterial vollends präparirt werden. Von dem so gedörrten Torfe sollen 3 Cubikfuß des Fasertorfes im Heizeffekte demselben Volumen gedörrten Holzes entsprechen. Noch ist hier beizufügen, daß die Neuerungen der Torfwirthschaft auf diesem Moore noch von günstigeren Erfolgen begleitet, wenn wie beabsichtigt, geräumige Trockenhütten sammt Pressen in entsprechender Zahl aufgestellt und vollständig eingerichtet seyn werden. Dadurch werden die Vortheile erreicht, die Erzeugung auf bestimmte Punkte zu konzentriren, die Förderungskosten des gewonnenen Materiales auf das geringste Ausmaß zurück zu führen, und durch Abschaffung der jetzigen Stellagen das Feld dem Abbaue zugänglicher zu machen.

Das Eisenhüttenwerk Buchscheiden deckt seinen dermaligen Bedarf an Torf aus zwei Torflagern: dem eigenthümlichen an der „Osterbauerhube" und aus jenem, auf Einmaligen Abstich übernommenen bei Ratweg. Beide Moore zusammen nehmen eine Fläche von 120 Jochen ein, die durchschnittliche Mächtigkeit des brauchbaren Torfes beträgt 10 bis 12 Fuß, und ist im „Osterbauer-Lager" vorherrschend. Der bei weitem größere Theil beider Lager ist Fasertorf und nur ein kleiner Theil besteht aus Specktorf.

Die Gewinnung des Torfes wird durch Trockenlegung mittelst der Entwässerungskanäle bewerkstelligt. Nach Entfernung der Humuserde werden beim Fasertorf die Ziegel in einer Stärke von 3 Zoll Höhe und 10 Zoll in der Quadratfläche abgestochen, beim Specktorf wird hingegen die durchgeknettete Torfmasse den Ziegelschlägern zugeführt, obgleich der zum Baggern taugliche Torf hier nur in geringer Menge vorkommt. Die Baggerarbeit und das Trocknen der geschlagenen Torfziegel auf Stellagen ist übrigens analog mit jener in Freudenberg, nur ist letzteres in der Anwendung mehr untergeordnet, weil die hier herrschenden klimatischen Verhältnisse in der Regel ein Wechseln der Torfziegel 3 bis 4 Mal auf den Hifflern und 2 bis 3 Mal auf den Stellagen im Laufe des Sommers möglich machen. Sind die Torfziegel derart lufttrocken geworden, so werden sie hierauf in die auf der ganzen Moorfläche aufgerichteten luftigen Vorrathsschoppen gebracht und von da hauptsächlich zur Winterszeit auf zweckmäßig angelegten Straßen durch Fuhrlöhner zur Hütte transportirt, wo die Manipulation des Dörrens (in Dörrkammern) mit in eigenen Apparaten erhitzter Luft geschieht und wozu Holz und Torfabfälle als Feuerungsmaterial benützt werden.

Ein Joch der hier benützten Torfmoore gibt durchschnittlich 2700 massive Cubik-Klafter Torf und eine solche 300 Cubikfuß nasse Torfziegel (mit Zwischenräumen gemessen), daher ein Joch die Gewinnung von 710.000 Cubikfuß nasser Torfziegel gestattet. Durch das Trocknen der Ziegel schwindet indessen das Volumen auf nahe ein Drittel zusammen, und wenn von diesem Quantum weiters der Verlust beim Transporte und beim Dörren mit 20 Percent in Anschlag gebracht wird, so ergibt sich, daß ein Joch Torfmoor circa 189.350 Cubikfuß gedörrter Torfziegel, wie solche zum Hüttenbetriebe geeignet sind, zu liefern vermag. Der Erfahrung gemäß bilden hier 200 Cubikfuß gedörrten Torfes das Aequivalent für eine Wienerklafter 36zölligen lufttrockenen Holzes. — Eine weitere Erfahrung ist die auch an anderen Orten gemachte, daß nämlich die Brennkraft des Torfes — bei gleichem Wassergehalte dieses sehr hygroskopischen Körpers — in geradem Verhältniße zu seiner Dichtigkeit und seinem absoluten Gewichte steht.

Die von dem k. k. General-, Land- und Hauptmünz-Probiramte in Wien vorgenommenen Analysen des lufttrockenen Torfes aus den beiden vorgedachten Torfmoor-Complexen haben folgende Resultate ergeben:

In Freudenberg:	Asche in 100 Theilen	Aequivalent einer 30" Wr. Klftr. Fichtenholzes.
Fasertorf erster Qualität . .	4·0	16·7 Zentner.
Fasertorf mittlerer Qualität. .	9·0	17·2 „
Specktorf	8·5	17·9 „
In Buchscheiden:		
Radweger (Fasertorf . . .	8·0	14·9 „
Radweger (Specktorf . . .	3·5	14·9 „
Osterbauer (Fasertorf . . .	4·5	13·3 „
Osterbauer (Specktorf . . .	(14·0	15·2 „
	(28·5	18·3 „

Belangend die bisherige Ausbeute der in Bewirthschaftung stehenden Torfmoore, so ergeben sich nach den, von den beiden Direktionen der betreffenden Werke mit freundlichster Bereitwilligkeit zugesendeten Daten nachstehende Quantitäten, welche, auf Holz reduzirt und mit Hinzurechnung der bei der Braunkohlen-Consumtion der gleichen Periode (Carinthia Nr. 4) ermittelten Ansätzen, ein überraschend erfreuliches Bild des Holzersparnißes darstellen, das dem Lande dadurch in einem sehr kurzen Zeitraume zu anderen industriellen Zwecken verfügbar wurde, ein Umstand, der bei den jetzigen Holzpreisen nicht minder den ungetheilten Beifall eines jeden Vaterlandsfreundes verdient.

Jahr	Gewonnener Torf in Cubik-Fuß	108 Cubikfuß Torf = dem Raume einer	Bei der Consumtion der Braunkohle Ersparniß in	Gesammt-Menge in
		36zölligen Klafter Holz		
1853	117.590	1.088 $^{86}/_{108}$	57.920 $^{10}/_{14}$	59.009 $^{3}/_{7}$
1854	196.850	1.822 $^{74}/_{108}$	74.185 $^{5}/_{14}$	76.008 $^{1}/_{7}$
1855	696.773	6.451 $^{65}/_{108}$	70.061 $^{4}/_{14}$	76.512 $^{6}/_{7}$
1856	2,167.998	20.074 $^{6}/_{108}$	68.584 $^{3}/_{14}$	88.658 $^{3}/_{7}$
1857	2,115.338	19.586 $^{50}/_{108}$	74.558 $^{4}/_{14}$	94.144 $^{6}/_{7}$
1858	1,681.816	15.572 $^{40}/_{108}$	66.956 $^{4}/_{14}$	82.528 $^{4}/_{7}$
1859	967.817	8.955 $^{47}/_{108}$	36.377 $^{9}/_{14}$	45.333 —
1860	1,899·201	17.585 $^{21}/_{108}$	52.888 $^{2}/_{14}$	70·473 $^{3}/_{7}$
1861	2,164·255	20.039 $^{43}/_{108}$	71.499 —	91.538 $^{3}/_{7}$
Zusammen	12,007.008	111.176 —	573.031 $^{3}/_{14}$	684.207 —
im 9jährigen Durchschnitte	1,334.112	12.352 $^{8}/_{9}$	63.669 —	76.023 —

*) Die verschiedenen Verfahrungsarten bei der Torfbereitung, so wie die Manipulationen gedachter Torfpresse wurden von dem Sekretär des kärntnerischen Industrie- und Gewerbe-Vereines und k. k. Professor Herrn F. Hoffmann in den landwirthschaftlichen Mittheilungen, Nr. 1, Jahrgang 1861, sehr ausführlich besprochen.

Die specielle Gewinnung dieses Brennstoff-Surrogates in den verschiedenen Jahrgängen betreffend, so fällt solche für die ersten zwei Jahre ausschließlich nur der Gewerkschaft Freudenberg zu; erst von da an ist auch das Eisenhüttenwerk Buchscheiden und in desto größerem Maßstabe daran betheiligt, so zwar, daß, während die bisherige Produktionsziffer der ersteren 4,056.207 Cubikfuß Torf beträgt, jene bereits die Höhe von 7,574.548 Cubikfuß erreicht. Ein verhältnißmäßig sehr kleines Quantum erzeugte auch Rosenbach und Treibach.

Die Torf-Produktion hat aber in Kärnten noch keineswegs ihre Grenze erreicht. Außer den bereits erwähnten und in Benützung stehenden Torfmooren von Buchscheiden sind in dessen nächster Umgebung noch einige hundert Joch Torfgründe bekannt, welche zur Zeit noch fast gar nicht in Angriff genommen wurden. So besitzt in der unmittelbaren Nähe des Werkes, an dem nördlichen Ufer des Ossiacher-See's, das k. k. Militär-Gestütt zu Ossiach 150 Joch Moorgründe, welche ein reiches Torflager bergen. Ein fast doppelt so großes Areale ist daselbst noch im Besitze verschiedener Grundeigenthümer. Bei Himmelberg liegt ein Torfmoor in einer Ausdehnung von nahezu 200 Joch, und bestehen nebst dem noch mehrere kleinere in dieser Gegend, so daß dort ein reicher Schatz dieses Brennstoffes für die äußerst regsame Industrie des Feldkirchner-Distriktes erliegt. *)

Der Benützung des großen Torfmoores, welches die ganze Ebene zwischen dem Ossiacher-See und dem Eisenwerke Buchscheiden ausfüllt, stand bisher die Schwierigkeit der Entwässerung entgegen; allein auch dieses Hinderniß wird fallen, wenn, wie beabsichtiget ist, das Niveau des See's durch Bewirkung eines tieferen Abflußes desselben tiefer gelegt werden wird. Möge es auch bald geschehen! Noch ist hier der Umstand der Erwähnung werth, daß vor etlichen 40 Jahren ein Theil des Torfmoores am Ossiacher-See von circa 500 Quadratklafter ausgehoben wurde, welches sich seit jener Zeit, obgleich mit einem minder dichten, jedoch sehr schönen Torfe wieder ergänzt hat und daher die Schlußfolgerung nahe liegt, daß die Regenerirung des Torfes in dieser Gegend in circa 40 Jahren erfolge.

Endlich sind unter die vorzüglicheren Torfmoore noch zu zählen: das am Ausfluße des St. Georgner-See's gelegene und theilweise benützte; dann jene in der Umgebung von Freudenberg zerstreuten wie das Torfmoor von Packein, welche, obgleich von nicht unbeträchtlicher Ausdehnung zur Zeit noch der Benützung harren.

Uebrigens ist es kaum zu bezweifeln, daß bei der so mächtig vorgeschrittenen heimischen Eisenindustrie und, in Folge dessen, der immer mehr sich steigernden Verlegenheiten um Holzbrennstoff auch der Benützung des Torfes in kurzer Zeit endlich die regste Aufmerksamkeit wird zugewendet werden, um seine Verwerthung bei jenen Zweigen des Eisenhüttenwesens und der kleineren Industrie energisch durchzuführen, welchen er bisher noch fremd geblieben ist; denn nicht nur ist sein Heizeffekt, wenn er gehörig vorbereitet, beinahe größer, als jener des Holzes, aber auch seine Reinheit räumt ihm vor der fossilen Kohle einen beachtenswerthen Vorzug ein, obwohl anderseits sein Wassergehalt und die geringere Kohäsion seiner Theilchen dessen Benützung als Heizmaterial ziemlich umständlich machen.

Klagenfurt, Ende Februar 1862.

*) Auffallenderweise wurde der Torflager des Feldkirchner-Bezirkes in dem bei Zamarski-Dittmarsch & Comp. Wien 1858 erschienenen Werke: „Industrie und Handel im Kaiserthum Oesterreich (der große österreichische Hausschatz)" mit keinem Worte gedacht und der so wichtigen Torfgewinnung in Kärnten überhaupt kaum 7 Zeilen gewidmet. Pag. 212, dritte Lieferung.

Fluß-Lieder.

1. Am Fluße.

Wenn ich in die Wellen blicke,
Ziehet Wehmuth mir in's Herz,
Und ein namenloses Sehnen
Lenkt den Geist nach himmelwärts!

Zu den gold'nen Sternen oben
Richtet sich mein trüber Blick,
Und ich denk' der frohen Stunden
Meiner Knabenzeit zurück.

Alles ist dahin geflossen,
Was mir schön und himmlisch schien,
So wie hier die Wellen fließen
Zieht auch jedes Glück dahin!

2. Das Mädchen am Fluße.

Das Mädchen steht am Strande,
Blickt in das Wassergrün,
Sieht wie die Wellen fließen
Und eilig vorwärts zieh'n.

Es sind viel tausend Tröpflein
Im grünen Fluße d'rin,
Die viel sich noch erzählen,
Eh' in das Meer sie zieh'n!

Das Mädchen hört sie rauschen,
Hört lispeln sie gar still,
Da regt in ihrem Busen
Sich's scheidende Gefühl!

Und eine Thräne perlet
Wohl in den eil'gen Fluß,
Die mit den vielen Tröpflein
Auch weiter ziehen muß.

Was wird wohl die erzählen?
Sie träumt vom Azurblick,
Und möchte gerne wieder
In's blaue Aug' zurück!

3. Wellensang.

Die Wellen, die Wellen fließen
So schnelle, schnelle fort,
Es tönt wie Abschiedsgrüßen
Der Wellen leises Wort.

Was mögen die Wellen wohl plauschen
Dem Uferrand entlang?
Es tönt ihr lindes Rauschen
Wie ferner Wandersang.

Die grünen Wellen die singen
Und eilen von Ort zu Ort,
Es tönt das Wogenklingen
Wie ein gar ernstes Wort.

Die Weltenwellen die fließen
Gar schnelle immerhin,
Es ist ein stetes Grüßen,
Ein ew'ges Weiterzieh'n!

Rudolf Waizer.

Literarische Notiz.

Oeffentlichen Blättern zufolge erscheint mit Anfang des Monates April l. J. in Graz eine neue belletristische Wochenschrift: „Hoch vom Dachstein", deren Herausgeber und Eigenthümer Heinrich Penn, verantwortlicher Redakteur aber Dr. Eugen Netoliczka ist (Beide bisher Mitarbeiter der „Carinthia"), die sich die Aufgabe gestellt hat, insbesondere „Inneröfterreich" zu berücksichtigen. Im zweiten Quartale wird diese Zeitschrift illustrirt erscheinen. Dieser vorläufigen Anzeige soll nächstens der Prospektus folgen, der das Nähere des Programmes enthalten wird.

Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 4.)

spizig (seyn). 1) Beißend, satyrisch seyn. 2) (Aussehen), kränkelnd aussehen.

Spiznoman, der Spottname, den man Jemandem beilegt. Niedersächsisch: Spiet = der Hohn, Spott.

Spizmaus. 1) Eine Gattung Mäuse. 2) Ein schmeichelhafter Ausdruck gegen Kinder oder gegen die Geliebte.

Spökamer, der Arrest für Schüler, Studenten. Sieh' Spuck — spukn.

Spöksålåt, der mit Speck abgebrante Salat.

spönan, ein Kind oder Hausthier der Mutterbrust entwöhnen. Spänen. Es kommt von dem alten Span oder Spun her, welches ein Euter, oder die Brust der Mutter bedeutet. Wachter führt die Uebersetzung des Hohen Liedis Salom. 410 an, wo es heißt: „Wie schone sind dine spunne, suester min gemahela! Bezzer sind dine spunne danne de win." Ehemals hieß spänen sowohl die Brust geben, als die Brust nehmen. Lactare und ablectare. Jetzt wird es nur in letzterer Bedeutung gebraucht.

Eberhard II. 240.

Spönling, die großen, gelben oder rothen Pflaumen.

Sporn. 1) Ein Räuschchen. 2) Einbildung.

Spörkn, die Sperlinge (im Lavanthale) Spoz.

Spreizn. 1) Die Stütze. 2) Unterstützen, z. B. einen Baum, der vieles Obst trägt, daß die Aeste nicht brechen. 3) Sich weigern, entgegen seyn. 4) Prahlen, großthun, vornehm thun. 5) Weit von einander thun, z. B. eine Thüre. Sieh' Eberhard V. 228.

Spreizer, Prahlhanns, Großthuer, Breitmacher.

Sprengan. 1) Mit Weihwasser besprengen. 2) Jemanden verjagen, vertreiben. 3) Spalten, z. B. Steine, Felsen.

Spriabln, stark aufrühren, aufbrausen machen, z. B. Eier, Chocolade.

Sprianzln, Liebkosen, Liebäugeln.

Sprißl, der Sprosse an Leitern, im Vogelbauer.

Sprizn, etwas regnen.

Sprizer, ein unbedeutender Regen.

Sprizlöder, das Vorderleder an einer Kalesche, womit man die Füße gegen Regen schützt.

sprudeln, sieh' spriabln.

Spuk, spukn, ein abgeschiedener Geist, oder sonst ein ähnliches, geistiges Wesen, das unsern Sinnen sich offenbart und sich durch Lärm, Gerassel, Gepolter ankündigt. Niederdeutsch: Spok, ist mit Pochen Eines Geschlechtes, welches Letztere mit dem Niederdeutschen Boken oder Baken zu einem alten Stammworte Pakon, oder Pagen, welches Klopfen, Schlagen bedeutete, gehört. Das S in Spuck ist offenbar ein späterer Zusatz, und im Isländischen lautet das Wort noch jetzt Puke. Sieh' Eberhard S. 241. In Schottland bedeutet Powke den Teufel selbst, so wie Pocker, im Schwedischen = böse Geister überhaupt. Stammwort ist Pochen, pukken, in der Bedeutung: Lärm machen, wie denn auch Pauke, Schwedisch: Pukor, davon abgeleitet ist. Holländisch und Niederdeutsch: Spook. Schwedisch: Spok, Spöka. welches auf Lärmen hindeutet, wie denn auch Spuken in figürlicher Bedeutung: Lärm machen, anzeigt; z. B. der Wein spukt ihm im Kopfe. Sieh' Eberhard IV. 105.

strampfen, die Füße unruhig bewegen.

Sterz, eine Speise aus Haidinmehl in Kärnten.

Suachn, die Abkehren bei Wasserleitungen, eigentlich der Rinnsal, welchen sich das Wasser auf natürliche Weise selbst sucht.

Sudeln, Sudler, auf eine aneckelnde Weise verunreinigen. Maas leitet es von Sieden ab, insofern dieses Kochen bedeutet. Daher bedeutet Sudeln zunächst: schlecht, insonderheit: unsauber, unreinlich kochen, so daß man dabei sich selbst und die Speisen mit Fett, Kohle, Asche, Ruß zc. beschmiert, wodurch die Speisen eckelhaft werden müssen, daher unser Sudler.

„Verlang ich Rath von einem alten Weibe?
Und schafft die Sudelköcherei
Wohl dreißig Jahre mir vom Leibe."

Goethe.

Aus dieser Bedeutung entstand die so gewöhnliche Synekdochische Erweiterung des Begriffes, daß Sudeln überhaupt: unsauber, unreinlich behandeln, und insbesondere auf eine eckelhafte Art unreinlich, ausdrückte. Sudeln, von dem Niederdeutschen Sölen, sich im Schlamme herumwälzen. Mit diesem stimmt das Französische Souiller, das Englische Soil, Sully überein, und alle kommen sie ohne Zweifel von einem Stammworte her, wovon die Spuren in dem Angelsächsischen: sol; Englisch: sole; Französisch: soeil; Dänisch: söle; Italienisch: soglia, der Schlamm, worin sich die Schweine wälzen, enthalten sind, und womit auch das Französische: sale, schmutzig, verwandt ist. Sieh' Eberhard. V. 157.

(Forsetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Zweiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 6. Sonnabend, den 22. März 1862.

Sonettenkranz

zur Erinnerung an das Bad Gleichenberg.

(Ein Akrostichon mit einem Eingangs- und einem Schluß-Sonette.)

Siesta.

Wie läßt sich's so behaglich weilen
Im Schatten rauschender Platanen,
Wenn durch des Himmels weit'ste Bahnen
Der Sonne Mittagsstrahlen eilen!
Wer würde nicht zum Träumer mälig
Bei solcher Kühlung süßer Labe?
Wer schätzte wohl in diesem Grade
Wollüst'ger Ruhe sich nicht selig?
Komm Geist aus buntem Weltgetriebe!
Gib dich dir selber einmal wieder,
Belauschend süße Harmonieen,
Entströmt dem Born der ew'gen Liebe —
Und tauch' in Wonne schwelgend nieder
In's Meer tiefsinn'ger Poesieen!

Gleich dir, o Tempe! stillgelegen,
Mit deiner Reize üpp'ger Fülle,
Und deines Himmels Azurhülle,
Lacht hier ein Thal mir traut entgegen.
Es ist die liebliche Idylle,
Die auf des Zephyrs Aetherflügeln
Dort über laubumkränzten Hügeln
Beglückend schwebt in wonn'ger Stille;
Und schön wie Anadyomene,
Entstammt dem flücht'gen Wellentanze,
Erschien am flüsternden Gestade:
Winkt bald die zauberische Schöne
Aus dichten Laubwerks buntem Kranze
Mir zu, die reizende Najade.

Leis' rauscht es durch der Bäume Kronen,
Vom Blatt zum Blatte ohne Säumniß
Geht das entsiegelte Geheimniß
Vom wunderkräft'gen Lebensbronnen.
Und während so die Wipfel rauschen,
In tiefem Grunde dienstgewärtig
Die lust'gen Nixen flink und fertig
Der Stimme ihrer Göttin lauschen;
Und leicht geschürzt, in buntem Reigen
Zur Tiefe hurtig sie entschweben —
Es herrscht geheimnißvolles Schweigen;
Doch wieder tauchen sie nach oben,
Verkündend freudig neues Leben;
Der Wunderschatz — er ist gehoben.

Entfesselt in des Erdgrunds Räumen,
Springt murmelnd er in sanftem Falle,
Mit ewigklarem Silberstrahle —
Der Quell des Heils — und sinn'gen Schäumen.
Der Quell, der die erschlaffte Sehne
Von Neuem stählt zu raschem Streben,
Das Herz erweckt zu schön'rem Leben
Halb Siloe, halb Hyppokrene.
Ihn will ich mit Begeist'rung singen,
Die ich geschlürft aus seinem Borne,
Und weithin soll sein Name klingen!
Drückt einst des Lebens Last mich nieder,
Und droht bedeutungsvoll die Norne,
Trink' ich von seinem Naß dann wieder! —

In stiller Andacht liegt die Aue,
Umschwebt von heil'ger Sabbatsfeier;
Vom Berg' hebt sich der Dämm'rungsschleier,
Und purpurroth ragt er in's Blaue;
Der Morgen blickt mit holdem Lächeln
In's früherwachte Thal hernieder;
Melodisch tönen frohe Lieder,
Und laue Weste kosend fächeln;
Und wie ein See krystall'ner Perlen
Liegt dort die thaubenetzte Wiese,
Umkränzt von saftig grünen Erlen,
Und auf der Erd' und in den Lüften
Erschallen tausend freud'ge Grüße,
Getragen van balsam'schen Düften.

Cyanenblauer Frühlingshimmel!
Wie machst du jeden Puls erbeben —
Wie hauchst du neues, süßes Leben
Durch dieses irdische Gewimmel!
O daß dach stets den Staubgebornen
Durchkreist' in heilsam rascher Schnelle
Der Urkraft ungeschwächte Welle —
Bei seinen Mühen — seinen Dornen!
Daß es annoch ein Eden gäbe,
Wa sich Natur und Mensch noch innig,
Wie Sohn und Mutter angehörten;
Wa ihrem Rath noch nicht abtrünnig,
Er bis in's innerste Gewebe
Ihr glich, der ewig Unversehrten.

Hinweg jedoch vom Mutterbilde
Wandt' sich der Mensch mit sünd'gem Sehnen,
Verlor der Einfalt süßes Wähnen
Und Eden's glückliche Gefilde.
Er wollt' nach ihren Fingerzeigen
Nicht thun; trug's nicht in seinem Wahne,
Daß sie ihn gängle und ermahne —
Der Sohn wollt' stolz als Herr sich zeigen!

Und dieser Geist des Widerspruches
Trennt stets von der Natur uns Alle —
Läßt immerdar uns irre gehen;
Nur Frucht ist es von diesem Falle,
Daß wie die Zeichen ihres Buches
Zwar lesen, doch nie recht verstehen.

Es geht daher die finst're Sage:
„Ein unerbittlich Fatum läge
„Der Sphinx gleich auf dem Lebenswege,
„Und brüte Unheil stets und Plage;
„Weil einst, durch Göttergunst verwegen,
„Der Mensch sich gegen sie empörte,
„Und frevelhaft die Ordnung störte,
„An die geknüpft war Heil und Segen.“
Was so die graue Sage kündigt
In dunklen, inhaltsschweren Sprüchen,
Kann klar die Wissenschaft uns sagen:
„Der Mensch, von ew'ger Norm gewichen,
„Hat gegen die Natur gesündigt,
„Und muß nun ihre Strafe tragen.“

Nicht immer soll jedoch es währen
Dies herbe feindliche Zerwürfniß;
Ein unvertilgbares Bedürfniß
Fühlt stets der Mensch nach Mutterlehren.
So sinkt er wieder, frei vom Wahne,
Natur! in deinen Schoos, vertrauend,
Daß nicht auf eitlem Sande bauend,
Er scheitr' am selbsterdachten Plane.
„Versöhnung!“ ist der Zeit Devise! —
Es kann die Menschheit nur genesen,
Wenn zur Natur sie wiederkehret;
Nur sie beut himmlische Genüsse,
Sie ist's, die wahre Weisheit lehret —
„Und Wissenschaft wird uns erlösen!“

Bricht an einst jener schöne Morgen,
Und liegt im Staub besiegt darnieder
Des Trugs und Aberglaubens Hyder,
Durch Macht und Glanz so lang geborgen —
Sitzt, ihr zu ew'gem Spott und Hohne,
In wunderhehrem Sternenglanze,
Und mit des Sieges Lorbeerkranze
Die Wissenschaft einst auf dem Throne:
Dann lernt man achten ihre Lehre,
Verstummen muß dann alle Schmähung,
Die je der finst're Wahn erzeugte;
Dann kehrt zurück die gold'ne Aehre —
Stolz feiert ihre Auferstehung
Die Lebenskraft, die tiefgebeugte! —

Es tönt Musik — die Haine schallen,
Und zu dem Quell, dem wunderbaren,
Seh' ich die hilfbedürft'gen Schaaren
Der Kranken mit Vertrauen wallen.
Wie einst dort in Bethsaida's Hallen
Der Armen Knäu'l sich bunt durchmengte —
Zum Born des Heils ein Jeder drängte,
Daß er gesund' von seinen Qualen:
So harrt in wogendem Gedränge
Auch hier in diesen heil'gen Räumen
Der Schwachen hoffnungsfrohe Menge;
Den Trost der nahenden Erlösung
Fühlt Jeder und trinkt ohne Säumen
Hinab den Heiltrank der Genesung!

Rasch zuckt die Kraft durch alle Glieder
Und weckt die matten Lebensgeister,
Gleich einem Hauch, vom ew'gen Meister
Des Weltenalls geschickt hernieder.
In seinen Winkeln aufgewittert,
Beginnt mit gichtischem Bewegen
Des Uebels Dämon sich zu regen —
Mit Macht fühlt er sein Reich erschüttert.
Und wie des Sclaven Fesseln springen,
Die ihn vermählt mit der Galeere,
Spricht's edle Machtwort sein Befreier:
So löst die kalten Todesschlingen
Der Geist der Nacht nach eitler Wehre
Von einem Leben werth und theuer.

Gesegnet d'rum sey Wunderquelle!
So tief von Jeglichem verehret,
Der neugekräftigt wiederkehret
Zur lieben, heimathlichen Schwelle.
Wie jubelt dort der Kreis der Lieben,
Wenn sie in wonnigem Umfangen
An Vaters Busen wieder hangen,
Der da vom Tod' verschont geblieben.
Und tausend theure Herzen glühen
Entzücken athmend sich entgegen,
Die sich da hielten für verloren;
Und Lieb' und Freundschaft wieder blühen
O Wunderborn, durch deinen Segen,
Der Tausende schon neugeboren!

Nächtlicher Abschied.

Lebt wohl, ihr glänzendweißen Schwäne —
Ihr Villen! und ihr grünen Haine!
So geisterhaft im Silberscheine
Der harmlos träumenden Selene!
Leb' wohl, o theure Hyppokrene,
Du Stern des freudigsten Geschickes!
Und du, o Thal des stillen Glückes!
Euch gilt des Abschieds Weihethräne.
O daß ich je euch wiedersähe!
Um hier mit süßer Lust und Wonne
Mein lechzend Herz nochmals zu tränken;
Doch, wenn das Schlimmste auch geschähe,
Und ich lebt' in der fernsten Zone,
Will ewig euer ich gedenken!

Blasius Hermetter.

Der Verfasser dieses hier mitgetheilten „Sonettenkranzes“ war am 7. April 1828 zu St. Margarethen bei Töllerberg in Kärnten geboren; er war der Sohn einfacher Bauersleute, kam in die Normalschule nach Klagenfurt, wo er auch seine Studienlaufbahn vollendete und sich schon als Studirender durch seine Poesien einen Ehrenplatz unter seinen Collegen errang. Im Jahre 1852 zum Priester geweiht, wurde er im darauffolgenden Jahre nach absolvirten theologischen Studien nach Globasnitz im Jaunthale als Kaplan angestellt, wo er mit großem Eifer sich in der Seelsorge verwendete und besonders die Bildung der Jugend sich angelegen seyn ließ. Von Globasnitz wurde er im Jahre 1856 auf die Kaplanstation Eisenkappel übersetzt, wo er noch ein Paar Jahre im Weinberge des Herrn arbeitete, so lange es seine Kräfte gestatteten. Als er aber in Folge eines schon lange in ihm schlummernden Brustübels, das sich immer verschlimmerte, die Seelsorge aufgeben mußte, zog er sich nach seinem Geburtsorte in Quiescenz zurück, um seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen. Leider sollte sich seine Hoffnung nicht verwirklichen. Das Uebel ward vielmehr immer ärger. Noch hatte er im Sommer 1859 die Badekur zu Gleichen-

berg versucht, allwo er auch den verstehenden „Sonettenkranz“ gleichsam als seinen Schwanengesang dichtete; doch auch von dort war er, obwohl selbst voll guter Hoffnung, ungeheilt zurückgekehrt, bis endlich am 9. März 1860 der Tod ihn in der Blüthe seines Alters und hoffnungsreichen Lebens hinwegraffte. — Doch wenn auch dem Leibe nach aus den Reihen der Lebenden geschieden, wird er doch in der Erinnerung Aller, die ihn kannten, und namentlich seiner Collegen beständig fortleben, die an ihm Einen ihrer besten und gemüthlichsten Freunde verloren haben. **

Der böse Strauß.

Novelle.

Von Fritz Pichler.

(Fortsetzung von Nr. 5.)

In den ersten Tagen erhielt der kranke August ein Kistchen mit Südfrüchten zugesendet. Die mundeten ihm gar wohl und er zweifelte nicht, daß sie von Helminen kämen. Derselben Meinung war auch der Kapellmeister, welcher seinen Freund recht treulich besuchte und mit der Theaterchronik, bekanntlich die allerfruchtbarste, unterhielt. Nur mit einer Neuigkeit zögerte er; endlich aber gab er sie doch zu hören. Der Lieutenant von Schlüßelthal, erzählte er, war nämlich am folgenden Vormittag nach dem Unglücksabend zu seinem Major in Visit gegangen, aber äußerst kalt und völlig wie ein Fremder aufgenommen worden. Darüber sey er nun derart gekränkt, daß er vielleicht sogar quittieen werde; außer, die Sache bessere sich.

August wurde durch solche Botschaft äußerst schmerzlich und ahnungsvoll berührt und nur der Gedanke, daß ja Helmine noch liebend seiner gedenke und ihn geheimnißvoll überrasche, tröstete ihn ausnehmend.

Diesen und jenen Tag kamen Bouteillen mit Himbeerabguß, zuweilen auch Limonade.

August segnete den Trank und schien stets freudiger zu werden, wiewohl er nicht einmal noch durchs Zimmer schreiten durfte.

Einstmal brachte nun der Kapellmeister einen fremden Mann zu wege. Vom Anfang hatte ihn August für den alten Schlüßelthal gehalten und er athmete auf von aller bösen Besorgniß. Aber es war ein Anderer. Der Kapellmeister führte ihn vor. Als August nun wußte, dies sey der Kaufmann Nuliczka aus Wien, so wußte er eben das und nicht mehr. Interessanter wurde der bekannte Unbekannte schon, als er von der Familie Schlüßelthal viel zu erzählen wußte und namentlich über die letzten Unfälle ausreichend unterrichtet schien. Beim Weggehen war es sogar schon zu erwarten, er sey der Sender der Erfrischungen.

Das machte nun einen traurigen Eindruck auf unseren August und der Kapellmeister, nachdem er den Kaufmann bis zur Treppe geleitet hatte, fand seinen armen Freund sogar mit einer Thräne im Auge.

„Was treiben Sie wieder, Doktor?“

„Daß es so viele gute Menschen gibt! Was geh' ich diesen Kaufmann da an? Ach, Helmine! Sagen Sie mir Meister, sagen Sie, hat Ihnen Helmine auf meinen Brief keine Antwort mitgegeben.

„Brief? So, jetzt versteh' ich Sie erst. Warten Sie. Nun, es muß doch einmal heraus. Ich hab' es Ihnen nun wochenlang verschwiegen. Ich bin von Schlüßelthals entlassen und was Ihren Brief anbelangt, so hab' ich ihn noch immer bei mir in der Tasche. Niemand durfte ihn annehmen. So behielt ich ihn bei mir und zögerte mit der Rückgabe, bis Sie sich gebessert hätten. Hier ist er. Nehmen Sie ihn. Ich habe eine brave, fleißige Schülerin verloren. Sie noch mehr. Wie ich heute hörte, sind die Familien Schlüßelthal und Weylert wirklich vollkommen in Feindschaft wie die Montecchi und Capuletti, und der Lieutenant hat quittirt. Avancement und Heirath war ohnedieß beim Teufel. Furioso, immer furioso. Nun drängt er den Alten, ihm die Villa zu übergeben, was der ihm schandenhalber nicht abschlagen kann. Während das baare Geld im Geschäfte bleiben muß, und das Geld heutzutage wirklich Chimäre ist, handelt es sich um eine Geldheirath für Helmine. Und wenn ich mich nicht täusche, so ist der Bräutigam schon gefunden.“

„Wo bleibt aber Ehr' und Treue?“

„Kümmern Sie sich darum nicht. Ehr' und Treu' ist längst auch beim Robert dem Teufel in der Welt. Muß Einen nicht kümmern. Also daß wir im Takt bleiben, der Ex-Uhlane soll ganz höllenmäßig wirthschaften und Vater und Mutter im Sack haben. Daher hat er auch die Helmine in der Hand, sogleich kann er auch mit der Hand der Helmine fast soviel thun, als er will. Ah, Dokter, das war ein böser Strauß damals.“

„Aber halten Sie das auch nur für möglich? Diese Versicherungen, die ganze Stadt —“

„Möglich; muß so seyn. Lieber, wundern Sie sich nicht. Reden wir gar nicht davon. Was gedenken Sie im Oktober zu machen?“

August lehnte sich sprachlos auf das Kissen und ermannte sich endlich zu einer lächelnden Antwort.

„Ei, wie natürlich, bin ich schon in der Akademie. Doch nein, ich bin ein Unglücklicher —“

„Stille, stille. Wissen Sie auch schon, daß die Akademie das Zeugnißrecht vom Staat aus verloren hat und in Folge dessen aufgelöst ist?“

„Himmel, nein! das weiß ich nicht.“

„Wundern Sie sich gar nicht. Ein Unglück kommt nie allein. Sie haben wie die übrigen Professoren eben eine Ablösung von 500 fl. Dr. August Riedler ist Privatier.“

Der Kapellmeister athmete tief auf, machte etliche große Schritte durchs Zimmer, betrachtete dann sorgsam August und schüttelte ihm lebhaft die Hand.

„Ich gratulire Ihnen, Sie haben's überstanden.“

August schaute ihn betroffen an.

„Nun ja, Sie sind ein ganzer Mann. Jetzt haben Sie Alles gehört. Jetzt sehen Sie zu, daß Sie's überleben. Ich hab' gefürchtet, meine Erzählung macht Ihnen den Garaus. Es lebe der Doktor Riedler! Ha, furioso! Sehen Sie, so lebt man in Neapel.“

Und dabei gab er dem sich mühesam Aufrichtenden einen derben Mannskuß.

„Mein lieber Meister“, flüsterte August zwar sehr angegriffen aber doch wie verklärt — „wir wollens zu überleben suchen.“

Und von dieser Zeit an redeten die Beiden kein Wort mehr über den unglücklichen Abend und dessen Folgen. Wochen um Wochen vergingen; ferne lag die wogende Welt und nur

wie über einen verzauberten Erzgang war August einstmal über den dürrgewordenen Blumenflor in der Botanisirbüchse und auch über den Strauß gekommen. Wie sonderbar ward ihm dabei zu Muthe. Die Blumen, die in ihrer Jugendfrische ihn noch als einen Glücklichen gesehen hatten, um deren Erhaltung er einen so bösen Strauß bestanden hatte, sie lagen jetzt trocken, eingeschrumpft und fast gestaltlos vor ihm da. So viele, viele Tage und Nächte hatten sie zwischen den kalten Metallwandungen geschmachtet, bis das letzte, nährende Naß in den Kanälen versickert war und das Blumenleben entschwand. Die Wurzel aber sproßte noch fort auf der gefeiten Höhe der Alpen und darauf standen fort und fort die glücklicheren Schwestern in Flora's Schutze. Und als er den Strauß aus der Büchse hob, gedachte er freundlichen Sinnes der lieblichen Cili. Mit einem frommen Wunsch für das gute Mädchen legte er den dürren Strauß auf ein blankes Papier und schlief dann, von der ersten Arbeit des Genesenden ermüdet, ein.

Seine Träume waren ein Doppelbild von Landhaus und Sennenschenke, Park und Hochwald, Helmine und Cili. Von Allem träumte er, nur nicht von der Krücke, mit der er gehen mußte. Im Traume flog er wohl sogar. Mit dem Einbruch des bergebefärbenden Herbstes, bei milder Nachmittagssonne machte der verlassene, amt- und freundelose Dr. August Riedler seinen ersten Spaziergang. Er unterstützte sich mit dem Stocke. Die Villa Schlüßelthal lag zu nahe bei der Stadt, als daß der Genesende nicht zuerst seine Schritte dahin gelenkt hätte. Aber getreu seinem Vorhaben blieb August nur auf dem unterhalb der Villa in's nächste Thälchen führenden Hauptwege. Die Sonne ging prächtig unter und röthete blutig die hellgelben Blätter der zarten Akazienbäume. Die Zinnen der vielen Landhäuser, welche das steierische Nizza umkränzen, erglänzten und zu höchst auf dem Berge, schräg gegenüber dem golddurchgossenen West, glitzerte und blitzte irgend ein Hüttenfensterchen, — bis auch dieser Berggipfel ins Dunkel sank. Sehr ermüdet, nicht ohne wehmüthige Erinnerung stand August da und schickte sich eben, auf den Stock gelehnt, zur Umkehr an, als ein Wagen ziemlich schnell daher kam.

Der fuhr lustig nach Schlüßelthal und August zweifelte nicht, Helminen darin zu erblicken. Er wollte doch ein wenig rasten, denn sein Fuß schmerzte ihn sehr. Er wollte sehen, ob sie ihn noch kennen werde, die gute, gastliche, die reiche Familie und bei Gott, wagen konnte er's, Allen in's Antlitz zu schauen. So war ihm plötzlich der Wagen ganz nahe gekommen. Auf den Sitzen hoch oben und tief unten war helllachendes Geflüster und Geplauder. Dann hielt man mechanisch auf einen Augenblick still.

„Geh, Helmine", — sagte Mama en passant — „da ist wieder ein Verwundeter aus Italien, gib ihm diesen Groschen hinaus". Helmine fuhr wie aus Träumen erschreckt auf, nahm das Geld und gab's dem Mann hinaus, der ja auf etwas vor dem Wagen zu warten schien. Geisterbleich fuhr sie zurück, sie hatte August gesehen. Der Wagen rollte weiter. Er hielt beim nächsten Hause. Dort brachte man ein Glas Wasser heraus. Ich weiß nicht für wen? Man verweilte aber noch lange, bis man wieder weiter fuhr, ganz sachte, sachte, leise, wie der Wagen fährt, auf dem weiße und schwarze Flöre wehen und der dann in einen schönen Garten hineinlenkt, wo allerhand Rosen und Rosmarin und Immortellen wachsen. Doch dieser Wagen — ei, was soll das Geplauder? — dieser Wagen fuhr ja zur fröhlichsten, zur brillantesten Stunde nach Schlüßelthal. Ihm entgegen wehten allerlei Fahnen und Fähnlein von dem Wartthurme, den der Hausmeister zum Aerger der Nachteulen und Fledermäuse bei helllichtem Tage ersteigen gemußt; ihm entgegen scholl der Ruf von allerlei Freunden neuesten Gepräges, die der fremde Kaufherr von weit und breit zu sich verschrieben hatte. Man feierte heute ganz unter sich, das heißt, nur ebensoviel, daß nicht die Bürgerwehr der Hauptstadt ausrückte, das Verlobungsfest, dem nach acht Tagen ein zweites Unglück, nein ein zweites Fest auf dem Fuße folgen sollte.

Doch wir folgen dem Wagen nicht nach. Was wäre es auch Neues, eine verweinte Braut zu sehen? Eine Braut, die erst stark genug war, einen jungen Mann zu lieben, der Alles, was er war, nur durch sich selbst war; die später erlahmte, den Eltern mit Siegesmuth gegenüber zu treten, als sie von Leuten allerlei Gelichters sich zuzischeln ließen, mit Dr. Riedler sey es eigentlich doch eine gar zu unsichere Parthie und man müßte am Ende noch den Schwiegersohn mit baarem Gelde unterstützen und aushalten. Und die Versorgungshochzeiten mit ihrer bürgerlichen Liebe und dem dankbaren Hauskastengeist — wir kennen das Alle. Es ist so und wird nicht anders, und mag, wenn die Welt nicht früher in Thränen untergeht, nach Jahrtausenden noch so bleiben. Und Helmine, trotzdem sie im Anfang bittere Thränen geweint, Thränen, von denen um Gottes Willen August, wenn er etwa noch lebt, nimmermehr erfahren dürfte; auch Helmine sah sich am Ende die Welt vernünftiger an und liebte wieder. Sie liebte, so sehr es ihre Eltern wünschten und es der gute Mann verdiente, der sie zu holen gekommen war. Sie konnte anständig glücklich seyn und das ist heutzutage genug. Freilich so selig als in den schönen goldenen Zeiten, wo alle Märchenbilder von tausend Nächten glorienhaft zu uns niedersteigen, so schlug ihr Herz nimmer! Sie war unversehens zur Frau gealtert und es blieb ihr nur der karge Ruhm, eine junge, schöne Frau zu heißen.

Mit diesen Betrachtungen hätten wir die Geschichte von Helminens Rulieżka Flitterwochen gegeben. Sie waren so freudevoll und leidvoll, wie eben alle Flitterwochen, sie schloßen in sich die Vorkehrungen zum Hochzeitfest, die Einladungen nach allen Weltgegenden, die Notificationsbriefe, die später unvermeidlichen Aufklärungen über Geld- und Liebesvorgeschichten, die Notarsgeschäfte, die ersten Kleidereinkäufe, die Gegengeschenke, das Trauungsfest, die anspielungsreichen Tafeltoaste, die langweiligen Tischgäste und endlich der Abschied von der Heimath, und der bisherigen unbefangenen Lebensanschauung.

Nehmen auch wir von dir Abschied, schöne Helmine mit der hochwallenden Blondhaartour, der du nun ähnlicher als je schaust der Werther'schen Charlotte; und wenn dich die idealische Meinung, die wir im Anfange von dir gehabt haben, die stille Ueberzeugung, du werdest von Riedlern nicht lassen und eher die gemüthvolle Armuth wählen als den seelenkalten Reichthum, wenn dich dieses gar verdrießen sollte, so vergib und laß uns Frieden schließen. Wir hegen keinen besonderen Groll gegen dich, der dir zum Mackel gereichen könnte. Du wirst eine gute und wahrscheinlich auch treue Hausfrau werden, die zuweilen ihrer täuschungreichen Tage gedenkt und dann wieder voll und ganz der Gegenwart lebt. So zieh denn hinaus in die Donaustadt, wo dich ein Enfilade von schönparkettirten Zimmern erwartet, mit der Aussicht auf den altehrwürdigen Stephansthurm und die weitgestreckten Glacisallee'n — zieh hinaus und denke manchmal zurück an das grüne stei'rische Land, an deinen heimathlichen Wundergarten, an die Epheulaube und an die weite, weite Fernsicht gegen die blauverdämmernden Gehänge der Koralpe. Es war doch deine schönste Zeit! (Schluß folgt.)

Am Grabe des kärntnerischen Stiftsfräuleins Maria Ernestine, Reichsfreiin von Teuffenbach zu Tiefenbach und Maßweg.

(Gestorben am 4. März 1862.)

Ruhe sanft im Schlummer des ewigen
Friedens, bis einstens der weltdurchhallende
Schall der Posaune aus Cherubsmunde Dich
Wieder erweckt!

Menschenloos ist wie das Loos aller Blumen
Am Felde: sie wachsen, blühen, verwelken,
Werden zu Staub, und aus selben entkeimen
Schön'ee als je!

Edle, auch Du wandelst herrlich verkläret
Hin zum gold'nen Throne Jehova's! Freue Dich,
Auch wir geh'n, wenn der Sand uns verronnen, in
Jene Welten!

Freude wird herrschen dann, dort oben in den
Gefilden, hoch ob den gold'nen Sternen;
Denn dort strahlet die Wonne uns, seligen
Wiedersehens!

Wolfsberg. F. R. W.

Eine Reise in das Paradies und zu dem Berge Ararat.

Aus dem Französischen frei bearbeitet.*)

Wer denkt sich nicht das Paradies als den Inbegriff alles Schönen und Guten? Wer möchte nicht gerne wissen, wo es liegt, und wie es jetzt aussieht? Und ebenso — wem fällt bei der Benennung des Berges Ararat nicht die Arche Noës ein — wem wäre es nicht darum zu thun — über den Berg und über die Arche sich besser zu unterrichten? So dachte man wenigstens zu der Zeit Ludwig XIV., des allmächtigen Königs von Frankreich — und es war für die ehrgeizigen Franzosen keine geringe Genugthuung, daß der berühmte Tournefort bei Gelegenheit seiner Reise in den Orient bis an die Grenzen der Möglichkeit Alles untersuchte, was darauf Bezug haben mochte und darauf sein herrliches Reisewerk verfaßte, das lange Zeit als ein Muster von derlei Arbeiten mit Recht gegolten hat — bis auch ihn und sein Werk nach dem Aufschwunge aller geographischen Wissenschaften das Loos getroffen hat, bei Seite geschoben zu werden.

Die Sache ist indeß gleich wichtig geblieben; ihre Lösung in ganz anderem Sinne oft versucht worden — Einzelnes gegenwärtig viel genauer bearbeitet — aber anziehender und unverfänglicher hat darüber schwerlich ein Schriftsteller geschrieben; daher ich mir erlaube, den Bericht in freier Uebersetzung mit Hinweglassung wenig interessanter Gegenstände hier mitzutheilen.

Mein Herr — schreibt Tournefort in seinem 19. Brief an den Grafen von Pontchartrain — wir befinden uns schon zu lange im irdischen Paradiese, als daß wir Ihnen nicht von unseren Entdeckungen Bericht erstatten sollten. Ich hoffe, daß alle — die denselben ihrer Aufmerksamkeit würdigen, mir beipflichten werden, wenn ich behaupte, daß dies Land der Aufenthalt Adam's und Eva's war, so ferne es überhaupt noch möglich, dies festzustellen.

Man hat bezüglich der Lage des irdischen Paradieses nichts Natürlicheres statuiren können, als was Huet, der Bischof von Avranche, einer der weisesten Männer seines Jahrhundertes, vorgebracht hat.

Moses versichert, daß von diesem Freudenorte ein Fluß ausging, der sich in vier Arme theilte, in den Euphrat, Tigris, Phison und Gehon. Nimmt man nun den Phasis für den Phison, und den Araxes für den Gehon, so findet man das irdische Paradies in der Gegend zwischen Erzerum und Tiflis. Und wenn nicht mehr alles örtlich genau paßt, ist dies auf Rechnung der Sündfluth zu setzen und damit erklärbar.

Wenn es ferner erlaubt ist, das irdische Paradies als ein größeres Land zu betrachten, welches, ungeachtet der Sündfluth und aller späteren Veränderungen noch einen Theil seiner Schönheit bewahrte, so ist es das Land Georgien; näher, die Gegend von Etschmiadsin in einer Entfernung von 20 französischen Meilen vom Ursprunge des Euphrat und Araxes und noch einmal soviel vom Ursprunge des Phasis.

Wir brachen also nach dieser schönen Gegend am 26. Juli von Tiflis auf, gingen aber nur vier Stunden weiter, um uns mit einer Caravane zu vereinigen, welche nach Etschmiadsin bestimmt war. Diese sammelte sich in einer großen Ebene voll Büschen und Gärten, in welche das Thal von Tiflis ausläuft. Der Fluß Kur durchschneidet sie vom Nord-Nordwest nach Süd-Südost, also fast in der Richtung, in welcher wir zogen. Die Kaufleute versahen sich in der Umgebung unsers Lagers mit ganz eigenthümlichen Schreibfedern, nämlich mit hohlen Stengeln eines Rohres, das unsere Federn nicht ersetzt.

Auf unserem weiteren Marsche verloren wir den Kur bald aus den Augen, da er, so wie auch der Araxes, sich mehr ostwärts gegen das kaspische Meer wendet. Wir kamen in wohl bewachsene Gebirge, wo wir uns wunderten, die gemeinsten Pflanzen untermischt mit ganz eigenthümlichen anzutreffen. Wer hätte auf den Wegen des Paradieses Nesseln und Käsepappeln, Honigklee und Wohlgemuth erwartet? Der weiße Diptam ist übrigens in diesen Bergen von ausgezeichneter Schönheit und verbreitete eine sehr angenehmen Geruch.

Da wir auf dem ferneren Wege nicht viel Anderes als obige Pflanzen und etwa wilde Hirse, schwarzes und weißes Andorn, Kletten, kleine Flockenblumen und Wegeriche fanden, fingen wir bereits zu erwägen an, ob wir uns nicht vielmehr von dem Platze des Paradieses entfernten, statt ihm näher zu kommen. Wir wollten nun einmal nicht annehmen, daß auf diesem Platze jetzt Disteln und Dornen wachsen sollten und hätten uns beinahe gelangweilt, wenn uns nicht eine wunderbare Art eines Zwiebelgewächses mit besseren Hoffnungen auf weitere Entdeckungen erfüllt hätte.

Nachdem wir am 29. Juli durch rauhes Gebirge gezogen, welches mit Wachholderbäumen von der Höhe unserer Pappeln bewaldet war, kamen wir nach Dilijant, einem Dorfe von sehr schönem Ansehen. Wächter an der Straße verlangten von jedem, der aus Georgien in das Land Kosak, einem kleinen Landstriche zwischen Georgien und Armenien, reisen wolle, einen Sequin. Da wir jedoch

*) Tournefort relation d' un Voyage du Levant. Amsterdam 1718.

wußten, daß die Perser gute Leute seyen, spielten wir die Schlimmen und griffen zu den Säbeln. Und wirklich, über unser Geschrei und dazu in einer Sprache, die sie so wenig verstanden, als wir die ihrige, ließen sie uns ruhig ziehen. So wahr ist es, daß in allen Ländern, wer am meisten schreit und die Mehrzahl für sich hat, auch Recht behält. Als aber die Vorstände des Ortes, die auf den Lärm herbei gekommen waren, unsere Führer versicherten, daß die Abgabe üblich sey, zahlten wir dieselbe, worauf sich jene, die uns zuerst angelassen, entschuldigten und mehr bedankten, als wir verdienten. Sie fragten auch, warum wir nicht fränkisch gekleidet seyen. Wir antworteten, daß man in der Türkei in fränkischer Kleidung schlecht aufgenommen würde. Diese Antwort schien ihnen viel Spaß zu machen.

Man bediente uns hier mit recht gutem Weine; wir setzten jedoch unsere Reise fort und lagerten auf der Höhe eines Berges, der mit Eichen, Ulmen, Eschen, Vogelbeerbäumen und Buchen mit großen und kleinen Blättern bestockt war. Schon schmeichelten wir uns, hier ein angenehmes Nachtlager zu halten; aber wir mußten um 11 Uhr Nachts aufbrechen und in der größten Dunkelheit furchtbare Abhänge passiren. In der Winterzeit wagt selten ein Reisender diesen Weg. Ich überließ mich unbedingt dem Instinkte meines Reitpferdes und befand mich dabei jedenfalls besser, als wenn ich es hätte leiten wollen. Ein Automat, der blindlings den Gesetzen der Mechanik folgt, kommt bei solchen Gelegenheiten leichter weg, als der geschickteste Mechaniker, der hier die Grundsätze anwenden wollte, die er sich angeeignet, und wären sie auch jene der Akademie der Wissenschaften. Morgens 5 Uhr am 30. Juli kamen wir in das Flachfeld von Karakesis, eines schlechten Städtchens am Zengui, der sich vom See von Erivan her und über die Ebene hinwindet.

Wir rasteten nun einen Tag und zogen am 31. über angenehme, doch baumlose Berge, bis uns der Geruch von angebranntem Kuhmist zu belästigen anfing — das Brennmaterial der Bewohner dieser holzarmen Gegenden. Dieser Gestank hielt auch in Bisni an, wo wir in einem armenischen Kloster zu Mittag speisten. Der Klosterhof war voll jener schönen Kresse, welche Zanoni mit Unrecht für das Thlaspi des Dioskorides erklärte. Die guten Ordensleute nahmen uns recht freundlich auf — aber wir fanden bei ihnen nichts von der Heiterkeit, wie sie bei den griechischen Mönchen zu Hause ist.

Die Armenier sind sehr ernsthafte Leute. Wir kannten zudem ihre Sprache nicht. Das Griechische radebrechten wir wenigstens mit den Mönchen, deren Lebhaftigkeit uns wirklich belustigte.

Das Kloster zu Bisni ist der solideste Bau in diesen Gegenden und von behauenen Steinen aufgeführt. Die Ruinen in der Nähe lassen schließen, daß hier einmal eine große Stadt gestanden. Und wir hätten sie für das einstige Artaxata gehalten, wenn nicht der Fluß Zengui daran vorüber käme. Das Kloster soll 6- oder 7- hundert Jahre bestehen.

Wir verließen das Kloster Nachmittags und überschritten eine andere Gebirgskette, um neuerdings in einem armenischen Kloster zu Jagovet zuzusprechen, welches am Eingange in die große Ebene von Etschmiadsin liegt, in der wir das irdische Paradies finden wollten.

Mit Ungeduld beeilten wir uns Tags darauf, diese berühmte Oertlichkeit zu erreichen, wohin die Armenier mit noch größerem Eifer ziehen, als es unsere Wallfahrer bezüglich Roms zu den Zeiten des Rabelais thaten.

Die Türken nennen den Platz „Dreikirchen", hätten aber besser „Vierkirchen" sagen sollen, weil es deren daselbst seit alten Zeiten vier gibt. Die Armenier nennen ihn Itschmiadsin d. h. die Herabkunft des einzigen Sohnes, weil sie nämlich, wie man aussagte, glauben, daß der Herr daselbst dem h. Gregor erschienen sey. Wir zweifelten auch nicht daran, denn wir verstanden ja nicht ein Wort der armenischen Sprache. Hier verweilen die Caravanen, um ihre Andacht zu verrichten, d. h. um da zu beichten, zu communiciren und den Segen des Patriarchen zu empfangen. Der Konvent hat vier Flügel. Alle Wohnungen haben das gleiche Aussehen. Das Kloster ist zugleich ein großes Karawanseri. Die Wohnung des Patriarchen ist höher und schöner als jene der Mönche. Auch die Gärten sind angenehm und gut erhalten. In der Regel sind überhaupt die Perser bessere Gärtner, als die Türken. Insbesondere setzt man die Bäume nach der Schnur, man ordnet die Gänge, und die Abtheilungen verrathen Geschmack; — auch die einzelnen Pflanzen sind gut vertheilt und ausgesteckt. Statt dessen findet man bei den Türken Alles bunt und wirr durcheinander. Die Umfriedigung der Gärten des Patriarchen und der Stärter besteht aus Erdziegeln, die stückweise über einander gelegt und statt des Mörtels mit eingerührter Erde verbunden werden.

Die Patriarchalkirche steht mitten im Klosterhofe und ist dem h. Gregor dem Erleuchter gewidmet, der unter Constantin dem Großen zur Zeit des Königs Tiridat der erste Patriarch der Armenier war.

Sie ist ein fester Bau von behauenen Steinen, mit massiven Pfeilern und Gewölben, aber finster und schlecht durchgeführt. Sie enthält drei Kapellen, wovon blos die mittlere mit einem Altar versehen ist; eine Seitenkapelle ist Sakristei, die andere Schatzkammer. Diese Kapellen sind mit reichen kirchlichen Zierden und schönen Geräthschaften versehen. Die Armenier sehen sonst nicht auf Luxus. Aber für ihre Kirchen sparen sie nicht. Man sieht da die reichsten, in Europa gefertigten Stoffe. Die heiligen Gefäße, die Lampen, die Leuchter sind von Silber, von Gold oder doch vergoldet. Das Pflaster des Kirchenschiffes und des Presbyteriums ist bedeckt mit schönen Teppichen. Das Presbyterium oder der Thurm des Altars ist größtentheils mit Damast, Sammt und Brokat austapezirt; denn die armenischen Kaufleute, die in Europa gewinnreiche Geschäfte machen — machen auch hieher die großartigsten Spenden. Nur das ist zu wundern, daß die Perser diese Schätze nicht anrühren. Die Türken wenigstens würden den Griechen nicht gestatten, in ihren Kirchen einen silbernen Leuchter aufzustellen, und es gibt keine armseligere Kirche, als jene des Patriarchen von Konstantinopel.

Die Mönche von Etschmiadsin zeigen dem Fremden auch die Gaben, welche sie von Rom empfangen haben, sie lächeln aber spöttisch, sobald man ihnen von Reunion redet. Mehrere Päpste sandten ihnen ganze Kapellen von Silber, ohne etwas auszurichten. Die Patriarchen verstehen es, unsere Missionäre hinzuhalten und es ist ja nicht schwer, die Männer zu betrügen, die in gutem Glauben zu ihnen kommen. Die Vereinigung im Glauben ist ein Wunder, welches der Herr zu seiner Zeit wird geschehen lassen. Vom Himmel muß man die Bekehrung der Schismatiker erwarten, deren Anzahl unendlich größer ist, als die der römischen Armenier. Diese unglücklichen Schismatiker müßten mit ihrem Credit und Silber einen Patriarchen absetzen, der die Hand zur Einigkeit biethen wollte. Der Haß, den sie gegen die Lateiner haben, scheint unversöhnlich, und endlich üben ja die armenischen und grie-

chischen Priester, seyn es aus Neid oder aus Eigennutz, eine absolute Herrschaft unter den ihrigen, und die Patriarchen sind genöthiget, ihnen nachzugeben, aus Furcht, das Volk könnte sich gegen sie erheben.

Die Umgebung von Etschmiadsin ist wirklich wunderschön. Ich kenne keine Gegend, die eine würdigere Vorstellung vom irdischen Paradiese zuließe. Eine Menge von Bächen macht sie überaus fruchtbar. Ich zweifle, daß es noch einen Punkt auf Erden gibt, wo man so viele Lebensmittel zugleich erbaut. Außer der großen Masse aller Gattungen von Getreide, das man von hier bezieht, trifft man höchst weitläufige Tabakpflanzungen an. Und es wäre interessant zu wissen, ob diese Pflanze schon seiner Zeit im Paradiese wuchs, weil sie gegenwärtig so vielen Leuten einen Genuß darbiethet, dessen sie nicht entrathen können.

Sonst ist die Umgebung von Etschmiadsin noch mit Reis, Baumwolle, Flachs, Melonen und schönen Weinrebenpflanzungen bedeckt. Einzig die Oelbäume mangeln und ich wüßte nicht, wo die Taube der Arche Noës, wenn diese wirklich am Berge Ararat festsaß, einen Oelzweig suchte; denn man sieht in seinen Umgebungen nichts von Oelbäumen. Dieselben, die doch fast unsterblich sind, müßten demnach hier herum gänzlich eingegangen seyn. Man kultivirt aber stark den Rizinus, und bereitet daraus ein Brennöl. Das Leinöl wird in der Küche verwendet. Daher kommt es vielleicht, daß das Seitenstechen in diesen Gegenden sehr selten ist, obwohl es bei der Veränderlichkeit des Klimas häufiger seyn könnte. Geßner bemerkt nämlich, daß das Leinöl als Trank gegen das Seitenstechen oder Lungenentzündung ausgezeichnet sey.

Die Melonen von Etschmiadsin sind die besten des Orientes. Um 30 Sols ließen wir davon ein Pferd beladen und dabei befanden sich einige, die weit besser waren, als Parisermelonen. Das Merkwürdigste ist jedoch, daß sie immer mehr anwachsen und keine üble Wirkung zeigen; je mehr wir abschnitten, um so besser wurden die Portionen. Die Wassermelonen sind in der größten Hitze kalt wie Eis, wenn sie auch mitten im Felde auf der heißen Erde liegen. Wassermelonen heißen sie aber, weil sie so viel Feuchtigkeit beim Aufschneiden abfließen lassen, daß man die Hälfte davon verliert. Unsere Butterbirnen können im Vergleiche mit ihnen noch trocken gelten. Diese Wassermelonen würden die kostbarsten Früchte der Welt seyn, wenn sie so duftig und schmackhaft wären, wie andere Melonen. Die Armenier nennen sie gleichwohl Karpus, welchen Namen sie den Griechen entlehnten, das heißt nämlich: Früchte mit Vorzug, Hauptfrüchte. Die besten baut man in den salzhaltigen Ländereien zwischen Etschmiadsin und dem Arazes.

Das Salz zeigt sich nach den Regengüssen in Krystallen auf den Feldern und knirscht auf den Wegen unter den Tritten. Drei oder vier Meilen von Etschmiadsin auf der Straße nach Tiflis befinden sich Salzgruben, die, ohne erschöpft zu werden, ganz Persien mit Salz versehen könnten. Man haut es in großen Stücken heraus, und belastet mit zwei solchen Stücken je einen Büffel. Man trifft auf den großen Straßen oft ganze Büffelherden mit dieser Waare beladen, und sie werden auch damit verhandelt.

Die Orientalen glauben, daß das Salz von selbst wieder nachwachse. Dasselbe vernahm ich auch von den Salzgruben zu Cardona in Spanien. Ja auch die Steinbrecher glauben dasselbe von ihren Steinbrüchen. Man sollte das aber durch genaue Beobachtungen beweisen können. Sonst ist es unwahrscheinlich. *)

Im Kloster zu Etschmiadsin machten wir's uns recht bequem; wir wurden auch nach Wunsch einquartirt, wir bekamen Zimmer so viel wir wollten, denn es waren sonst wenig Reisende da. Die Mönche, meistens Vertalietś, d. h. Doktoren, trinken mit Gläsern und bedachten auch uns mit solchen Geschirren. Aber das Geheimmittel, die Flöhe zu vertreiben, besitzen sie nicht. Wir mußten daher Nachts unsere Zimmer verlassen, und ließen uns die Matrazen in den Klosterhof bringen, wo wir doch weniger belästiget wurden. Aber unsere Vorsicht reichte nicht aus. Denn auch dahin verfolgten sie uns, und jeden Morgen war unser Angesicht mit Beulen bedeckt.

Die Blumenbeeten an der linken Seite der Kirche sind sehr hübsch. Die Amaranthen und Nelken machen ihre Hauptzierde aus. Aber diese Blumen haben nichts besonderes und es lohnt sich nicht der Mühe, die Sämereien derselben einzuführen. Im Gegentheile würden die Perser besser thun, europäische Arten anzupflanzen. Wir sammelten hier bloß jene Art Persicaria (Polygonum), deren Blätter die Größe der Tabakblätter erreichen, und die wir im fürstlichen Garten zu Tiflis zuerst beobachtet hatten. Auch ein schönes krausblättriges Lepidium wächst auf den Böden zwischen Etschmiadsin und dem Arazes.

(Schluß folgt.)

Zuschrift an die Redaktion der Zeitschrift „Carinthia."

In Nr. 5 Ihres geschätzten Blattes haben sich in dem Artikel „Gewinnung fossiler-vegetabiler Brennstoffe in Kärnten von M. F. Klayer" einige Unrichtigkeiten eingeschlichen, die der ergebenst Gefertigte zu berichtigen sich veranlaßt findet, da die darin angegebenen Daten die Gewerkschaft Buchscheiden betreffen, welche Berichtigung Sie gefälligst in Ihr geschätztes Blatt aufzunehmen ersucht werden.

Es ist nämlich unrichtig, wie es dort heißt: „erst „dem letzt abgewichenen Decennium war es vorbehalten, diesen „in Kärnten so wenig beachteten Brennstoff (Torfe) auch genanntem Zwecke (industrielle Anwendung des Torfes in „größerem Maßstabe) vollends unterzuordnen und ihm hiebei „die allgemein gebührende Geltung zu verschaffen. Dieses hohe „Verdienst um die Einführung gebührt ungeschmälert vor „Allen der intelligenten Oberleitung des gräflich Ferdinand „v. Egger'schen Werkskörpers der „Rothburgahütte bei Freudenberg," wie nicht minder jener des Eisenhüttenwerkes zu „Buchscheiden."

Dieser Satz ist dahin zu berichtigen, daß die Gewerkschaft Buchscheiden schon im Jahre 1844 Torf gewonnen und damit in diesem und in den Jahren 1845 und 1846 umfassende Versuche (und zwar die ersten in Kärnten) durchgeführt hat, die es ihr ermöglichten, die Erzeugung ihrer Hüttenprodukte vom Jahre 1847 an zum größten Theil auf diesen Brennstoff zu basiren.

---

*) Es ist nicht ganz aus der Luft gegriffen, was das Volk glaubt, aber allgemein genommen ist es dennoch unrichtig.

Anmerkung des Bearbeiters.

Es ist daher auch die Tabelle über den bei der gräflich Ferdinand v. Egger'schen Rothbuegahütte und den bei der Gewerkschaft Buchscheiden gewonnenen Torf, so wie der angeführte Nachsatz:

„die spezielle Gewinnung dieses Brennstoff-Surrogates in den verschiedenen Jahrgängen betreffend, so fällt „solche für die ersten zwei Jahre ausschließlich nur der Gewerkschaft Freudenberg zu, erst von da an ist das Eisenhüttenwerk Buchscheiden und in desto größerem Maßstabe „daran betheiligt" —
unvollständig, indem die Gewerkschaft Buchscheiden vom Jahre 1846 bis 1853, mit welchem die Tabelle erst beginnt, bereits 2,824,896 Cubikfuß, von da ab bis inclusive 1861 weitere 10,365,236 Cubikfuß Torf erzeugt und zur Verwendung gebracht hat.

Ferners ist das zur Gewerkschaft Buchscheiden gehörige Torf-Reale irrig mit 120 Joch angegeben; dieselbe besitzt nämlich:

am Ostrebauermoos eigenthümlich	$83^1/_2$	Joch,
am Bleistadtmoos eigenthümlich	$59^1/_2$	Joch,
am Radwegermoos zum einmaligen Ausstich	58	Joch,
zusammen	201	Joch.

Buchscheiden, am 12. März 1862.

v. Webern.

Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 5.)

sum, ganz, sehr. Englisch: sum. Lateinisch: summa = das Ganze die Summe, z. B. is glei mitn Händl a summ schlecht, d. h. sehr schlecht, ganz schlecht.

Suf. 1) Eine gewisse Menge Flüssigkeit in Einem Zuge und mit einem merklichen Geräusch in sich ziehen. 2) Ein Rausch. Suf — ist Nachahmung des Lautes bei dem hörbaren Einziehen und Auslassen des Athems. Aus suf wurde sufton — zuerst sufon = Seufzen — so wie dann auf ähnliche Art unser Sausen aus suf entstanden ist. Eberhard V. 206.

sumpern, summen, kaum verständliche Worte sprechen, brummen.

Sunawentn, die Sonnenwende.

Sunawentfeuer, Johannisfeuer, d. h. Feuer, angezündet auf Bergen und Hügeln am Vorabende des heiligen Johannes des Täufers.

Sunawentköfer, das Johannis-Käferchen.

Surm, ein Rausch.

U.

Ûle, Ulrich, Taufname.

Ûasch, ein unterirdischer, hölzerner Rinnsal, zu Wasserleitungen auf Wiesen dienlich.

umatum, ringsherum, rundherum, herum. Heunt geat mir der Kopf umatum, d. h. es schwindelt mir.

umer, herüber; der Gegensatz von ume, hinüber.

umerzäppeln, in trippelnden Schritten umhergehen.

Umsteân, von Thieren: das Verenden, Sterben.

unendlen, voll Geschäftigkeit, voll kleiner Tücke.

unfanzig, unruhig; ob nicht von infans?

unfruâte, schlecht, kränklich aussehen.

Unfruât, das rohe, unartige Betragen.

Unfurm, Unart.

ungab, grob, roh, ungeschickt, in Worten und in Handlungen. Im Keltischen hat gavus den Begriff von leger en parole.

ungamper, ungeschickt, ungereimt, ungerührig, ungelenkig. Altenglisch: kam = krumm. Französisch: cambrè. Wallachisch: camm. Lateinisch: camurus, cambus. Griechisch: χαμπος = das gekrümmte Holz; kambering, gebogen, gekrümmt. Hilpert II. 1.

unguât, böse, ungehalten, z. B. nix fiar unguat, d. h. nimm mir's nicht übel.

unkeit, mitkeit, ungeplagt, in Ruhe, unangefochten. Schwäbisch: geheyen = plagen. Notker hat huoen = spotten. Isländisch: hla verspotten, zum Besten haben.

Unkruter, der Wolf.

unpusterla, unsittlich, unzüchtig, ausschweifend, z. B. unpusterlane Rödn, d. h. zottige Gespräche.

unrûabe, unruhig.

unsinnig, ungemein, sehr viel; bildet vorgesetzt immer den Superlativ, z. B. er hât unsinnig viel Geld, d. h. sehr viel Geld.

unteråaftn, unter Einem.

untergênn, untersinken. Figürlich: gehorchen, z. B. er will mir nit untergean, d. h. er will mir nicht gehorchen.

unterse, untenher.

untersche, unterhalb; übersche = oberhalb.

unweltläufig, blödsinnig.

unrödla, unredlich, nicht aufrichtig.

Urasn, urasig, urase, eßbare Gegenstände, welche Menschen und Thiere bisweilen aus Ueberfütterung übrig lassen; daher urasn = wüsten, verwüsten — und urasig = Ueberdruß oder Eckel an Etwas haben. — Holländisch: orr - aetig, der Speise überdrüssig. Westerwäldisch: Ores, Ures, und Urze, = was Thiere aus Instinkt, und Menschen aus Widerwillen oder Leckerei, bisweilen auch aus Sättigung von Futter und Speisen übrig lassen. Bei Kero heißt ubarazali die Krankheit von der Ueberladung des Magens. Sieh' auch Oorts bei Reinwald. Henneburg Idiotikon. Seite 114. Band I. überdrüssig.

Urst, der Sauerteig, im Lavantthale.

Urschlechten, die natürlichen Kinderpoken. Ur — schlecht?

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung. Im letzten Blatte Nr. 5, Seite 34, Spalte 1, Zeile 9 von unten, soll es heißen: im Herbste 1831 nach Wien u. s. w. Ferners auf derselben Seite, Spalte 2, Zeile 10 von oben: späterhin Pietznig annahm — u. s. f.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Zweiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 7. Sonnabend, den 5. April 1862.

Frühlings-Lieder.

1.

Endlich bist du wieder kommen,
Holder Frühling, in das Thal,
Hast gestreut auf deinen Wegen
Farb'ge Blumen ohne Zahl!

Lustig flattern Schwalbenschwärme
In des Aethers blauer Luft,
Schüchtern senden blaue Veilchen
In die Ferne ihren Duft!

Heiter hüpft das kleine Bächlein
Längs dem Wiesensaum' dahin
Freuend, daß an seinem Ufer
Lauter schöne Blümchen blühn!

So bist Frühling du gekommen,
Aller Wesen Freud' und Lust!
Lange, schöne, heiße Hoffnung
Einer jeden Menschenbrust!

2.

Neues Leben herrscht im Friedhof
Unter Kreuz und Leichenstein!
Frühling ist auch eingezogen
In der Todten stillen Hain!

Streuet Blumen hübsch und duftig
Auf die Hügel leicht dahin,
Ueberzieht die kahlen Gräber
Mit des Grases saft'gem Grün!

Dort auf einem Leichensteine
Eine Schwalbe fröhlich singt,
Deren Frühlingssang wohl Jedem
In des Herzens Tiefe dringt.

3.

Also zogst du, holder Frühling,
Ein in jedes, jedes Thal,
Rings umweht von Blumendüften
Und umschwirrt vom Liederschall.

Ueberall bist du willkommen,
Froh jauchzt man entgegen dir,
Sey gegrüßt auch, schöner Frühling,
Tausendfach gegrüßt von mir!

Auch ich harrte dein schon lange,
Endlich kamst du! Laßt mich freu'n!
Doch ich kann nicht! Eh' der Frühling
Zieht in's kranke Herz hinein.

Denn die Schwalbe hat gesungen
Dort auf jenem Leichenstein
Mir den Schmerz mit Trauertönen
In das arme Herz hinein! —

Rudolf Waizer.

Der böse Strauß.

Novelle.

Von Fritz Pichler.

(Schluß.)

Wahrhaftig, lieber Leser, dorthinauf mußt Du noch geführt seyn, Du mußt ja auch hinaus ins Freie, Du mußt Aufheiterung haben, denn wenn Du ein guter Leser bist, wie ich ihn wünsche, so hast Du unseres lieben armen August halben im Stillen geweint und es ist Dir bang und eng und bitter ums Herz geworden. Komm mit auf die Alpe, von der Du im Anfang dieser Geschichte ausgegangen, und hauche frische würzige Höhenluft. Und sind wir erst durch das Kainachthal hindurch und über das Breitgefilde von Edelschrott hinaus, so tritt er uns schon entgegen der neubelebende Zauber der ewigjungen Alpennatur. Hier ist gut wandern, und Menschen, die sich zeitlebens nie gesehen, werden hier zu altverbundenen Freunden und schließen einen Bund mit einander und lassen nicht von einander.

Wer schlägt sich da Bahn durch das tiefhereinragende Tannengeäst und schreitet scharfeingesetzten Trittes empor zum Alpengrate, davor auf leichtem Vorsprung ein Kirchlein und etliche Hütten und Häuschen sich gruppiren? Es ist ein blaßer junger Mann, der zu öfteren Malen stille steht, und hinabblickt in's durchschrittene Thal und hinanblickt zur wohlbekannten Höhe. Er ist seit einer Woche vielleicht, als Gast, gekommen nach dem Landhause bei Köflach, welches der jungen Witwe des Majors Weylert gehört. Ja, erfahr' auch das lieber Leser, er ist im Frieden gestorben der treffliche Mann, der durch den Kugelregen der französischen und piemontesischen Truppen gegangen und eines Herbstnachmittags ist er mit allen militärischen Ehren im Leonharder-Friedhofe begraben worden. Die Witwe erfüllte schnell und gerne des sterbenden Kriegers Wunsch und berief Dr. August Riedlern unter den glänzendsten Anerbietungen zum Erziehen ihrer Knäblein. Wohl war für den aus Schlüßelthal's Haus getriebenen Bräutigam die Wahl etwas sonderbar, aber der Reiz, zweier Menschenleben Gestaltung in seine Macht zu bekommen, hieß ihn annehmen. Und bald war denn August, dessen Kleider — freilich ganz unter uns gesagt — schon stark fadenscheinig geworden waren, Haushofmeister am „Feeenhof". So hatten die aus Graz häufig zuwandernden italienischen Juristen das Landhaus genannt. Sagen wir kurz, daß die junge Witwe durch ihre reichen Talente für Musik, Malerei und insbesondere Declamation

der Magnet des ganzen Thales, ja vieler Kreise der Hauptstadt war, und man wird begreiflich finden, daß Dr. August Riedler von ihr unendlich viel gewann. Die tiefe, reiche, herrliche italienische Literatur von Petrarca bis zum neuesten Silvio Pellico und Aleardi erschloß sich ganz unerwartet und ein neues Leben ausfüllend vor seinem Geiste. Und neues Leben war ihm so nothwendig, denn sein altes war eine zerfallene Ruine aus ritterlichen Minnezeiten, die nur der Epheu immergrüner Hoffnung auf Trost und Verklärung umrankend zusammenhielt. Und ob auf Ruinen, die ältesten und schönsten, wieder gebaut werden könne nach der geschniegelten Art unserer modernen styllosen Baumeister? — Nein, nein, wir unterlassen diese Frage ganz und gar.

Solches und Aehnliches bei uns überwägend sind wir dem blaßen jungen Mann auf hohen, bald kühlen, bald heißen Alpenwegen hintenher gefolget und nun — er schreitet schon auf den höchsten Pfaden dem Alpendörfchen zu, er hält an der Zaunfallthüre, er weiß die hölzerne Klinke zu drehen, er geht auf die Sennenschenke zu. Du lieber Gott, jetzt wissen wir's, er will das Mägdlein vom bösen Strauß besuchen. Wie ist es ihr doch ergangen seither, ob sie noch so blühend und wohlgezogen aussieht, ob sie vielleicht auch schon Braut gewesen, eine züchtige Bäuerin geworden?

Mit einer Fülle solcher Fragen trat er ein in den hohldielichten Hausflur, wo ihm ein alter Haushund knurrend entgegentrat, ein jüngerer erzfreundlich wedelnd entgegensprang, er wandte sich in die Gaststube, bückte sich und trat durch die Thüre. Sein dermal einstiger Zechtisch stand dort in der Ecke unter den Bildern von der Dreifaltigkeit und der hölzernen Taube zwischen allerlei verstäubten und mit Spinnengeweben umzogenen Büschen von Flor und Rauschgold. Er setzte sich und schaute mutterseelenallein im Kämmerlein umher. Nah der Wand die Bretter und Latten und dahinter die Holz- und Zinnteller, weniger als zuvor und nicht mehr ganz so blank gescheuert. Die Truhe — dort neben dem Ofen war sie gestanden, die fehlte. Und hier in der Fensternische alte Hauspostillen und Gebetbücher, zerrissene Zeitungsblätter, halbzerbrochene Brillen, allerlei Gesäme, etliche verdorrte Camillen und einige Fliegenleichname durcheinander: aber draußen fehlten auch die Wetterbüsche.

Flugs, da ging die Thüre auf. Ein alter verdrießlicher Knecht trat herein und schaute, als wollt' er fragen, was der Herr da wolle. August erkundigte sich um Cili, der Knecht lachte tölpisch, zog eine Kastenlade heraus, schnitt sich ein derbes Stück Brod ab und ging wieder fort. Ja auch an der Thüre waren noch wiewohl sehr bleich die Anfangsbuchstaben der drei Könige aus dem Morgenlande zu lesen, klebte noch das Dorfbild von Sanct Florian, nur daß das volle Schaff sich gerade auf die eiserne Thürklinke ergoß, denn das gezeichnete Haus war ganz abgegriffen und weggerissen worden.

Cili blieb lange aus! Und August blickte immer nach der Thür, denn er erwartete auch einen labenden Trunk. Noch erblickte er jetzt auf der rechten Rahmenseite des halbverlöschten Spiegels einen Kopfkranz von gemachten weißen Blumen und zwei weiße Schleifen daran. Die hingen weit herab. Er stand auf und ließ die weißen Bänder gedankenvoll durch seine Hand gleiten. Sie rauschten gar geheimnißvoll, als wollten sie was sagen oder singen. Auch war es ihm, als dufteten sie nach Weihrauch. Und wie er so dastand und an dem Kopfkranz musterte, da ging die Thüre gemach, gemach und schrillklirrend auf und herein schleppte sich das alte, schneeweiß gewordene Mütterlein.

„Wollt einen Wein oder Most, lieber Herr," kicherte sie: „Wird schon kommen, wird schon. Werft mir nur den „Buschen" nicht herab, wär' mir leid. Heut sind's gerade vier Wochen. Ja, ja, lieber Herr, wird schon kommen, wird schon."

August nahm die Alte bei der Hand und fragte sie, ob sie ihn denn gar nicht mehr kenne?

„Schlechte Augen, du lieber Herrgott, schlechte Augen. Vor vier Wochen hab' ich noch besser gesehen. Wollt auch was zu essen haben? Freilich jetzt kann man nicht mehr viel Praß machen, bin allein, hab' Niemanden. Aber setzt Euch nur erst, nur erst setzen. Schön auf der Alm, nicht wahr, schön? Aber nicht gut. Oh lieber junger Herr, seyd vielleicht ein gelernter Doktor? Schad', schad', daß Ihr nicht vier Wochen früher gekommen seyd. Da ist sie noch dort gesessen und hat gesponnen. Mein, mein, schwere Zeit, schwere Zeit!"

So klagte das Mütterlein und langte nach dem Kranze auf der rechten Rahmenseite des Spiegels, wischte ihn ab und weinte dazu.

„Mein Gott, wo ist Cili," fuhr August erschreckt auf — „Eure Tochter? Sie ist doch nicht —?"

„Gestorben ist sie, heut vor vier Wochen, g'rad um diese Zeit. Ja, lieber Herr, g'rad um diese Zeit und da drinnen in dem Zimmer. Die Sonn' hat just so hereingescheint, wie jetzt. Da hat sie noch einmal die Augen aufgethan, recht weit und auch recht klar und hat wollen hinausgehen in den Garten. Du lieber Gott, denk' man sich, hinausgehen und nicht einmal auftreten können! Das Rosenkraut das hat sie noch einmal haben wollen und weil sie nicht hinaus gekonnt, so hab ich ihr ein Zweiglein herein bringen müssen. Wie schön hat sie da noch gelächelt und nun ging's an ein Bitten, ich müßt' dann den Rosenkrautstock im Garten herausnehmen bei Wurzel und Stängel und ihr aufs Grab setzen, ganz oben hinauf, wo der Kopf ist. Und dann, dann — nehmt nicht übel, wenn ich Euch da vorweine — dann hat sie noch gesagt, ich müßt' ihren Buben, dem Scheichbauer-Hanns, schön grüßen, aber recht, recht schön und vom Herzen und so aufrichtig als es vor'm Sterben noch seyn kann. Und wie sie das gesagt hat, dann ist sie zurückgesunken und das Wasser ist ihr in die Augen kommen und sie hat vielleicht noch etwas reden wollen, aber die Engel, die nehmen den Todkranken das schwere Wort von der Zunge und tragen's weg und wann das Kind stirbt, so wird's gleich wieder im Himmel wach. Und so ist auch die Cili gestorben, Gott hab' sie selig. Sie ist so schön gestorben. Mein, mein, lieber, lieber Herr, schwere Zeit das!"

Sprachlos stand August vor dem heftig weinenden Mütterlein da, ergriff ihre Hand, wollte die Arme trösten, sank aber selbst zurück auf die Bank und weinte mit dem Mütterlein in die Wette.

Er dürstete nicht, er hungerte nicht und das Mütterlein dachte auch an nichts anderes.

So weinten Beide in der stillen Kammer. Nur die Uhr pickte und die Fliegen summten.

Endlich stand August rasch auf, schickte sich zum Fortgehen an und sagte:

„Kommt, führt mich in den Friedhof zum Grabe der Cili."

„Ja, ja. Ihr sollt Eure Freude haben an dem wunderschönen Grab. So liegt wohl keine draußen. Werdet sehen."

Und alsbald gingen die Zwei hinaus durch den Flur, über die enge Straße und nach dem kleinen Friedhof. Keines

sprach ein Wort, weil sie zu viel dachten. Sie hatten nicht viel Suchens. Gleich neben dem Kirchlein heraus gegen das Thal stand das Grab mit frischem Rasen. Ein schwarzes Kreuz neben dem Rosenkrautstock zu oberst und darauf die Inschrift:

Hier lieg' ich im Rosengarten
Und thu auf meine Mutter warten.
Cäcilia Steinerin. * 22. November 1841, † 28. Oktober 1859.

Hier lag also todt und regungslos und auf Nimmerwiederschauen die schmucke vor wenig Monaten noch so lebensfeische Cili. Wie das so schnell gekommen, war Riedlern ein großes schweres Räthsel. Aber der Schmerz der Alten war gesprächig, wie das Leid der Kinder. Indem sie das Unkraut ausjätete und die häufigen Käfern mit Ingrimm zertrat und sich sonst um das Grab zu schaffen gab, erzählte sie die traurige Geschichte von Cili's Leben und Tod vom Anfang bis zum Ende.

Es habe diesen Sommer einmal ein Zerwürfniß gegeben zwischen der Cili und dem Scheichbauerhanns, weil sie von des Hanns Rosenkrautstock, den er ihr zum Namenstag spendirt, einmal einem Handwerksburschen oder wer derselbe gewesen, ein Blättchen und Nelken und ein Almröslein dazu gegeben. Der Hanns habe auch gesehen, wie das Märl dem Wanderburschen nachgegangen und mit ihm an der Fallthüre stehen geblieben sey. Von selber Stunde an hab' er ihr gegrollt und ihr keine Wetterbuschen mehr von der Alm geschickt, sie auch am Kirchtag nicht zum Tanz geführt und kein „Gstanzl" auf sie gesungen und habe sie stehen lassen und sich gar nicht mehr um sie gekümmert. Freilich sey er auch anderen Dirnen nicht nachgegangen, aber beide hätten sich gegrämt und das schwächere Herz sey allgemach krank geworden und, als des Leides zuviel war, gebrochen. Sonst habe der Cili nie etwas gefehlt; diesen Sommer her aber sey sie eine unruhige Schläferin geworden und bald roth und bald blaß gewesen, und viel gehüestet habe sie auch und gefiebert, endlich wär' sie ganz von Kräften gekommen und zerfallen. Und das Traurigste an der Sache sey nun, daß Niemand von einer Untreue der Cili was wisse, nur der Hanns grolle drauf los und sey sie nicht einmal anschauen gekommen, wie sie so schön wie in einem Blumengarten auf der Bahre gelegen, sey nicht hinter dem Sarg gegangen und hab' ihr keine Erde nachgeworfen und ihr kein Blümlein gesetzt aufs Grab. Und als der Schullehrer vom Thal ein eigen Todtenlied auf sie gemacht, sey der Hanns nicht einmal zur schwarzen Messe gekommen. Und so oft sie, die Alte, im Friedhof gewesen, den Hanns habe sie je mit keinem Auge dahier gesehen. Nur draußen an der Fallthüre schwanke er oft nachtens hin und her und rede nicht und trinke nicht und geh' nur ab und zu und schau ins Thal hinab und wieder zum Himmel hinauf.

Und wie Mütterlein also redete, begann es wieder heftig zu weinen und tauchte die morschen Hände in das Weihbrunnkesselchen und bethaute damit die prangend blühenden Blumen. August aber war voll heftiger Unruhe geworden, es schwindelte ihm vor den Augen und die Halsschlagadern gingen ihm hoch und beängstend. Denn er dachte seiner Ungetreuen, der holden Treulosen in der fernen lustigen Stadt, wo sie auch unter Rosen für ihn begraben war, und machte sich selber Vorwürfe, durch den bösen Strauß so viel Unglück herbeigeführt zu haben. Und wie sie beide dastanden am Grabe, nicht redeten und nicht weinten, kam ein nachdenksamer Bursche durchs Friedhofthor gegangen. Er schwankte des Weges daher und wendele sich schnurgerad dem Grabe Cili's zu, als kennt' er den Weg seit Urgedenkszeiten.

„Du lieber Gott, das ist der Scheichbauerhanns" schrie das Mütterlein auf. Hanns, er war's wirklich, ging spähend auf Riedlern zu, blieb vor ihm kaum eine Spanne weit verwegen stehen und schaute ihm unverwandt fragend in's Gesicht. Dann glitt sein Blick wieder ab auf den Rosenkrautstock und auf die Inschrift am schwarzen Kreuzlein und kehrte schmerzlich und dringlicher fragend auf Riedler's Miene zurück. Der wußte nicht wie ihm geschehen und erst, als das Mütterlein sich anschickte, den Hanns wie zur endlichen Versöhnung an der Hand zu nehmen, brach das langverhaltne Wort von Hannsens Lippe.

„Halt, der Herr da muß mir zuerst sagen, daß er meine Cili geküßt und von ihr einen „Buschen" bekommen hat, neulichen im Sommer. Und dann muß er mit mir hinauf in den Wald und sich meine Hacke anschauen, tief drinnen im Wald wohin kein Sterbenswörtlein dringt und woher keins mehr kommt. Wart du" — und Hanns ließ jetzt eine Reihe entsetzlicher und haarsträubender Flüche los, daß das Mütterlein dreimal das Kreuz schlug und erschreckt von dannen huschte und verschwand.

Nun aber kam der Geist der Stärke auch über den schreckblassen August. Er ergriff den Rasenden an der markigen Hand, und schaute funkelnden Auges in das sprühende seines Gegners und sprach, wie ein zürnender Prophet des Herrn:

„Kein Wort des Fluches sprich mehr, um diese Stelle zu entheiligen. Hier ist der Garten des Friedens, und Frieden halte den Todten, die selig entschlasen im Geiste der Liebe. Was von Cili hier übrig geblieben unter der schützenden Erde, das fordert deine Verehrung und deinen frömmsten Sinn in vollem Maße heraus. Cili war ein Engel, und vergebens ist dein Lästern; aber mir ist's, als seh' ich sie, wie sie in ihrer edelreinen Liebe auch das lächelnd verzeiht. Nicht Ein Wort, das dich hätte verdrießen müssen, ist über ihre Lippen gekommen, als ich jüngsten Sommer mit ihr scherzen gewollt; nicht einen Blick über das Maß der Freundlichkeit hat sie auf mich geworfen und als sie mir über vieles Bitten den Strauß gab, den ich noch dürre bei mir trage, meinst du, daß sie nur eine einzige Almblume, die doch Euch allen gehört, entgegengenommen hätte? Höre, du böser, du ihrer unwürdiger, du gottverlassener Hanns, als ich an der Fallthüre nur nach ihrer Hand griff, da riß sie aus, und mit keinem Blicke hab' ich sie seitdem, so wie zuvor gesehen. Deine Cili ist so rein wie der Schnee und in ihrer Tugend so aufrecht wie die Lilie, und du hast Blutstropfen geschüttet in den Schnee und hast geknickt und getödtet diese schöne Lilie. Was willst du mit mir rechten? Dieser Strauß, den ich mit mir schleppe wie eine Büßerkrone, hat mir meine Braut genommen, die weit draußen wohnte im Thale und hat mir vergiftet all mein abgelaufenes Leben, meine Freunde, meine Hoffnungen, meine Jugend, mein Leben, mein Alles hab' ich verloren und wie ich nun auf die Berge steigen will, um die starken Seelen zu treffen in der starken Natur, muß ich die Tugend in Moder und den Haß in üppigster Blüthe finden. O Hanns, besser wär's dir, du knietest hier nieder vor dem Grabe der edelsten Jungfrau und hieltest den Strom der Thränen nicht zurück, wie er dir, ich seh's, im Busen siedet und bätest sie glühend um Verzeihung, heiß und glühend, die arme blasse Schläferin, die jetzt am Raine da oben wonnefreudig jubeln könnte und die du vorzeitig hinuntergestoßen hast in die kalte, kalte Grube. Geh, Hanns, gib mir die

Hand, wir wollen zusammen weinen, wir wollen Frieden schließen, haben wir doch Beide, Beide alles verloren." Und Hanns sank in die Kniee, fiel über das Grab her und weinte und schluchzte überlaut und klagte mit lauter, wimmernder Stimme. Und als ihn August, ihm zu trösten, fortziehen wollte, klammerte er sich aus Leibeskräften an das Kreuzlein und an den Rasen und weinte und wehklagte lauter und herzzerreißender als zuvor.

Dunkelnde Wolken flogen über den Himmel von der Koralpe her und der Wind schüttelte die Weiden und das Rittgras im Friedhof. Von draußen aber kamen Leute des Dorfes herbei und umstanden in traurigen Gruppen den späten Leichenkläger. August griff an sein Herz, pflückte sich ein Blatt vom Rosenkrautstock, that es zum dürren Strauß in seiner Mappe und verschwand durchs grauliche Friedhofthor ins Weite. Er stieg wie dermaleinst in's Thal herab, düster und das schimmernde Auge von häufigen Thränen benetzt. Und als er den „Feeenhof" erreicht hatte, nahm er die rothwangichten Knäblein zu sich und ließ sich von ihren seligen Träumen erzählen, was ein jedes auf dieser lieben Welt noch werden wolle. Die frischsprossenden Jungen sahen vor sich den Strom des Lebens in goldenen Lichtern glühn, ihres Lehrers Leben war im Niedergang und zerschlug sich stäubend an tausend kalten Felsen.

„Werde du — so sprach er — immerhin ein tapferer Krieger und du ein berühmter Maler, bestehe du siegreich jeden harten Strauß und male du zauberisch den blühendsten Strauß, hoffet alles zu werden, nur glücklich zu werden hoffet nicht."

Die Kleinen schauten sprachlos zu ihm auf und verstanden ihn nicht und fürchteten sich. Und zum Andenken jener Tage spreitete August die gar dürre gewordenen Blumen und Blätter auf Papier aus, gab sie unter Glas und Rahmen und hing diesen in seinem Zimmer auf. Unter dem dürren Gebinde aber war zu lesen: „Der böse Strauß."

Eine Reise in das Paradies und zu dem Berge Ararat.

Aus dem Französischen frei bearbeitet.

(Schluß.)

Während unseres Aufenthaltes daselbst suchten wir Führer auf den Berg Ararat; aber umsonst. Niemand wollte von der Parthie seyn. Die Fremden behaupten — ein solcher Ausflug heiße nicht viel weniger als im Schnee erstarren wollen; die Ansässigen hatten ab und zu bei den Caravanen Beschäftigung und wollten nicht auf so gefährlichen Wegen ihre Pferde zu Grunde richten. Uebrigens ist dieser berühmte Berg nur ein paar kleine Tagereisen von Etschmiadsin entfernt. Doch sahen wir später vollkommen ein, daß man von hier ihn nicht besteigen könne. Denn er steht ganz frei da, und man kommt nicht weiter, als bis zum Schnee. Seit der Sündfluth ist er fast bis zur Hälfte herab vergletschert. Man sagt, er sey der höchste Berg Armeniens. Was ihn so hoch erscheinen läßt, ist jedoch nicht der Schnee, denn der Schnee erhält sich in Armenien bis tief in den Sommer auch auf niedrigen Hügeln — sondern weil er auf einer der größten Ebenen, die man sehen kann*), so allein in Gestalt eines Zuckerhutes aufsteigt.

Am 8. August reisten wir nach Erivan, das, drei Stunden von Etschmiadsin entfernt, eine ansehnliche Stadt, die Hauptstadt des persischen Armeniens ist. Wir thaten dies nicht bloß, um den Platz zu besichtigen, sondern auch um den Patriarchen zu ersuchen, daß er uns zu Führern auf den Ararat verhelfe, was auch geschah. Die Stadt Erivan hat viele Weingärten, erhebt sich selbst auf einem Hügel über die Ebene — die Häuser dehnen sich der Länge nach durch eines der schönsten Thäler Persiens, dessen Wiesen durch Obstbäume und Weinreben durchbrochen werden. Die Erivaner sind einfältig genug, zu glauben, daß ihre Reben von der Pflanzung Noës herstammen. Aber der Wein ist auch köstlich, was ihm mehr zum Lobe gereicht, als daß er von dem guten Altvater herstammt. Das Thal ist gut bewässert und hat fast eben so viel Landhäuser wie die Umgebung von Marseille. Es würde ganz vortrefflich aussehen, wenn nicht die dürren, felsigen Hänge wären, die es einfassen. Aber der Weinbau würde da Alles verschönern, wenn die Leute damit besser umzugehen wüßten. Die besseren Gründe werden mit Getreide, Baumwolle und Reis bebaut, welchen letzteren man nach Erzerum absetzt. Die Häuser der Stadt sind alle ebenerdig, aus Erdziegeln und Lehm; jedes Haus hat seine besondere Umfangsmauer. Das Schloß über der Stadt besteht aus demselben Materiale.

Der Fluß Zengui, der die Stadt bespült, kommt vom See von Erivan (Goltschay) zwei und eine halbe Tagereise hinter der Stadt. Der See ist tief und hat 25 (französische) Meilen im Umfang. Er enthält schmackhafte Karpfen und Forellen, wovon aber die Mönche, die auf einer Insel im See seßhaft sind, nur viermal des Jahres zu speisen bekommen. In der übrigen Zeit müssen sie mit den Früchten ihres Gartens Vorlieb nehmen, wie sie die Natur hervorbringt — ohne Oel und Salz. Diese armen Mönche sind so viele Tantalusse, die vor ihrem Munde die köstlichsten Früchte haben, ohne sie anrühren zu dürfen. Und doch haust unter ihnen der Ehrgeiz; denn ihr Vorsteher gibt sich nicht bloß den Titel eines Erzbischofs, er nennt sich einen Patriarchen und läßt keinen Patriarchen von Etschmiadsin gelten.

Obwohl die Stadt Erivan schlecht gebaut ist, so hat sie doch schöne Plätze. Der Meidan, oder der große Platz hat 400 Schritte im Durchmesser. Die Bäume sind ebenso hübsch als auf dem Platze Bellecour zu Lyon. Der Bazar ist auch nicht unangenehm. Die Bäder und Caravanserais haben auch ihre Schönheiten. Die christlichen Kirchen sind klein und stecken halb in der Erde. Nachdem wir die Stadt besichtiget, gingen wir zum Patriarchen der Armenier, der in einem alten Kloster außer der Stadt sich aufhielt. Er nennt sich Nochabied, war ein guter alter rothbackiger Mann und bloß mit einer schlechten Sontane von blauen Linnen bekleidet. Wir küßten nach der Sitte des Landes seine Hand, was ihm viel Vergnügen machte. Er ließ hingegen Erfrischungen herumreichen: Nüsse, Pflaumen, Trauben, aber weder Brod, noch Kuchen, noch Biskuit. Wir nahmen jeder eine Pflaume und tranken einen Schluck rothen Weines auf die Gesundheit des Prälaten. Der Wein war ganz gut, aber, da wir kein Brod hatten, konnten wir ihn

*) Diese Ebene, eigentlich Plateau von Armenien, ist übrigens schon 6000—7000' über dem Meere und der Ararat erhebt sich gar über 16.000'.

(Anmerkung des Bearbeiters.)

nicht auskosten. Hierauf ließen wir ihn durch unsere Dollmetscher um gute Pferde und Führer auf den Berg Ararat ersuchen. „Was habt ihr denn für ein Interesse an dem Berg Massis?“ (so heißt der Ararat bei den Armeniern, die Türken nennen ihn Agrida) sprach er. Wir erwiderten, daß man uns, die wir nahe bei einem so merkwürdigen Orte waren, von dem man glaubt, die Arche Noës habe sich darauf festgesetzt — in unserer Heimath übel aufnehmen würde, wenn wir zurückkehrten, ohne sie gesehen zu haben. „Ihr werdet Mühe genug haben — sagte der Patriarch — wenn ihr bis zum Schnee vordringen wollt. Was aber die Arche betrifft, die hat Gott noch Niemanden sehen lassen, als einem unsrigen Ordensbruder, der nach 40jährigen Fasten und Beten auf wunderbare Art dahin getragen wurde. Aber die Kälte setzte ihm dermassen zu, daß er auf dem Rückwege starb.“ Der Dollmetsch machte ihn lachen, als er ihm unsererseits erwiderte, daß wir, nachdem wir unser halbes Leben mit Beten und Fasten zugebracht, Gott lieber bitten wollten, er möge uns das Paradies sehen lassen statt der Reste der Arche Noës. — Zu Etschmiadsin erzählte man uns, daß einer der dortigen Mönche, Jakob mit Namen, der später Bischof von Nisib wurde, sich entschloß, auf die Spitze des Berges zu klimmen, und sollte er auch davon den Tod haben. Denn es schien ihm ein unvergleichliches Glück, die Reste der Arche entdecken zu können. Aber als er nun seinen Plan verwirklichen wollte, fand er sich nach dem Erwachen Tag für Tag nur um eine Kleinigkeit näher bei der Mitte des Bergkegels. Er sah also das Unmögliche, das Unausführbare seines Planes ein — aber in dieser Verlegenheit erschien ihm ein Engel und brachte ihm eine Planke des alten Schiffes. Jakob kehrte nun mit dieser kostbaren Bürde beladen, ins Kloster zurück. Aber ehe der Engel ihn verließ, erklärte er ihm, daß Gott nicht wollte, daß Leute jenes Schiff stückweise vertragen, das einst so vielen Geschöpfen eine Zuflucht gewährt. Mit solchen Erzählungen unterhalten die Armenier die fremden Reisenden.

Der Patriarch ließ uns auch fragen, ob wir schon den Papst gesehen hätten, und fand das sehr böse, als wir sagten, daß wir dies erst auf der Rückreise bewerkstelligen wollten. Wie, sagte er, ihr kommt so weit her, um mich zu sehen, und habt noch euren Patriarchen nicht gesehen? — Jetzt getrauten wir uns nicht, ihm zu erwidern, daß wir bloß, um Pflanzen zu suchen, nach Armenien gekommen waren. Nach einigen Hin- und Herreden beauftragte er einen Knecht seines Hauses, uns mit einem Empfehlungsbriefe zu den Klöstern gegen den Berg Ararat zu geleiten.

Noch am selben Tage brachen wir auf und kamen nach Nocquevit, Tags darauf, am 9. August, nach Corvirap, zu deutsch: Kirche an der Grube, weil daselbst der h. Gregor in eine Grube geworfen wurde, in der ihn Gott so wunderbar beim Leben erhielt, wie den Daniel in der Löwengrube. Von Corvirap konnten wir schon den großen und kleinen Ararat unterscheiden. Der kleine ist viel spitziger, aber ohne Schnee. Aber der große hatte furchtbare Schneefelder. Auf unserem Wege stießen wir auf die morgenländische Distel (Carduus orientalis Tourn) und auf das schöne Gewächs, welches wir Dodartia orientalis nennen wollen. Süßholz und Filzkraut (Cuscuta) bedeckten die Wiesen längs dem Araxes. Dieser hat keine Brücken, wir mußten also, um ihn zu übersetzen, eine Furth suchen, und kamen mit Mühe an's andere Ufer, wo wir am 10. August den Fuß des Berges bei einem halbverfallenen Kloster, Acourlu, erreichten. Hier fanden wir die Ephedra polygonoides. Auch fingen wir sogleich an, in die Höhe zu steigen, aber es ging nicht so leicht. Wir mußten im beweglichen Sande uns vorwärts bewegen, wo man kaum einige Wachholder- und Bocksdornstauden hervorragen sah. Im Süden und Südwest hat die Höhe hier ein überaus ödes Aussehen. Weder Bäume, noch Sträuche, noch viel weniger irgend ein armenisches oder lateinisches Kloster ist da zu treffen. Es wäre auch kein fester Boden dafür vorhanden. Denn der ganze Ararat ist brüchig und mit Schnee bedeckt. Er scheint sich allgemach selbst zu verzehren.

Von der Höhe eines ungeheuren Abhanges, gegenüber dem Dorfe, das wir verließen, brechen fortwährend Felsenstücke los, welche im Falle ein unbeschreibliches Getöse machen, und diese Felsen von schwärzlicher Farbe sind überaus hart. Da gibt es kein lebendes Wesen, als am Fuße des Berges und gegen die Mitte. Unterhalb halten sich arme Hirten mit ihren Heerden auf, oben Tiger und Raben. Die obere Hälfte des Berges ist, seitdem die Arche darauf stille stand, mit Schnee bedeckt und dieser Schnee wird das halbe Jahr hindurch von dichtem Nebel überlagert. Die Tiger machten uns, obwohl sie sich auf 200 Schritte näherten, eben nicht viel Furcht, da man uns sagte, daß sie in der Regel die Reisenden nicht anfallen. Wir bargen uns im Sande, und ließen sie respektvoll vorüberziehen. Der Schnee fließt durch eine Menge von Bächlein's in den Abgrund, deren Wasser ganz erdfarbig ist, wie das Gießwasser. Sie alle sammeln sich in dem Bergstrome, der bei Acourlu vorüberzieht. Trotz dieser Farbe ist das Wasser eiskalt und hat keinen fatalen Beigeschmack. Trotz des Staunens, in welches uns diese schauerliche Einöde versetzte, suchten wir gleichwohl nach einem Kloster und forschten, ob nicht in einer der Grotten ein Ordensbruder seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Man versicherte uns, daß nur ein kleines verlassenes Kloster am Fuße des Abgrundes vorhanden sey, wohin man von Acourlu aus jährlich einen Mönch absende, einige Säcke Getreides zu holen, das dort herum noch zeitige. Wir mußten uns auch am folgenden Tag dahin begeben, um Wasser, das uns ausgegangen war, zu bekommen. Für heute blieben wir bei den Hirten, die viel bigotter sind, als anderwärts. Aber auch die Armenier küßen den Boden, von welchem aus sie den Ararat sehen und verrichten einige Gebete, nachdem sie sich vorher bekreuziget haben. Die armen Hirten, die nie einen Franken gesehen, hatten beinahe eben so viel Furcht vor uns als wir vor den Tigern. Wir mußten aber ihre Bekanntschaft suchen und gaben ihnen einige Gläser guten Weines. In allen Bergen der Welt gewinnt man die Hirten mit dieser Flüssigkeit, die sie viel höher schätzen als ihre Milch. Auch hatten sie ein paar Kranke, die sich umsonst bemühten sich zu erbrechen. Wir standen ihnen sogleich bei und das erwarb uns das Vertrauen ihrer Kameraden. Da merkten wir, daß eine Tasche mit guten Medizinen der beste Reisepaß ist. Der größte Rechtsgelehrte ist in Asien, Afrika und Armenien eine ganz unnütze Person. Der gelehrteste und eifrigste Theologe richtet bei diesen Völkern nichts aus, wenn nicht der Herr die Herzen rührt. Aber weil man sich in allen Ländern vor dem Tode fürchtet, ist auch der tüchtige Arzt überall der Hahn im Korbe.

Wir ließen sie um ihre Meinung fragen, ob wir den Berg wohl ersteigen könnten. Sie riethen aufrichtig, lieber umzukehren. Denn, sagten sie, einmal gibt es auf dem Berge kein Wasser, als am Bache und unten am Abhang — und bis zum Schnee hinauf und wieder zurück zum Abhang sey eine ganze Tagereise. Wir müßten es also nur machen, wie die Kameele, d. h. früh Morgens trinken für den ganzen Tag, denn Wasser mitnehmen könne man schon deswegen nicht, weil man zufrieden seyn müsse, mit heiler Haut hinaufklettern zu

können. Und was die Pflanzen betrifft, sey das Weitersteigen auch unnütz, denn höher oben würden wir nichts mehr finden, als einen Felsen über den andern. Und endlich würden uns auch die Füße bald ihren Dienst versagen. Sie wenigstens, so ließen sie sich verlauten, sie würden uns auch um alles Gold des Königs von Persien nicht hinauf begleiten.

Wir hatten an diesem Tage mehrere schöne Pflanzen entdeckt, unter andern die morgenländische Lichtnelle (Lychnis orientalis); das morgenländische Benediktenkraut (Geum orientale), daneben freilich auch viele ganz gemeine Pflanzen beobachtet, z. B. Cotoneaster folio rotundo, Conyzacris caerulea, Hierarium fruticosum, angustifolium, majus, Senecio Jacobea, Erdbeeren, Augentrost (Euphrasia) ꝛc., sollten wir nicht morgen noch ganz andere Sachen erwarten, sey es auch, daß die Hirten uns jede Hoffnung benehmen wollten? Wir zogen nun auch unsere Führer zu Rathe. Aber diese guten Leute wollten weder vor Durst umkommen, noch auf Unkosten ihrer Füße die Höhe des Berges ermessen und waren ganz der Ansicht der Hirten. Höchstens, meinten sie, könnten wir bis auf die am meisten vorspringenden Felsen bringen, und dann wieder hieher zurückkehren.

Das schien vor der Hand auch uns das Beste und wir begaben uns zur Ruhe. Aber wie sollten wir schlafen bei der Ungewißheit, in der wir uns befanden? Die Liebe zu den Pflanzen überwog endlich alle Schwierigkeiten, und wir beschlossen alle drei, und zwar jeder für sich, während der Nacht, daß wir schon ehrenhalber bis zum Schnee vordringen müßten, auch auf die Gefahr hin, von den Tigern aufgespeist zu werden. In der Frühe also begannen wir brav zu trinken, aus Furcht, unter Tags sonst vor Durst umzukommen. Als die Hirten das sahen, lachten sie aus vollem Bauche und hielten uns für Leute, die sich selbst verderben wollten. Hernach mußten wir aber auch essen, und zwar ebenfalls ohne Hunger. Es war ja absolut nothwendig, denn wir durften uns nicht mit Lebensmitteln beladen, da wir voraussahen, kaum mit unsern Kleidern über diese entsetzlichen Hänge hinauf zu kommen. Wir schickten auch zwei unserer Führer zu jenem kleinen verlassenen Kloster, uns dort mit den Pferden zu erwarten.

Nun gings auf die erste Felsenhöhe los. Das Vergnügen des Botanisirens bestand jedoch darin, daß wir unter dem Vorwande Pflanzen zu suchen, allerlei Umwege machten, um nicht in gerader Linie emporklimmen zu müssen. Das ist auch gar nicht übel, besonders, wenn man etwas Neues findet. Wir aber fanden nicht viel Rares — aber die Hoffnung einer hübschen Ausbeute trieb uns rasch vorwärts. Ich muß gestehen, daß man sich sehr irren kann, wenn man die Höhe eines Berges vom Fuße desselben ermessen will, besonders wenn diese ermüdenden Sandfelder nicht in Anschlag kommen, die den Reisenden unendlich aufhalten. In den Sandhalden des Berges Ararat kann man nicht fest auftreten. Wie gut hatten wir's nun, mit dem Wasser im Leibe bei jedem Schritte bis an den Knöchel in den Sand einzusinken! An vielen Stellen waren wir genöthigt, wieder herabzusteigen — anstatt bergan zu klettern. Bald mußten wir nach Rechts, bald nach Links ausweichen. Kamen wir an Grasplätze, so wurden unsere Stiefel so glatt geschliffen wie das Glas und wir hatten unsere liebe Noth, uns vor dem Ausglitschen zu bewahren. Eine Erleichterung hatten wir nun, als wir das Wasser wieder von uns gegeben hatten, das wir ehevor genoßen. Etliche Male waren wir auf dem Punkte, die Partie aufzugeben und ich glaube, wir hätten besser daran gethan. Aber wir wollten nun einmal Alles sehen und untersuchen, und hätten es uns nie verzeihen können, früher als nothwendig war, umgekehrt zu seyn. Auch lockte uns der Schnee nicht wenig an, so wie wir ihm näher kamen.

Um dem Sande auszuweichen, zogen wir endlich gegen die Wände hin, wo so zu sagen ein Fels über den anderen aufgethürmet ist. Man zieht da unter und neben Schlünden hin und ist vor den Unbilden der Witterung geschützt, mit Ausnahme der Kälte. Sie erfrischte uns übrigens, wir mußten jedoch bald wieder zurückweichen, aus Furcht vor Seitenstechen, und so verfielen wir neuerdings auf einen sehr mühseligen Pfad, nämlich auf brüchiges Gestein, wo wir von einer Platte zur andern springen mußten. Wir mußten, trotz aller Widerwärtigkeit, dennoch lachen, wenn wir einander bei dieser Operation betrachteten — aber dies Lachen war mit Zähneklappern begleitet. Als ich nicht mehr weiter konnte, setzte ich mich, was sofort auch die übrigen thaten.

Wir ruhten ein wenig aus und, indem wir dies und jenes bezüglich unsers Unternehmens besprachen, fühlten wir bald neue Lust, noch weiter vorzudringen, und kamen gegen Mittag an eine reizende Stelle, von der wir den Schnee schon mit den Zähnen fassen zu können meinten. Aber ach, wir hatten uns wieder getäuscht. Denn ein Gebirgskamm hatte uns die Aussicht auf die Entfernung von zwei Stunden verdeckt und bis dahin hatten wir eine neue Art von Pflastersteinen zu passiren; das waren nämlich scharfe Steinchen, die an ihren Rändern wie die Feuersteine einschnitten. Unsere Führer bemerkten, daß sie bloßfüßig seyen und daß auch wir bald dahin kommen würden; daß es schon spät werde; daß wir bei der Nacht ohne Zweifel zu Grunde gehen müßten, indem wir uns im Finstern entweder die Hälse brechen, oder eine Beute der Tiger werden würden, die nächtlicher Weile ihre Räubereien begehen. Das war auch Alles ganz richtig. Nachdem wir jedoch unsere Stiefel und Kleider gemustert und sie noch ziemlich in der Ordnung gefunden, sagten wir ihnen, daß wir nicht weiter gehen wollten als bis zu einem Schneefleck, den wir ihnen zeigten, und der nicht größer schien, als ein Laib Brod. Als wir aber hinkamen, fanden wir, daß er mehr als 30 Schritte im Durchmesser hatte und 4 Schuh dick war. Da erfrischten wir uns köstlich und beschlossen, gemeinschaftlich umzukehren. Wir hatten unser Vorhaben ausgeführt und stiegen wunderbar gekräftiget abwärts. Wie nun gewöhnlich ein Glück ein anderes nach sich zieht — so sah ich auf ein Mal zwischen den Steinen ein grünes Plätzchen, und wie ich hinkomme, ist richtig ein neues Pflänzchen da, eine Art Ehrenpreis mit Blättern wie das Telephium (fette Henne). In der Verfolgung unseres Rückweges verließ uns bald die frische Kraft, die wir oben verspürt. Wieder kamen wir auf Sandfelder, die den Rücken des Abhanges bedeckten. Wollten wir abrutschen, so geriethen wir bis auf den halben Leib in den Sand, und den guten Pfad konnten wir nicht einhalten, weil wir an den Rand des großen Abgrundes gelangen wollten, um ihn genau zu besichtigen. Das ist ein furchtbar großartiger Anblick, dieser Abgrund! Mit Recht konnte David sagen, daß solche Orte die Größe des Herrn offenbaren. Ich konnte mich des Zitterns nicht erwehren, als ich hinblickte, und es drehte mir den Kopf um, als ich diese schrecklichen Tiefen betrachtete. Auch das Geschrei der Raben, die beständig in Menge von einer Seite auf die andere fliegen, trägt dazu bei, die Schlucht schauerlich zu machen. Man stelle sich eines der höchsten Gebirge der Erde vor, das seinen Schooß aufgethan hat, damit man darin die senkrechten, schwarzen Wände sehen kann. Es ist, als ob der Rauch sie gepudert hätte, — aber es kommen nur braune Gewässer daraus hervor.

Gegen 6 Uhr Abends waren wir ganz erschöpft und konnten nicht mehr einen Fuß voe deu andern setzen. Aber da hieß es aus dee Noth eine Tugend machen. Wir entdeckten nicht ferne einen grasigen Abhang, eilten hin, und fanden darauf mehr Pflanzen, als auf unserem ganzen bisherigen Wege. Am meisten freute es uns jedoch, daß uns der Führer das Kloster zeigen konnte, wo wir uns erquicken wollten. Wir ließen uns nun auf den Rücken nieder und rutschten wohl eine Stunde auf dem Abhange fort. Die anbrechende Nacht und der Durst spornten uns zur Eile. Konnten wir auf dem Rücken nicht weiter, so wendeten wir uns und krochen auf allen Vieren. So kamen wir endlich zum Kloster — aber in welchem Zustande? Wir waren so ermattet, daß wir weder Hände noch Füsse mehr bewegen konnten. Wir trafen hier größere Gesellschaft, denn es waren Gäste vom Dorfe gekommen, um sich hier ein wenig zu erholen. Unglücklicher Weise hatten sie weder Wasser noch Wein, und so mußte ein Führer zwei Mal mit der Flasche, dem einzigen Geschirre, was wir hatten, zum Bache hinabsteigen, um uns das nothwendigste Getränk zu bringen. Noch bei der Nacht stiegen wir zu Pferde, um ins Dorf zu kommen und Brod und Wein zu kaufen, denn nach dem zurückgelegten Marsche hatten wir schon wieder Appetit bekommen.

So weit also ließen wir Tournefort reden. Zweihundert Jahre sind seitdem verflossen und Vieles hat sich indessen verändert. Gegenwärtig machen die russischen Hofräthe Spaziergänge auf den Gipfel des Ararat. In neuester Zeit will man darauf sogar eine Sternwarte errichten. Und das Paradies? — Auch das Paradies gehört jetzt den Russen, welche, weil der Engel es nicht mehr bewacht — ihre Kosakenposten rings umher aufgestellt haben, um alle unliebsamen Eindringlinge fern zu halten. Doch ist es gelungen, alle Naturschätze desselben so genau auszuforschen, als die manches viel näher liegenden Landes. Tournefort hatte jedenfalls Unrecht, daß er an die Disteln und Dornen nicht glauben wollte. Sie wachsen dort wirklich noch immer, und wer da Melonen und Weintrauben verkosten will, der muß eben arbeiten — arbeiten im Schweiße seines Angesichtes.

P. K.

Zur Rechtfertigung auf die Zuschrift an die Redaktion der Zeitschrift Carinthia Nr. 6.

Alles was vor die Oeffentlichkeit gebracht wird, muß sich auch ein offenes Wort gefallen lassen, sonst hat erstere keinen Sinn und keine Bedeutung. Dieses gilt auch dann, wenn es sich um Wahrung des Verdienstes Jener handelt, die auf dem Felde des Wissens und Schaffens oder des industriellen Fortschreitens jeder Zeit Rühmliches geleistet haben, wie es anläßlich der, in der „Charinthia" Nr. 6 hervorgerufenen Reclame des Eisenhüttenwerkes Buchscheiden nun der Fall ist, das hinsichtlich der Einführung und Verwendung des Torfes als Brennstoff-Surrogat beim Eisenhüttenprozeße in Kärnten die unzweifelhaften Prioritätsrechte für sich hat.

An und für sich wurde dieses Verdienst in meinem Aufsatze über die „Gewinnung fossiler-vegetabiler Brennstoffe in Kärnten" in Nr. 5 dieses Blattes auch keineswegs negirt noch die Thatsache absichtlich entstellt, sondern es beruht die dort ausgesprochene Ansicht einfach auf dem Umstande, daß die bei Buchscheiden weiter als bei Freudenberg zurück reichenden Daten über die Torfproduktion mir nicht zu Gebothe standen.

Die bezüglichen in Rechnung gezogenen Ziffern erstrecken sich nur bis zum Jahre 1855 zurück und sind von da bis 1857 aus den gewerkschaftlichen Industrial-Ausweisen getreulich wieder gegeben; vom Jahee 1858 bis 1861 wurden sie mir aber von der dortigen löblichen Werksdirektion brieflich mitgetheilt. Erstere ergeben die Summe von 2,952.248, letztere jene von 4,622.300, und beide für die Periode 1855 bis 1861, zusammen also 7,574.548 Cubikfuß des konsumirten Torfes. Die Glaubwürdigkeit dieser bekannt gewesenen Zahlen in Zweifel zu ziehen, entbehrte somit jedes Grundes und stand mir auch nicht zu.

Aus der erhobenen Reclame geht indessen aber mit einiger Sicherheit hervor, daß die Ziffer über die vor Beginn meiner Tabelle beim Werke in Verwendung gebrachten Torfquantitäten je kaum in die Oeffentlichkeit gedrungen war, daß sie vielmehr nur der Inhabung allein bekannt blieb, und selbst dem k. k. Ministerial-Revidenten der administrativen Statistik, Herrn Rossiwall, dessen gewandter Feder die oft bis in das kleinste Detail eingehende Darstellung des kärntnerischen Eisenhüttenwesens nach seinem Stande und Betriebe im Jahre 1855 (erschienen in der k. k. Staatsdruckerei 1856) entstammte, aus nahe liegenden Gründen gleich unzugänglich war, denn sonst hätte er sie sicherlich ans Tageslicht gezogen.

Bei national-ökonomischen Erhebungen ist dieser Umstand selbstverständlich von größter Wichtigkeit und oft allein entscheidend. Den öffentlichen Organen gelingt es hierin nicht immer auf anderen Wegen der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Dem Statistiker und Datensammler bereitet dieses aber nicht nur immense Schwierigkeiten, unsägliche Mühen und kostspielige Vielschreibereien, sondern zieht ihm obendrein häufig noch den Vorwurf der Einseitigkeit zu, und Alles deßhalb, weil das Beispiel vorurtheilsfreier Veröffentlichung über Produktion und Umsatz noch lange nicht allgemein nachgeahmt ist, weil bei manchen Fabrikationszweigen der Ankampf gegen das veraltete Geheimthun jede präcise Berichterstattung unsicher oder gar unmöglich macht, und weil der Producent manchmal sogar es vorzieht, der Wahrheit sich lieber als nachträglicher Angriffswaffe zu bedienen, statt sie auf die an ihn gestellte Frage zu biethen. —

Was die als irrig bezeichnete Angabe des Torfgrund-Areales beim Werke Buchscheiden betrifft, ist sie eben Rossiwall's Darstellung entnommen. Uebrigens ist das Besitzverhältniß von Wäldern, Torflagern u. dgl. bei großen Fabriken bekanntlich sehr wandelbar und in kurzen Zwischenzeiten Veränderungen unterworfen; ja, bin ich gut unterrichtet, so dürfte die gegnerische Angabe in nächster Zeit schon unwahr werden, weil die Gewerkschaft im Ankaufe noch eines vierten Torfmooses begriffen ist.

Ich beabsichtige meine vorstehende Rechtfertigung weder in Phrasen einzukleiden, noch die seit v. J. begonnenen publizistischen Erörterungen über die heimischen gewerblichen Zustände als unfehlbar hinzustellen, sondern lebe der festen Ueberzeugung, daß je genügender die Frage über den Handel und Wandel Kärntens ventilirt wird, — der Wahrheit desto näher wird angerückt, darüber ein desto

reiferes Urtheil sich wird bilden, und dann auch Vollkommenes wird geliefeet werden können.

Obige Berichtigung nehme ich daher bereitwillig auf und werde sie bei der weiteren Verarbeitung des Stoffes für mein statistisches Werk gehörig berücksichtigen. Tritt Offenheit an die Stelle mancher Vorurtheile und Geheimthuerei, die gegenwärtig noch Erhebungen über Produktion und Fabrikation so erschweren und unsicher machen, so wird die Arbeit des Statistikers nach allen Radien der Volkswirthschaft erleichtert und wahrhaft nutzbar gemacht.

Klagenfurt, am 27. März 1862.

M. F. Klayer.

Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 6.)

W.

wåach, weich, z. B. a wåacher Äpfl, bäz'nwåach = sehr weich.

wåakn, weichen, eine Sache in eine Flüssigkeit thun, und darin liegen lassen; tunken, z. B. Wåazan wåakn = Weißbrot erweichen, tunken — in Caffeh rc.

wåas — i? ich weiß es nicht, es kann seyn, möglich.

Wabadle, Barbara, Taufname.

Wabn, ein altes Weib. Slavisch: bab.

Wachn, die Weiche, d. i. die Bauchhöhle.

Wachl, wachln, ein Wisch, angebracht ob dem Speisetisch in Maierreien, um im Sommer damit durch Windmachen die Fliegen zu verscheuchen. Figürlich: Windwachl = ein Großthuer; wacheln = fächeln, Wind machen. Es mag zum Englischen vail, neuen veil, Landschaftlich: Weibel, Französisch: voile, Lateinisch: velum, Griechisch: ειλαρ gehören, welche Worte zwar nur einen Schleier, Hülle bedeuten.

Wåd, das große Fischernetz.

Wådl. 1) Der Fächer, z. B. Fliegenwådl. 2) Die Wade.

wadla? hinlänglich, heftig?

wadlaut, verlaut, von Menschen und Jagdhunden.

Wådschinkn, das adrichte Fleisch am Schenkel des Ochsen.

Wåggeln, Wanken, Hin- und Hertaumeln, im Gehen das Gleichgewicht verlieren. Englisch: to waggle. Landschaftlich: wackeln. Französisch: vaciller. Lateinisch: vacilo. Figürlich: unschlüssig seyn.

Waggl, der Wächter, Hüter des Hauses — Thorsteher, Thorwart.

wakn, sieh' wåaln.

waltaus, groß.

wålgn, rollen, walzen.

Wall, Walla, eine Weile, lange Zeit, z. B. tuat schon a Walla lei gliznan in mein Stådl.

Wålpea, Wålperle, Walburga. Taufname.

Wanle, ein hölzernes Gefäß, meistens um das Kühfutter darin zu erweichen.

wantsch, wantschig, wacker, tapfer, muthvoll.

wåp, wåpa, das "Halt!" an die Ochsen im Zuge.

Wårf, das hölzerne Heft einer Sense.

warsch, rauh, uneben, unzart.

Warta, die Lungensucht.

wårtalögge, warte ein Weilchen.

Wårzachn, das Merkzeichen der Färber, Lederer rc.

Wåschn, das Reinigen der Wäsche. Figürlich: das Schwätzen, Plaudern; das G'wasch- ein Kauderwälsch.

wåschnåß, waschlnåß, durchnaß. Englisch: wet. Altdeutsch: watho. Landschaftlich: wätsch = naß. Lateinisch: uvidus, udus.

Wasl, Waise.

waseen, wässern, z. B. den Wein. Figürlich: Jemanden recht derb abprügeln.

Wåserschnåln, gefleckte Nudel.

Watschn, der Schlag in's Gesicht; watschnan = in's Angesicht schlagen. Von batten = schlagen; to beat — batse, botze, battern; batuo. Französisch: bats.

watschln, gehen, und die Füsse nicht recht aufheben. Schottisch: Bachlo.

Wåtn, das mühsame Gehen durch Koth, Schnee rc. Englisch: to wade. Französisch: vade in evader. Lateinisch: vado. Griechisch: βαδω, βαδιζω, βαδος.

Wauwau, ein Wort, dessen man sich bedient, um bei Kindern Furcht und Schrecken zu erregen. Englisch: bo = wau.

wax, wacker, brav, vortrefflich, ausgezeichnet.

Wåzl, etwas Fettes = Abgerundetes, ein wohlbeleibter Mensch.

Weabn, das Blöcken der Schafe (im Lavantthale). Weben = einen Angstschrei ausstoßen.

weachla-tåan, seinen Schmerz äußern.

Weatam, der Schmerz, das Leid.

Wedl, ein halsstörriger Mensch.

Weggn, ein Keil.

wegs, sogleich, alsobald.

Wecha! das „Halt“ an Pferde.

Weiat, das Leitseil zum Lenken der Pferde.

Weichbenn, das Weihwasser.

Weidling, eine große, tiefe Schüssel.

Weisl, die hohe Stange, welche der Wirth am Heiligenbluter-Tauern aussteckt, und erhalten muß — der Reisenden wegen. Von der Regierung erhält er 30 fl. dafür.

Weisat, ein Opfer, ein Geschenk der Verehrung, so die Unterthanen ihren Herren von Alters an den hohen Festen, und gewöhnlich zu Weihnacht gebracht, woraus dann eine Gerechtigkeit geworden. Sieh' Eberhard VI. 292. In Kärnten bedeutet es das Pathengeschenk an die Wöchnerin am 8. Tage. Wo der Stamm zu suchen, wiß ich nicht unterscheiden. Es gibt verschiedene Meinungen hierüber und zwar: 1) Einige nehmen weiß als Wurzel an, weil diese Pathengeschenke in weißen Brot und weißen Kleidungsstücken für das Kind bestehen. 2) Andere leiten es von aufweisen her. 3) Die Dritten nehmen gar die drei Weisen aus dem Morgenlande her, die ebenfalls Christum beschenkten.

Weibsbild, eine weibliche Person überhaupt.

Weisung, das Auflegegeld bei Hochzeiten, von jedem geladenen Gaste an den Wirth zu zahlen, z. B. für eine Person 2 fl.

Weismåchn, Jemanden von etwas Falschem überreden, oder ihn bewegen, daß er etwas Falsches für wahr halte.

weitwårtig, wandelbar, unbeständig.

weit'nscheber, vollends geöffnet, zum Beispiel: die Thiar is in weit'nscheber offen. Sieh' Scheber.

weitschichtig, weitläufig, entfernt, von der Ferne, z. B. I bin mit eam weitschichtig anverwandt.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Zweiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 8. Sonnabend, den 19. April 1862.

Alpenruhe.

Das Vesperglöcklein, — an den Abend mahnt's. —
Die Gletscher steh'n in starren Eisgewänden
Landsegnend wie mit unsichtbaren Händen,
In's Haupt gedeckt den gold'nen Nebelkranz;

Und rings die Gipfel glühn' im Purpurglanz,
Bergfackeln, die ihr Licht zu Thal versenden;
Der dunkle See schlägt an die Felsenlenden,
Die Wellen hüpfen auf im Geistertanz.

Verklungen ist des Glöckleins Abendlied —
Und durch das Thal geht leis sein letztes Wehen
Und ruft der Sonne zu: Auf Wiedersehen!

So über's Herz mir leis ein Wehen zieht,
Auf Wiederseh'n! ruf' ich dir herzlich zu,
Auf Wiederseh'n, du heil'ge Alpenruh'!

W. R.

Die Veste Hochosterwitz.

Dieses heimische Blatt hat schon im Jahre 1825, in den Nummern 39, 40, 41 und 42 die Geschichte dieser merkwürdigen Veste des Mittelalters, die sich noch großentheils bis in unsere Tage erhalten hat und für deren längere Fortdauer jetzt so Manches geschieht, sammt den damit verbundenen Sagen mitgetheilt. Herr J. Scheiger, Conservator für Steiermark, hat sich in neuester Zeit besonders für diese alte Veste interessirt und sie zum Gegenstande einer verdienstvollen Abhandlung gewählt, in welcher vorzüglich dasjenige, was die von Georg von Khevenhiller um das Jahr 1580 unternommenen Bauten an derselben betrifft, mit möglichster Genauigkeit ausgearbeitet ist, und selbe, illustrirt mit einer Tafel und fünf Holzschnitten *), in dem Septemberhefte des V. Jahrganges der „Mittheilungen der k. k. Centralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale" mitgetheilt, woraus wir uns einen Auszug erlauben und so mit dem bereits im Jahre 1825 Gegebenen ein möglichst vollständiges Bild dieser einst so wichtigen Veste den Vaterlandsfreunden hier darbiethen. —

Wenn man eine halbe Meile von der einstigen Hauptstadt des Herzogthums Kärnten, St. Veit, vor dem eben so weit sehenden als weit gesehenen Schloße Hochosterwitz angelangt ist — sagt Herr J. Scheiger — zeigen sich vorläufig im Thale zwei interessante Gegenstände, nämlich die „Maultasch-Schutt" und ein mit einer niedrigen Mauer umgebenes viereckiges Feld mit einem Häuschen in der Mitte und mit vier Thürmchen an den Ecken der Ringmauer.

Die „Maultasch-Schutt", ein kleiner runder Hügel, der Sage nach dadurch entstanden, daß Margaretha beim Abzuge nach der fruchtlosen Belagerung jeden ihrer Krieger einen Helm voll Erde dort aufschütten ließ, trägt eine ziemlich einfache Säule von ungefähr zwei Klaftern Höhe. Diese Säule nun soll, wie die Sage berichtet, der witten Männin Steinbild, durch Georg Khevenhiller errichtet oder erneuert, tragen. —

Bevor man nun von Süden gegen Osten auf dem Fahrwege den Schloßberg besteigend zum ersten Thorthurme gelangt, zeigen sich links zwei bereits stark verfallene Gebäude, die Reste des alten Pfleg- oder Gerichtshauses. Man sieht noch ziemlich wohl erhalten die schönen Keller, dann einige Spuren von figuralischen Darstellungen in zweifachem Mörtel an der Außenmauer des einen Gebäudes.

Diese Ruinen links lassend, gelangt man in der Richtung von Süden gegen Norden zum ersten Thorhause, einem länglich-viereckigen, einstöckigen Gebäude mit einem kleineren vorspringenden Seitenbau, letzterer an den Felsen gelehnt und das erstere flankirend, wozu es sowohl tief unten als unter dem Dache je eine Schuß-Spalte hat. Eine Treppe führte in diesem Nebengebäude in dessen und des eigentlichen Thorthurmes erstes Stockwerk. Das Thor selbst, wie alle vierzehn, groß genug um einen beladenen Wagen durchzulassen, hat einen aus Grünstein und weißem Kalkstein abwechselnd quadrirten Rundbogen. Das Thorhaus war früher mit Fresken, wahrscheinlich aus der Zeit der Erbauung geschmückt, von denen man noch Spuren sieht. Auch die Thor-

*) Die lithographirte Tafel zeigt uns die Ansicht des Schloßes, wie es sich gegen Süden darstellt, — ferners bringt sie uns den Grundriß desselben mit allen Vorwerken. In den Text eingedruckt erhalten wir die Abbildungen der sich am meisten auszeichnenden Thorthürme, nämlich des ersten, siebenten, neunten, zehnten und vierzehnten Thorhauses. Der Grundriß, die Ansicht des Schloßes und der Thorthürme sind von unserm fleißigen heimischen Kunstjünger Markus Pernhart mit seiner rühmlich bekannten Genauigkeit selbst aufgenommen und sorgfältig gezeichnet.

flügel, in denen sich ein enges Einlaßthürchen mit einer dreieckigen Schuß-Spalte befindet und welche mit Eisenblech beschlagen sind, waren bemalt. Landsknechte mit weiß und rothen, dann blau und gelben wallenden Fahnen waren die Gegenstände der Fresken. — Im Schlußsteine des Thorbogens ist eine Statue, das Jesukindlein mit Fahne und Lamm und der Jahreszahl 1580 darstellend. Weiter oben ist eine Tafel mit einer religiösen Inschrift und der Jahreszahl 1575; endlich wurde in ganz neuester Zeit ein aus dem Hochschloße hieher übertragener Stein mit folgender Inschrift eingemauert:

Georgius Khevenhiller in Aichelberg liber baro in Landscron dominus in alt. Osterwitz summusque Carinthiae praefectus, Anno MDLXXV.

An der linken Ecke des Thorhauses ist nahe am Boden ein länglich-viereckiger Stein mit einfacher Console und eben solchem Gesimse eingemauert, der in halberhabener Arbeit eine bereits sehr verstümmelte, mehr als lebensgroße weibliche Büste mit übergeworfenem Tuche zeigt, ersichtlich der Abbildung Margarethens im Ambraser-Cabinete ähnlich. Auf dieses Steinbild mag sich die Sage von jenem auf der „Maultasch-Schutt" basiren, wohin es nach Valvasor durch Georg Khevenhiller, — „der es in einen weißen Stein hauen ließ" — aufgestellt worden seyn soll. Rechts und links neben dem Thore sind ziemlich tief zwei Schuß-Spalten angebracht, breiter als hoch. Die Außenmauer des Thorthurmes und des Nebengebäudes hat eine Schartenreihe, auf deren Schartenzeilen das Dach aufliegt.

Achtundvierzig Schritte *) weiter treffen wir das zweite Thorhaus, mit dem ersten (wie sich dieses dann später fortzieht) durch eine am Rande des Fahrweges gegen die Thalseite zu aufgeführte niedere Zinnenmauer verbunden. Dieses Thorhaus, rechts an den Felsen gelehnt, hat ebenfalls einen runden Thorbogen mit zwei horizontallänglichen Schuß-Spalten, in deren Backen im Innern des Gebäudes noch Seitenlöcher einmünden, um ganz verdeckt mit starker Seitenrichtung schießen zu können. Unmittelbar über der Thoröffnung und mit ihr gleich breit springt ein Erker auf drei Tragsteinen, unten offen, vor und bildet daher hier zwei breite Gußlöcher. Der Erker hat zwei größere Fenster und unter dem Dache zwei Schuß-Spalten aus dem Parallelogramm und dem Dreiecke gebildet mit sehr stark gesenkten Sohlen. Eine ähnliche Schuß-Spalte ist in gleicher Höhe links in der Hauptmauer, und eine Schuß-Spalte ist auch rückwärts gegen das dritte Thor zu angebracht. Das Gemach im ersten Stockwerke, zu dem eine Treppe führt, war heitzbar. — Als Schmuck ist an diesem Thore am Schlußstein ein Christus- und darüber ein Engelskopf in halberhabener Arbeit angebracht, dann die Buchstaben I. N. R. I. und die Worte: „pax vobis" mit der Jahreszahl 1577, so wie zwei längere Inschriften biblischen Inhaltes.

Nach achtundzwanzig Schritten zwischen dem Felsenabhange links und der niedern Mauer an der Thalseite rechts erreicht man das dritte Thorhaus. Es ist klein, einfach, das Thor nicht rund überwölbt, sondern geradlinig überlegt. Ober demselben eine Schrifttafel mit einer Anrufung Gottes und der Jahreszahl 1583. Das Dach liegt auf drei Schartenzeilen auf. Die Thorflügel fehlen, auch trifft man keine Spur von einer etwa früher vorhanden gewesenen Zugbrücke, so daß bei den ersten drei Thoren dieses im Mittelalter so beliebte Schutzmittel sonderbarer Weise nicht angewendet erscheint.

Das vierte Thorhaus, das größte von allen, ist vom dritten neunundzwanzig Schritt entfernt. Unmittelbar vor ihm liegt eine überbrückte, fünfzehn Schritte breite Schlucht. Ein Theil der Ueberbrückung war zum Aufziehen vorgerichtet, daher man im Thorgebäude die Löcher zu den Zugbrückenrollen findet. Das Thor hat einen runden Bogen, auf dessen Schluß-Stein ein Engel mit dem Kreuze. Die Thorflügel sind mit beinahe verwischten Engelsköpfen in rautenförmigen Rahmen bemalt, und haben ein Einlaßpförtchen mit dreieckigem Spähloche. Ober dem Thore zeigt sich ein großes vermauertes Fenster, vielleicht auch eine Thür zu einem Spracherker. Das Dach des Thurmes ruht auf zwei Schartenzeilen, zwischen denen eine dritte zufällig ausgebrochen zu seyn scheint. Neben dem Thore links sind zwei Schuß-Spalten eingeschnitten, die eine ersichtlich für ein etwas größeres Geschütz bestimmt. Eine Abplattung des Felsens gewährte hier Raum, den Thorthurm mit einer ziemlich hohen Zinnenmauer in Verbindung zu bringen und damit einen unregelmäßigen Waffenplatz zu umfangen. Die Stärke des Thorgebäudes selbst und der daneben befindliche Waffenplatz, der an dem ausspringenden Winkel ein viereckiges heitzbares Wachhaus mit einem unterirdischen Raume*) hat, der Umstand endlich, daß es mit dem fünften Thore durch eine Brücke verbunden, daher inselartig isolirt ist, zeigt, daß dieser Thorthurm, so wie mancher von den größern die Bestimmung hatte, als selbstständiges Außenwerk zu dienen.

Zum fünften sehr kleinen, aber höchst malerischen Thore führt wieder eine überbrückte Schlucht von sechsundzwanzig Schritt Breite. Auch hier lag vor dem viereckigen Thore eine Zugbrücke, deren Rollenlöcher, jedoch ohne Rollen, noch vorhanden sind. Ober dem Thore ist ein Kreuz, eine religiöse Inschrift, weiter oben Gott Vater in halberhabener Arbeit. Die Thorflügel, mit Eisen beschlagen, auf denen Reste verwischter Malereien (zwei Löwen), haben ein Einlaßpförtchen. Der Styl des Thorhauses ist einfache Rustica; es hat einen Cordon von rothem Stein im ersten Stockwerke, auf drei Seiten des Viereckes, welches es bildet, je zwei Fenster und ganz nahe am Dache je zwei Schuß-Spalten aus dem Dreieck und dem Parallelogramm gebildet, mit sehr gesenkten Sohlen. Die vierte Wand bildet der Felsen; das obere Gemach ist heitzbar, noch sieht man den Kamin auf zwei rothen Tragsteinen.

Wie an den meisten Thorhäusern der Umstand, daß auch an der hintern Seite Schuß-Spalten angebracht sind, zeigen oft auch die an beiden Seiten befindlichen Thorflügel, daß auf den Fall feindlichen Einbruches zwischen zwei solchen Außenwerken vorgesehen war.

Von diesem Thore an, eigentlich schon vom vierten, beginnt die Wendung des Weges nach Westen, der bis zum letzten Thore im Hochschloß ein großes unregelmäßiges lateinisches S beschreibt. —

Nach sechsundachtzig Schritten kömmt man zum sechsten Thorhaus von ärmlicher Bauart. Das Thor hat einen sehr flachen Bogen, gegen außen zu keine Steingewänder. Das Dach ruht auf Zinnen, neben dem Thore rechts ist eine vier-

*) Dieses Schrittmaß und die künftigen ähnlichen sind, da die Straße nicht in gerader Richtung führt, nur als beiläufig richtig anzunehmen.

*) Diese unterirdischen Räume in den Außenwerken waren keine Gefängnisse, sondern eigentliche Keller zur Aufnahme von Lebensbedürfnissen für die Besatzung, sobald durch feindlichen Anfall die Communikation mit dem Hochschloße gefährdet war.

eckige, im flachen Bogen überwölbte Schuß-Spalte für ein größeres Geschütz, gegenwärtig aber bis auf ein kleines Schußloch vermauert. Eine Inschrifttafel ober dem Thore besagt:

Memoriae perp. dni. Caroli Aust. Burgund. Stir. Carin. Carn. optimi principis lorum hunc et sua praesentia ipsius et imagine *) — — ornantis decorantisque Georg. Khevenhiller l. baro praeses provinciae imperio illius bene precatus M. Q. T. P. C. an. a Ch. n. 1578.

An der hintern Seite hat das dort halbrund überwölbte Thor steinerne Thorgewänder. In den Thorweg mündet sich aus einer Nebenhalle eine Schuß-Spalte und ein Gußloch.

Zwischen diesem und dem nächsten Thore ist wieder auf einer Abplattung des Felsens ein gegenwärtig als Garten benützter Waffenplatz mit einem viereckigen Wachhause am ausspringenden Winkel, in welchem sich ein Kamin befindet. Die Schutzmauer des Abhanges hat eine Schartenreihe, dazwischen Schuß-Spalten und tief am Mauerfuße eine zweite Reihe von solchen mit sehr gesenkten Sohlen.

Siebenundfünfzig Schritte weiter ist das siebente sehr malerische Thor im Rusticastyl, rund überwölbt mit Grünstein in einem ziemlich großen und hohen Thorhause. Am Schlußsteine des Bogens ist das Khevenhiller'sche Wappen aus weißem Marmor, darunter ein Löwenkopf und die Jahreszahl 1580, weiter oben in halber Figur von weißem Marmor die schön gearbeitete Bildsäule eines gerüsteten Ritters ohne Helm mit dem Commandostabe. Die Schrifttafel lautet:

Georgius Khevenhiller l. b. praeses Carinthiae tempore pacis belli incommoda meditando arcem hanc patriae et sibi et suis adversus commun. hostem commune propugnaculum exstruxit absolvitque a. 1582 **).

Das Bild steht in einer Nische zwischen zwei cannelirten Säulen und neben dieser sind zwei viel größere, halbrund überwölbte leere Nischen. Ich glaube nicht, daß in denselben je irgend etwas befindlich war, da sie nur kolossale Statuen hätten aufnehmen können, durch deren Mißverhältniß der Eindruck der Mittelbildsäule wäre vernichtet worden. Die Thorflügel sind mit Eisen beschlagen und haben ein Einlaßpförtchen, auch sieht man noch an der innern Seite die Fallgitterrinnen. Ein Seitenthürchen mit Schubriegel führt aus der Thorhalle gegen außen wahrscheinlich zu einem kleinen ganz im Freien liegenden viereckigen Wachhäuschen.

Im zweiten Stockwerke erweitert sich der Thurm auf allen vier Seiten, und diese Erweiterung ruht auf Schuß- und Wurferkern (Machiavells) ***), so wie das Dach auf einer Zinnenmauer. Da dieses Thorgebäude nicht wie die andern an der Bergseite an die Felsen gelehnt, sondern wie das nächstfolgende etwas von derselben entfernt ist, so wird es mit ihnen durch ein Stück Zinnenmauer verbunden.

Noch hundertzweiundzwanzig Schritten erreichen wir das achte Thorhaus, ebenfalls eines der größeren. Das Thor ist viereckig, mit rautenförmigen Quadern eingefaßt; ober demselben läuft ein Cordon von rothem Stein, darüber öffnet sich eine im flachen Bogen überwölbte Thür, die wahrscheinlich auf einen seither verschwundenen Balcon führte und neben welcher, wie am siebenten Thore, zwei hohe leere Nischen sich öffnen; an der Schwelle der Balconthüre, unter welcher das Kärntnerische Wappen in Stein gehauen, steht:

Pugna pro fide et patria nullum enim tam atrox percurrendo — — grave putandum; ferner: Haec insignia gratitudinis ergo patriae posterisque bene precans Georgius Khevenhiller L. B. ET. C. P. 1570.

Sehr interessant ist dieser Thorthurm dadurch, daß er (statt wie die andern auf ebenem Boden, hinter einer Schlucht oder zwischen zweien) auf einer Schlucht selbst steht. Seine Wände ruhen nämlich theils auf den Wänden des tiefen Felsenrisses, theils auf einem darüber gespannten Bogen. Das Untergeschoß war wahrscheinlich durch einen beweglichen Boden als Falle für eindringende Feinde benützt; über demselben hat er noch zwei Stockwerke, zu welchen die Treppe von außen führt. Thorflügel, deren Kegel noch vorhanden, waren vorne und hinten angebracht. Tief unten neben dem Thore sind Schuß-Spalten, das Dach ruht auf einer Zinnenmauer. Wegen der Entfernung dieses Thorhauses vom Felsen und um die Treppe zu schützen, ist dasselbe mit dem Felsen durch eine Zinnenmauer mit Schuß-Spalten verbunden, in welche eine viereckige Thüre eingeschnitten ist, die durch keinen Graben und kein Gußloch geschützt, in einigem Widerspruche mit der besonderen, durch die Lage des Thorthurmes gewonnenen Vertheidigungsfähigkeit desselben steht, daher vielleicht erst später angebracht worden seyn dürfte. Die Fläche des Terrains gestattete hier wieder die Anlegung eines Waffenplatzes mit zwei unregelmäßig-viereckigen Wachhäusern, deren eines einen Kamin hat und ein vorspringendes Schieferdach, wie es wohl einst alle Schloßgebäude hatten. Nun dreht sich der Weg scharf links gegen Westen und zwar bis zum zwölften Thore.

Noch einundachtzig Schritten kömmt man zum neunten Thor, das, einfach und klein, an die auf der Bergseite künstlich escarpirten Felsen gelehnt ist. Das Thor ist viereckig mit Quadergewand, ober demselben auf einer Steintafel eine geflügelte Sanduhr und eine Wage mit zwei Inschriften moralischen Inhaltes. Noch weiter oben ist eine Balconthüre und unter dem Dache zwei Schuß-Spalten. Von diesem Thore an bis zum letzten läuft der Weg nicht mehr wie früher blos gegen die Thalseite durch die Mauer geschützt, sondern da er sich bei der scharfen Wendung auch an die Mauern der höhern Straßentheile und die Außenmauer des Hochschloßes lehnt, in einer Art von Zwinger.

Zum zehnten, ziemlich großen Thorthurme gelangt man nach sechsundsiebzig Schritten. Er hat drei Stockwerke, ein rundbogiges Thor und darüber ein Brustbild von weißem Marmor mit der Inschrift:

1576. D. Maximilianus Caesarum Maximil. I. F. Ferd. IV. Philippi Reg. abn. Max I. ut Archid. Aust. Qui cum sua hunc locum praesent. ornasset ut absentis erga hosp. benignitas usque praesens appareret quodam modo tacitam hanc sui effig. locari jussit. Georg. Khevenhiller l. b. praeses Carinth. principi optat. que clemen. M. P. C.

*) Daß des Erzherzogs Büste auf einem der Thore gestanden sey, zeigt sich aus früheren Beschreibungen; daß dieses namentlich auf diesem Thore stattfand, beurkundet die Inschrift. Wo diese Büste hingekommen, war nicht zu erfahren.

**) Hiedurch widerlegt sich die Annahme, daß der Neubau von Osterwitz 1580 beendet war. Uebrigens kommen noch später Inschriften vor, welche beweisen, daß Khevenhiller auch noch 1582 an den Gebäuden arbeiten ließ.

***) So heißen diese Erker, wenn sie eine Reihe bilden, — vereinzelt angebrachte, oben mit Vorsprüngen bedeckte Wurflöcher haben den Namen: Pechnasen, Gußlöcher.

Das Dach ruht auf Zinnen; außer den Scharten derselben und zwei als Schußlöcher brauchbaren Fenstern sind noch in zwei Reihen fünf viereckige, gegen unten zu breitere Schuß-Spalten mit sehr gesenkten Sohlen angebracht, also ist eine vierfache Feuerlinie erzielt. Ein Seitenausgang führt aus der Thorhalle in eine kleine bastionförmige Erweiterung der Wegschutzmauer.

Nach achtundvierzig Schritten betreten wir das eilfte Thorhaus. Es ist klein, niedrig, mit einem viereckigen Thore mit Grünstein umkleidet, ärmlich gebaut und mit der linken Seite schon an die höhere Zwingermauer gelehnt. Ohne Zinnen und Schuß-Spalte wird es nur durch einen Gußerker auf zwei Tragsteinen vertheidiget. Als einziger Schmuck dient eine Schrifttafel mit zwei Sprüchen aus den Psalmen und der Jahreszahl 1575.

Fünfundvierzig Schritte weiter gelangen wir an eine sechs Schritte breite überbrückte Schlucht zum zwölften Thore, dem kleinsten, unzierlichsten von allen. Es ist viereckig mit einer biblischen Inschrift versehen und hat außer einem offenen Gang unter dem Dache gar kein Vertheidigungsmittel. Da hier schon dem Hochschloße näher größere terrassenartige Abplattungen des Terrains beginnen, so findet man auch nach diesem Thore einen größeren Waffenplatz mit zwei Wachhäusern, deren eines eine ziemlich regelmäßige Bastionform hat. Ganz scharf beginnt nach diesem Thore die Wendung des Weges in gerade entgegengesetzter Richtung.

Nach achtundsechzig Schritten kömmt man zum dreizehnten Thorhaus, das zu den kleineren gehört, und an die Zwingermauer gelehnt ist, neben der links eine Brücke über eine Schlucht auf den Weg zum Kirchplatze und gegen die Ausmündung des „Narrensteiges" zu führt. Es hat ein mit einem Rundbogen überwölbtes Thor, die äußeren Façaden vorne und hinten sind mit Verzierungen in zweifärbigem Mörtel geschmückt. Zu seinem obern Stockwerke führt eine Treppe aus einem Souterrain des oberhalb ihm stehenden Zwingerwachhauses. Die Thorhalle hat rechts und links Nebenhallen. Zwei Reihen Schuß-Spalten und als dritte Feuerlinie zwei Fenster vertheidigen das Gebäude. Die Inschrift ober dem Thorbogen ist biblischen Inhaltes und hat die Jahreszahl 1598.

Nach sechsundsechzig Schritte und wir stehen an der neun Schritte langen Brücke zum vierzehnten, letzten Thorhause, einem der größten, höchsten und stärksten, wiewohl es keine Zug-, sondern eine stehende Brücke hat. Das Thor ist viereckig, mit einem rothen Steingewande eingefaßt, die Halle in zwei Abtheilungen getheilt. Zur Vertheidigung ist in der Fronte rechts neben dem Thore eine Schuß-Spalte eingeschnitten, ober derselben aber ein Gußerker auf zwei Tragsteinen, der auf seinem Obertheile eine Scharte hat. Der Thalseite entlang hat die Thorhalle unterhalb des Cordons vier wagrecht längliche Schuß-Spalten, oberhalb desselben eine Zinne mit drei Scharten und dazwischen dreieckige Schuß-Spalten und in einem höheren, thurmähnlichen Anbau zwei Fenster. Bei der Stärke der Mauern dieses Thorhauses haben dieselben auch eine ersichtliche Böschung.

Die Inschrift ober dem Thore lautet:

Illustr. Georgius Khevenhiller de Aichelberg Sigismundi filius Augustini nepos, Johannis pronepos lib. baro im Landskron et Wernberg dominus in alto Osterwitz etc. Ferdinandi I. Maxim. II. Rudolphi III. impp. semper augustorum a consiliis nec non serenissimi archiducis Austriae Caroli etc. ab arcanis curiae ac Carinthiae supremus praefectus hanc arcem tam necessario quam utili opere instauravit eamque indivinae benignitatis ac domesticae laudis memoriam posteris consecravit anno Christ. 1576.

Deus fortitudo mea hoc opus in tutelam suscipiat et donorum suorum patrimonium perpetua natorum successione fortunet.

Das starke eisenbeschlagene Thor hat eine unleserliche Inschrift von 1582 und zeigt die Spuren eines gemalten Landsknechtes mit einer Partisane. An einem der Flügel ist ein Spähloch mit einer runden, mit kleinen Löchern versehenen Eisenschale überdeckt, um sicher vor feindlichen Kugeln hinauslugen zu können. Auch die drei alten starken Thorschlösser sind bei diesem Thore noch vorhanden.

Aus dem Thorwege führt links eine kleine Ausfallsthür gegen den Kirchenplatz, jedoch vorsichtig in solcher Höhe angebracht, daß sie ohne Beihilfe einer Leiter von Außen nicht zu benützen ist. Spuren von Wandgemälden zeigen sich an der Mauer, Gußlöcher sind durch die Wölbung gebrochen. Vor der zweiten Abtheilung erblickt man das alte Fallgitter von starkem Holzwerk mit Eisenspitzen.

Neben dem Thore mündet auch an einem kleinen Wachhause über eine Brücke im Innern des Zwingers der „Narrensteig" aus. Dieser Steig, ein steiler, schmaler, vielfach gewundener, nur für Fußgänger geeigneter Pfad, wahrscheinlich der älteste Weg zur Burg, beginnt in der Nähe des alten Pfleghauses, wo er durch ein rundes Thor zwischen wenigen zerfallenen Mauern führt. Eine Strecke lang ganz ungeschützt, erhält er erst in der Nähe des Hochschlosses eine Mauer gegen die Thalseite, und theilt sich bei einem kleinen Wachhause in der Nähe des vierzehnten Thores, wo die eine Abästung in den Zwinger einmündet, während die zweite über eine überbrückte Schlucht und durch ein kleines Wachhaus zum Kirchenplatze führt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Täuschung.

Ich glaubte schon an Winters Ende
Und freute mich der schönen Zeit,
Die lustig, wonnig und behende
Einher hüpft in des Lenzes Kleid.

Ich träumte schon von Frühlingstagen
Und von der Schwalbe trautem Lied,
Von Philomelen's leisen Klagen,
Von blum'ger Wiese farb'gem Ried!

Ich träumte schon von süßen Düften
Des Veilchen's und von seinem Blau,
Das mild umweht von Zephyrlüften
Gar schüchtern sieht auf weiter Au!

Ich träumte auch vom Silberflusse,
Er zog so froh und leicht dahin,
Das Eis zerschmolz im Flammengusse
Der Sonne gold'nem Feuerglüh'n!

Da plötzlich hüllt des Himmels Bläue
Sich in ein trübes Dunkel ein,
Mir schien's als ob's den Schöpfer reue,
Daß es soll jetzt schon Frühling seyn.

Der Sonne Strahlen glänzten nimmer,
Ich blickt' hinaus mit herbem Weh'
Zum Fenster, seh' im Dämm'rungsschimmer
Wie niedergaukelt neuer Schnee!

All' meine schönen Frühlingsträume,
Die Bilder göttlicher Natur,
Zerstoßen so wie Seifenschäume
Und neue Hoffnung blieb mir nur!

So hofft man, hoffet oft vergebens
Und bitt're Täuschung wird das Ziel
Gar oft des schönen Menschenlebens
In diesem großen Erdenspiel!

Rudolf.

Auf der Gerlitzen.

Die unserer Landeshauptstadt gegen Westen zunächst gelegene Alpe, über deren sanftgewölbter Kuppe die Abendsonne im Hochsommer ihre letzten Strahlen auf die Stadt und Fluren herabsendet, ist die Gerlitzen (6062 Fuß Seehöhe.) Während meines Domizils in Landskron wurde eine Hirschjagd auf der Sonnseite dieser Alpe zur Osterzeit beschlossen, weil um diese Zeit die Hirschen von ihrem Standorte im ausgedehnten Mooswalde in der Schattseite herüber zu wechseln pflegen. Wir brachen vom Pflegehause in Landskron in Begleitung des wackern Bauers Hackenbrein und mehreren Bauernjägern Nachmittags auf, um noch vor Nacht eines der höchst gelegenen Bauernhäuser am steilen Ossiachberge zu erreichen, was uns auch gelang, und wo wir uns in der Stube nach dem Genusse eines Theiles von unserm mitgenommenen Jagd-Proviant auf das Stroh niedermachten, um dann bei Tagesanbruch unsern Jagdgang bis zum sogenannten Finsterbach fortzusetzen. Schon beim Ausgange verspürten wir einen starken Windzug, der sich aber während der Nacht in einen förmlichen Orkan verwandelte. Ein stoßweises Heulen, das Krachen des Dachstuhles und das Losreißen und Abstürzen der lärchenen Dachbretter währte die ganze Nacht hindurch und ließ uns kein Auge zuthun. Als wir bei heranbrechendem Tage vor's Haus traten, erblickten wir einen Gräuel der Verwüstung. Das ganze Dach war zerfetzt, und die Bretter theils um das Haus herum, theils in die Tiefe getragen, die Bäume größtentheils umgerissen. Als der Sturm etwas nachließ, brachen wir auf und traten noch beim letzten und höchsten Bauer, bei dem wir fast die gleiche Verheerung antrafen, noch etwas ein.

Wir gingen dann der Höhe zu, die sehr steil bergan führte. Ich hörte hier meine Jagdgefährten von Arm- und Beinbrüchen erzählen, die zwei Herren früher auf diesem steilen Pfad durch Ausglitschen erlitten hatten. Ich muß jedoch bemerken, daß diese Unfälle wohl nur aus der Unbekanntschaft bei Bergbesteigungen und dem unvorsichtigen Auftreten ihren Grund gehabt haben konnten, denn ich habe späterhin bei Gemsjagden weit gefährlichere und steilere Orte passirt, und habe mir dabei nicht einmal einen Finger überstoßen.

Wir langten unter Windstößen beim bewaldeten Graben im Finsterbach an, wo wir oftmals bis auf die Hüfte in Schnee sanken. Es wurde dann von der anderen Seite des Grabens uns zugetrieben, allein keines der Hirschlein kam zum Vorschein. Dieselben hatten den Sturm verspürt und waren in ihrem schützenden Walde verblieben. Wir entschlossen uns sodann im Schwammboden, dem westwärts zunächst gelegenen Walde, auf Schneehasen und Rehe zu jagen. Ein Schneehase wurde auch richtig gejagt aber nicht zu Schuß gebracht, und so wurde der Heimweg ohne Jägerbeute angetreten. Wir kamen an einen kleinen aber dem Windanpralle am meisten ausgesetzten Bergvorsprung, wo sich ein frisch abgebrochener starker Lärchenbaum unsern Blicken wies, und von der Macht des Orkanes ein Bild gab. Zugleich drang wieder ein heftiger Windstoß dergestalt auf uns ein, daß ich mich auf die Erde werfen mußte. Der riesig starke Bauer Hackenbrein, in dessen langen geschlossenen, lodenen Rock sich der Wind verfing, hatte gerade noch so viel Zeit und Kraft, einen Baum zu umklammern, ohne dessen Hilfe er rettungslos über die Höhe hinab geschleudert worden wäre.

Es war dies wohl der stärkste Sturm, den ich auf meinen Alpengängen zu bestehen hatte.

Jedoch selten ist angewendete Mühe ohne Lohn. Während des Anstandes auf Hirschen hatte ich wieder Gelegenheit, mir die Ueberzeugung zu verschaffen, welchen wohlthuend zum Gemüthe sprechenden vollen Ausdruck der Schönheit unser Heimathland von den Alpen aus biethe. Die freie Lage dieser Alpe in der Mitte des Landes gestattet dem Blicke fast noch jeder Himmelsgegend freie Rundschau. Gegen Süden und Südost: die ganze pittoreske Felsenkette der Caravanken mit den mannigfaltigen Spitzen, von denen der Mittagskogel (6642'), der Ston (7064), der Geintouz (8086'), die Obir (6751'), dann die der letzteren fast gleich hohe Petze, sich besonders bemerkbar machten. Im Hintergrunde ragte der über 10.000 Fuß hohe Triglou in Krain mit den drei unförmlichen Köpfen auf. Den Thalgrund zunächst den Caravanken bildet in überraschendem Wechsel mit seinem schwellenden Grün das lachend schöne Rosenthal.

Gegen Südwest: der Dobracz (6800'), der Manhart (8400') und nach Welschtyrol und Friaul ein fast unabsehbares Heer von Berggipfeln.

Gegen Westen und Nordwest: das großartige Alpenpanorama bis zum Großglodner und Hafnerspitz (9784'), der mit seinen schneebedeckten Brüdern Kärnten vom Nachbarlande Steiermark scheidet.

Ganz in der Nähe ragte der über 7000 Fuß hohe, wegen seiner malerischen Eisform hoch interessante Wöllanernock und der spitze Eisenhut über die anderen Berghöhen. Gegen Nordost und Osten verbinden den schönen Alpenkranz die Grebenze, Flattnitz-, Sau- (6559') und die Koralpe (6759').

Welchen zauberhaften Wechsel von schönen Bildern umschließen diese hehren Alpenzüge!

Die Uebergänge vom Großartigen und Erhabenen bis zum Lieblichen und Anmuthigen in den reizenden Gefilden der Thäler und dem malerischen Uferland der Seeen können von der glühendsten Phantasie nicht schöner gedacht werden, als wie sie unser viel zu wenig gekanntes und bereistes Heimathland biethet.

Mein Blick schweifte über die zwei größten Seeen im Lande, den Werder- und Ossiacher-See mit dem vormals berühmten Stifte, zugleich Grabstätte des stummen Büßers König Boleslaus von Polen, über die freundliche Ebene hin, wo sich unsere schöne Hauptstadt breitet, bis

zum gartenähnlichen Lavantthale und in die Ebenen des Jaunthales.

Die in malerischer Umgebung liegende Stadt Villach mit den mächtigen Schlößern Landskron und Wernberg präsentirte sich nicht minder als ein wunderliebliches Panorama dem Auge.

Die reizenden Bilder, die durch die Natur und den geschäftigen und kühnen Geist des Menschen geschaffen, alle aufzuzählen, wäre zu weitläufig, und mögen sich Naturfreunde bewegen finden, sich von der Wahrheit und Richtigkeit meiner Andeutungen von der schönen Kuppe dieser Alpe aus, deren Ausblick jenem vom Dobracz sehr nahe steht, die Ueberzeugung zu verschaffen.

J. F. M.

Bergmanns-Lied.

Ihr Berge, ihr Matten,
Ihr Quellen im Thal,
Ihr kühlen Schatten
Ich grüß' euch vielmal!

Ihr Säulen der Erde!
Ist Herrlichen euch
Das Herz in dem Busen
Des Menschen nicht gleich?

Da grünet die Hoffnung,
Da blühet die Lust,
Da quillet die Freude
In liebender Brust!

Da gründet sich Felsen
Das feste Vertrau'n,
Die heimische Hütte
Darauf sich zu bau'n.

Und fände da oben
Die Freude ihr Grab,
Wir steigen die Schachten
Erinn'rung hinab.

Und fördern dort unten,
Was Liebe uns hold,
Empfundener Wonnen
Hell lauteres Gold.

J. O. G.

Literarische Anzeige.

In unserer Nachbarprovinz Steiermark erscheinen seit erstem April drei neue nichtpolitische Zeitschriften, die auch von uns berücksichtigt zu werden verdienen, da die Schicksale Steiermark's und Kärnten's in so mancher Hinsicht in einander verschlungen sind, vielfach gleiche Interessen haben und diese drei Zeitschriften zum Theil gleiche Mitarbeiter, darunter mehrere Kärntner, mit der Zeitschrift „Carinthia" haben. Diese drei neuen Blätter sind:

a) „Hoch vom Dachstein." Illustrirtes Wochenblatt für Wissenschaft und Belletristik, erscheint im Verlage von Carl Tanzer's Vergleichsmasse in Graz, herausgegeben von Heinrich Penn und redigirt von Doktor Eugen Neloliczka. Wir haben dieses Wochenblatt schon vorläufig in Nr. 5 der „Carinthia" erwähnt. Die uns vorliegende erste Nummer beginnt mit einer Novelle: „Der letzte König", von unserm Landsmanne Fritz Pichler; ferners lesen wir unter andern eine Ballade: „Zwei Thore" (Baumkirchers tragisches Ende betreffend); dann eine Abhandlung „über die Geschicke der innerösterreichischen Alpen-Länder", dem sich naturhistorische Aufsätze, Correspondenzen über Theater und Musik — auch aus Klagenfurt — Schachaufgaben und Räthsel anreihen. Es ist also beinahe jedes Fach vertreten und verspricht durch seine Mannigfaltigkeit, einen großen Kreis von Lesern zu gewinnen.

b) Der Kobold." Ebenfalls ein illustrirtes Wochenblatt von C. Pfeifer (dem Herausgeber des in Nr. 1 unseres Blattes besprochenen „deutschen Albums aus Steiermark: Alpenklänge"); gedruckt von C. Mühlfeith und Comp. in Graz. Schon das erste Blatt bringt Piecen von zwei in Oesterreich vielfach beliebten Schriftstellern, nämlich ein treffliches Gedicht von Otto Prechtler: „Unter'm Gewitter der Zeit," das des Beifalls jedes Freundes der Lyrik gewiß ist, — und von K. A. Kaltenbrunner „Eine Audienz beim letzten deutschen Kaiser"; mit diesen wechseln Aufsätze über Erziehung, Theater und Musik ab, denen launichte Piecen folgen, die witzig und treffend sind, und sich gewiß viele Freunde erwerben werden. Wir glauben diesem Wochenblatte ein gutes Prognostikon stellen zu können, was es auch verdient.

c) „Der Korrespondent für Untersteiermark." Druck, Verlag und verantwortliche Redaktion von E. Janschitz in Marburg. Dem uns vorliegenden Probeblatte zu Folge, dürfte dieses Blatt durch seine praktische und alle Begebenheiten (politische ausgenommen) besprechende Tendenz sich sehr vieler Theilnehmer erfreuen. Neben den Tagereignissen will dieses Blatt im Feuilleton — Humoresken, Reisebeschreibungen, Bilder aus dem Volksleben, spezial- und naturgeschichtliche Skizzen, welche auf Innerösterreich Bezug haben, Berichte über archäologische Denkwürdigkeiten und Funde rc. bringen. Zugleich ist zu erwähnen, daß dieses Blatt zweimal in der Woche erscheint, und folglich die Tagsereignisse so schnell als möglich mittheilen kann.

M.

Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 7.)

welch, welchn, welk, welken, das Frische verlieren. Eigentlich von Pflanzen oder thierischen Körpern, uneigentlich aber auch von andern Dingen, welche eine Veränderung erleiden; Adelung leitet es von Welen her, welches im Niederdeutschen noch üblich ist, und daselbst Welken bedeutet, das führt ihn auf die Wurzel fahl (unser fåch) zurück. Maas glaubt, daß Wel nicht mit fahl, sondern mit Fell, zusammengehört. Das letztere Wort hatte ehedem die Gestalt: Vel. Mondsee.-Glossen, Pag. 358. Daraus wurde, mittelst des bekannten Ableitungslautes Vellich = häutig, lappig, gemacht, und dieses ging dann, durch geschwinde Aus-

sprache in Velch oder Welch über, aus welchem das Hochdeutsche **welk** geworden ist. Eberhard VI. 194.

Werkla Ding, ein Sache, über welche man sich zu verwundern Ursache hat; o werklo Ding.

Wepseien, im Augenblicke, augenblicklich.

Weri, die Ackerkrebse.

Wertln, Wortwechseln, disputiren.

Weschn, ein Schlag in's Angesicht, die Ohrfeige, gehört zu Watschen, und batten.

Weschge, Weschtia, Ausruf im Zorne. Gleichbedeutend mit dem Englischen beast; Plattdeutsch: Beest. Französisch: bete. Lateinisch: bestia, das Thier, Vieh. Figürlich: ein viehischer, roher Mensch.

wet, statt: wird, z. B. 's wet sey = es wird seyn.

wedn, statt: werden, wo m'r wedn haam gean.

Wexlbålg, ein schlimmes, unruhiges Kind.

wia, statt: wie. In Kärnten mit je und desto gegeben, z. B. Wia heacher d'r Thurn, wia scheaner is Gläut.

Wiar, Damm. Wehre. Wiere. Schottisch: Wiar.

Wicher, der starke, scharfe Wind.

Widen, der Pfarrhof.

Widn, der frische Reisig, als Band zu verschiedenem Gebrauche verwendet; auch mehrere Ruthen zusammengedreht geben ein festes Bindungsmittel; daher bei Otfrid: thaz unitu. Bei den Minnesängern: witte. Englisch: weed?

widnzach, sehr zähe, unzerreißbar.

Wiklwåkl, die Unentschlossenheit eines Menschen, so, oder anders zu handeln.

wild, häßlich. Figürlich: zornig, entrüstet seyn; z. B. er is heunt wild, d. h. zornig.

Wilschuur, der Reisepelz, aus Wild und Schuure zusammengesetzt. Die Wildschur wird meistens aus den Pelzhäuten wilder Thiere, als Wölfe, Füchse verfertigt; und S ch u u r hat im Niederdeutschen die Bedeutung der natürlichen Decke des thierischen Körpers der Haut, des Felles. Diese ist in Wildschur noch übrig. Enem wat up't Shuur geben, d. h. einen prügeln. Brem. Niedersf. Wörterbuch. Eberhard I. 357.

Wimmerie, ein Hitzbläschen. Vielleicht von dem Altdeutschen W e m = der Fleck, die Makel.

Wind, der Stolz, Hochmuth, Eigendünkel. Windmåchn = großthun. Windbeutel = Prahlhans.

Winkll'egen, das Wochenbett halten.

Winklschreiber, ein unbefugter Advokat.

wippig, aufgebracht, zornig.

Wischeln, Pissen, Harnen, Wasserabschlagen. Dieß Wort ist sehr alt, und durch Vorsetzung des w vor **Isch** = (Wasser) entstanden. Altbrittisch: I s l a, I s k. Irrländer haben schon das W an diesem Worte, und sprechen: W i s z e; die Ungarn: Vis, deren Stammwörter oft ganz keltisch lauten; aus W i s (Wasser) haben sie ihr V i s e l l e n, mejo, minga. Schottisch: Pish = das Wasser lassen. Welsch = bissiare.

Wischer, ein Verweis, eine Zurechtweisung, derber Art. Er bekam einen W i s ch e r. Lessing. Sieh' Eberhard VI. 213.

Wischbam, um das Heufuder nieder zu halten.

Wischpln, mit nur etwas geöffnetem Munde und mittelst der Zunge Arien pfeifen. Gehört zum Englischen: whisper. Landschaftlich: w i s p e r n. Italienisch: bisbiglio, verwandt mit to whistle, wispern, wispeln, lispeln, flüstern. Hilpert II.

Wixn, Wixer, wixerisch, ein Ausdruck, welcher im gemeinen Leben und in der scherzenden Schreibart für Prügeln oder Schlagen gebraucht wird. Campe sagt bei: W i ch s e n — vermuthlich von dem alten W i g e n = fechten, schlagen; das Hauptwort Wig oder Wich, in der Bedeutung von Krieg, Gefecht, Streit war bei den alten Franken und Allemannen sehr gebräuchlich. Die Stelle z. B.

„So wer so n'en in suabi
Er w i g zi imo irhuabi."

Otfried. 4 8.

übersetzt Scherz: Si quis eam audiret (tacentem forte inveniret) Pugnam adversus ipsum — susciperet. Doch zweifelt er, daß Wixn von Wigan herstamme, und glaubt, daß nur W a ch s der Stamm sey. Davon bedeutet es zuerst: mit Wachs bestreichen, wie 1) z. B. geschieht, wenn man die Stiefeln w i ch s e t. 2) In so ferne der Gegenstand blank gemacht wird — entstand die Figur: für Putzen, Schmücken, Aufwichsen: festliche Kleider anziehen — überhaupt sich sehen lassen. 1) Wixer: Ein Zierbengel, Stutzer. 2) Ein Räuschchen. — Wixerisch: gut modern gekleidet seyn. Eberhard VI. 184.

Wizigung, wizign, eine Warnung, nicht durch Worte, wohl aber durch mehrere unangenehme Vorfälle hervorgerufen, um Jemanden von seinem gewöhnlichen Thun und Lassen zurückzuhalten, und zu einer bessern Einsicht zu führen — also warnen.

Wöbasn, die Wespe.

Wöbernöst, ein Fehler in einem Gewebe, wo die Fäden zerrissen sind, oder nicht gut aneinander passen.

Wöchl, ein Tischtuch. Vielleicht von W o ch e, da es mit jeder Woche gewechselt wird. Im Möllthale ein grobleinenes Tuch, z. B. Schottwöchl, d. h. das Tuch, durch welches man die geronnene Milch zur sauern Käsebereitung durchsickern läßt. Die hölzerne Vorrichtung dazu heißt S ch o t t l a t e r, d. h. ein Gestell mit Sprossen.

wöqu-a-wö? Warum? weßwegen?

Wogwårt, die Feld-Cichorie.

Woiseln, Winseln, Wehklagen. Englisch: woe. Italisch: oimé. Weh, wehe! Griechisch: οὐαι. Jahn bezeichnet es mit: Wehklagen mit schwacher, ermatteter Stimme, und ist, wie Adelung zeigt, von W e i n e n mittelst einer doppelten Ableitungssylbe gebildet; das S verstärkt, das eln verkleinert dabei.

Eberhard III. 393.

Wöker, ein an den Schwarzwälder-Uhren angebrachtes Werk, welches zu einer bestimmten Stunde, wo der Schlafende gerne aufstehen, oder wach werden möchte, mit einem bedeutenden Geräusche abläuft.

Wolf, die Geh- oder Reitwunde.

wolfl, wohlfeil; du håst ål z'wolfl v'kaft; d. h. um einen zu geringen Preis.

Wolfer, Taufname: Wolfgang.

Wöign, Wålgn, Rollen, Walzen, nach Art der Kinder auf Rasen.

wolschtig, gierig, lüstern seyn.

wolltan, wolltn, viel, ziemlich viel; z. B. er håt wolltan viel Geld.

Wölzn, einen Körper dadurch fortbewegen, daß man ihn um seine Achse dreht — wird auch vom Körper selbst gesagt, der auf diese Art in Bewegung ist. Bei den ältesten Schriftstellern: W e l z a n.

„Thaz ar iz biwelze."

Otfried 2. 17. 333;

hat mit Welle und mit dem Lateinischen volvere einerlei Stammwurzel — und deutet nicht auf Schnelligkeit, wohl aber auf eine Kreis- oder Wellenförmige Bewegung hin. Eberhard VI. 182.

Womazn, womssaig, eine Art sanft gleitender Bewegung, besonders der Mücken, Insekten. Auch das Bewegen der Ameisen. Englisch: to swim. Niedersächsisch: sweimen. Schwedisch: svimma. Angelsächsisch: swiman; — kann also mit schwanken, schweifen gegeben werden.

Womern, Wömern, der Ausschlag. Die Ausschlagbeulen. Altdeutsch: Wem = der Fleck, die Makel. Englisch: to wem = beflecken, verderben. Angelsächsisch: wemman.

Wompn, wompat, der Bauch. Altdeutsch: Wambe, Wampe. Altenglisch: womb. Neuenglisch: womb. Griechisch: βαυμα = die Bärmutter, Schooß; daher wampat = dickleibig, bei Thieren = trächtig.

Won, Wona, ein tiefes, hölzernes Gefäß zum Waschen, auch zum Füttern der Hausthiere.

Wön, ein Bug, eine Vertiefung einer Pfanne, eines Kessels.

Wöne, Wöna, die Laubbuschen zur Winterfütterung der Schafe. Ob nicht vom Lateinischen bene?

Wöndl, Taufname: Benedikt.

wönggat, schief, verbogen.

Wönggn, Wengga, der Einbug an einer metallenen Schüssel, Kessel, Tabaksdose rc.

wönt, statt: werden, z. B. wönt se bält häam keman, d. h. werden sie bald heim kommen.

wörn, überhaupt: machen, daß Etwas nicht geschieht, åbwören: von sich, oder Andern einen Unfall ferne halten. Der älteste Stamm hatte ohne Zweifel einen schwankenden Laut zwischen Hee und Wer, wie es im Mittelalter vorkommt. Als in der Folge mehr Deutlichkeit in die Begriffe kam, erhielt die Form Heer in der deutschen Sprache die Bedeutung des Angreifenden, und Wehr die Bedeutung des gegen den Angriff Schützenden. In andern Zweigen der germanischen Hauptsprache blieb Guerre, Guerra, und das Englische war auch für den Angriff. Eberh. VI. 175. Landschaftlich: Wehr, wehren. Gewehr. Spanisch: vira. Französisch: guerre. Griechisch: ερυω, der Krieg, to war = kriegen, kämpfen.

Wösch, in Haushaltungen, der Tag, an welchem weibliche Domestiken die Wäsche halten. Heunt håmer Wösch, d. h. wir waschen Heute. Figürlich: die fatale Lage, die Unannehmlichkeit, in die ein Mensch geräth — oder in die er sich selbst hineinzieht, z. B. der is in a schiane Wösch keman.

wötterschlachtig, sich unwohl, übel befinden.

Wöschgn, die Wespe.

Wotn. 1) Auf's Ungewisse Etwas thun. In der französischen Sprache ist parier = wetten, von dem Grundbegriffe: gleich (par) ausgegangen. Wachter geht auf das alte Wet, Wed, Wit, Wid, Wat, Wad, zurück, welches ein Band bedeutete, zuerst im körperlichen dann auch im geistigen Sinne. Das Wort war besonders im Angelsächsischen üblich. (Sieh' Br. Nds. W.) Und die Engländer sagen davon noch jetzt: to wed: sich (ehelich) verbinden. Auch im Gothischen war es nicht fremd. Man hatte davon z. B. Witoth = ein Gesetz. „Ei ni gat airai dau witoth thata mosezis, d. h. daß nicht aufgelöst werde dieses Gesetz des Moses. Ulph. Joh. 7. 23. Unser Band selbst, also auch Pfand ist, durch das niesende Einschiebsel, aus Wad entstanden; daher unser Wötn. 2) Das Jochen der Ochsen, d. h. binden — zusammenriemen. Griechisch: εδνοω = heirathen. Eberh. VI. 177.

wözn. 1) Schärfen, z. B. ein Messer. Englisch: to whet. Landschaftlich: wetten, wetzen. Ein Werkzeug an seinen Enden schärfer machen. 2) Unruhig sitzen, sich hin- und herbewegen an einer Bank; der Vogel wetzt seinen Schnabel, wenn er ihn auf einem Steine, oder Holze hin und her streicht. Der Schlächter sein Messer, wenn er es auf einem Stahle hin und her streicht.

Eberhard V. 108.

Wuadeln, das Bewegen der Würmer und Amphibien. Wimmeln.

Wualschger, die Scheermaus.

Wuarm, das Nagelgeschwür, der Umlauf, der Wurm am Finger. Englisch: agnail, ache oder akenail.

Wuast, die Fülle, der Ueberfluß.

wuba, in der Kindersprache der Ausdruck des Schmerzes. Englisch: to woe, Wehe. Lateinisch: bubo = die Beule, weh.

Wuchtl, Fuchtl, die Fackel, ein brennendes Büschel Spänne rc. Sieh' Fackel. Eberhard II. 348. Fackel kömmt schon bei den Alten vor — aus Fackel kann leicht Fuchtl, Wuchtl entstanden seyn. Bei Otfried IV. 16. 32:

„Bigondon sie aib fazzon,
Mit iro liocht fazzon
Mit fakolon managen."

Sie begannen sich zu bereiten
Mit ihren Leuchten,
Mit manchen Fackeln.

Was die Abstammung betrifft, so kann Wuchtl, Fuchtl, wie Fackel zum Griechischen: φακελος = Büschel, und wie unser Pack, Päckel zu Einem Stamme gehören, und kann ursprünglich entweder darauf zurück gehen, daß man zusammen gebundene Büschel trockner Reiser oder harziger Stückchen Holz als Fackeln — Wuchtln — Fuchtln gebrauchte, oder daß die Flamme der Fackel, nicht wie eine dünne, gerade Säule, sondern wie ein Büschel erscheint; oder es stammt von Wackeln, da die Flamme der Fackel nicht ruhig, sondern hin und her lodert. Das ist das Wahrscheinlichste, so wie das Lateinische fax mit Fakel, und vacillari = wanken, wackeln zusammenhängt. Eberh. II. 348.

wurmstichig, wurmsig, von Würmern angefressen, besonders von Birnen, Aepfeln.

wursteln, eine Arbeit lässig verrichten, sich mit Mühe fortbringen, ernähren.

wuseln, von schwärmenden Mücken, Bienen. Englisch: busy. Französisch: besom = geschäftig, thätig, auch unruhig, lästig. Niedersächsisch: Bezig, Bezighed.

Wutwut, der Wiedhopf.

Wuzl, wuzln, Etwas Fettes, Abgerundetes, z. B, a Pålmwuzl, oder ein kleines, fettes Kind. Etwas zusammen Gewalztes, z. B. Brotwuzl, Papierwuzl; daher wuzln = einen weichen Gegenstand zwischen den Fingern walzenförmig rollen. Französisch: voutrer = wälzen, drehen. Italienisch: bozzolo = das Cocon des Seidenwurmes.

Z.

Zaager. 1) Der Zeiger an den Uhren. 2) Das Schild an Wirthshäusern, z. B. a Biarzaager.

Zaan, zaanan, zan, ein Hand- oder Flechtkorb, welcher auf Bäume mitgenommen wird, um z. B. Kirschen darein zu pflücken.

Zaafn zafn, (zer), in Unordnung bringen, zerraufen, z. B. zerzaaste Haar.

zabern, mit höheren Kräften wirken, zaubern. Wachter leitet es vom alten Zabel = Teufel her. Adelung vom Hebräischen Chavar = zaubern. Am Besten ist's, es herzuleiten von Zawen, welches bei den Alten = gelingen, glücklich von statten gehen, bedeutet:

„Ni zaweta imo es nia wiht."
Es gelang ihm gar nichts.

(Forts. folgt.) Otfried II. 5. 24. Eberh. I. 498.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Zweiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 9. Sonnabend, den 3. Mai 1862.

Blume

auf das Grab der hochgebornen und edelherzigsten Freifrau

Maria von Herbert.

(Gestorben zu Klagenfurt am 21. April 1862.)

„Gute Thaten leben fort.“

Es zieht wie sanfter Frühlingsschauer
Durch's stille Thal, das grüne, weite,
Der Todesengel im Geleite
Hin mit den Genien der Trauer!

Er senkt sich auf ein Grab hernieder,
Auf dem ein armes Mädchen jammert,
Tief schmerzlich hält's das Kreuz umklammert
Und ruft: Wo sehe ich Dich wieder! ?

„Dort oben — spricht der Todesengel —
Find'st du die Mutter edler Thaten,
Dort bei des Gottes heil'gem Throne —

Im Reiche, ledig aller Mängel,
Wo sich die guten Werke gatten
Schon tragend des Verdienstes Krone!“

Wolfsberg. R. Waizer.

Die Veste Hochosterwitz.

(Fortsetzung.)

Wir stehen nun im Zwinger vor dem eigentlichen Hochschloße, der dasselbe größtentheils parallel mit dessen Außenmauern umgibt. Von einer ziemlich hohen und starken Zinnenmauer umgeben, welche nur durch das vierzehnte Thor, einen Vorsprung des Hochschloßes, dann zwei große und drei kleinere Wachhäuser unterbrochen wird, bildet er einen ziemlich weiten, zum Theile mit Bäumen besetzten Raum. Aus ihm gewinnen wir die Ansicht des ein längliches, von Südwest nach Nordost laufendes Viereck bildenden Hochschloßes.

Betrachten wir vorerst die sehr regelmäßige lange Seite gegen Nordwest mit ihren zwei vorspringenden halbrunden Eckthürmen, so finden wir sie einstöckig, von der einfachsten, zierlosesten Bauart und mit verhältnißmäßig wenigen Fenstern. Zwei eingemauerte Steintafeln mit biblischen Inschriften und den Jahreszahlen 1575 und 1576 bilden den einzigen Schmuck. Bemerkenswerth sind zwei kleine Ausfallsthüren aus den Souterrains dieser Fronte, welche übrigens, wenigstens theilweise, einst um ein Stockwerk höher gewesen zu seyn scheint. Aehnlich, nur mit etwas eingebogener Fronte und mit einem vorspringenden runden Eckthurme ist die schmale von Westen nach Osten laufende Seite des Schlosses. Nach ihr sind die Schloßgebäude unterbrochen und der Hof nur durch eine Mauer geschlossen, die durch den halbrunden, die Kapelle enthaltenden Thurm getheilt ist. Hier schließt sich dann ein niedriger Bau an und an diesen die zweite schmale Schloßfronte, die noch einen etwas niedrigeren Vorbau hat, durch welchen die Thüre aus dem Zwinger in das Hochschloß führt.

Vor der Zwingmauer liegt an einzelnen Stellen, wo nur immer die sanftere Senkung des Terrains die Annäherung zu erleichtern scheint, eine zweite Mauer, jedoch unzusammenhängend und mit wenig Ausnahmen ohne Wachhäuser.

Betreten wir nun das Innere des Hochschloßes, so wird uns besonders im Vergleich mit den zum Theil so zierlichen äußeren Thoren die Aermlichkeit des kleinen Einganges überraschen, der quer durch den niedrigeren vorspringenden Theil des Hochschloßes über eine eben so unzierliche, zum Theil in den natürlichen Felsen gehauene Stiege von vierunddreißig Stufen in den Hof führt. Das vorspringende Seitengebäude enthält in einer geräumigen Halle die alte, noch brauchbare Handmühle. Nächst ihr müssen wir auch der (wenn gleich nicht im Schloße selbst, sondern im Zwinger befindlichen) Cisterne gedenken, die bei geringer Tiefe von sehr hübscher Arbeit aus gehauenen Steinen rund konstruirt ist, aber gegenwärtig nicht im Gebrauche steht und zu deren Sohle seitwärts ein zur Reinigung, Ausbesserung u. s. w. dienender Gang führt. Links neben der Schloßtreppe eröffnet sich ein unterirdisches Gemach, wahrscheinlich Gefängniß.

Von dem höchsten Punkte der Stiege tritt man in den geräumigen Hof, dessen Horizont zum Theil durch Abstemmung der Felsen gebildet ist, und den von ungefähr vierthalb Seiten (der linken Längen-, den zwei Querfronten und der halben

Längenfronte rechts) zusammenhängende Gebäude umgeben, während der Rest durch eine Zinnenmauer geschützt ist, die einst Mordgänge trug, und aus welcher ein halbrunder Thurm mit der Kapelle vorspringt. Die kurze Eingangsfronte des Hofes und die linke Langseite hat im Erdgeschoß einen Gang mit einfachen Arcaden auf kurzen viereckigen Pfeilern. Außer dem Schmucke einiger Bäume und eines kleinen Gärtchens, fallen sogleich der Brunnen mit einem Rade zum Aufwinden der Eimer und mehrere große viereckige kupferne Wasserbehälter in Gestalt riesiger Wannen auf. Die Tiefe des in den Felsen gehauenen Brunnen wird von sechzehn Klaftern sogar bis fünfzig angegeben; ich halte die erstere Zahl bis zum Wasserspiegel die richtige, den Brunnen selbst etwas tiefer. Einer unverbürgten aber wahrscheinlichen Sage zufolge dürften einst viel mehr kupferne Wassergefäße vorhanden und in einigen größern Thorthürmen vertheilt gewesen seyn. In letzteren waren sie für die Besatzung als einziger Wasservorrath unentbehrlich, im Schloßhofe dienten sie als Reservoirs für Feuersgefahr, die besonders vor Errichtung der jetzt auf den Gebäuden befindlichen Blitzableiter auf solcher Höhe nicht ferne lag.

Noch muß hier auf einen vermauerten Ausfall rechts neben dem Eingang zur Treppe aufmerksam gemacht werden, welcher zu einem unterirdischen Gange führt, der am südlichen Schloßgarten nächst dem „Narrensteige" in einer rund überwölbten Thüre ziemlich hoch über dem Horizonte ausmündet. In neuerer Zeit soll dieser Gang noch als Holzaufzug benützt worden seyn. Hinter der Gallerie des Hofes liegt ebenerdig eine Reihe einfacher Gemächer, so wie die Vordertreppe in das erste Stockwerk und der Zugang zu den Kellern. Der hintere Quertract, welcher keine Gallerie hat, zeigt ebenerdig ein früher als Gefängniß benütztes Gemach, das Stiegenhaus der zweiten Treppe, endlich eine Halle, in welcher einst eine Schmiede war.

An der Zinnenmauer finden wir im Hofe die alte Kapelle. Sie bildet gleichsam das obere Stockwerk des daselbst gegen den Zwinger vorspringenden runden Thurmes und ist an der gegen den Hof gewandten Eingangsseite abgeplattet. Dieser Eingang ist eine halbrund überwölbte unverzierte Thür, an deren Schloß und Thürgriffe sich zierliche Schlosserarbeit, wahrscheinlich des XIV. Jahrhundertes, zeigt. Ueber der Thür ist ein Freskogemälde des XVI. Jahrhunderts: der heilige Nikolaus. Das Innere der Kapelle ist ebenfalls rund, gegen die Thüre gerade abgeschlossen. Die Mauer ist drei Schuh dick, zwei gegen innen zu stark erweiterte halbrund überwölbte schmale Fenster geben Licht. Die Mauern und die Kappen des sehr einfachen rippenlosen Gewölbes sind mit Fresken bemalt, deren Alter die Jahreszahl 1576 zeigt, und welche Votivbilder der Familie Kulmer von Rosenthal und Anderer darstellen. Der Altar ist von 1673 und hat ein gleichzeitiges sehr mittelmäßiges Bild. Die Unterschrift: „Deus et honore ejus me fecit anno jubente imperatore et virtuosa Claudia" ist nicht ganz verständlich.

Neben dem Altare rechts hängt eine Erinnerungstafel, Oelgemälde auf Holz von 1570, Georg Khevenhiller mit zwei Frauen und sieben Kindern zeigend. In einem der sehr einfachen und neueren Betstühle kniet seine hölzerne lebensgroße Statue von vorzüglicher Arbeit, ganz gerüstet, doch ohne Helm.

Ob die Kapelle ein romanischer Bau oder ein späterer sey, dürfte schwer zu entscheiden seyn; für die erstere Annahme sprechen die Grundform, die engen Fenster und ihre und des Thorbogens runde Ueberwölbung, wogegen freilich der Abgang jeden romanischen Ornamentes zu zeugen scheint.

Nicht weit von der Kapelle ist ein Römerstein eingemauert, der in wohlerhaltenen, großen und schönen Buchstaben folgende Inschrift zeigt:

BASSVS. CONGEISTLI. F. SIBI. ET. CAMVLLÆ QVARTI.
F. CONIVGI. PIENTISSIMAE. ET. SVIS.

Die andere Seite des Steines weiset einen Delphin.

Ferners findet man auf einer großen Steintafel im Innern des Arcadenganges folgende, wie Herr Scheiger meint, vom Pastor Christalnig verfaßte Inschrift:

Deo opt. maximo uno atque trino auspice Georgius Khevenhiller in Aichelberg Sigismundi F. J. R. I. baro in Landscron et Bernberg D. N. haered. in Hochen Osterwitz item et supremus per Carinth. Scutiger augustissimor. Caesar. Ferdin. I. Maximil. II. Rudolfi II. a consil. Caroli archiducis Stir. Carint. Carniol. ab arcanis et cubiculis. Ejusdemque suprem. aulae Magister, praeses Carinthiae et Pisini comitat. praefect. sua suorum maximeque reipubl. commoda meditans arcem hanc suis sumptibus instauravit, muris cinxit, propugnaculis munivit, armamentario instruxit, reditibus auxit. Idem filiis posterisque suis omnib. insuper mandat, edicitque arcem hanc ne de suae nomine familiae unquam exridant, eam unque cuiquam ne vendunto, ne donanto, ne premutanto ne dotis aliove nomine obliganto, pro pignore ne tradunto ne dividundi quidem neque elocandi aut ullo denique modo alienandi potestas esto, eosdemque etiam monitos et rogatos vult, christianam religionem pie et caste colant, virtutem amplectantur, sobrietatem maxime. Tum illud animo perceptum fixumque teneant, concordiam pietate stabilitam unam esse inexpugnabilem, itaque sui memores bene beateque vivant valeantque. An. a Chr. n. MDLXXVI. Cal. Januarii.

Der christliche Glauben, den Georg seinen Nachkommen treu zu wahren so angelegentlich empfiehlt, war übrigens die neue Lehre, zu welcher er, so wie ein großer Theil seiner Vorjahren und Nachkommen sich bekannte.

Wir ersehen ferners aus der Inschrift, daß Georg das Schloß nur ausgebessert, vielleicht etwas erweitert und verschönert habe, was sich unter dem Ausdrucke „instauravit" ganz wohl verstehen läßt, während bei einem eigentlichen Neubau ganz gewiß ein bezeichnenderer Ausdruck gewählt worden wäre. Neu gebaut hat er nur die „Propugnacula" d. h. die Thorthürme, Wachhäuser und die dazu gehörigen Ringmauern.

Eine kleinere Steintafel an derselben Seite enthält eine fromme Anrufung und die Jahreszahl 1579. —

Beginnen wir, da die ebenerdige Wohnung, Küche und Vorrathskammer des Burgwärters nichts Merkwürdiges enthält, die Besichtigung der Gemächer des ersten Stockwerkes, so finden wir vorerst in dem vorspringenden Gebäude ein großes Gemach mit einem Erker auf Tragsteinen, und links neben demselben eine zierliche offene Steingallerie, von welcher sich, so wie von den meisten Fenstern des Schloßes eine eben so weite als entzückende Aussicht eröffnet. In der linken Langseite des Hauptgebäudes ist das erste Gemach der Saal, der dadurch an Größe gewinnt, daß er sich ohne Scheidewand an das Innere des halbrunden Eckthurmes anschließt; dann folgen sechs kleinere Gemächer, und es schließt dieser Tract

wieder mit einem größeren, ohne Scheidewand mit dem zweiten Eckthurme vereinten Gemache.

Interessant ist ein im Fußboden des Saales eingeschnittener kleiner Canal zur Leitung des Dachrinnenwassers in die Cisterne. — In einem andern Gemache ist im Fußboden eine Thür angebracht, die über die sogenannte heimliche Stiege in ein unterirdisches, großes, in den Felsen gehauenes Gemach führt. Ueber dieser Thüre soll stets der noch vorhandene Schrank gestanden seyn, der von höchst einfacher Aebeit, jetzt in seinem Innern eine an Alter und Kunstwerth unbedeutende weibliche Heiligenstatue aus Holz birgt. Uebrigens sieht man überall in den Zimmern Reste des alten Wandgetäfels, zum Theil recht hübsch eingelegte Thüren, an einigen Stellen Schuß-Spalten im Fußboden, einen großen, sehr einfachen Ofen u. s. w. — Im zweiten Eckthurme ist der Fußboden durchbrochen und es bestand hier früher nach verbürgten Sagen ein Aufzug. Ueber seine Bestimmung streiten nun diese Sagen; die eine läßt ihn zur Aufziehung der Verbrecher zum Verhöee, die andere zum schnellen Heeaufbringen von Speisen bestimmt gewesen seyn. Wahrscheinlich ist die letztere.

Nahe an diesem Thurmgemache ist das „Nonnenzimmer", ein gewölbter Raum mit Resten ziemlich neuer Freslen. Hier sollen einst die wegen Tüetengefahr geflohenen Nonnen des nahen Klosters St. Georgen am Längsee gewohnt haben. Dieß müßte 1473, 1475 oder 1492 der Fall gewesen seyn, wo wirklich türkische Horden Kärntens Grenze überschritten. —

Das interessanteste Gemach des hintern Quertractes ist die Rüstkammer. Seit die Franzosen im Jahre 1809 die auf dem Schloße bewahrten Geschütze und alle Angriffswaffen (Stich-, Hieb- und Feuerwaffen) mit Ausnahme einiger Armbrüste (in sechzehn Wägen, woraus man auf die große Anzahl schließen kann) abführten, ist hier als Hauptgegenstand nur eine ziemliche Anzahl von Rüstungen geblieben, unter welchen zwar meistens nur einfache Knappenrüstungen und nichts über das XVI. Jahrhundert Zurückgehendes, aber doch einige meelwürdigere Exemplare sich vorfinden.

Das auffallendste und seltenste Stück ist eine ungemein einfache Rüstung des XVI. Jahrhunderts, grau mit blanken Streifen, nur aus Helm, Ringkragen, Brust- und Rückenstück und Schurz bestehend, einst einem riesigen Krieger angehörig. Der Helm hat einen hohen Kamm, durchlöcherte Ohren und Backenflügel, breiten Vorder- und festen Nackenschirm und ist von innen 11 Zoll, der Ringkragen über 7 Zoll weit, und die ganze Rüstung hat über den Bauch 4 Fuß im Umfange. Unter den übrigen Rüstungen finden wir zwei sogenannte Kreuzritter, deren Bruststücke geätzt sind, und neben dem Bilde eines vor dem gekreuzigten Heilande knieenden Ritters das Khevenhiller'sche Wappen zeigen. Aehnliche auf geätzten Bruststücken des XVI. Jahrhunderts vorkommende Darstellungen verführen noch immer das unkundige Publikum, hierin eine Beziehung auf die Kreuzzüge zu sehen.

Interessant ist ein einfacher schwarzer Brustharnisch, auf welchem rechts mit Blatt-Gold und Silber ein Rad und Schwert aufgetragen ist. Diese Veezierung oder Bezeichnung, ersichtlich gleichzeitig mit dem Alter des Harnisches, also aus dem XVI. Jahehunderte, scheint darauf hinzudeuten, daß der Besitzer der Rüstung eine militäe-strafgerichtliche Würde bekleidete.

Einige einfache Knappenrüstungen sind auf der Brust mit der Khevenhiller'schen „Wappen-Eichel" bezeichnet.

Ein hübsches Stück ist eine geätzte Rundtartsche (Schild) mit geschmackvollen Verzierungen um das Khevenhiller'sche Wappen, sehr gut erhalten. Kinderrüstungen sind mehrere vorhanden, auch ein feines Panzerhemd; eine Pulverflasche mit Kugelbehältniß hat eine höchst seltene Form; eine mit Elfenbein eingelegte Armbrust, einige Sättel, darunter ein türkischer, Bogen und Pfeilköcher, gleichfalls türkisch, sind die noch weiters bemerkenswerthen Waffenstücke.

Ein Metall-Basrelief von mittelmäßiger Aebeit, das Jesukind mit der Weltkugel, umgeben von vier Engeln, dann Maria und Johannes daestellend, mit der Jahreszahl 1576, dürfte sich früher in der Schloßkapelle oder in der Kirche befunden haben. Drei Widderköpfe und ein Löwenkopf von Bronçe und von guter Arbeit mahnen daran, daß die Thore einst reich mit solchen Beschlägen verziert waren. Die Thorflügel mögen, in lebendigen Faeben mit Wappen, Landsknechten u. s. w. bemalt und mit solchen Metallbeschlägen geschmückt, sehr zum Aufputze der Thorthürme gedient haben. Auch eine metallene Zugbrückenrolle, die einzige von so vielen Exemplaren, wird hier aufbewahrt.

In einem andern Gemache dieses Stockwerkes finden wir unter einem bunten Gemenge von sehr heterogenen Gegenständen ein sehr altes und interessantes Sprachrohr aus Eisen. Es ist kurz, konisch gebaut, roh aus einer starken Eisenschiene zusammengebogen und so schwer, daß man versucht wird, es für eines jener primitiven Feuergeschütze zu halten, die wir jetzt nur mehr aus Abbildungen kennen.

Ein wahrhaftes Unicum ist ein hier befindliches, leider schon etwas schadhaftes Modell eines Thorthurmes aus Holz. Es ist viereckig, von einfacher Bauart mit beweglichen Pechnasen von Holz und Eisen; das vordere Thor hat ein Fallgitter und Thorflügel. Die Zugbrücke hat inwendig ein Gegengewicht, in einer Lade bestehend, welche schwere Steine aufzunehmen bestimmt war. Zwei eiserne Federn an der Seite dienen, um die aufgezogene Brücke in ihrer Lage zu erhalten. Das hintere Thor ist durch eine Orgel vertheidigt. Dieser seltener übliche und daher wenig bekannte Thorverschluß ist im Systeme dem Fallgitter ähnlich. Während aber dieses aus fest verbundenen senk- und wagrechten Balken besteht und zu beiden Seiten in einer Nuth läuft, wird die Orgel von einer Reihe senkrecht an einer Winde mittelst Stricken oder Ketten hängender, nicht mit einander verbundener Balken gebildet. Der Zweck dieser Construktion ist folgender: Gelang es dem Feinde bei einem Ueberfall in eine der Nuthen des Fallgitters einen Balken zu stellen, oder auch nur unter dem Thor ein starkes Faß oder ein ähnliches Hinderniß anzubringen, so war das Gitter aufgehalten, und man konnte unter demselben durchgehen oder durchkriechen. Bei der Orgel fiel das Aufhalten durch ein Hinderniß in der Nuth weg, weil sie in keiner solchen lief, und wurde ein Gegenstand untergestellt, so hielt er nur einen oder einige Balken auf, während die übrigen doch bis auf den Horizont heeabstürzten. Uebrigens bewährten sich diese Vortheile nicht als genügend, um den Orgeln allgemeinen Eingang zu verschaffen.

Unter den in diesem Gemache befindlichen Gemälden ist das bedeutendste eine Doppeltafel vom Jahre 1548 mit den Bildnissen Bernhard Khevenhiller's und seiner Gemahlin Wandula, auf der Rückseite der Holztafeln ihre Wappen; eine gute Arbeit. Noch mehrere andere zum Theil gute Portraits aus dem XVI. und XVII. Jahrhunderte, darunter jenes Wolf Hannibal's Grafen von Raitenau, des letzten seines Stammes, befinden sich hier. Auch von der Margaretha Maultasch ist eine Abbildung mit einer endlosen

chronographischen Inschrift vorhanden; wichtig ist noch die Abbildung des monströsen Thieres, welches dem Thiergarten den Namen gab.

Im anliegenden Thurmgemache sieht man in den Fenstern die eingemauerten hölzernen Knebel, um die Hacken den Doppelhacken aufzulegen und so den Stoß dieser größeren Feuergewehre aufzufangen.

Außer der älteren Burgkapelle hat Osterwitz auch eine, und zwar verhältnißmäßig ziemlich große, Kirche. Sie steht in der Richtung von Osten nach Westen, bedeutend niederer als das Hochschloß und von diesem ganz getrennt auf einem oben abgeplatteten, steilen Vorsprunge des Schloßberges zwischen dem neunten und vierzehnten Thore. Nur auf der nördlichen Seite frei an den steilen Abhang gebaut und hier durch diesen geschützt, ist sie auf den übrigen Seiten durch die Ringmauer gesichert, welche das Plateau umgibt und an deren ausspringenden Winkeln drei hinten offene, kleine, bastionförmige Wachthäuser auf Tragsteinen über dem Abgrunde hängen. Zum Hochschloße führt vom Kirchenplatze ein Pfad gegen das dreizehnte Thor zu; für die Besucher aus der Umgegend scheint der Zugang hauptsächlich vom „Narrensteige" aus bestimmt gewesen zu seyn, und dieser Zugang war bei der Einmündung auf den Kirchenplatz durch ein Wachhaus und eine über eine Schlucht führende Zugbrücke gedeckt.

Das Kirchengebäude selbst ist ein längliches Viereck von verhältnißmäßig bedeutender Höhe mit einer schmäleren dreiseitig abgeschlossenen, um eine Stufe erhöhten Altarvorlage, das Schiff durch zwei massive viereckige Wandpfeiler in zwei ungleiche Räume getheilt und mit einfachen Kreuzgewölben ohne Rippen überdeckt. Die Pfeiler sind an den Kanten abgeschrägt und haben einfache Plattengesimse, auf denen der mittlere Gurtbogen ruht. In der zweiten größeren Abtheilung des Schiffes ruhen die Gräten des Kreuzgewölbes auf Köpfen, welche Consolen bilden, und unter deren ersten man das Wort „Matthäus", unter dem zweiten „Johannes" liest, während die Schrift beim dritten unleserlich, der vierte aber durch eine Grabtafel versteckt ist (und wahrscheinlich die andern beiden Evangelisten nennt.)

An der Außenseite der Kirche, deren Fläche keine Strebepfeiler unterbrechen, sind Verzierungen von zweifärbigem Mörtel, und namentlich das Gesimse zeigt diese Verzierung mit Laubwerk und dazwischen liegende weibliche Gestalten. Der dem Hochaltare gegenüber liegende Haupteingang hat eine viereckige Thüröffnung, ebenso der Seiteneingang auf der linken Langseite. Die vier Fenster an den Langseiten sind halbrund und überwölbt, ein fünftes über dem Altare und das sechste ober dem Hauptthore sind rund. Der ziemlich starke viereckige Thurm, als Dachreiter aufgesetzt, ist auf jeder Seite gegiebelt und trägt ein achteckiges schlankes Spitzdach, welches ein metallener Engel mit einem Kreuze als Thurmspitze krönt.

Neben dem Haupteingange außen, rechts, ist in ziemlich schlechter Bildhauerarbeit ein stehender bärtiger Mann mit Buch und Schwert, anliegendem Gewande und nackten Füßen angebracht, der auf dem Buche ein großes bis an die Kniee reichendes Blatt hat, als Gegenstück links eine weibliche Figur, ebenfalls mit anliegendem Gewande, ein Amulet auf der Brust und wie die andere Figur ein Buch haltend und das Blatt herabhängend. Unter dem Manne befindet sich ein Greif, unter dem Weibe ein Löwe mit doppeltem Schweife. In dem dreieckigen Raume ober der Thür ist Christus mit den zwölf Aposteln zwischen zwei Greifen und von gleicher Arbeit, mit der Jahreszahl 1586. Neben der Seitenthür stehen zwei Löwen.

Der Hauptaltar scheint dem XVII. Jahrhunderte anzugehören und biethet wenig Interesse. Der Seitenaltar rechts ist vom Altartische an ganz von vergoldeter Bronçe, an der Basis über vier Schuh breit und acht Schuh hoch, hat als Altartafel die Auferstehung in Basrelief und zur Seite mehrere Heiligenstatuetten, alles aus dem Ende des XVI. Jahrhundertes und ohne besonderem Kunstwerthe.

Neben diesem Altar finden wir den Grabstein Franz Khevenhiller's, Erzherzog Maximilian's Rathes und Kämmerers, der 1607 starb und, als Protestant von dem Begräbnisse in Villach neben so vielen seiner Vorfahren durch den Patriarchen von Aquileja ausgeschlossen, sammt seinem gleichnamigen Sohne hier die Ruhestätte fand.

Sehr interessant ist an der hinteren Schlußwand der Kirche rechts die große Grabtafel der Freiin Amalie von Thannhausen mit hübschen Gemälden von 1607, die sehr viele Familienglieder der Khevenhiller und verwandter Geschlechter in gleichzeitiger Tracht zeigen.

Die Größe der Kirche zeigt, daß sie nicht nur für die Bewohner der Burg, sondern auch auf Zuspruch aus der Nachbarschaft berechnet war, wo zwar mehrere Pfarrkirchen bestanden, in denen aber, wenigstens in der Zeit der Gegenreformation, die neue Lehre nicht geprediget wurde. So mochte diese Kirche, wie so manche Schloßkapelle in jener Zeit, der Sammelpunkt der in der Gegend zerstreuten Protestanten gewesen seyn. —

Werfen wir schließlich einen Blick auf die vorzüglichen Baustoffe, welche bei Georg von Khevenhiller's großer Restauration in Anwendung kommen, so finden wir Ziegel nur vereinzelt, etwas häufiger Hausteine (Quadern), am häufigsten Bruchsteine. Die Schartensohlen und die Kronen der Zinnen sind überall des bessern Widerstandes gegen die Feuchtigkeit wegen mit Steinplatten belegt. Cordons, Fenster und Thürgewände, die Umfassung der Schuß-Spalten, der Tragsteine u. s. w. sind aus verschiedenartigen, immer aber harten und feinkörnigen Steinen massiv und fleißig gehauen. Verwitterndes Gestein kommt nirgends vor. Der Mörtel ist durchaus vortrefflich. Als Dachungsmateriale erscheinen im Hochschloße Ziegel, an der Kirche und einigen Wachhäusern Schindeln, sehr vereinzelt endlich Schiefer. Die Keller sind beinahe durchaus in Felsen gehauen, der auch im Schloßhofe und sonst an mehreren Stellen, wo er hindernd vortrat, abgemeisselt erscheint. Die zahlreichen Schrifttafeln sind weiße Marmorplatten, eben so die Statuen und Büsten von weißem Marmor. Gelbes Metall wurde eben so wenig zu Verzierungen als Eisen zu Beschlägen, Schlössern, Riegeln u. s. w. gespart.

(Der Beschluß folgt.)

Abendlieder.

1.

Schwermuth senkt sich in mein Herz
Wenn die Sonne scheidet,
Dämmerung mit Trauerflor
Thal und Hügel kleidet.

Auf des Felsens höchste Zinn'
Flög' ich mit Verlangen,
Wo das liebe Abendroth
Blieb vergessen hangen.

Meine Seele, überglüht,
Läg zur Erd' gebücket,
Wie der Rose Purpurschein,
Die das Bahrtuch schmücket.

2.

Der Berge Felsenkronen
Umzittert bleicher Schein,
In tiefen Weltschmerz hüllet
Das dämmernde Thal sich ein.

Wie eine welke Rose
Der Mond am Himmel steht,
Die goldenen Wolkenblätter
Sind längst im Wind verweht.

So steht mir tief im Innern
Vernarbte Liebeswund',
Die Liebesträume doch zogen
Aus meines Herzens Grund.

W. Reischer.

Dorforiginale.*)

Von Valentin Pogatschnigg.

Originalcharaktere zu studiren hat für den Kulturhistoriker immer etwas Verlockendes. Denn sie bilden die Ausnahmen aus der sich stets gleichbleibenden Volksmasse; in den Ausnahmen aber corrigirt und läutert sich die Regel. Wenn man bis jetzt das Dorf in dieser Hinsicht übersah, war es wohl mehr stiefmütterliche Hintansetzung desselben zu Gunsten der Stadt, deren sociale Licht- und Schattenseiten eine oft bis ins kleinste Detail gehende Schilderung erfuhren.

Ich habe hier die Dorforiginale gewählt und fasse unter diesem Titel alle jene Leute zusammen, die aus dem Bauernthum entsprossen, durch Geist und Fleiß, durch Erfahrung und Studium eine, ihre gewöhnliche Umgebung überragende Stellung errangen. Hieher gehören die ländlichen Kunstjünger, welche eine selbsterlernte Fertigkeit betreiben, die Musikdilettanten und Malertalente des Dorfes, die Lustigmacher der bäurischen Gesellschaft, die Aerzte und Rechtsgelehrten des Landmannes. Freilich tragen diese keine geistreichmachende Brillen und lange Haare wie ihre Vettern in der Stadt, sie sind auch nicht so zahlreich wie diese und vom Trottoir aufzulesen. Keine deutsche Hochschule hat ihnen ein Diplom ausgefertigt oder wohl gar den Doktorhut zugeschickt. Und doch nehmen sie in ihrer Sphäre gleichen Rang ein, wie jene in der Stadt und besitzen ebenfalls alles, was den Menschen ziert und adelt. Witz und Energie, Verstand und Herz sind auch bei ihnen in schöner Harmonie vereint, wenn auch von einer urwüchsigen Natur in eine etwas rauhe Hülle gekleidet. Ihre Studien haben sie mit offenem Auge und unbefangenem Herzen am Leben gemacht und die Berechtigung zur Ausübung ihrer Kenntnisse auf eigene Faust sich ausgestellt. Bogumil Goltz schildert uns ein solches Subject in seiner derb-humoristischen Weise: „Dies elementare und unverwüstliche, geköpft immer wieder aus der Wurzel ausschlagende Original war Gärtner, Winkeldoktor, Apotheker, Geburtshelfer, Advokat für alle Leute, welche einen Haß gegen die studirten Rechtsverdreher, gegen die lateinischen Henker und die reguläre Justiz im Busen tragen. Er sammelte Versteinerungen und Officinalpflanzen, er beschneiderte und beschusterte sich selbst. Er hatte eine Bibliothek von uralten Kräuter- und Wundeebüchern und ein Museum von jedweder Curiosität, die im Umkreise von drei Meilen zu seiner Wissenschaft kam; denn über die heilige Zahl drei ging seine unbändige Neubegier nicht hinaus, welche Begierde seiner Wissenschaft und Dichtung Wurzel war."

Zwei Richtungen der menschlichen Kunstthätigkeit sind es besonders, denen sich im Falle eines geistigen Dranges die geweckteren Köpfe des Landvolkes zuwenden. Das ist die Musik und die Mechanik, Künste, auf welche das Leben selbst schon und die eigentliche Naturumgebung hinweist.

Zunächst von der Musik und ihren Trägern im Dorfe!

Ihm allein angehörige Instrumente besitzt das Alpenland — von diesem speciell wird hier gesprochen — hauptsächlich drei: die Hirtenflöte, das Hackbrett und die Zither. Früher gesellte sich noch der Dudelsack hinzu. Die beiden ersteren, wiewohl noch sehr primitiv und wegen ihres Baues wenig für künstlerische Ausbildung geeignet, finden indeß doch bei Hirten, Holzknechten und Jägern ganz tüchtige Meister. Langjährige Uebung hat die Rauhheit des Spieles abgeschliffen und die Hindernisse, welche im Instrumente selbst liegen, glücklich überwunden. Es ist wahrhaft staunenswerth, was für zarte Weisen oft darauf gespielt, noch mehr aber mit welcher Virtuosität sie ausgeführt werden.

Der meisten Beliebtheit erfreut sich indeß wohl die Zither. Das bald wehmüthige, bald frohe, jetzt stille, dann wieder vollrauschende Tönen derselben, in welchem sich alle Lust und aller Schmerz auszusprechen vermag, übt einen gewaltigen Zauber auf den Naturmenschen wie auf den Sohn der Cultur. Ludwig Frankl konnte mit Recht von ihr singen:

„Wie bist du Schmerzen lösend, du süßer Zitherton,
Todschwere Fesseln sinken von meinem Geiste schon."

Darum fehlt sie auch selten in einem Hause, und, wenn im Dorfe nirgends, ist sie doch im Wirthshause vorhanden. An Sonn- und Feiertagen oder an den Vorabenden zu denselben versammelt sie die Dorfbewohner zu Gesellschaft und Tanz. Ein schlichter Bauernbursche spielt sie zur allgemeinen Belustigung. Er hat die Kunst bei keinem Meister gelernt und findet doch außerordentlichen Beifall. Sein Spiel geht eben sowohl zum Herzen als in die Füße. Ich habe besonders im Gurk- und Metnizthale und einigen andern Gegenden Kärntens und Steiermarks unter diesen schlichten Landleuten bessere Meister gefunden, wie es oft jene sind, welche als sogenannte Volkssänger von Stadt zu Stadt mit Zither und Hackbrett herumziehen. Dergleichen Zithervirtuosen besitzt

---

*) Aus dem in Graz erscheinenden Wochenblatte: „Hoch vom Dachstein" — auf welches wir die Vaterlandsfreunde wiederholt aufmerksam machen.

D. R.

jedes dritte oder vierte Dorf im Gebirge, nur kann man sie nicht nach Belieben erfragen oder herpfeifen. Es geht mit ihnen so wie mit den Sagen und Volksliedern; zufällig und unerwartet hört man viel häufiger etwas davon, als wenn man absichtlich auf sie Jagd macht.

Nachdem ich schon einmal von der Dorfmusik spreche, darf ich auch die Meßnerknechte nicht übergehen, welche in Ermanglung geschulter Musiker und Meßner als Autodidakten das Orgelspiel der Kirche besorgen. Ihre Zahl ist eine noch ziemlich große, wiewohl sie sich von Tag zu Tag verringert. Dieser Orgeldilettantismus ist eine ganz eigenthümliche Erscheinung der katholischen Bevölkerung mancher Alpengegenden. Die Orgel ist ja ein heiliges geheimnißvolles Instrument, darum muß dem gläubigen Volke ihre Behandlung als ein besonders gottgefälliges Werk erscheinen. Mit Mühe und einer wahrhaft Mitleid erregenden Ausdauer machen sie sich's eigen und haben sie's einmal zum Spielen gebracht, dann exekutiren sie auch diese Fertigkeit vom Chore herunter zum Leidwesen wahrhaft musikalischer Ohren. Gerade für diese scheint die volksthümliche Bezeichnung „Orgelschlagen" wie geschaffen zu seyn. An Filialkirchen oder selbst an solchen Pfarrkirchen Kärntens, wo kein Schullehrer existirt, gedeihen diese sonderbaren Käuze, und ich habe selbst in der Nähe größerer Orte sie angetroffen. Indeß gibt es auch hier wieder ganz fertige Organisten, bei denen das angeborne Talent trotz aller Hemmnisse doch zum siegreichen Durchbruche gekommen ist.

Das sind die Musiker des Alpenlandes und ihre Schilderung, ein Beitrag zu Kohl's „Reich der Töne in den Alpen."

Mit Mechanik beschäftigt sich der Landmann wohl nur hauptsächlich insofern, als sie dem Hausgebrauche dient. Was er aber ergreift, packt er auch mit der ihm angebornen Energie an und führt es mit aller Zähigkeit zu Ende. Ich kenne Bauern, die ohne einen Thau von theoretischer Maschinenlehre zu haben, nach eigenen Ideen ganz brauchbare und kunstgerechte Werke konstruiren: Dreschmaschinen, Most- und Weinpressen, Uhren sind die Hauptprodukte ihrer Thätigkeit und manche derselben vermöchten sicher Techniker in Staunen zu versetzen.

Im obern Lesachthale von Kärnten starb vor einigen Jahren ein Mann, der in dieser Beziehung ganz Außerordentliches geleistet und auch sonst eine der originellsten Persönlichkeiten des Thales war. Er hieß Johann Mascher und war aus dem dortigen Dorfe Liesing gebürtig. Derselbe verfertigte für sein Dorf, die Umgebung, und später, als sein Ruf weiter drang, für das ganze obere Gailthal allerlei Maschinen und Werkzeuge, reparirte Uhren, konstruirte Pressen nach originellen höchsteigenen Einfällen.

Er soll auch die köstliche Aeußerung gethan haben: „Mir kimmt für, mit aner Maschin mäaßet man selbar en Teufel vun der Hell treiben künan." Ueberdies war er für das ganze Lesachthal ein politisches Orakel. Nicht ohne Anerkennung seiner Verdienste ließen ihn seine Nachbarn von dem Maler Lexer in Klagenfurt portraitiren, und gegenwärtig hängt er in effigie im „historischen Vereine" zu Klagenfurt, mitten unter Prinzen und Prinzessinen und anderlei berühmten Leuten aufgehängt.

Ein anderes ähnliches Beispiel ist der Tiroler Peter Anich.

In der Rubrik Dorforiginale muß ich nun noch der ganzen großen Zahl der Landärzte gedenken, dieser vielfach verfolgten Doktrinäre der Erfahrung. Für die gewöhnlichsten Krankheitsfälle ist am Lande jeder sein eigener Arzt; in verwickeltern wird der Bauern- oder Dorfarzt, der entweder im Dorfe oder in der Nachbarschaft lebt, gerufen. Dieser muß nun ebensowohl dem Viehe als den Leuten helfen und ordinirt auch nicht selten für beide in gleicher Weise. Es finden sich bei ihnen manchmal große praktische Kenntnisse der menschlichen und überhaupt der Natur und sogar eine bedeutende Belesenheit. So ein Landhyppokrates hat in seinem Stübchen eine ganze Bibliothek alter und neuer Folianten der verschiedensten Werke über Pflanzen- und Arzneikunde und selbst über Anatomie. Man muß nur einmal in einer solchen Bibliothek herumgestöbert haben um sich zu überzeugen, daß denn diese Leute oft nicht ganz ohne sind. Wir wollen keineswegs der Kurpfuscherei und dem Baderthum das Wort sprechen, allein das wird niemand läugnen, daß manche sehr viel Erfahrung besitzen, die selbst geschulte Mediciner verwenden könnten. Die vielen von ihnen glücklich ausgeführten Kuren und eine bei ihnen schon so lange durchgeführte Arbeitstheilung — (es gibt natürlich eigene Aerzte für innere und eigene für äußere Krankheiten; besonders sind die Beinbruchärzte bekannt) — haben ihnen beim Volke ein Ansehen verschafft, gegen welches noch manche Jahrzehente erfolglos anstürmen werden, bevor es fallen dürfte. Ich könnte aus Kärnten und Steiermark einige Namen von dergleichen Doktoren nennen.

In diesen meinen Federzeichnungen aus dem Dorfe hatte ich mich hauptsächlich auf das Allgemeine beschränkt. Spezielles zu diesem zu liefern, behalte ich mir für ein Andermal vor. Wünschenswerth aber wäre es, aus den verschiedenen Theilen der Länder ähnliche Beobachtungen zur Mittheilung zu erhalten. Denn nur durch das Zusammenwirken Vieler kann eine große umfassende Volkskunde erwachsen.

Poesien von R. Waldenau.

1. Genesung.

Lange schwiegen meine Lieder,
Und der Geist der Poesie
Lag ermattet, krank darnieder
Brütend in Melancholie.

Sieh, da trat ein holder Engel
Vor das Lager, schneeigweiß,
Und mit einem Lilienstengel
Kühlt' er mir die Stirne heiß.

O da lösten sich die Glieder!
Rasch entfloh der Träume Chor,
Und die Lieder quellen wieder
Aus des Herzens Born hervor. —

2. Des Dichters Heimweh.

Nach den Wiesen, nach den Auen,
Wo der Heimath Blümlein blühen,
All' die rothen und die blauen —
Dorthin möcht' so gern ich ziehen!

Nach den Auen, nach den Wiesen,
Wo die Frühlingszeit des Lebens
Ich genossen — o nach diesen
Sehnt die Seele sich vergebens.

Wenn von ferne Glockenlauten
Tönet durch des Waldes Föhren,
O da glaube ich der trauten
Lieben Heimath Ruf zu hören!

Und es zucken durch die Glieder
Heiße, sehnsuchtsvolle Gluten,
Und der Brust entströmen Lieder,
Doch das Herz — es muß verbluten! —

3. Wintermorgen.

Es glänzt voll Pracht der Sonnenstrahl
Beleuchtend hell den neuen Schnee,
Und überall, so weit ich seh',
Erglänzen Sternlein ohne Zahl.

Und unter mir das stille Thal!
Kein Laut dringt durch die Bergesluft;
Des reinen Schneees frischer Duft
Erquickt und tränkt den Sonnenstrahl.

Mir ist, als ob zum ersten Mal'
Ich heute in die Welt geschaut! —
Wie schön, wie rein der Himmel blaut!
Und Sabathsruhe überall!

Das Kirchlein steht so still im Thal' —
Ein Friedensbild! — es schwillt nun auch
Das Herz in mir voll Liebeshauch,
Durchglüht vom schönsten Sonnenstrahl!

4. Nacht.

Schweigend und kalt senkt mit schwarzem Gefieder
Langsam die Nacht auf die Erde sich nieder.
Träumend blick' ich in das Dunkel hinaus:
Alles, was rüstig am Tage sich regte,
Munter und frisch im Gewühl sich bewegte,
Ruht in den Armen des Schlafes nun aus.

Rauschend die Woge des Flußes sich kräuselt
Und an der rauschenden Woge da säuselt
Schilfrohr so leise im nächtlichen Schein; —
Erlen, die neigen zum Wasser sich nieder,
Lauschen entzückt auf die murmelnden Lieder, —
Endlich auch schlafen ermüdet sie ein.

Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 8.)

zach, zähe.

Zacher, die Zähre, Thräne, die Tropfen, die aus den Augen rinnen. Bei Otfried: Tachar; Englisch: tear, verwandt mit dem Griechischen: δακρυ. Eberhard V. 329.

Zadern, zadarat, Fasern, faserig.

Zaggl, der Schweif, cauda. Bei Notker: Zagel. Altdeutsch: Zall. Englisch: tail. Landschaftlich: Zagel, Zachl. Figürlich: ein roher Mensch.

Zam, der Zaum. Im Niederdeutschen ist Tämen oder Tämmen = zähmen. Ulphilas hat Tamjan für zähmen. Zunächst ist also Zam — ein Mittel, um Thiere zahm zu machen. Zahme Thiere aber heißen ursprünglich die Hausthiere, im Gegensatz gegen die wilden, welche auf dem Felde leben; und so wie Wild mit Feld verwandt ist, indem W und F gleichgeltend waren, so ist auch Zahm, niederdeutsch: Taam oder Tamm (Br. Nds. Wörterbuch) aus Dom entstanden, welches ein Haus bedeutete, und auch Tum, Toam, Dem, u. s. w. lautete (Schilter), somit heißt zähmen ursprünglich: an das Haus gewöhnen, häuslich machen, und davon zunächst: die Wildheit benehmen, vermindern, völlig eben so, wie das Lateinische domare = zähmen, zu domus, Haus gehört. Zam ist also das Mittel dazu, um wilde Thiere häuslich zu machen. Eberh. I. 346.

Zamer, der Brautführer bei Hochzeiten. Im Gailthale wird die Braut gesamt. Sieh' saman.

zakn, prellen.

zânawô? wozu? z. B. gib mir a Geld! Antwort: zânawô? wozu? wozu wirst du es verwenden?

zan. 1) Die Stange aus Eisen, Stahl, Gold, Silber, Kupfer, daher das Zanfeuer. Ziska, Pag. 8. Nägelzain. 2) Eine Art geflochtenen Korbes.

zâppln, in kurzen Tritten schnell gehen, oder unruhig auf derselben Stelle stehen. Figürlich: zâppln lâssen, d. h. Jemanden in seiner Verlegenheit lassen.

zarren, ziehen, schleppen. Englisch: to tar.

Zarrer, eine Gattung Tresseln.

zartisch, empfindsam.

zaschn, Jemanden träge nachfolgen, gewöhnlich nachziehen. Niedersächsisch: tensen. Henneberg: zöschen. Es ist das Diminutiv von ziehen; daher wahrscheinlich unser Tâscher statt: Zâscher.

zasfrn, sieh' zäasn.

Zaukn, eine läufige Hündin; eine Hündin überhaupt.

zaundiar, ganz abgemagert, hager, fleischlos. Gehört vielleicht zum Lateinischen: durus, hart. Erste Wurzel Dur, Dür. Slavonisch: Twerdo = fest; denn was ohne Fleisch ist, ist hart.

zaunmarterdiar, ganz abgemagert, wie Oben; d. h. mager, dürr, wie der Tannen- oder Fichten-Ast, welche zum Umzäunen verwendet werden.

Zaunring, aus kleinern Fichten- und Tannen-Aesten mittelst Feuerwärme geflochtene Ringe.

Zaunschlupfer, der Zaunkönig.

Zaunstökn, größere Fichten- oder Tannen-Aeste, welche zugespitzt, in die Erde geschlagen und mittelst obiger Ringe je zwei und zwei verbunden werden, um so die Umzäunung herzustellen. Zaun — im Niederdeutschen Tuun, vom Angelsächsischen: Tynan, einschließen, umfangen. Bei Notker Steinzun.

zauneada, gallig, zuwider, lästig, abgeschmackt. Sieh' eada — das zaun bildet immer den Superlativ; so wie man an einen Zaun stößt, man es für sehr lästig hält.

Zeisele, der Zeisig.

Zeiflwägn, ein langer Wagen mit einem Flechten- oder Leinwand-Dache.

zeggazn, schäckern.

zekfâast, sehr feist.

zelpern, laufen, trippeln, fast wie zappeln.

Zeltn, ein Kuchen. Lözelt, d. h. Leb- oder Pfefferkuchen. Leinsatzeltn, d. h. ein Kuchen aus Leinsamen, welch Letzterer sehr gesucht wird, den Kühen zu verabreichen, um ihnen das Kalben zu erleichtern.

zenan, trotzbiethen, die Zähne zeigen.

Zenger, Unkraut.

Zenitzn, Grundstücke nahe an Bergen, am Walde — besser an der Schattseite.

Zentring, ein Stück Fleisch, wie selbes zum Räuchern vorgerichtet wird, in zwei Theile gespalten am obern Ende zusammenhängend. Im Keltischen bedeutet Enterig einen jungen, wohlgemästeten Ochsen. Dictionaire celtique: Enterig = Bouvillion, jeune boeuf; also ein großes Stück davon.

Zenz, der Taufname Vincenz.

Zepln, ein eiserner, spitziger Hacken, zu Holzarbeiten.

zeppeln, kleine, schnelle Schritte machen — trippeln, zapeln.

Ziacher, im Lottospiel ein Treffer.

Ziachn, Ziachl, ein Ueberzug über Betten. Polsterziachl.

Ziachscheit, die Deichselwage.

ziagn, ziehen, schleppen; verziagn = verschleppen.

zichtn. 1) Ein Hausthier von guter Race selbst großziehen. 2) Argwohnen, Jemanden in's Unrecht ziehen.

Zichter, ein selbst großgezogenes Hausthier; auch wohl ein Ziehsohn, Ziehtochter. Von ziehen — aufgezogen — Zucht, Gezücht.
Eberh. 3. 207.

zikn, säuerlich werden vom Bier.

Zikerl, bons — bons; Leckerbissen.

Ziln, ein Kahn, ein leichtes Fahrzeug auf Flüssen. Bei Hagen und Horneck: Züll, Zullen. Angelsächsisch und Normanisch: Ciula.

Du bodenlose Zülle
Als ich dich gefülle
Ich senkhe dich an der helle Grundt.
Seyf. Helbling.

ziman, scheinen. dünken, z. B. zimt mer schiar, d. h. es dünkt mir fast.

Zimênt, ein blechernes Maß für Flüssigkeiten. Italienisch: cimento.

zimpferla. 1) Verzärtelt, schwächlicher Natur. 2) Nett, klein, zierlich. 3) Uebertrieben, ängstlich im Vermeiden des Unschicklichen; a zimpferlas Thuan. 4) Uebertriebene Sittsamkeit affectiren; dieß Wort ist ein Intensivum von ziembar; auch in Schwaben hörbar.

zinzeln, zinzla, empfindlich thun — leicht reizbar.

Zipf, Zipfle, die Ecke eines Tuches, eines Polsters. Im Englischen bedeutet nip ein kleines, abgeschnittenes Stückchen von einer Sache, der Schnipp, das Schnippel, die Schnitte, der Schnitz. Sieh' Eberhard VI. 253. Zipf, Zopf, Schopf = biegsame, dünn oder spitzig auslaufende Theile eines Dinges.

zipfazn, langsam trinken, schlürfen. Beim Trinken jungfräulich thun. Figürlich: verzipfazn = vergehen, verzweifeln.

Zipfln, im Trinken kleine Züge thun; tropfenweise schlürfen. Griechisch: νιζω = ich benetze; νιπτω = ich wasche. Hebräisch: nuph = tröpfeln. — Ich aber wäre fast der Meinung, dieses zipfln zum Englischen to sip anzupassen. Landschaftlich: sippen, saufen. Französisch: souper. Spanisch: sopo = in kleinen abgesetzten Zügen trinken, nippen, mit halbgeschlossenen Lippen eine Flüssigkeit in sich ziehen, — schlürfen. Hilpert II. 373.

Ziperlein, das Podagra.

ztâat, zitâade, z'tâada, z'tâadla, sehr, recht sehr, über die Massen, z. B. er is ztâadt verliabt, d. h. über die Massen. Superlative. Englisch: to dot on.

Zizle, etwas Weniges von irgend einer Sache — ein Bischen — mehr von Lein- und Tuchwaaren.

ziz lweis, kleinweise, stückweise. Beide unstreitig herstammend vom Altdeutschen litzel, lützel. Englisch: little. Griechisch: λιτος = klein, im Gegensatze von groß; auch eine kleine unbestimmte Menge = wenig. In der Keltensprache wie im Englischen heißt littal, oder little ebenfalls klein. Und unsere Litzlhöfe in Kärnten erscheinen demnach in der Bedeutung der Kleinhöfe.

z'lêxat, leck seyn, von hölzernen Gefässen.

z'mârgaster, des Morgens, Morgens.

z'martert, sich abgearbeitet haben.

z'matschgn, etwas Weiches mit Fingern zerdrücken, z. B. einen faulen Apfel; mehr mit der ganzen Faust zerdrücken.

z'mudeln, mit Fingern walzenförmig etwas zerdrücken, zerreiben.

z'nagst, unlängst, neulich.

z'nicht, verdorben, nicht zu brauchen — kränklich sich fühlen, z. B. i bin Heunt z'nicht, d. h. krank. Figürlich: böse, ungut, z. B. a z'nichter Mensch, d. h. ein Wicht, unehrlicher Mensch.

z'lexnt, sieh' z'lexat.

z'resinirt, verrückt, wahnsinnig, nicht bei Sinnen seyn; im Lavantthale.

z'schtrachn-kôman = aus einer mißlichen Lage, aus einem Unfalle sich wieder erheben, sich aufrichten. Vom altdeutschen strak, strekken. Englisch: straight, strak, von recht. Lateinisch: recta = gerade, im Gegensatze von krumm.

Zöchprobst, der Kirchenvater, Kirchenkämmerer.

Zögger, ein strohener Handkorb. Figürlich: ein gemüthlicher Alter.

Zögger, ein gutmüthiger Mensch.

Zoggl, die hölzernen Schuhe.

Zolpak, ein roher, plumper Mensch. Italienisch: zolla = die Scholle.

Zôm, das gedorrte, männliche Glied eines Ochsen.

zonan. 1) Weinen, auf eine widerliche, fast unerträgliche Weise. S' Kind zont, d. h. es weint. 2) Jemanden auf eine ganz eigene Weise mit verzogenem Munde, spottweise — mit sichtbaren Zähnen anlächeln. Adelung und Campe haben das Wort Zannen nicht; der Erste führt es jedoch unter Zank an. Sollte es nicht vielmehr zu Zahn gehören? Eberhard III. 395. In einem alten Liede über die Streitigkeiten zwischen den Görlitzern und Zittauern im Jahre 1491, welches Professor Büsching in seinem wochentlichen Nachrichten, Band I. Seite 29 mittheilte, heißt es:

„Sie zogen ken wenschoßig nein,
Sie nahmen Pferdt, Kuhe, Kelber und Schwein,
Sie trieben sie mit Einander von dannen,
Manch görlitzer recht vor leide wol zannen.

zontlukat, zontschârtat, der sichtbare Abgang der Zähne.

(Der Beschluß folgt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Zweiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 11. Sonnabend, den 31. Mai 1862.

Verrath und Treue, oder Lohn wahrer Fürstenmilde.

(Nach einer wahren Begebenheit zu Pisa im Jahre 1355.)

Ballade, von Hermann Waldenrath.

Nacht ist's und ein tiefes Schweigen
Herrscht auf Pisa's blüh'nden Feldern,
Blutrath hinter dunkeln Wäldern
Sieht man auf den Vollmond steigen.

Friedlich unter seinem Dache
Schläft zur Nachtzeit der Gerechte,
Nur der Bosheit sind die Mächte
Dienlich stets zum Werk der Rache.

Sieben Männer, schwarz gekleidet,
Steh'n berathend in der Runde,
Haben im Verschwörungsbunde
Sich zu frevler That vereidet.

Gombalueta's sind die Frechen,
Die nach ihres Landesfürsten,
Nach des Kaisers Blute dürsten,
Eig'ner Herrschsucht Bahn zu brechen.

Und der Aelteste im Kreise
Führt das Wort: „Wißt, meine Brüder!
Kaiser Karl kehrt morgen wieder
Von der Römer Krönungsreise.

„Gift und Dolch wird nimmer taugen
Uns vom Zwingherrn zu befreien,
Ihn bewachen die Getreuen,
Wie das eig'ne Licht der Augen.

„Aber Nachts, wenn im Palaste
Er entschlummert ist in Träume,
Lod're Feuer durch die Räume,
Und so sterbe der Verhaßte."

„Ja, er sterbe!" murmeln leise
Die Verschwor'nen dumpf zusammen:
„Geht auch Pisa auf in Flammen,
Weib und Kind und sieche Greise."

D'rauf die sieben Mordgesellen,
Aehnlich sieben bösen Geistern,
Die der Unschuld sich bemeistern,
Schleichen heim in ihre Zellen.

Als am blauen Himmelsbogen
Klar die Sonne aufgegangen,
Sieht man Pisa festlich prangen,
Jubelnd von dem Volk durchzogen.

Durch die stolze Ehrenpforte
Zieht der Kaiser, ihm entgegen
Jauchzt die Menge: „Heil und Segen
Cäsar, Dir, dem Friedenshorte."

Und ein Weib sinkt ihm zu Füßen:
„Schuldlos seufzt mein Sohn in Ketten,
Lieber Herr! ihn zu erretten
Wollest Du Dich mild entschließen."

Und der Kaiser voll Erbarmen,
Tröstet die Betrübte gnädig:
„Wohl, er sey des Kerkers ledig,
Freue sich in Mutterarmen."

„Nicht zu strafen — zu verzeihen,
Zu willfahren bill'ger Bitte
Wünsch' ich in des Volkes Mitte
Seiner Liebe mich zu freuen."

Alles preist des Herrschers Güte
Und es klingt von Mund zu Munde
Diese frohe Gnadenkunde,
Liebe weckend im Gemüthe.

Nur die Gombalueta's grollen,
Heimlich zum Verrath verschworen,
Schelten Alle: Blöde Thoren,
Die dem Fürsten Ehrfurcht zollen.

Abend wird's, der Kaiser müde
Will sich sanft zur Ruhe legen,
Bethet auch den Abendsegen,
Fleht, daß Gott ihn treu behüte.

„Schütze mich," — so spricht der Fromme —
„Herr! vor feindlich bösen Mächten,
Daß in schattendunkeln Nächten
Ueber mich kein Unheil komme."

„Ew'ger! Deiner Huld empfehle,
Ohne Furcht vor Haß und Rache,
Ob ich schlafe oder wache,
Meinen Leib ich, meine Seele."

Seine Augen matt sich schließen,
Ihn erquickt ein süßer Schlummer,
Denn sein Herz bewegt kein Kummer,
Keine Schuld drückt sein Gewissen.

Aber jetzt mit einem Male
Gaukeln vor der Seele wilde
Schreckgestalten, Traumgebilde,
Schwarz, im blut'gen Feuerstrahle.

Aus dem Schlafe fährt erschrocken
Er empor, sucht sich zu fassen,
Stürmisch wogt es auf den Straßen,
Heulend läuten alle Glocken.

Und ein röthlich fahler Schimmer
Widerscheint vom Sternenhimmel,
Brausender wird das Getümmel,
Oed' nur schweigt's im Kaiserzimmer.

Und es springt der Fürst mit Grauen,
Unglück ahnend, aus dem Bette,
Daß er schnell sein Leben rette,
Fest auf Gott ruht sein Vertrauen.

Rasch durch die Gemächer flüchtend,
Qualmt ihm heißer Dampf entgegen,
Feuer zischt auf allen Wegen,
Schauerlich die Räume lichtend.

Zögernd starrt er voll Entsetzen
In die wachsend wilden Flammen,
„Höllenwerk! in Gottes Namen,
Sollst du nimmer mich verletzen."

Und so stürzt der Glaubenstreue
Muthig durch die Feuerbrände,
Ihn beschirmen Engelshände,
Unversehrt kommt er in's Freie.

Da vernimmt in seiner Nähe
Er bestürzt die rauhen Worte:
„Hütet des Palastes Pforte,
Daß dem Tod er nicht entgehe!"

Und er eilt, von Angst beklommen,
Sich im nächsten Haus zu bergen
Vor des Hasses Meuchelschergen —
Gastlich wird er aufgenommen.

Seht, die würdige Matrone,
Deren Sohn er freigegeben,
Schützt des edlen Kaisers Leben,
Dankbar, gleich dem wackern Sohne.

Denn als Gombakuta's Rotten
Racherfüllt das Haus bestürmen,
Weiß den Fürsten man zu schirmen,
Listig des Verdachts zu spotten.

Da der frevle Plan mißlungen,
Karl'n durch's Feuer zu verderben,
Sollt' er unter Dolchen sterben
Der Empörer, rachdurchdrungen.

Gombakurta's, die Verräther,
Künden laut: „Die Feuerflammen
Loderten in Kaisers Namen,
Seine Söldner sind die Thäter!"

„Pisa's Volk zu unterjochen
Durch Vernichtung aller Waffen,
Die ihm könnten Schutz verschaffen,
Hat das Urtheil Karl gesprochen."

„D'rum ward das Senatsgebäude,
Wo wie Lanze, Schwert und Keule
Aufbewahrt zu unserm Heile,
Durch Verrath der Flammen Beute."

„Rache heischt das frevle Streben
Dieser frechen Freiheitswürger,
Zu den Waffen, Pisa's Bürger!
Schonet keines Fremdlings Leben."

Und das Volk getäuscht, entrüstet,
Sammelt sich in dichten Massen,
Stürmt blindwüthend durch die Gassen,
Seinem Zorn nach Blut gelüstet.

Auf den Straßen, auf den Plätzen
Tobt der Aufruhr — — die Getreuen
Kaiser Karl's, gleich kühnen Leuen,
Sich dem Sturme widersetzen.

Gräßlich tobt der Kampf, es bluten
Tausend Wunden und getödtet
Fallen Tausend', hochgeröthet
Sind vom Blut des Arno Fluthen.*)

Doch gelingt's den tapfern Böhmen,
Ihrer Brüder Tod zu rächen,
Sich die Siegesbahn zu brechen
Und des Feindes Muth zu lähmen.

Jetzt' in festgeschloß'nen Reihen
Kämpfend, sie zum Kaiser dringen,
Und er eilt, das Schwert zu schwingen
An der Spitze der Getreuen.

Heldenkräftig stürmt der Kaiser
In die Schaaren der Rebellen
Und, was Schwert und Speer nicht fällen,
Flüchtet zagend in die Häuser.

Pisa schwebt in Todesschrecken,
Daß die Rache sich entlade,
Aber Karl ruft plötzlich: „Gnade!
„Laßt uns nicht mit Blut beflecken.

„Den Bethörten sey vergeben,
„Nur die sieben Wüthberiche,
„Würdig der Verwünschungsflüche,
„Sollen büßen mit dem Leben."

Und die sieben Bösewichte,
Die gebrütet nur Verderben,
Gambakneta's mußten sterben,
Unter'm Schwert, am Hochgerichte.

Reisebilder aus Oberkrain.

Von Heinrich Penn.

(Fortsetzung von Nr. 2.)

Es hatte einen eigenthümlichen Reiz so hinzuschwimmen auf der krystallenen Flüßigkeit, zu Häupten den duftigen Morgenhimmel, zu Füßen sein leuchtendes Conterfei, und rings hohe Berge, die Lieblichkeit des Thales, so eng und nah verbunden mit der Majestät der Alpenwelt. Ueberall Contraste, rechts im Badeorte das moderne, regsame Leben, bedingt durch freiere Gesetze und vorwärtsschreitende Industrie, links auf hohem Felsen das finstere Bergschloß, hochfahrend, wie seine einstigen Bewohner, ein trauriges Denkmal aus den Zeiten absolutistischer Willkühr und tiefer Unwissenheit. —

*) An der Brücke des Arno, welche die Pisaner zahlreich besetzt hatten und die von den kaiserlichen Kriegern erstürmt wurde, wüthete der Kampf am blutigsten.

Als wir durch das Dorf eilten, waren die Häuser bereits geöffnet, die Erwachsenen standen im Sonntagsstaate vor den Thüren und plauderten, während sich die lärmende Kinderschaar auf den Wiesen herumtummelte. Heiliger Gottesfriede ruhte auf den Bergen und als ich mich an die Mauer der Kapelle lehnte, die sich am Ufer erhebt, und meine Blicke schweifen ließ über Höhe und Thal, sprach meine Seele ein Gebeth, so tief und wahr, wie ich noch nie gebethet.

Im Laufe des Nachmittags beschlossen wir, am nächsten Morgen schon in die Wohein aufzubrechen, um den Ursprung der Save zu besuchen.

Morgens 5 Uhr brachen wir auf, der Weg zog sich durch Thalkessel und Hohlwege, zu beiden Seiten erhoben sich hohe Bergrücken mit Alpencharakter und, wie die ganze Kette der julischen Alpen, mit Kalkstruktur. Mitunter wechselten recht artige Thalpartheien mit den Bergen ab; die Save hatten wir fast immer zur Seite, bald rechts, bald links. Das Wetter war schon Anfangs bei unserer Abreise nicht das freundlichste gewesen; dichte feuchte Nebel lagen in den Tiefen. Nun waren ihre luftigen Schwingen langsam in die Höhe gewallt und thürmten sich als gigantische Wolkenmassen über unsere Häupter. Wir glaubten zuvor noch Feistritz ungefährdet zu erreichen, aber schwere Tropfen weckten uns bald auf das Unangenehmste aus unserer Sicherheit. Ferne rollte der Donner und schwache Blitze zuckten von Wolke zu Wolke; wir sahen uns daher besorgt nach einer Zufluchtsstätte um, die wir endlich nach längerem Suchen in einer schlechten Kalkbrennerhütte fanden. Es war die höchste Zeit, denn eben brach die ganze Wuth des Orkanes los. Der Sturm griff mit allmächtiger Faust in die gewitterschwangern Wolken und warf sie links und rechts, planlos durcheinander, daß Funken aus ihnen stoben und grell das Dunkel durchzuckten, daß sie laut aufbrüllten vor Schmerz und ihre mächtigen Thränen niederstürzten auf die lechzende Flur, die sie begierig auffog. — Da zerriß jeh die finstere Decke, ein leuchtender Sonnenstrahl brach durch die Wolken, und bohrte sich tief ins Herz der Flur, daß sie herrlich schimmerte im Smaragdkleide der Hoffnung, die Wolken flohen, die Nebel sanken vernichtet, und darüber strahlte die beglückende Sonne.

Nur fernhin rollte noch leise der Donner, zuckten noch matte Blitze, der Thränenregen aber war zum befeuchtenden Thau geworden für das Feld.

Nachdem das Wetter nachgelassen hatte, bestiegen wir wieder unsere Wagen und erreichten nach einer kurzen Frist, ungefähr um 2 Uhr Nachmittags Feistritz. Da abermals baldiger Regen in Aussicht stand, beschlossen wir für heute im Orte zu bleiben und erst am nächsten Morgen weiter aufzubrechen. Wir besahen die Merkwürdigkeiten des Ortes. In Feistritz befindet sich eine große Eisengießerei, die Baron Zois auf das zweckmäßigste herstellte. Ich besuchte mit Interesse alle Räume des Gußwerkes, besonders machte die Drahtzieherei auf meine nach Idealismus strebende Seele einen eigenthümlichen Eindruck. Auch hatte das finstere Lokale, erhellt von den Glutbächen des schmelzenden Metalls, so wie die rußigen Gestalten der Arbeiter, die mit glühenden Eisenstangen in den Händen geschäftig hin und her rannten, mich augenblicklich in den Aetna versetzt, und jener gedrungene Arbeiter gab einen prächtigen Vulkan ab, während seine riesigen Genossen wacker loshämmerten als Brontes, Steropes und Piracmon. Bei näherer Besichtigung ihrer Produkte waren es freilich nicht die Donnerkeile des allgewaltigen Zeus, auch die Rüstung des Aeneas nicht, die Vulkan auf Begehr seiner angebeteten Venus verfertigte, sondern es war ein Produkt moderner Industrie — Draht. Ob gerade dieser für ebenso moderne Gliederpuppen bestimmt war, die sich nur bewegen, wenn man bei ihnen anzieht, weiß ich nicht.

Als wir aus den finstern Räumen hervortraten, bemerkten wir mit Vergnügen, daß der Regen gänzlich aufgehört hatte und das duftige Blau des Himmels uns freundlich begrüßte, um desto angenehmer war uns der Vorschlag unseres Cicerone, den Ursprung der Feistritz, der sich etwa eine Stunde vom Orte befindet, zu besuchen. Der Weg dorthin war steil und beschwerlich, die Gegend ziemlich unwirthlich und menschenleer, und gerade vor uns standen mächtige Bergeskuppen zu Hauf, auf denen wir in schwindelnder Höhe einzelne Sennerhütten, wie winzige Punkte bemerkten.

Nach Ersteigung eines nicht unbedeutenden Bergrückens waren wir auch schon am Ziele, denn unten in der Schlucht brauste der kleinere Arm der Feistritz in Hufeisenform aus dem Felsen, während der größere Arm weiter oben als kleiner Wasserfall der Erde entquillt. Von unserem Standpunkte aus konnten wir auch ferne, links vom Triglau, den Silberstreifen am Felsen sehen, den die Save bei ihrem Ursprung bildet.

Es war schon Abend, als wir in unser Absteigquartier zurückkehrten, die übrige Gesellschaft zog sich bald zurück, da sie von den Fußpartheien dieses Tages sehr ermüdet war, wir auch am nächsten Morgen beim Grauen des Tages weiter wollten. Ich aber öffnete das Fenster meiner Stube und lehnte mich hinaus, um mit vollen Zügen die reine Bergesluft meiner Heimath einzusaugen. Das letzte Roth war westlich verglommen, die Sterne blickten schalkhaft herunter und der Mond goß sein bleiches Licht über Thal und Berg. Es war Nacht, die Natur lag in jenem todesähnlichen Zustand, der Schlaf heißt. Im Garten unter meinem Fenster hatten die Blumen ihre Kelche geschlossen, nur die Nachtviole sandte ihren würzigen Hauch zu mir empor, während die Rose Duft und Purpurschein im Schlummer begrub. Ferne rauschte die Feistritz, nur leise und dumpf, als scheue sie sich, die Blumen im Garten zu wecken. Der Schmetterling wiegte sich auf der schneeigen Wasserlilie, ganz nahe dem theuren Libellchen, von dem er träumte. Jetzt rauschte der Nachtwind durch die Linde, aber die Vöglein dachten nicht an's Singen und ruhten aus von dem großen Konzerte des Tages. Der Himmel aber flimmerte und schimmerte, wie mit Diamanten und Karfunkel besä't, die lieben Sterne grüßten so traulich und hielten geheime Zwiesprache mit jenen Augen, die sich des Nachts thränenfeucht zum Himmel heben. Darum lieben die Unglücklichen so die Sterne und die Nacht, da sie von diesen Trost empfangen für ihr Leid. Das wissen die Armen auch und darum blicken sie hoffnungsvoll ins Dunkel hinaus, und haben sie sich ausgeweint, dann übergießt sie der Mond mit seinen bleichen Strahlen, schließt ihre müden Augenlieder und schlummert sie ein. Im Traume aber zaubert er liebliche Bilder vor ihre Seele, daß sie sehnsüchtig die Hände darnach strecken, ihnen folgen wollen, und die Leute nennen dies — mondsüchtig. Die Unglücklichen aber danken es viel tausendmal dem lieben Monde, daß er sich ihrer erbarmt.

In aller Frühe brachen wir von Feistritz auf, und nach beiläufig zwei Stunden, während welcher wir uns meist durch öde, wilde Thalschluchten wanden, erblickten wir die Häuser des Dorfes Wohein, des Hauptortes der gleichnamigen Landschaft. Bald darauf begrüßten wir auch die Wogen des Woheinersee's, der mitten in einem Thalkessel liegt, und aus dessen Wellen in des Wortes eigentlicher Bedeutung auf zwei Seiten mächtige Höhen emporsteigen. Er

ist eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit und seine größte Tiefe beträgt nach Aussage der Eingebornen 80 Klafter.

Wir trafen Maßregeln zur Unterbringung unserer Wagen, und stießen in einem großen Boote vom Ufer. Obwohl Mitte August fror es uns gewaltig, zumal wir nur leicht gekleidet waren. In der Mitte des Weges schoßen wir ein Pistol ab, worauf ein vierfaches Echo antwortete. Unser Fährmann war unerschöpflich im Erzählen von Seegeschichten, wovon ich mehrere für meine Balladensammlung verwerthete. Auf der rechten Seite sah der Altvater der krainischen Berge, der ehrwürdige Triglau auf uns herab mit seiner Nebelmütze, die seine höchste Kuppe für uns unsichtbar machte. Ich aber sah es für ein Cerevis an, das dem alten Knaben keck auf dem kahlen Kopfe saß, und trank dem bemoosten Haupte aus dem mitgebrachten Becher ein herzliches Schmollis zu.

Schon drang das ferne Getöse des Wasserfalles an unser Ohr. Bald hatten wir einen kleinen Bergvorsprung, der sich in die Wellen erstreckte, zurückgelegt und näherten uns dem Gestade. Zur Rechten der Save-Mündung, deren eiskalte Fluthen uns erquickten, landeten wir, und befanden uns in einem Felsenkessel, der rings von schroffen Wänden eingeschlossen war. Der Boden war theilweise öde und steinig, und nur einige verlassene Sennerhütten zeugten von dem zeitweiligen Aufenthalte der Menschen in dieser Gegend. Unsere Führer, ein Paar rüstige Gebirgsföhne, schlugen den Weg in das Innere ein, das bis jetzt unsern Augen noch verborgen lag, von dem aber das schon früher gehörte Tosen mächtig herüber rauschte. Wir übergaben die mitgebrachten Speisevorräthe unsern Führern und folgten ihnen.

Je tiefer wir in das Thal eindrangen, desto blühender prangte die Alpenflora, desto üppiger wurde die Vegetation. Eine zahllose Menge von Labiaten, Compositaeen und Cruciferen schmückten mit buntem Farbenschmelze das frische Grün, und von den Höhen blickte mich Edelweiß mit seinen reinen unschuldvollen Augen an, daß ich mich auf einmal heimisch fühlte zwischen diesen Felsen. Bald erreichten wir die Save, von den Einwohnern hier Savica genannt. Klein und seicht bricht sie sich hier mühsam einen Weg durch die Felsen des Flußbettes und der Schaum des kämpfenden Elementes spritzte bis zu uns empor. Den schmalen Steg, der über den Fluß führt, überschreitend, gelangten wir in ein kleines Wäldchen, in dem sich der Weg wieder allmälig aufwärts hob. Riesige Baumstämme lagen hier wirr durcheinander, vom Blitze gefällt nun der Fäulniß überlassen, und selbst an frisch grünenden Bäumen reichte dunkles Moos bis zum Gipfel. Wir kamen an einige Stufen, stiegen dieselben hinan und traten auf eine kleine Plattform. Doch augenblicklich erfaßte uns die Allgewalt des Schauspieles, das sich uns darbot. Es war mir als stände ich auf einem hervorragenden Punkte der Schöpfung und rings um mich die herrlichen Wunder Gottes. Ueber mir blaute der leuchtende Himmel, vor mir lag die Silberfläche des Wocheinersee's wie ein Kleinod auf dem grünen Gewande der Natur. Auf beiden Seiten erhoben sich dräuende Felsenmassen, zu meinen Füßen brausten die Gewässer der Save und hinter meinem Rücken befand sich ihr Ursprung. Durch den Regen ungewöhnlich angeschwollen stürzte sie aus einer breiten Oeffnung als mächtiger Wasserfall in bedeutender Höhe mitten aus der senkrechten Wand hervor, und ergoß sich tosend in das Becken am Fuße des Felsens. Die ganze Athmosphäre in der Umgebung war mit feinem Wasserstaube geschwängert und bis zu uns drang die Feuchtigkeit. Mit weißem Geifer bedeckt brausten die Gewässer im Thale weiter, sich mit vieler Beschwerde durch das Gestein windend. Die eigentliche Ursache dieses Wasserfalles sollen nach der Erzählung unserer Führer sieben kleine See'n auf der Höhe des Felsens seyn, deren Abfluß diesen Weg nimmt.

Auf dem Platze, auf dem wir standen, befand sich ein einfacher Tisch und hinter uns stand ein weißes marmornes Monument, welches Baron Zois errichten ließ zum Andenken an den Besuch Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Johann. Zahllose Namen hiergewesener Personen bedeckten die Steinplatte. Da wir uns mit Lebensmitteln versorgt hatten, hielten wir eine frugale Mahlzeit, wozu uns die eiskalten Fluthen der Save ein herrliches Getränke lieferten. Nach dem Entwurfe einer Zeichnung des Wasserfalles brachen wir auf und kamen auf dem nämlichen Wege wieder zum See. Dort bestiegen wir die zurückgelassenen Boote und fuhren diesmal längst des Gestades, was uns länger aufhielt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gößgraben in Kärnten.

Das illustrirte Wochenblatt „Hoch vom Dachstein“ in Graz bringt nachstehende Beschreibung des Gößgrabens in Kärnten, mit der Chiffer P. K., in seiner 5. Nummer mit zwei dazu gehörigen Illustrationen: „Der Hochalpengletscher von der Kühhütte der Möllniggalpe“ und „Der Zwillings- oder Höllenfall im Gößgraben“. Hören wir nun den gutunterrichteten Verfasser selbst.

„Wandern Sie bald? — Und wohin wollen Sie ziehen? Ziehen Sie einmal dem Strom der Mur entgegen! Versuchen Sie vorzudringen bis zu ihrem Ursprunge! Wenn Sie das die Quelle der Mur überragende Berghaupt erklimmen, will ich Sie als einen tüchtigen Bergsteiger begrüßen, denn Sie haben mehr als 9000 Fuß Meereshöhe unter sich und erblicken, an Kärnten's Grenzstein stehend, südwestlich den majestätischen Hochalm-Gletscher und sein fast ebenbürtiges Gefolge von Köfeln und Zinnen, die aus den tiefen Schluchten des Mallnthales steil und kühn emporstreben.“ —

„Der Hochalmgletscher ist der letzte hohe Gletscher in den Ostalpen und Sie können ihn ob dem Ursprunge Ihrer Mur ganz in der Nähe überblicken — ziehen Sie also, wie einst Dr. v. Best, auch einmal hieher. Nirgend steht Ihnen ein kahles eisiges Riesenhaupt so nahe. Und wenn Sie schon den Wagen und die Bequemlichkeit vorziehen — es bleibt Ihnen doch die Hochalpe der nächste Eisberg. Selbst auf den Flügeln der Eisenbahn dürften Sie kaum einen andern eher erreichen. Hieher kommt man mit der Post und dann mit Gelegenheit, endlich zu Fuße ohne sonderliche Beschwerde.“

„Unsere Alpenhütten liegen zum Theile ganz in der Tiefe. Heuer werden die Aelpler ihre Weiden am Gründonnerstag beziehen. Man steigt dahin, ohne davon eigentlich etwas zu spüren. Erst in diesen Tiefalpen kommen die Ulmen und Buchen vor, die im freien Thale fehlen. Das Interessanteste ist jedoch der Gletscher oben, und sind die vielen Wasserfälle unten.“

„Im Murwinkel ist das vielleicht nicht ganz so, wie im südlicheren Maltagraben. Aber auch von dem rede ich nicht — denn ich will Ihnen den Gößgraben

erschliessen, der bisher, mit Ausnahme des Dr. v. Best, so ziemlich übergangen worden ist."

„Nach einer erfrischenden Morgenpromenade von zwei Stunden erreichen Sie, in Gmünd in Oberkärnten aufgestanden und das freie, freundliche Maltathal durchziehend, die Cascaden des Gößbaches in der Nähe des Pflüglhofes, welche Ihnen mit donnerndem Getöse ihren Gruß entgegensenden. Links davon steigen Sie allerdings eine Viertelstunde aufwärts bis zur Brücke. Damit hat das Steigen ein Ende — und auf sehr guten Pfaden wandern Sie in den Bergkessel hinein, den der Gößgraben bildet."

„In Kurzem erreichen Sie die „Gößbauerleusche", das einzige beständig bewohnte Haus im Graben. Man sagt, wenn die Gößbäuerin will, kann sie im Winter von Sonnenuntergang bis Aufgang das Garn zu einem Stück Leinwand spinnen. Aus dieser langen Winternacht können Sie schließen, daß ganz gewaltige Berge den Graben umfangen und Sie haben auch nirgends einen schönern Ueberblick des Bergkessels, als einige Schritte vor dem Hause. Wer da Morgens des Weges kommt, bleibt gewiß bewundernd stehen vor diesem erhabenen Naturgemälde, über welches die Sonne ihre Strahlen wirft. Das läßt sich nicht mit Worten beschreiben, vielleicht kaum annähernd bildlich wiedergeben. Die höchsten Kuppen sind rechts der Tulletenock oder Gamsenock, im Hintergrunde das Säuleck, links der Dristenspitz und Ritterspitz, zwischen welchen, aber jetzt noch verborgen, der Gletscher der „kalten Herberge" vom Reisseck herabhängt. Sie haben also auch im Gößgraben Gletscher links und rechts, nur im Hintergrunde ist keiner; denn zur Malnitzerscharte kommt man blos über wüstes Gerölle von sehr umfangreichen Felsstücken. Dieses Gerölle, unterbrochen von durchschäumenden Wassern und grünen Matten, breitet sich beim „Gößbauer" hauptsächlich vor unseren Blicken aus und überrascht uns durch seine weite Ausdehnung."

„Indem wir nun den Weg fortsetzen — erfreut uns zur Linken der Walkeralpenbachfall auch Treskafall, von Dr. v. Best der Schaumfall, am besten wohl „Schaubach" genannt, dem Alpen schildernden Schaubach zu Ehren. Dieser Fall macht zwei Absätze, und kommt mit seinem Gewässer aus dem schwarzen Teeska-Alpensee, der in schauerlicher Umgebung liegt. Denn die Kösel der Südseite sind so zersplittert, daß man beinahe glauben möchte, was die Leute sagen — daß nämlich der wilde Mann mit seinem Gefährte darüber hingebraust und die Zersplitterung als Geleisespur zurückgelassen habe."

„Durch Wald und Aue, an Wiesen und Bachufer vorbei schlängelt sich der Pfad immer tiefee in den Kessel, der nun mehr zum Thale sich formirt, in welchem schon nicht mehr ferne die Alpenhütte des Wirthes links, und die Trippenkühhütte rechts sichtbar werden. Schöne Wiesenpläne das, spiegelglatte Flächen, umsäumt von blinkenden Gneißtafeln, über welche rasch die Hänge sich erheben."

„Und wieder begrüßt uns bei der Wirthshütte eine prächtige Cascade; es ist der Ritteralpenbach, der seine mächtigen Fluthen über den Hang herabwälzt, daß sie spritzen und schäumen und, sich theilend, kleine Dickichte inselartig umfangen, und dann wieder vereinigt, zuletzt im hohen Absatz die Tiefe erreichen."

„Die Trippenalpe dehnt sich rechts und links vor uns aus, so weit man sieht. Die Kühhütte mitten zwischen saftigen Wiesen ladet uns ein, daselbst Rast zu halten und wohl auch von der geschäftigen Sennin neben dem obligaten steirischen Käse, Butter und Milch allerlei Auskünfte zu erlangen."

„Da können Sie sich durch den Augenschein überzeugen, wie wenig gegründet die Sage ist, daß die Trippenleut durch ihren Uebermuth im Kegelspiel mit Käsekugeln und Butterkegeln die Vergletscherung der Alpe herbeigeführt. Denn die Trippenalm ist noch immer, wie vor Jahrhunderten, eine der schönsten Almen zwischen Mont-Cenis und dem Wiener-Schneeberge."

„Der Gletscher in sie, in die Alpe, geht nach Dr. v. Best nur 6828' herab, womit so ziemlich die obere Weidegrenze allenthalben abschließt; darüber hinauf zieht der Gletscher allerdings noch circa 3700 Fuß in die Höhe, nimmt aber damit auch an Umfang ab. Die ganze Alpe, die sonnseitig am südlichen Fuße des Hochalpenspitzes liegt, hat an die tausend Joch — ebenso die schattseitig liegende Ulrichalpe, welche zwischen dem Rittersitz und der Malnitzerscharte zum Göß-Ufer abdacht. In beiden Almen gehen weit über 100 Stück Schafe, an 50 Marktochsen, fast eben so viele Kühe, an 100—200 Stück Haltvieh, die Kälber ungezählt. Die Weidezeit dauert von „Philippi" bis „Allerheiligen", also sechs Monate mit Abwechslung; indem der größere Theil der Thiere allmälig von der Tiefe zur Höhe und dann wieder zurückzieht. — Auch höher oben sind Hütten. Die Sage von den „versteinerten Mandeln" bezieht sich also nicht auf die Trippenalm, sondern vielmehr auf die in den Maltagraben abdachende Hochalm, an der nördlichen Seite des Gletschers. Von der Trippenalm höre ich im Gegentheile eine andere Sage. Eine Sennerin in dieser Alpe, die schon 2—3 Stunden vom Pfarrdorf entfernt ist, war eine Doppelgängerin. Während sie nämlich Morgens das leer gewordene Milchgeschirr mit aller Macht scheuerte und rieb und aus voller Seele ihre heiligen Lieder sang, — wurde sie mitten im Sommer täglich bei der Messe in der Kirche gesehen. Dieser Umstand fiel den Trippen auf und sie beobachteten sie so lange, bis die Thatsache konstatirt war. So die Sage."

„Den Pfad weiter verfolgend, ziehen wir noch eine halbe Stunde in der ebenen Sohle des Kessels hin, bis wir an die niedergehenden Wände stoßen, die sich hier von beiden Seiten herabsenken und eine ziemlich hohe Stufe bilden. Rechtsum führt ein vielgewundener steiler Pfad zur obern Trippenalm, zwischen Buchen, Ulmen, Ahorn und Nadelholz — über Schluchten und fetten Boden, wo die Doldengewächse, als Meisterwurz, Engelswurz, Bärenklaue sich in riesiger Weise ausbreiten, an den Felsenwänden aber seiner Zeit die liebliche Frucht der Erdbeeren so massenweise Ihr Auge entzückt und Ihren Appetit herausfordert, daß Sie nicht widerstehen — und von Zeit zu Zeit eine Handvoll pflücken. Wo in aller Welt wächst die Saxifraga aspera so groß und so zierlich als hier? wo hat die Saxifraga rizoon diese dunkle Purpurfarbe? — Doch wir ziehen weiter und weiter und kommen auf eine steile Schutthalde, an der uns nichts interessirt, als das Rauschen und das Getöse unter unsern Füßen."

„Fürwahr — unglaublich und doch ist es so! wir hören einen unterirdischen Wasserfall! nahe dabei erquickt eine köstliche Quelle eisigen Wassers. Nun verschwindet allmälig das Dickicht und wir wandeln auf sanfteren grasreichen Gehängen durch die Haine weitauseinanderstehender schöner Lärchen bis zur „Ochsenhütte", wo wir die schönen Rinder bewundern, die hier grasen, oder wiederkäuend lagern. Doch ferne ist noch der Gletscher. Noch länger als eine Stunde müssen wir wandern, bis wir den sogenannten „Winterriegl" hinter uns haben und

auf der Stelle die Muränen, damit aber auch den Anblick des Trippen-Keeses erreichen."

„Dasselbe scheint nicht übermäßig steil aufgerichtet — aber Klüfte hat es hier in großer Menge. Es ist ein eigenliches Kees, wovon auch das Wort „Gößz" entstanden seyn mag und hat das Aussehen von uraltem bestaubtem Schnee. Sie sehen hier keine blauen Eisspelunken, keine Gletschertische — aber höchst weitläufige Keesböden und können auch, wo es beliebt, hinaufsteigen und dann herumwandern — nur nicht zu weit hinauf und hinein — weil auch die Klüfte immer tiefer werden. Ich sammelte Soldanellen und Primeln, Festuren und Sempervivens am Fuße des Gletschers und ging dann zurück. Sie gelangen hieher aber auch auf einem Umwege — indem Sie gleich hinter der Trippenhütte im Thale den Gößzbach übersetzen, und, wie einst Dr. v. Best, am schattseitigen Ufer zu jener Stufe empor streben, welche den Thalkessel westlich abschließt."

„Auch an dieser Strecke gelangen Sie durch Waldesdunkel und zwischen prächtigen Laubbäumen an den Abhang, über welchen der Gößzbach donnernd das Tiefe sucht und einen mächtigen großen Fall in einem Satze bildet, in welchem ein anderer aus der Trippenalm von der dreifachen Höhe des ersteren hinein stürzt — ebenfalls in einem Satze. Das ist der „Zwillingsfall" und damit stehen wir am großartigsten Schauspiele des Gößzgrabens. — Haben sie nun hier sich amüsirt, so schwingen Sie sich mit frischen Kräften ganz auf das Plateau hinauf, um dann wieder auf ebenem Pfade längs dem Gößzbache den hintersten hochromantischen Winkel des Gößzgrabens zu betreten, in welchem Sie die behagliche „Ochsenhütte" der Ulrichalpe aufsuchen, auf grünendem Plane mitten unter würzigen Alpenblumen, von wo Sie nun, ebenfalls zur hinteren Gößz — das ist, zu den Muränen des „Trippenkeeses" nordwärts aufstreben und dabei eine Anzahl von kleineren schwächeren Wasserfällen besichtigen, die aus den Keesfeldern herabkommen."

Uebersicht der Geschichte des kärntnerischen Münzwesens im Mittelalter.*)

Von Fritz Pichler, Offizial am Archiv, Münz- und Antikenkabinet des Joanneums zu Graz.

Der Tag von Verdun schuf ein eigenes Reich der deutschen Karolinger und mit den neugeformten königlichen Regalien auch ein eigenes Münzrecht. Der Verkehr der Völkerstämme am Rhein und der Donau erforderte als Mittel das Geld, und wie zahlreich die Zufahrt auf Land- und Wasserstraßen in das Gebieth der beiden deutschen Hauptströme war, ebenso zahlreich erschlossen sich nach und nach die Quellen des Münzverkehrs. Aus Kram und Messe wurden Markt und Stadt und die Bewohnerschaft erwarb sich zum Markt- und Zollrecht auch jene der eigenen Münze. Zuerst taucht das rheinische Franken und Alemannien mit solchen Rechten ausgerüstet hervor und zwar noch im dritten Jahrzehent des neunten Jahrhunderts, vor allem das Erzstift Mainz. Diesem folgten Worms (858), Straßburg (873), Eichstadt (908), St. Gallen (947), Chur (959), Augsburg (955?) und endlich, was für den Beginn unserer Münzgeschichte entscheidend ist, das Erzstift Salzburg (996). Als K. Otto III. ddo. Rom 22. Mai 996 **) diesem Stift zugleich mit jenem von Freisingen das Recht verlieh „Regensburger Münze im Orte Salzburg" mit kaiserlicher Gewähr zu prägen, so war darin der ganze Hinweis auf den bojoarischen Münzfuß gelegen, nach welchem die königliche Münze zu Regensburg, als der Hauptstadt von Deutschland oder Ostfrancien, geprägt hatte. In Betracht, daß nun sowohl Regensburg als Bisthum wie auch Passau, münzberechtigt seit 999, in Oesterreich längs der Donau und ihren Nebenflüssen bis an die ungerische Grenze begütert waren und Salzburg, in dessen Sprengel Kärnten zu dieser Zeit größtentheils gehört, mit den genannten beiden Stiften ein gleichartiges Münzleben eröffnet, ist es zur Kenntniß unserer ersten numismatischen Landeszustände von Wichtigkeit, den bojoarischen Münzfuß zu beachten und diesen mit dem fränkisch-karolingischen zu vergleichen.

Die kleinste fränkische Münze war der Denar, nur dem Wortlaut nach dem altrömischen verwandt, doch leichter und minder werth als dieser; zu deutsch „Pfennig" genannt, versteht er sich immer als Silbermünze, die nach Zeit und Ort verschiedenen Werth hat. Zwölf solcher Silberpfennige machen einen Solidus oder Schilling und zwanzig Schilling oder zweihundertvierzig Pfennige ein Pfund Geldes. Dieses Pfund zerfällt wieder in zwölf Unzen, davon jede zwanzig Silber-Pfennige zählt.

Fragen wir nun, welches Münzwesen bis über die erste Hälfte des zehnten Jahrhunderts in Kärnten das vorherrschende war, so können wir ohne Ausnahme sagen, das fränkisch-bojoarische. Aus den Römerzeiten mag durch die Völkerwanderungen hindurch das verschiedentlichste west- und oströmische Geld sich gerettet haben, theils im steten Verkehr begriffen, theils in friedlicheren Zeiten und namentlich durch das auf heidnischen Ruinen bauende Christenthum aus den Stätten alter Ansiedlungen wieder aufgegraben. Das erste neugeschlagene Silber und Gold brachten jedenfalls erst die vordringenden Karolinger in der Höhe des achten Jahrhunderts in unsere Gaue. Jene zum Theil nie gesehenen Münzstücke Karls des Großen, Ludwig's des Frommen, bis auf K. Otto II. mögen daher so ziemlich ausschließlich die gewöhnliche Sorte des umlaufenden Geldes gebildet haben.

Zuerst für unser Alpengebiet gesetzlich erwähnt wird dieselbe in der Zollordnung, welche König Ludwig das Kind um 906 mit dem Beirath der Richter und Beamten der Ostmark (judices orientales, in partibus orientalibus) für die Ostmark ausgegeben hat. Hier erscheint der silberne Solidus, unähnlich dem 40 Denare geltenden Goldsolidus der Merovinger und Karolinger, mit den Gewichte von 12 Denaren, gemeiniglich den Namen des Fürsten auf der Einen, den der Münzstätte auf der andern Seite tragend. Dazu kamen seit dem Aussterben der Karolinger (912) und der Entdeckung der goslarer Berggruben etwa die Münzen der schwäbischen und bairischen Herzoge (der Heinriche, Otto's und A.) und jene der jüngstens münzberechtigten Stifte. So vielleicht Braceaten und Solidi von Mainz, kenntlich durch das Rad, von Straßburg, kenntlich durch die Lilie, von St. Gallen, kenntlich durch den holztragenden Bären (Eichstädter- Münzen jener Zeit sind noch nicht bekannt worden) — von Chur, kenntlich durch das Andreaskreuz, von Augsburg, kenntlich durch den Tannenzapfen, von Regensburg, kenntlich durch die

*) Lediglich um zur Mitforschung anzuregen, nicht um irgendwie vollständige und ausführliche Resultate einer Betrachtung über die numismatischen Leistungen Kärntens zu liefern, wird diese Skizze mitgetheilt. Sie ist ein Bruchstück aus der in Anlage befindlichen „Geschichte des Münzwesens in Kärnten", worin auch Specialtafeln einen Katalog sämmtlicher auf Kärnten bezughabender Münzen bringen.

**) Kleinmayrn's Juvavia. Anhang. S. 212.

Schüsseln und vielleicht am meisten jene von Freising, kenntlich durch Kopf, Sternchen, Kreuz und von Passau, kenntlich durch den Wolf und jenes abenteuerliche Thier mit den Flügeln und Sternenrand.

Ehedem noch Salzburg mit eigenem Münzrechte auftritt, und durch die Strömung aus den obgenannten Quellen mittendurch fließt eine eigene, wenn auch wahrscheinlich recht spärliche einheimische Quelle. Früher nämlich als in Oesterreich irgendwo und viel entschiedener als in der Ostmark, für welche man die Zeit, die Art, den Rechtstitel der ersten Münze und Urkunde des Münzregals keineswegs scharf bestimmen kann (Primisser. Wien III; 2, 210), ersteht in Kärnten eine urkundlich nachweisbare Münzstätte. Es ist dieß jene zu Liubedinga in pago Gurkotal et in Comitatu Karioldi Comitis. So nennt K. Otto II. in seiner Verleihungsurkunde ddo. Imeleben (Memleben?) 11. Juni 975 *) die Münzstätte zu Liebing und gibt der frommen Witwe Imma aus einem wahrscheinlich sehr edlen karantanischen Geschlechte das wichtige Recht „ibidem iam predicto loco mercatum et monetam construendam . . . et monetam per successura tempora potestative tenendum." Früher als die Markgrafen von Steier in ihrer Stadt Enns und zum mindesten zugleich mit den Babenbergern hatte also das Grafenhaus im Gurkthalgau seine wohleingerichtete Münzstätte, seinen Münzgrafen, monetarius, dispensator monetae, zugleich mit den Mautnern (mutarii) und Zöllnern, wie dies dereinst aus den Zeugen-Verzeichnissen der Urkunden jenes Jahrhunderts wird kräftiger bewiesen werden. Leider ist aus der liebinger Münzstätte auch nicht ein einziges Stück bekannt worden.

Nun beginnt unmittelbar vor dem Abschluß des ersten Jahrtausends christlicher Zeitrechnung das Erzstift Salzburg den metallenen Flor seiner Schlagestücke über unsere Thäler zu verbreiten. Durch nahezu zwanzig Jahre hat die salzburger Münzstätte nur jene zu Liebing als Rivalin neben sich. Nun aber tritt Graf Wilhelm I., der Aeltere, und Hemma, seine Mutter, vielleicht Cousine des Kaisers Heinrich II. ebenfalls als Münzherr auf zu jener Zeit, wo nur die Kirche mit allerlei Exemtionen prangte, eine gar seltene Erscheinung, und es entsteht eine neue Münzstätte zu Friesach. Im Diplome ddo. Bamberg 18. April 1015 **) besagt nämlich K. Heinrich II. „mercatum in comitatu suo, quod vocatur Friesach, in proprium tradidimus cum moneta, nec non et omnes fodinas cuiuscunque metalli . . . quae in bonis suis reperientur, usibus eorum subiaceant, universum quoque ius ad imperium spectans eis remisimus, et ea proprietati eorum — assignavimus ea ratione ut liberam inde habeant potestatem faciendi quid velint." Ob nun das liebinger Münzrecht nach Friesach übertragen und hier von neuem aufgenommen oder hier ein eigenes erworben und eine neue Münze errichtet worden, mag dahin gestellt bleiben; genug, von nun an begann die Hauptpulsader der innerösterreichischen Länder zu schlagen. Auf die innere Einrichtung der Münzstätte können wir freilich nur vergleichend schließen, indem direkte Nachrichten gänzlich fehlen. Ganz wahrscheinlich erzeugte der reiche Silbererwerb aus den nahen Bergwerken ein der Ottokar'schen Marktordnung für Enns ähnliches Gesetz, wornach der Einkauf des Goldes erlaubt, jener des Silbers aber verboten und dafür die Ablieferung an die markgräfliche, hier an die gaugräfliche Münze zu Friesach geboten war. Dortselbst leitete ein Münzmeister (magister monetae) und etwa ein Münzkämmerer (camerarius monetae) das Technische der Stätte und hatte wohl auch die Rechtspflege mit den Bergwerksholden, den Silberlieferern, den Wechslern, den fremden Münzmeistern der benachbarten Münzherren und Landesfürsten. Ihm unterstanden die Stempelschneider incisores, die Gehülfen, die eigentlichen Münzschläger (monetarii) und die Metallarbeiter, als welche wohl die Chlabarii, in der Höhe des 12. Jahrhunderts (Primisser. Wien. III. 2; 212 cit. VI. H. 194) noch zu verstehen sind. — Durch mehrere Jahrhunderte hindurch war Friesach für Innerösterreich das, was vordem Regensburg für das bojoarische Reich. Wohl mochten die ersten Pfennige recht unansehnlich gewesen seyn und es wäre in mannigfacher Beziehung anziehend, eine Münze mit den Köpfen oder Brustbild, den Namenszügen oder mit den Anfangsbuchstaben des Grafen Wilhelm von Zeltschach und Gurkthal so wie Hemma's seiner Gemahlin, zu sehen. Doch mögen wohl all ihre Münzen sowohl aus den vierzig Jahren der liebinger Münzzeit, als auch aus den nächsten drei Jahrzehenten, wo sie zu Friesach schlugen, in die Schmelztiegel der ferneren Jahre und Münzherren gewandert seyn. Denn im Mittelalter, besonders in der silber- und goldarmen Zeit, vernichtete ein Münzschlag den andern, um sein Leben fortzufristen. Um die Mitte des eilften Jahrhunderts nun in Folge jener traurigen Familienereignisse der Zeltschacher im Jahre 1036, welche den Sinn Hemma's der Welt und ihrem Glanze mehr und mehr ablenkten, welche endlich den Tod des friesacher Grafen nach einer aufregungsvollen Reise nach Rom herbeiführten, geht mit dem spätern Prachtwerke christlicher Baukunst, dem Dom zu Gurk und dem Nonnen- und Chorherren-Convent zu Gurkhofen (15. August 1042), und dem ganzen Bezirk, dem Markt- und Zollrecht auch die Münzgewalt zu Friesach in die Hände des Erzstiftes Salzburg über. Dieses erkannte gar wohl, welch ein wichtiges Regale — und dazu das einzige im großen Kärnten — aus weltlichen Händen in jene der Kirche gekommen war und beeilte sich, das vom Segen reicher Bergwerke umkränzte, am Thore der lockendsten Gaue stehende Friesach zum Vorort aller seiner kärntnerischen Besitzungen und zur Residenz seines Vicedoms zu bestellen. Während die an den Grenzmarken Italien's zu Aquileja sprudelnde Quelle, nämlich die in Folge Münzrechtes von K. Konrad II. an den Patriarchen ddo. 13. September 1028 errichtete Münze, des Anfangs ohne raschen Einfluß blieb, entwickelte unser Born eine reichliche Thätigkeit.

Während hinwieder in nächster Nähe von geistlicher Seite, nämlich von den Bisthümern Triest 1028, Trient (?) das Recht Geld zu schlagen, erworben und zum Theil ausgeführt wurde, behauptet doch die friesacher Münze über alle ein Vorrecht dadurch, daß fremde Münzherren ihrer sich bedienen. Es gehören dahin hauptsächlich die Patriarchen von Aquileja und wohlannehmbar auch die Herzoge von Kärnten. Von diesen erscheinen Otto I. (997—1005), Conrad I. (1005—1011), Adalbero 1011—1035), Conrad II. (1035—1039), Liupold (1039—1047), Welf (1047—1055), Conrad III. (1057—1058), Berthold I. (1060—2072), Marquard (1073—1078), Luitold (1078—1090), und Heinrich II. (1090—(1122), welcher dieses Jahrhundert abschließt. Was die Münzen dieser Herzoge betrifft, so sind sie zunächst durch das kärntnerische Wappen wichtig. Dieses stellt sich als gespalten dar, das rechte Feld hat ein Querband, das linke ist leer. Wir werden sehen, wie und warum in der Folge die drei übereinander schreitenden Leoparden in das leere Feld gesetzt wurden und das neue kärntnerische Wappen entstund. Der Herzog ist meist stehend, gehend, oder auch sitzend im Harnisch und die beiden Hände seiteingestemmt, endlich auch als Halbleibstück abgebildet; die Hand hält entweder das blanke Schwert, oder das Lilienscepter; rings geht die Legende. Der Revers zeigt abwechselnd jene Figuren, welche die richtige Unterscheidung der frühesten bilateralen Münzen so schwer machen, kleine Thürme, ein Halbleibstück mit aufgesetzten Thürmchen, Kreuze, Sterne, Lilien, einen geflügelten Kopf und Aehnliches. Der Name der Münzstätte ist mitunter angegeben, FRISACHK, FRISACK udgl. in der alten Schrift mit einzelnen liegenden Buchstaben. Die Form der Stücke ist zuweilen viereckig, mit runden Stempeln geschlagen, die

*) Hormayr. Archiv für Süddeutschland. II. 221.

**) Hormayr. Archiv. II. 225.

Größe von der zehnten bis vierzehnten, das Gewicht von 20—30 Gran *).

Im zwölften Jahrhundert erscheinen als ausübende Münzherren die salzburger Erzbischöfe der bekannten Reihe nach; nämlich, nach Baldwin (1041—1060), Gebhard (1060—1088) und Thiema II. (1090—1101), welche die abgelaufene Periode abschließen, die folgenden: Conrad (1106—1147), Eberhard (1147—1164), Conrad II. (1164—1168), Adalbert (1168—1177), Conrad III. (1177—1183) und Adalbert (1183—1250). Die kärntnerischen Herzoge aus dem Hause der Eppensteiner oder der Mürzthaler schlagen wahrscheinlich auch zu Friesach und es darf angenommen werden, daß ihre Nachfolger in dem zu Gunsten Steiermarks verkleinerten Herzogthum Kärnten (1122) ihrem Beispiele folgen. Nunmehr taucht dann als nachbarliche Münze der traungauer Denar auf, womit der Parallelstrom der steirischen Numismatik beginnt. Daß aber der unsere viel voller und farbenreicher strömt, ist nach dem Vorgeschickten keine Frage. Neben der Reihe der salzburger Kirchenfürsten schreitet jene der Landesherzoge, Heinrich II. (1090—1122), Heinrich III. (1123), Engelbert (1124—1135), Ulrich I. (1135—1143), Heinrich IV. (1143—1160), Hermann (1160—1181) und endlich Ulrich II. Hermanns Sohn (1181—1201). Der meist frühe Tod der Machthaber und die Erhöhung ganz neuen Stammes bereitet hier eine merkliche numismatische Schattirung. Zu den vorigen Münzfiguren kommt nach und nach das in den vier Winkeln besternte Kreuz, der Löwe mit aufgehabenem Schweife, dann das Thurmgeböge mit bärtigem Brustbild, der zweiköpfige Adler, das Abzeichen kaiserlicher Oberlehenherrlichkeit **) und der Drache, welches man namentlich bei beiden Heinrich (1190—1123) geltend machen will. Diejenigen aber, welche die Drachen zu einem besonderen Zeichen der Münzen von Kärnten und Krain machen wollen, irren gewiß. Denn außer den klagenfurter Burgfriedbereitungsmünzen dürfte wahrlich nicht ein Stück den Drachen oder Lindwurm aufweisen. Und vollends die Hypothese von den St. Andräer-Münzen mit dem Drachen und der Legende † SAND . . . AS. scheint noch einer gründlichen Beleuchtung zu bedürfen. Das Bild des Herzogs kömmt in diesem Zeitraum vor mit einem Hut, die Hand ist wie die eines Schwörenden erhaben, der Schild stellt sich ∞VI-TV, SA-YEOI, ∞.NC AEIT dar. Wichtig, wenn es sich genugsam nachweisen läßt, ist hier das erste Auftauchen der alten Hauptstadt des Herzogthums, deren Name als SANC†TV ∞, VAN VE, SANVITE SANT-VEIT oder SAN . . . . VS mit den liegenden ∞ allgemach auf den silbernen Feldern sich heraushebt. Noch aber muß der Landesfürst wohl an ein Jahrhundert in die erzbisthümliche Münzei zu Gaste gehen und dieses zum mindesten sehr absonderliche Einvernehmen ist auch des Oesteren durch Münzen gekennzeichnet, wo sich am Avers der geistliche Oberhirt, am Revers der weltliche Herr des Landes präsentirt. Solche Zustände auf der Höhe des zwölften Jahrhunderts geben wahl das beste Bild der Blüthezeit für die Friesacher Münzstätte und auch das folgende Jahrhundert erhält selbes aufrecht. Nur wenig wird es beeinflußt durch die unter K. Friedrichs I. Schutz erneuert auflebende Münzgerechtigkeit Trients (1182) und auch die seit einer Reihe von Jahrzehenten unter den Traungauern thätige Münzei zu Enns scheint erst mit dem Auslauf dieses Jahrhunderts an rechter Bedeutung zu gewinnen. Zu den Ensariis dieser Quelle gesellen sich neue Metallgenossen aus der von dem neuen steirischen Landesherrn, dem Babenberger Leopold VI. auf steirischem Boden errichteten Münzstätte zu Wienerneustadt und zu Wien. In ersterer stand der Hofjude Shlom dem Geschäfte vor. Von allen Seiten also der neuen Konkurrenz genug. Und dennoch, wie gesagt, feiert die friesacher Münzei, in welcher selbst Herzog Leopold VII. der Glorreiche, Stücke mit seinem und dem Stadtnamen schlagen läßt, in diesem wie im folgenden Zeitabschnitte ihre Blüthezeit. Ferne von den heimathlichen Gauen, wohin der Ausblick von den erzführenden norischen Alpen nicht mehr reicht, ist das in Kärnten geschlagene Silber in ächtem Ansehen und ferne Fürsten wie König Bela III. von Ungarn (1190) und Emerich (1198) anerkennen und gebrauchen in ihren Urkunden den Werth unserer Münze. Von jetzt an überhaupt wird die Münze in den Kaufverträgen ausdrücklich erwähnt und unter dieser die frisacenses, frecachenses mit besonderem Nachdruck.

(Fortsetzung folgt.)

*) Das Joanneum besitzt aus diesem Jahrhundert nur einen Denar von Liutpold und scheint dieser dem Herzog Liutolf von Kärnten, Marquard's v. Eppenstein Sohn † 1090, zugeschrieben. Derselbe dürfte mit seinem Charakter: Figur des stehenden und sitzenden Herzogs, mit der Umschrift DVX Livpoldv, Revers: Namen und Zeichen von Friesach — aber hinauskommen in die Mitte des 13. Jahrhunderts, ähnlich Bernhard'schem Gepräge und da es gleichlebend mit diesem Bernhard einen Leopold (Livpold) nur in Oesterreich gab, so ist anzunehmen, daß Leopold der Glorreiche, den schon Fischer (brev. not. II. 60) annimmt, Münze zu Friesach geschlagen habe. (Revido Bthds.)

**) Primisser Wiener Münzwesen und Hormayr. Wien III. 1, 216.

Götz P. 396. Groschenkabinet 13 F. tab. 1. n. 5.

Der Kastelbinder-Knabe.

Mußt mit manchen Andern
Schon als Knabe wandern
Um dein bischen Brod!
Dieses zu verdienen
Muß dein Werk beginnen
Mit dem Morgenroth.

Von der Mutter Seite
Zogst du in die Weite
Mit dem Vater aus;
Frohe Knabenspiele,
Kindliche Gefühle,
Ließest du zu Haus.

Ferne wirst du schauen
Segensreiche Gauen,
Fremder Städte Pracht;
Mußt dann bitter weinen,
Daß auf euren Hainen
Keine Blume lacht.

J. F — r.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Zweiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 12. Sonnabend, den 14. Juni 1862.

Inguo.

Dramatisches Gedicht, von Johann G. Fellinger.*)

Personen:

Inguo, Herzog von Kärnten.
Flotho, sein Sohn.
Balderich, Graf von Eberstein, Kaiser Ludwig's Gesandter.
Edeline, seine Schwester.
Ketumar von Sillan,
Wallo von Kollnitz,
Raymar von Ossiach,
Servan von dem Thale,
Mehrere
} edle Slaven.
Ada, Prinzesin von Kumanien.
Werdomir, ein Landmann.
Benno,
Lisa,
} seine Enkel.
Tomitz, ein Krieger von Inguo's Leibwache.
Albin, ein Kämmerling.
Luvo, ein Slave.
Ulfo, Flotho's Knappe.

Die Handlung fällt in das Jahr 819 nach Christi Geburt.

Erster Akt.

Freie Gegend an der Heerstraße von Carneburg, rechts eine Hütte mit einer Ruhebank unter dem Schatten einer mächtigen Eiche. — In der Ferne dichtes Gebüsch, hinter dem einige Thurmspitzen empoeragen. — Heller Sommerabend.

Erste Scene.

Werdomir. Raymar.

Werdomir.

Ich sage dir: Er zieht gewiß vorüber!
Da hält er denn an meiner armen Hütte,
Und schwatzt wohl eine Weile mit dem Alten,
Der seinem Fürsten Freundliches und Wahres
Zur guten Stunde frei erzählen darf.
Ich führe dann die Kinder ihm herüber,
Die Unbefangenen; — die springen schäckernd
Um ihren guten Freund (so nennt er sich),
Und ihrer Unschuld, ihrer Lieblichkeit
Gelingt es oft, die Wolken zu zerstreuen,
Die ihn seit Kurzem wieder dicht umhüllen.
O Herr! da solltest du ihn seh'n, den Guten,
Da schwebt die Zukunft golden uns herauf,

---

*) Das letzte und bedeutendste Werk Johann G. Fellinger's ist unstreitig das dramatische Gedicht „Inguo", welches er im Juli 1816, vier Monate vor seinem am 27. November erfolgten Tode, vollendete, und so wie seine „Lyrischen Gedichte" zum Drucke bestimmt, unserm gemeinschaftlichen Freunde Dr. J. G. Kumpf übergab. Letzterer besorgte auch die Herausgabe der „Lyrischen Gedichte" Fellinger's in zwei Bänden, denen er eine Biographie des Freundes voransetzte — doch unterblieb die Herausgabe des „Inguo". — Wir glauben eine schuldige Pflicht gegen den entschlafenen Sänger, der Kärnten sein zweites Vaterland nannte und seine gemüthlichen Poesien in den letzten Jahren seines Lebens ausschließlich in diesem Blatte mittheilte, zu erfüllen, indem wir diese seine letzte und bedeutendste Dichtung, deren Stoff er aus Kärnten's Vorzeit nahm, der Vergessenheit entreißen. Den Inhalt dieses dramatischen Gedichtes bezeichnete Dr. v. Best in dem Prologe, welcher vor der Darstellung desselben, die zu Fellinger's Todtenfeier auf der Bühne zu Klagenfurt am 13. März 1817 gesprochen wurde, mit folgenden Versen:

„Den Kampf des Heidenthum's, des Götzendienstes,
Mit Christus hohem Glauben stellt er dar,
Das Ringen langer Nacht mit jener Sonne,
Die segenvoll heraufstieg aus dem Osten; —
Ihr werdet Inguo seh'n in seinem Schmerz,
Des Sohnes Abfall und des Aufruhr's Flammen;
Doch der Erkenntniß Baum wächst aus der blut'gen Erde,
Und aus der Asche fliegt der Phönix jung empor."

Schließlich finden wir noch zu bemerken, daß Fellinger dieses sein dramatisches Gedicht den „Wackern Kärntnern" mit folgenden Worten widmete:

„Das stille Land, in dem ich froh gesungen,
Was mir der Dichtung Genius gebot,
Es steht vor mir in den Erinnerungen,
Gehüllt in meiner Liebe Morgenroth;
Ihm sey dieß Denkmal freundlich hier errichtet,
Ihm sey der stolzen Väter Bild geweiht,
Und durch die Liebe wird, was ich gedichtet,
Der Lobgesang für eine beß're Zeit."

S. M. Mayer.

Und aus dem milden Sonnenauge strahlt
Die Hoffnung uns'rer Enkel lieblich nieder.

Raymar.

(Tief im Mantel verhüllt, düster und verschlossen.)
Ist er allein, und wird er bald sich nahen?

Werdomir.

Ein Diener ist sein einziger Gefährte.

Raymar.

Der alte Ulfo doch?

Werdomir.

Ganz richtig Herr.

Raymar (für sich).

Wohl uns! Er ist dem Alten noch ergeben.

Werdomir (neugierig).

Du kommst wohl aus der Fremde, Rittersmann!
Was hebt sich Neues außen in der Welt?
Blüht überall die Lehre Christi auf,
Wie hier in unsern Bergen sie gedeiht?

Raymar.

Die neue Lehre blüht und Freiheit welkt.

Werdomir.

Du bist kein Christianer wie ich höre.

Raymar.

Ein Kärntner bin ich — dieß sey dir genug.

Werdomir.

Verzeih', wenn ich durch meines Herzens Meinung
Das leicht bewegliche Gemüth erregte;
Der Krieger hat vom schönen Erdenleben
Wohl andere Begriffe, denn der Landmann,
Und eine and're Gottheit stellt er sich
In seines Glaubens Heiligthume dar.
Der Duldung sanfte Lehre hilft uns tragen,
Was unerträglich sonst dem Menschen schien —
Der Arme fühlt die Würde seines Geistes,
Wenn auch die Außenkraft ihn niederbeugt.
Ein beß'res Leben leuchtet ihm entgegen
Aus jener dunkeln Pforte, wo der Hohe
Nicht mehr den Niedern höhnend überblickt,
Wo jeder gilt nach seinem innern Werth',
Und stille Tugend ihren Kranz erhält.

Raymar (verwundert ihn anstarrend).

Welch' eine Sprache in des Bauers Munde!
Du bist nicht, was du scheinest, Alter.

Werdomir.

Ich war einst Krieger, schlug die Riesenschlachten
Des kühnen Inguo mit, und trug den Schild
Der Thalbeherrscher als ihr Wappenknecht.
Von Wunden siech zog ich in diese Hütte,
Das Erbe meiner Väter, mich zurück.
Ein wack'rer Sohn erlabt mein greises Alter,
Und munt're Enkel spielen um mich her —
So seh' ich heiter jenem Tag entgegen,
Der mir die sanfteste Vollendung bringt.

Raymar.

Du bist so stolz und brav, und konntest doch
Die Götter deiner Ahnen niederstürzen?
Du konntest dulden, daß man deine Kraft
Durch weichen Taumel mächtig untergraben?
Ein Kärntner bist du, doch in Sklavenketten.

Werdomir.

Laß mir den süßen Glauben, guter Mann!
Wir können ja verschied'ne Pfade wandeln,
Und doch zu einem Ziel dereinst gelangen.
Ich liebe jeden Biedermann, sey er
Perkunes Priester oder Christi Jünger.

Raymar.

Wer das nicht ganz zu seyn es wagen darf,
Was er seyn soll in vollem Sinn des Wortes,
Der wird nichts Großes aus sich selbst erschaffen.

Werdomir.

Ich bin ein Mensch! Ein guter Mensch und Bürger!
Ich darf es sagen, weil ich es bewiesen
Durch Wort und That, als Mann und Greis bewirken;
Die Lehre Gottes hat mich umgestaltet,
Und aus dem wüsten Jüngling ward ein Mann,
Der nicht zerstören nur, auch bauen konnte.

Raymar (rasch im Eifer).

Erhaben ist die Mythe meiner Ahnen,
Und aufgethan steht unser Heiligthum
Dem Helden, der für Ruhm und Freiheit fällt —
Das Höchste kann der Muthige erreichen,
Und was er hier verlor, das findet er
In Swantowits bekränzten Hallen wieder,
Und neue Kämpfe reizen seinen Geist:
Was kannst du mir für diese Hoffnung biethen?

Werdomir.

Den Kranz der Liebe, die Vereinigung
Der reinsten Wesen in ein schönes Eins.

Raymar.

Für schöne Bilder gibst du schöne Zeichen,
Die Fantasie erschlafft in deinen Mythen,
Und was für zarte Geister dir genügt,
Ist lust'ge Speise für die derbe Menschheit.

Werdomir.

Willst du dich selbst herab zum Thiere setzen,
Da doch ein herrlicher Begriff dich würdigt?
Du fühlst es selbst in dir, daß jener Funke
Der Gottheit Aushauch sey, der still das Band
Vom unsichtbaren Geist an Thier und Pflanze
In einer großen Stufenleiter knüpft.

Raymar.

Du grübelst mir den Glauben nicht ins Herz!
An große Formen muß die Seele sich
Gewöhnen, wenn sie Großes soll gebähren.
Schau hin, was sich dir Vorwelt aufgethürmt;
In ihren Riesenmassen spricht sich aus,
Welch' ein Begriff in ihrem Geiste lebte.
Die weiche Sanftmuth, dieses träge Dulden
Gehört für Weiber und für Greise nur,

Die Kraft ward mir gegeben von den Göttern,
Ich will sie nützen bis der Leib zerfällt.

Werdomir (lächelnd, sanft).

Gehört mehr Kraft zu dulden und zu tragen,
Als durchzubrechen, wo ein Schranken droht?
Ist es nicht größer, Leiden zu verachten,
Als sie voll Unmuth selber zu vermehren?
Du selbst verbißest oft den Schmerz der Wunde,
Und glaubtest stärker dich, als in der Schlacht,
Wo Feindeslanzen deine Brust durchwühlten.

Raymar.

Und sey es auch; dem Heldensinne muß
Ein Heldenblick sich kühn entgegen stellen,
Mit Worten spielet nur die abgespannte,
Die kranke Fantasie, die nicht vermag,
Sich eine neue Welt aus Nichts zu zeugen —
Der starke Sinn will gleiche Bilder haben
Und bauet sich das dunkle Jenseits selbst.

Werdomir.

Du überzeugst mich nicht, weil tief in mir
Ein süßes Etwas laut dagegen spricht.
Auch ich war so wie du, so stolz, so feurig,
Und eine Welt hätt' ich zermalmen wollen;
Doch sieh! da kam das Wort des Heilands mir
Entgegen, wie der Laut des Felsenborn's;
Ich sog, ein Dürstender, aus reiner Quelle,
Und stiller ward's in mir und ruhiger;
Ich lernte wieder meine Brüder lieben,
Und Liebe fand ich, wo ich Liebe gab,
Der Abendstrahl sank leis' auf mich herab,
Und heiter seh' ich nach dem Morgen drüben.

Raymar.

Dich hat der Herzog Inguo auch verführt,
Den Göttern schuldet er so manche Seele,
Wie er dem Lande seine Freiheit schuldet.

Werdomir.

Du theilst den Haß mit jenen Wenigen,
Die, ihren Götzen treu, die Hand verschmähen,
Die Inguo jedem Rückgekehrten reicht.

Raymar.

Ich hasse nicht den Vater meines Freundes,
Doch nach dem Heiligen soll auch der Fürst
Nicht trotzig greifen, weil ein ganzes Volk
In seinen Rechten sich beleidigt fühlt.

Werdomir.

Wer ehrte, so wie Er, das ganze Volk?

Raymar (spottend).

Er setzt den Bauer auf den Herzogstuhl,
Ja, ja, und treibt sein Mummenspiel mit ihm.

Werdomir.

Der Bauer muß den Eigenwerth erkennen,
Dann wird der Staat auch erst sein Vaterland.

Raymar.

Warum setzt Inguo nur des Landes Edle
Durch Schmach und feilen Spott so tief herab?
Warum stößt er von sich die Felsensöhne,
Die unter den Pannieren seiner Väter
Mit ihrem Blut die heil'gen Marken düngten
Und froh besiegelten des Landes Recht?
Sag' an, was ist an jener tollen Mähre,
Womit das Ausland sich so witzelnd trägt?

Werdomir.

Fürst Inguo hatte lange schon versucht
Die Edlen seines Volkes zu gewinnen
Für Christi Glauben, den er selbst bekennt;
Umsonst! die stolzen Söhne des Gebirges
Erkannten nur des wilden Peruns Dienst,
Und in dem Glauben ihrer Väter fanden
Die kühnen Männer einzig ihre Hoffnung.
Der stille ackerbauende Bewohner
Der Ebene gewann die neue Lehre
Um seines eig'nen Herzens willen lieb,
Das Landvolk ließ sich schaarenweise taufen
Und horchte gern den Predigern der Duldung.
Mit seines Reiches Aeltesten war Inguo
Nicht so zufrieden, heimlich hatten sie
Sich einzeln schon verbündet gegen ihn,
Den eingeführten Gottesdienst zu stören;
Sie hatten sich von ihm zurückgezogen,
Und nur auf strenge, wiederholte Ladung
Erschienen sie zur allgemeinen Sitzung.
Da trug Herr Inguo ihnen warnend vor,
Wie daß es nöthig sey, dem Heidenglauben,
Der Grausamkeit zum Grundgesetze mache,
Doch endlich abzusagen und den Priestern
Peruns und Swantewits die Herrscherzügel
Des Aberwitzes kräftig zu entreißen,
Damit e i n Gott, e i n Recht, und e i n Gesetz
Im Lande walte, friedlich und verehrt.
Allein, statt seiner Warnung nachzugeben,
Erhoben sich die Meisten wider ihn
Und grollend riß sich alles auseinander.
Der Herzog ließ darauf nach alter Sitte
Das Mahl bereiten für die Volksversammlung,
Doch nur die Bothen seines letzten Standes,
Die Bauern, zog er mit an seine Tafel,
Und aus den Trögen, wo man Rüden füttert,
In seinem Zwinger speiset er die Edlen,
Die sich im Zorne hier zusammenfinden.

Raymar (grimmig).

O daß die Würmer seinen Schädel nagten!
Das hat noch nie ein Fürstensohn gewagt.

Werdomir.

Da trat hinab der Herzog zu den Herren
Und sprach: „Wohl ziemt euch hier zu hausen, Männer!
„Die ihr euch selbst dem Viehe zugesellt —
„Wer seine Wildheit nimmer will bezähmen,
„Dem sey die Kraft zu schaden doch benommen.
„Hiemit entlaß ich jeden Pflichtigen
„An euch der Lehensschuld für immerdar,
„Wenn ihr euch nicht der neuen Ordnung fügt."
So redete der Fürst und wandte sich, —
Die Edlen aber schieden rasch von dannen.

*

Raymar (sich fassend, für sich).
Sey ruhig Herz! daß dich der Grimm nicht beuge!

Werdomir.
Seit diesem Tage hängt die Donnerwolke
Des Bürgerkrieges dräuend über Kärnten.

Raymar.
Was sagte Flotho? — Ließ er ungehindert
Die Kriegsgenossen dort beschimpfen?

Werdomir.
Nein!
Der Prinz hat nie den Schritt gebilliget,
Doch er ist Sohn und weiß sich zu bescheiden.

Raymar.
O Flotho! Flotho! meine letzte Hoffnung.

Werdomir.
Auch ist er seit der Zeit ganz umgewandelt,
Und kaum vermag des treuen Volkes Liebe
Den stummen Lippen Rede abzulocken;
In sich verschlossen bleibt er tagelang
Auf einem alten Schloße dieser Gegend,
Und hält, wie eine dunkle Sage geht,
Mit Geistern Zwiesprach in der Mitternacht.

Raymar (schnell).
Was schwätzt die Menge nicht, um nur zu schwätzen!

Werdomir.
Die Prophezeihung eines frommen Mönches
Soll diese Trauer, dieses dumpfe Brüten
Auf sein Gemüth so bang geworfen haben.

Raymar.
Wie hieß der Spruch des heuchlerischen Mönch's,
Den uns vielleicht der Kaiserhof gesendet,
Um schwarz zu malen, wo das Weiße glänzt?
Dieß schöne Bergland mag ihm wohl behagen,
Dem Franken, der mit Gierde nach dem Fernen
Wie nach dem Heiligen die Krallen streckt.

Werdomir.
„Aus Inguo's Blute keimt der schöne Glaube,
„Und Inguo's Schmerz ist Kärntens Heil und Stolz.“

Raymar (feurig).
Nein Alter! du hast Recht, das sprach kein Lügner.
„Nur Inguo's Schmerz ist Kärntens Heil und Stolz.“

Werdomir.
Ich fürchte solcher Worte dunkle Deutung.

Zweite Scene.

Vorige. Lisa, Benno
(springen aus der Hütte).

Benno.
Er kommt! er kommt! Ich hörte Rosse schnauben.

Lisa.
Laß, Väterchen! mit Benno mich hinaus,
Dem guten Freund entgegen.

Werdomir.
Sey hübsch achtsam!
Du könntest zwischen dem Gesteine fallen.

Benno.
Ich will den guten alten Ulfo bitten,
Daß er mich reiten läßt auf seinem Fuchse.
Das mußt du seh'n, Großvater! wie ich trabe.

Werdomir (lächelnd).
Nu! nu! du wirst den Gaul nicht überjagen.

Lisa (ihm ein Körbchen zeigend).
Siehst du die süßen Beeren, lieber Aehni?
Die hab' ich eingepflückt für meinen Flotho.

Werdomir.
Du gutes Mädchen!

Raymar (bewegt).
Liebe, liebe Kinder!

Benno.
Nun, hurtig! Lisa! ihm entgegen!

Lisa.
Fort!
(Beide laufen in das Wäldchen rechts ab).

Raymar.
Mich rührt die Liebe deiner kleinen Enkel,
Sie hängen innig an dem jungen Helden;
Wenn Kinder ihn so unbeschreiblich lieben,
Was sollen wir, die ihm so viel verdanken?
Ich bin ein rauher Mensch, ich weiß es wohl!
Doch diese zarte kindliche Erkenntniß
Des Guten hat mein ganzes Herz erfaßt.

Werdomir (herzlich ihm die Hand schüttelnd).
Das freut mich Kämpe! wäre ja doch bald
An eurem ganzen Wesen irre worden;
Das söhnt mich wieder mit dem Fremden aus.

Raymar.
Ich will den ersten herzlichen Empfang
Nicht stören; denn zu kalt und trübe sind
Die kommenden Berichte meiner Sendung.
Laß mich ein wenig an die Seite treten,
Bis sich das sehnende Gemüth beruhigt.

Werdomir.
Thut nach Gefallen Herr, mir gilt es gleich.
Ich traue der Empfehlung meines Bruders,
Von dem ihr Pfand und Kunde mir gebracht.
(Geht den Kindern nach.)

Raymar (allein).
(Sehr bewegt).
Ich werd' ihn also wiederseh'n, den Theuern,
Der meinen Jünglingswünschen alles war!
Den Fürstensohn, in dessen stiller Kraft

Das Glück des lieben Vaterlandes ruht —
Ich werd' ihn wiederseh'n nach langer Trennung.
Mein Flotho! du der Edeln letzte Stütze.
(Geht sinnend auf und nieder.)
Was wird er sagen zu der stolzen Bothschaft,
Mit welcher ihn die grauen Helden ehren?
Wird er vergessen, was ihm Inguo ist?
(Kräftig.)
Auch ohne zu vergessen, was der Sohn
Dem Vater schuldet, darf der Herrscher handeln
Für seines Landes künftiges Geschick.
Das Kreuz muß fallen, wo die Eiche steht,
Im weichen Grund gedeiht die Freiheit nicht.
(Man hört Stimmen im Gespräche.)
Horch auf! da kommen sie! — Sey ruhig Herz!
Bald darfst du an dem seinen wieder schlagen.
(Er geht zur Seite hinter das Gesträuch, das ihn bald verbirgt.)

(Fortsetzung folgt.)

Die Wallfahrtskirche h. Kreuz nächst Unterdrauburg.

Gegenüber den Ruinen Drauburg's, welches Schloß einst als „Grenz-Veste" von Bedeutung war und woraus (dem vaterländischen Historiker wohlbekannt) mehrere Urkunden lanten, liegt, dem Reisenden, besonders vom Süden kommenden, schon lange sichtbar, auf einem schönen Hügel am Abhange des „Fettengupf's" (tosti vorh), umgeben von malerischen Bergen, ein schmuckes Kirchlein mit schlankem Thurme, dessen Entstehen erst in die halbvergangene Zeit fällt.

Wie es die Gegend ziert, biethet seine Lage auch eine wunderliebliche und zugleich großartige Rundschau; aber der Reisende im Post- oder Stellwagen kümmert sich weder um das Eine noch Andere und der Fußgänger, ermüdet vom langen Einerlei zwischen der Drau und den Bergen bemerkt kaum, daß eine ganz neue Parthie beginnt und ein anderer Charakter die Gegend kennzeichnet — er mag von welch' immer Seite herkommen. Anders wird's freilich werden, wenn einmal der Kondukteur von seinem lebensgefährlichen Brette uns in den Waggon hinein rufen wird: „Station Windischgraz - Drauburg, 3 Minuten Aufenthalt!" — wenn Stellwägen vom erstgenannten Orte und vom Lavantthale und so weiter ihre Inhalte hier ausleeren und Neue dafür empfangen, wenn die Schaar der Neugierigen und Erwartenden die Räume des genannten Bahnhofes beleben und der Pfiff der Lokomotive und das Rollen des Zuges in den Bergen wiederhallen werden. Da wird Mancher (denn nur Fremde wissen meist unsere Naturschönheiten zu würdigen) doch fragen: „Was war das für ein Schloß mit den Ruinen am Berge?" Puchenstein, — „Wo geht's da nordwestlich im schönen Thale fort?" Gegen Lavamünd — „Was ist das für ein Ort mit dem alten Gemäuer oben?" Unterdrauburg — „und die Häusergruppe mit der regen Wirthschaft?" der Mießböck — „und die schöne Kirche am Berge?" hl. Kreuz — und — —

Doch weitern Fragen taub, mit stolzem Geschnaub' steb es lange schon im Sturme davon;
Und man steht in der Nacht allein, nachstaunend der Kraft, die die Welt umschafft
Und die Menschheit auf Leben und Tod hinein in's Dunkel der Zukunft rafft! *)

Glücklicher Weise hat der Historiker betreff dieser Wallfahrtskirche keine große Plage mit schadhaften Römersteinen oder unleserlichen Inschriften, mit bestaubten Urkunden oder langweiligen Schlußfolgerungen und dergleichen; er hat keine Legenden oder Wundersagen zu erklären; jeder Anwohner erzählt ihm, daß die Kirche erst seit einem Dezennio steht und daß über ihren Bau viel, viel geschrieben wurde.

Die Chronik der Kuratie Tscherberg berichtet darüber Nachstehendes: In den 80ger Jahren des vorigen Jahrhunderts besuchte ein Benefiziat öfters diesen Hügel, wodurch er ob seiner schönen Lage und Rundschau bekannt wurde; es war zu Pfingsten des Jahres 1800, als der nächste Anwohner, vulgo Makutschnig auf selbem ein Kreuz und zwar aus dem Lindenstamme, den er dortselbst gefällt, errichtete und mit den Seinigen öfters dort dann seine Andacht pflegte. Aber auch Vorübergehende betheten oft dabei, endlich kommen auch Fremde und es flossen Opfer ein.

Getreu dem Originale wollen wir dazu auch berichten, daß gedachter Bauer durch einen Traum sich aufgefordert fühlte, dortselbst das Kreuz aufzurichten, daß ihm dann ein unbekannter Wandersmann prophezeiht habe, „wie der Hügel, den jetzt nur ein Kreuz ziert, einst eine schöne Kirche tragen werde, wo (auf einen Ameishaufen deutend) sich eben so viele Wallfahrer einfinden werden" — nämlich daß Wundersagen eine so rasche Vermehrung derselben bewirkten, daß man schon an eine Kirche dachte. Die nächsten Anwohner begannen nun 1804 den Bau einer solchen, jedoch ohne behördliche Bewilligung — natürlich ward der Bau eingestellt, aber schon war eine hölzerne Kapelle auf den Unterbau gestellt, sogar 1805 auch Glocken gespendet worden! Da nun trotz Einstellung aller geistlichen Verrichtungen sich die Zahl der Wallfahrer doch mehrte, ward endlich 1806 die gänzliche Demolirung derselben angeordnet, die auch in Gegenwart einer Kommission vollzogen wurde.

Als bei stets zunehmendem Besuche die Gemeinde und ihr damaliger Kurat 1841 doch sich wegen Erbauung einer Kirche wieder höheren Orts verwendeten, fingen die Verhandlungen von Neuem an, endeten 1845 aber mit der Bewilligung und endlich Grundsteinlegung am Kreuzerfindungstage, worüber ohnehin (1845, Nr. 20) in diesem Blatte zu lesen war. Diesem Berichte (sammt Festgedicht, Zweckessen, obligaten Toasten u. s. w.) kömmt nur noch beizufügen, daß sich der Bau leider durch Hindernisse aller Art — zuletzt durch das größte: Geldmangel — ungemein verzögerte, so daß erst 1851 die Konsekration durch den Fürstbischof A. M. Slomschek in Anwesenheit von 23 Priestern, deren Namen verzeichnet sind, vorgenommen werden konnte.

Auch über diese Periode biethen die oft humoristischen Bemerkungen des Berichterstatters sehr viel des Interessanten, und Unterhaltenden, wo übrigens dem frommen Sinne und der Opferwilligkeit der Wallfahrer, der Gemeinde-Insassen, ja auch der Bewohner der nächsten Ortschaften, besonders der Arbeiter in dem Berg- und Hüttenwerke zu Prävali das gebührende Lob gespendet wird. Da hl. Kreuz nur eine Filiale der Kuratie Tscherberg, so biethen die Aufzeichnungen, diese betreffend, auch sehr Viel des Interessanten für die ganze Gegend, und die Führung solcher Bücher zeigt sich

---

*) C. G. R. v. Leitner.

jedenfalls sowohl zur Verbreitung, als Sammlung der Landeskunde und Geschichte ungemein zweckmäßig.

Die Kirche, in regelmäßiger Kreuzform, ist nett und sehr freundlich — eigentlich hl. Kreuz, vom Muttergottesbilde aber auch „Maria vom guten Rath" genannt — steht nun vollendet da und wird überhaupt an Freitagen, wo gewöhnlich Gottesdienst, besonders aber in der Fastenzeit von Wallfahrern aus Fern und Nah sehr viel besucht. Ohne in eine Besprechung der Gründe eingehen zu wollen, welche die Behörden bestimmten, den Bau zu hindern und die Entstehung eines neuen Wallfahrtsortes zu vereiteln — muß der fromme Sinn doch lobend anerkannt werden, da der Kirchenbau gar keinen öffentlichen Fond in Anspruch nahm, wie sich derselbe noch gegenwärtig durch die Menge der Andächtigen und der Opfergaben offenbart.

Es biethet ein solcher Kirchtag aber auch ein eigenes Bild des Lebens, das wir in diesen Blättern schon vor Jahren geschildert (vom Ursulaberge), besonderes Interesse aber eben hier wieder das Erscheinen der Bewohner aus allen Gegenden und ihrer verschiedenen Tracht und Sprache, wo sich der Lavantthaler, der deutsche Steirer vom Hochgebirge und aus dem Murthale, der windische Kärntner, Steirer und wieder der aus dem Gebirge und der aus dem Thale kennzeichnet. Alle vereinigen sich aber hier, obwohl gegenseitig sich oft kaum verstehend, um in der Sprache des Herzens ihre Wünsche und ihr Gebeth zum Höchsten zu erheben.

Aber auch der draußen steht und die Schöpfung da „mit heiligem Auge" betrachtet und Rundschau hält, wo Gottes Macht sich ebenso in den Bergriesen, wie seine Güte in segenreichen Thälern uns offenbart, welcher der Naturkräfte gedenkt, die vor Jahrtausenden das Drauthal hier öffneten, oder der Fluthen, die ihrer Zeit aus dem nun von Kirchen und Gehöften belebten Mießlingthale hervorbrachen, dessen Blicke nordwärts zu den Alpen schweifen, die in blauer Ferne aus Obersteier herabschauen oder zu jenen, die das Lavantthal umsäumen und dessen Auge mit Wonne auf den fruchtbaren Fluren zu seinen Füßen und den wundeerlieblichen Landschaftsbildern in der Nähe weilt — auch den wollen wir mit zu den Andächtigen zählen nach den Versen einer alten Chronik:

Wenn man auf einem Berge steht,
Und Gottes Schöpfung Einem da zu Herzen geht,
Ein eigenes Gefühl den Geist durchweht —
Man nennt's nicht so — und doch ist's ein Gebeth.

J. C. H.

Leben und Tod.

Verhüllt im weißen Feierkleide
Tritt neu das Kind in's Leben ein!
Und frei von Kummer, frei vom Leide
Bringt es mit sich des Todes Keim!

Verborgen sind des Schicksals Lose:
Es blickt das Leben lächelnd an,
Es schlummert sanft im Mutterschooße
Und Mutterlieb' bewahrt es dann.

An jedem neuen Lebensmorgen
Umfächelt es die Liebe neu;
Es wächst und blüht ganz ohne Sorgen —
Ein Blümchen in dem jungen Mai.

Und Tag und Stunden — Jahre schwinden,
Es eilt das Kind zum Mann heran,
Was der gehofft, kann' er nicht finden,
Unmuthig geht er seine Bahn.

Was er geträumt, geliebt, ersehnet,
Als Leuchte schwamm es ihm voran;
Was treu im Glauben er gewähnet,
Als Irrlicht sank in Nichts es dann.

Und endlich wird zum müden Greise
Der hoffend starke, kräft'ge Mann,
Der einst gewähnt, daß aus dem G'leise
Er kühn die Sonnen reißen kann.

Und nimmer will zurück er schauen!
Er fühlt der Täuschung herbes Weh —
Er wendet weg den Blick mit Grauen
Von seiner Leiden maßlos' Höh'!

Vergang'nes will er nicht mehr sehen —
Der kurzen Freuden flücht'gen Traum
Von seinem Hoffen, seinen Wehen,
Von seines Glückes leerem Schaum!

Und steht er wartend nun am Ziele,
An seines dunklen Grabes Rand —
Von seines Lebens einst'ger Fülle
Verrinnet bald des Lebens Sand.

Fühlt er des Todes-Engels Nahen,
Auf kalter Stirn den letzten Kuß —
Dann weicht des Herzens Leid und Zagen,
Dann welkt der Dorn in wunder Brust.

Rosa v. Tannenwald.

Uebersicht der Geschichte des kärntnerischen Münzwesens im Mittelalter.

Von Fritz Pichler, Offizial am Archiv, Münz- und Antikenkabinet des Joanneums zu Graz.

(Fortsetzung von Nr. 11.)

Unter solchen günstigen Verhältnissen eröffnet sich das dreizehnte Jahrhundert. Betrachten wir zunächst die Thätigkeit des Erzstiftes, so treten uns der Reihe nach die Namen der Erzbischöfe entgegen. Diese sind Eberhard II., Truchseß von Waldburg (1200—1246), Philipp Graf von Ortenburg († 1268, dazwischen Ulrich 1263), dann Wladislaus, Herzog von Schlesien († 1270), Friedrich von Walchen († 1284), Rudolph von Hohenegg (†1289) und Conrad von Praitenfurt (†1312).

Was die Landesherren anbelangt, so sind es nur zwei Herzoge mehr, welche, ehedem das babsburgische Anrecht auf diese Grenzmarke des deutschen Reichs wenigstens sicher gestellt ward, noch einmal den vollen Begriff einer mit der Reichslehenschaft nur irgend noch verträglichen autonomen Landesherrschaft zur Geltung bringen. Nach Ulrichs II. kläglichem Tod im ersten Jahre dieses Abschnittes bis über desselben Mitte hinauf (1256) leitet Bernhard mit kräftiger Hand die kärntnerischen Geschicke. Mit dem Stab in der Rechten, ein Buch in der Linken und die Glorie

um's Haupt, wohl auch mit einer Fahne in jeder Hand tritt er uns auf seinen Münzen entgegen, und diese weisen in ihrem Revers auf die krainischen Besitzerweiterungen durch den Adler und den Löwen mit dem Kreuzstab (Landestrost) hin. Sanft erscheinen auch das geflügelte Engelsbrustbild zwischen Thürmchen, Kreuz, Halbmond und Sternchen. Es laufen in diesen heimischen Strom zwischendurch schon Münzen der triester Stätte mit nicht leicht zu verkennendem italienischem Einfluß, welch' letzterer auch durch die aus Tirol kommenden Berner (Veroneser) stark erhalten wird. Aus dieser Zeit stammen wenigstens die ältesten bekannten triestiner Münzen.

Jetzt geschehen denn auch in drei aufeinanderfolgenden Jahrzehenten ganz bemerkenswerthe Erscheinungen für das Münzwesen. Zuerst nämlich stellt sich das Hochstift Bamberg, von dem kärntnerischen Herzoge und nachmaligem Kaiser Heinrich II. mit den beiden Grafschaften Villach und Wolfsberg ausgestattet (1007) und zwar noch ehedem Salzburg durch die Frömmigkeit einer der mächtigsten Dynastien zu also bedeutendem Länderbesitz kam, — stellt sich nunmehr das Hochstift der salzburger Macht nach Kräften gegenüber und erwirbt sich zu seiner schon vom Stifter verliehenen und von K. Konrad (1034) bestätigten Münzgerechtigkeit noch das besondere Recht, in seinen oberländischen Besitzungen, dem romantischen Canalthal zu Villach und in seiner unterländischen, welche den Feldkirchener Boden, einige diesseitige Gehänge an der Saualpe und das liebliche Lavantthal umfaßten, zu Griffen Münzen nach dem friesacher Fuße schlagen zu dürfen. Die bezügliche Urkunde wußte sich der gelehrte und geistreiche Bischof Heinrich von Schmiedefeld von Friedrich II. im Lager zu Avenzano, woselbst der Kaiser den Mailändern gegenüber alle Ursache hatte, sich in den Alpenpässen gute Freunde zu erhalten, im Jahre 1242 zu erwirken. Es lautet die entscheidende Stelle darin: Damus ei licentiam, ut apud Villacum novam monetam cudi faciat, quae Frisacensi monetae aequipolleat in pondere et valore; et apud Griffen eandem sibi gratiam pro simili moneta cudenda duximus faciendam.*) So hatten denn die Bamberger namentlich ihrer vielversprechenden Handelsstadt Villach, gelegen an dem Hauptstraßenzug von Salzburg, dem Thore Deutschlands nach Venedig, der Pforte des Orients, die Krone aufgesetzt und alles das erreicht, was dem in Hohenstaufen-Geiste herrschenden Landesherzog seit je ein Dorn im Auge gewesen. Dem Schwerte des Herzogs standen sie kühn gegenüber, gestützt auf das Eisen und Blei, das ihre Gruben förderten, und so mußte immerhin eine zu Villach neuerrichtete Münzei in mehr als einem Anbetracht von großer Tragweite seyn. Welchen Sinn wohl Bischof Heinrich mit dem Erwerb des Münzrechtes für Griffen verbunden haben mochte, ist, wenn man die für Handel und Bergbau viel günstigere Lage des Vicedomsitzes Wolfsberg erwägt, nicht leicht abzusehen. Merkwürdig bleibt es nun auf jeden Fall, daß aus beiden Münzstätten, welche feiern zu lassen die Bamberger bei ihrem steten Hader mit den Landesfürsten gewiß keine Ursache hatten, nicht eine einzige Münze bekannt ist. Sollten die geistlichen Landesnachbaren sich besser vertragen haben und bambergische Münze auch zu Friesach geschlagen worden seyn?*) Noch immer also reicht das Ansehen der friesacher Stätte so hoch, daß ferne Fürsten, wie der des schon einmal angezogenen Ungern, Andreas II. (1233), ihr Geld als längst gang und gäbe anerkennen und benachbarte derselben ihren Silberschatz anvertrauen. Dieß gilt sowohl noch von Bernhard, welcher auch mit Harnisch und Scepter gemeinsam mit dem Bischofe von Brixen, dessen Zeichen das friedliche Lamm, auf friesacher Münzen erscheint, als auch, nach dem Tode dieses Herzogs (1256) von seinem und der böhmischen Prinzeß Jutta Sohne, Ulrich III. Auch dieser letzte aus dem erlauchten Grafenhause von Sponheim und Ortenburg blickt uns mit seinem Harnisch, mit Schwert und Schild kräftig an, und der Stern auf der Kehrseite der herzoglichen Stücke mahnt uns nicht, wie nah der Stern des Hauses dem Untergang sey. Und auch der geflügelte und gekrönte Löwe auf den St. Veiter Münzen lagert arglos im schimmernden Felde. Noch einmal künden auch halbliegende Charaktere des kärntnerischen Herzogs bis in die Gebreite von Windischgräz reichende Gewalt auf den gracenser Denaren. Wie denn auch Bernhard's über einen großen Theil von Krain reichende Macht die labacenser und andere Denare bewiesen. Den Ruhm der friesacher Stätte künden auch jene friesacher Pfennige des Herzogs Leopold des Glorreichen, die wir schon oben angezogen haben und von dem hier nur zu bemerken kömmt, daß sie nach Schrott und Korn der herzoglichen Münzel zu Wien geschlagen und vom Verbote des Verkaufs alten Geldes für die wiener Hausgenossen ausgenommen waren. Dies ersehen wir aus den Münzprivilegien eben dieses Leopold, welche in der Bestätigung Rudolph's I. v. Habsburg enthalten sind (Herrgott Numotheca, tom. II., P. I. p. 261).

Ohne Zweifel war eine Münzordnung als juridisches Document schon in früher Zeit vor dem salzburger Erzbisthum gegeben und wir haben Grund anzunehmen, daß sie älter sey, als die vom Herzog Leopold dem Glorreichen für Oesterreich, welche Albrecht I., Albrecht der Weise und Friedrich IV. nur erneuert haben. Bis es gelingt, dieselbe aufzufinden, mag sie ideal hergestellt seyn. 1) Der Münzmeister des Bisthums, seine Pflichten, und Rechte; er ist dem friesacher Stadtrichter coordinirt und richtet über Münzangelegenheiten, namentlich Diebstahl und Betrug durch Fälschung, während dem Stadtrichter die That der Münzgesellen in Bezug auf Leib und Leben anheim fällt. 2) Nur die Münzgesellen kaufen Silber, wechseln und schlagen Geld unter Aufsicht des Münzmeisters, dagegen Handelnde kommen vor sein Gericht. 3) Kein Münzer verbrauche altes Silber, altes verrufenes Geld. 4) Anzahl der Münzer. 5) Ersatz entwendeten Geldes. 6) Ueber das Bewahren alter Münzschlagstöcke. 7) Die Häuser der Münzer haben das Asylrecht, 8) sind frei vor Einquartirung fremder Gäste. 9) Nur vom Münzmeister Berechtigte betreiben das Silberbrennen. 10) Geldthbestimmung (Pfund und unter dem Pfund). 11) Allfällige Erblichkeit der Münzersgerechtsame. 12) Ausgabe des Geldes zu rechtem Preise. 13) Klage und Verjährung. 14) Eintreibung der Schulden an die bisthümliche Münzei durch Schaffer, Schreiber, dem Münzmeister oder endlich dem Vicedom. 15) Ausrufung aller Münzneuerungen durch die Schaffer.**)

*) Vgl. die hieher einschlägigen nicht sehr reichlichen Münzen bei Appel I. 432—434, Welzl I. 515—16. Für die Herzoge Arnulf von Kärnten (908 und 937), Heinrich I. (956—976 und 989—995), Münzmeister WAT, Conrad den Aelteren (1004—1011) und Adalbero (1012—1023) hat der verdienstreiche Gelehrte Dr. Streber in München in seinem für unsere Werke weitläufig auszunützenden Werke „Die ältesten in Salzburg geschlagenen Münzen — ein Beitrag zur Geschichte des Herzogthums Kärnthen" (München 1854, 1835) die seltensten Stücke nachgewiesen. Deßgleichen hat er über die Münzstätten zu Lieding (I. 18, — — —) St. Veit (II. 37—40, I. 18) und Friesach (II. 48 I. 47, 52), Villach (I. 18, 66) und Griffen (I. 66) vielzeigende Stellen.

*) Gehören nicht vielleicht gerade hieher jene sogenannte St. Andräer Münzen mit den Inschriften ∞AN.RO oder RONO, S.AN, welche demnach als bamberger Stücke aus der friesacher Münzei zu gelten hätten? Denn daß zu Villach und Griffen überhaupt geschlagen worden, bedarf erst Beweises.

**) Vergl. bei Hergott (und Moser) die Münzordnung von den Babenbergern Leopold und Friedrich in Hormayr's „Wien" III. 1. 2. Heft. pag. 226.

Unter Ulrich, wahrscheinlicher noch unter Bernhard erstand in der Hauptstadt von Kärnten, dem alten St. Veit, wo das fürstliche Hoflager mit seinem weitläufigen glänzenden Etat, mit seiner hochthürmigen Burg, dem säulenreichen Saal, dem weiten Marstall, mit seinen Jagd- und Lustschlössern, mit den herrlichen Vesten der herzoglichen Mundschenken und Marschälle und Truchsesse in der Umgebung, zum Trotz dem Hofhalt eines Königs eingerichtet war, erstand jene Münzstätte, welche urkundlich freilich erst in derselben Urkunde ddo. 1. August 1263 erscheint, worin Herzog Ulrich III. zu Sekau das dortige Stift mit zehn Mark Silbers aus der herzoglichen Münze zu St. Veit beschenkt *). Daß sie aber früher und vielleicht schon lange früher thätig gewesen seyn muß, haben wir aus dem Auftauchen der angezogenen St. Veiter Münzen wohl schon vordem ahnen müssen. Vielleicht besteht zwischen dem Kopfe, umschlossen durch zwei Säulen und dem Bogen, welches Bild uns auf Münzen bis in diesen Zeiten öfters begegnet ist, und dem St. Veiter Stadtwappen, welches den heiligen Veit in der Mitte von zwei begenüberwölbten Säulen darstellt, einige Beziehung. Zu bedauern bleibt es nur, daß ein so wichtiger Punkt, als die herzogliche Münzstätte zu St. Veit, bisher in der Landesgeschichte sogar unbeachtet geblieben ist. Wie mit dem Sterne, dessen Körper längst zergangen seyn kann, wenn sein Strahl zu uns kömmt, geht es uns dreiundzwanzig Jahre nach jener sekauer Schenkung mit der Münzei zu Völkermarkt, welche wir hiemit das erste Mal nennen. Allerlei Münzfälschungen waren nämlich in letzterer Zeit aufgetaucht, die herzoglichen Münzeien nicht minder als die stiftischen hatten Schaden genommen und um sich gegenseitig zu binden, waren der Herzog Ulrich und der salzburger Erzbischof Ladislaus am 14. Juli 1268 zu einem Vergleich zusammengetreten, indem sie bestimmten, wie sie die Uebelthäter auf herzoglichem und salzburgischem Grund und Boden bestrafen und durch ganz Kärnten allein das Schrot und Korn der friesacher Münzei einführen wollten. Wie nun am 22. November 1286 — wir greifen hier der weiteren Darstellung etwas vor — dieser Vertrag durch Herzog Meinhard und Erzbischof Rudolf zur Revision in dem Sinne kömmt, daß beide in ihren kärntnerischen Münzstätten anstatt des friesacher Fußes das wiener Gewicht (2 Mark 20 Pfennige aus der 15löthigen Mark Silbers) einführen, jeglichen Münzschlag aber nach zweien Jahren wieder einziehen, da wird auch ausdrücklich die Münzstätte zu Völkermarkt, und zwar wie anzunehmen als eine herzogliche, genannt. Wann das Münzrecht erworben, wann auszuüben begonnen worden, ist eine offene Frage. Genug, daß diese sechste Münzstätte vor und etwas nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts als thätig angenommen werden muß.

Die Werke dieser Werkstätte genau nachzuweisen, wird das Werk meiner nächsten und begünstigteren Nachfolger seyn müssen. Das Wappen von Völkermarkt dürfte hiebei zuerst in Anschlag zu bringen seyn. Dasselbe besteht in drei Thürmen, ähnlich den steirischen Ortswappen von Rohitsch und Windischfeistritz.

Zunächst dann müßten die unterscheidenden Merkmale, welche den friesacher, den bambergischen u. St. Veiter Münzen gegenüber aufstoßen, scharf aufgegriffen, und als Kriterium festgehalten werden. Dann wird sich leicht zeigen, ob die Denare Marquards (1073—1077) mit dem vorgekehrten Kopf unter der Zinnenmauer im zweifachen Perlenkreise, Luipolds (1077—1099) mit dem Brustbilde eines Bischofs, Bernhards und einige sogar aus dem vierzehnten Jahrhundert der völkermarkter Münzstätte zugewiesen werden können, ob nicht.

Ehe wir den Schlußstein dieser Periode setzen, nimmt das nähere Heranrücken der görzer Münzei unsere Aufmerksamkeit in Anspruch.

*) Sekauer Urk. d. Joanneum.

Vom Lurnfeld und Pusterthale ausgegangen war das Haus der Grafen v. Görz allgemach neben den Patriarchen von Aquileja zu voller landesfürstlicher Macht gediehen und hatte sein Münzrecht unabhängig von der kirchlichen Macht freieigen zu Görz ausgeübt. War nun das gräfliche Geld schon als solches den Pfalzgrafen von Kärnten bisher für bestimmte Gaue wichtig genug, so ist das nun um so mehr der Fall, als die Münzei auf kärntnerischen Grund selber, nämlich nach dem Sitze der kärntnerischen Pfalzgrafenschaft zu Lienz (1273) rückt. Wir sehen nun den kräftig aufsteigenden görzer Löwen mit der sechsblättrigen Rose von Lienz als ausdauernden Wächter der Zeit hin und sehen über Ulrichs III. einsame Gruft zu Victring die böhmischen Schaaren Ottakars in das Land der Caravanken stürmen. Das Unheil des österreichischen Zwischenreiches war nun auch über Kärnten gekommen und fast konnte es in den siebenziger Jahren dieses Jahrhunderts scheinen, als sollte das böhmische Münzwesen in Kärnten für immer Boden fassen. Schon vor dem, das deutsche Reichslehenrecht gröblich verletzenden Vertrag von Podiebrad ddo. 4. Dezember 1268, worin der leichtsinnige Landesfürst mit blinder Verkennung des Zeitgeistes Land und Volk an gänzlich fremde Interessen zu schmieden ging, mag manch ein blinkendes böhmisches Löwenstück in die St. Veiter Hofhaltung gewandert seyn. Der Münzen, welche Ottakar in Oesterreich, Steiermark und Kärnten prägen ließ, sagt Primisser nicht ganz richtig, gibt es nicht wenige. Die österreichischen Denare zeigen den Bindenschild, den einköpfigen Adler der Babenberger oder das letzte Wappen Friedrichs. Die Zeit seiner Gewalt über mag Ottakar immerhin auch zu St. Veit etliche jener österreichischen und böhmischen Münzen, theils doppelseitig, theils Bracteaten, haben prägen lassen, welche die Schrift VTACC oder Aehnliches mit dem Brustbild, im Revers den einköpfichten Adler mit Krone oder das von zwei aufstehenden Panthern eingeschlossene kleine Wappen, endlich das Halbleibstück des Königs mit Krone, Scepter und Reichsapfel, oder die ganze Figur mit Schwert und Schild oder den gekrönten Löwen allein weisen. Beiläufig dasselbe kann auch von dem glücklichern Nachfolger Ottakars, Rudolf von Habsburg, gelten, der als kaiserlicher Oberlehensherr auch in der vergabten herzoglichen Münze zu St. Veit oder auch zu Friesach gewirkt haben mochte. Silberstücke mit dem Vollgesicht und der dreiblumigen Krone, um welche sich die Rundschrift RVD-olf unförmig drängt, denken wir uns daher hinzu, weil aus unseren heimischen Münzen hervorgegangen. Doch das Jahrzehent der Kriegsstürme, welche wohl auch unsere Münzwerkstätten arg mitgenommen haben mochte, ging vorüber und ähnlich dem Wächter an der westlichen Mark zieht der habsburgische Löwe in unser Alpenland ein. Und hier nehmen wir den görzer Schild wieder zu handen und tragen ihn vor dem neuen Landesfürsten Mainhard Grafen von Tirol einher.

(Schluß folgt.)

Kunst - Notiz.

Allen Kunstfreunden bringen wir hiemit vorläufig die Kunde, daß nach Anzeige des „Oesterreichischen Kunstvereins" in Wien ddo. 10. Juni l. J. die jährliche Kunstgemälde-Ausstellung in Klagenfurt noch im Laufe dieses Monats stattfinden wird. Nach dem zugleich erhaltenen Verzeichnisse der Kunstgemälde, die diesmal zur Ausstellung kommen, zu schließen, dürfte selbe eine der vorzüglicheren werden, denn es befinden sich darunter Landschaften vom Prof. Hildebrandt, A. Hansch, L. Halauska, Friedrich Gauermann, Aug. Schäffer, G. Seeles, M. Fritsch in Wien, — Ruths in Hamburg, Leikert in Haag; — ferners Genrebilder von Franz Schams, Löffler, Ferd. Schilcher, Pischinger, Schreiner, Dawée, in Brüssel und Sell in Düsseldorf. — Die Anzeige der Eröffnung wird durch die Landeszeitung bekannt gegeben werden. Klagenfurt, am 13. Juni 1862.

*) Coronini Lettere prima dell antice monete Goriziana. 1785. pag. 23.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Zweiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 13. Sonnabend, den 28. Juni 1862.

Inguo.

Dramatisches Gedicht, von Johann G. Fellinger.

(Fortsetzung von Nro. 12.)

Dritte Scene.

Raymar. Flotho. Ulfo. Werdomir. Benno. Lisa.

(Flotho wird von den jubelnden Kindern, die sich an ihn schmiegen, hereingeführt.)

Benno.

Du mußt bei uns herbergen, guter Freund!
Ich will dir Abends meine schönen Mährchen
Erzählen von dem Rittersmann' Georg
Und von dem großen Römerhelden Moritz,
Der für den Glauben starb als Märtyrer.

Lisa (ihm schmeichelnd).

O weile doch, wir haben dich so lieb!

Flotho.

Sobald ich wiederkehre, liebe Kleine!
Will ich in eurer Hütte übernachten,
Da sollt ihr mir erzählen, Kränze winden,
Wir wollen vogelstellen, fischen, jagen,
Und was der frohe Augenblick uns beut.

Lisa (traurig, ihr Körbchen ihm reichend).

Schon wieder eilst du fort! du fühlst es nicht,
Wie lang die Tage währen ohne dich.
Nimm doch, o nimm, was ich für dich gesucht,
Und laß dir wohl behagen, was ich gebe.

Flotho (hebt sie auf, und küßt sie heftig).

O zarte Weiblichkeit, wie rührst du mich!

Benno.

Und ich — ich habe fleißig mich geübt
Im Bogenschießen, — nicht der kleinste Vogel
Ist auch im Flug vor meinem Pfeile sicher.
Wenn ich einst größer, da will ich dir
Als Edelknabe treu zur Seite steh'n;
Und weh' dem Recken, der dir nahe tritt.

Flotho (ihn streichelnd).

Das sollst du, braver Knabe! mein Gefährte
In Schlachten und Gefahren wirst du seyn,
Und meine Leiche mit der Fahne decken,
Wenn mich Marzana richtend hat gewählt.

Werdomir.

Warum so finst're Bilder, theurer Herr!
Wenn euch das Leben doch so heiter lächelt?

Flotho.

Der Krieger und der Fürst sind ja bestimmt,
Zu leiden und zu sterben für das Recht.
Es ist ihr unvermeidlich schweres Loos,
Das sie hinwegruft von der reichen Flur,
Worin sie Saaten für die Zukunft legten;
Die Hand, die mit dem Eisen war vertraut,
Ist gar zu unsanft für des Friedens Blüthen,
Der Winter überschneit die frühen Gräber,
Und mit den Blumen eines neuen Frühlings
Kommt auch ein and'res sanfteres Geschlecht.

Werdomir.

Mein Prinz! Was peinigt eure starke Seele?
Nichts Gutes quillt aus einer solchen Stimmung.

Ulfo.

Ich darf nur warnen; doch es ist vergebens,
Ein schwerer Gram umflort den Jünglingssinn.

Flotho (bedeutungsvoll).

Zerreißt den Schleier nicht, ein Nachtgespenst
Hat sich gelagert in dem dunkeln Grunde.

Ulfo.

Die fremde Gottheit sendet keinen Trost,
Und — ach! die alten Götter sind verscheucht.
Wo soll die Seele zweifelnd hin sich wenden.

Flotho (stark).

Wohl in sich selbst beruht des Mannes Kraft.

Werdomir (bang).

O frevle nicht, mein Ulfo! gegen den,
Der als Vermittler sühnend für uns starb!
Der Tempel Salomons sank in den Schutt,
Doch Jesus lebt in hoher Lehre fort.
Ich schelte nicht den angestammten Glauben,
Denn mächtig hält uns die Gewohnheit fest,
Doch frecher Spott weckt die geheime Macht
Zum Zeugen und zum Rächer ihrer Hoheit.
Ich bin dein Freund, so laß uns freundlich bleiben.

Ulfo.

Du edler Mensch! Ich bin es ja nicht minder.

Flotho (sie betrachtend — innig).

Ihr habt mein Innerstes erhoben, Greise!
Das Bangen weicht vor eurer Herzenswürde;
So soll es bleiben, ja! die Meinung sey
In meinem Vaterlande kein Verbrechen,
Und Eintracht heilige die Gotteshäuser.

Ulfo.

Doch aus dem Lande zieh' der fremde Priester,
Der unter seiner heuchlerischen Hülle
Geheimen Staatszweck zu befördern sucht.

Flotho.

Das sey geschworen ewiglich und fest.

Werdomir.

Dann bin ich ruhig für das hohe Kärnten.

Flotho.

Geh, Ulfo! geh! versorg' die müden Rosse,
Wir müssen heute noch nach Carneburg.

Werdomir.

So komm! ich will dir helfen, alter Kämpe!

Ulfo (lächelnd).

Nur nicht im Glauben! da besteh' ich selbst.

(Die Greise gehen in die Hütte.)

Flotho
(läßt sich tiefsinnig auf die Bank nieder).

Benno und Lisa
(spielen mit dem weggelegten Helm und Schilde).

Flotho
(für sich, in ernster Betrachtung).

„Aus Inguo's Blute keimt der schöne Glaube,
„Und Inguo's Schmerz ist Kärntens Stolz und Heil —"
So sprach der Sterbende; der Tod ist ernst,
Und keine Lüge kann vor ihm besteh'n.

Lisa.

Sieh! Benno! das schöne rothe Kreuz!

Benno (leise ihr).

Komm! laß die Waffen uns mit Blüthen kränzen.

Lisa.

Weißt du den schlanken bleichen Nachbarssohn,
Den neulich sie so still zu Grabe trugen,
Der war auch so bekränzt und engelmild
In seinem blanken Harnisch anzuschauen.

Flotho (fortfahrend).

Und wär es denn mein Blut, das meine nur,
Woraus der schöne Glaube quellen soll,
O dann — ihr hohen Götter! dann sey willig
Die lebenvolle Brust dem Stahl gebothen;
Doch Inguo's Blut des Vaterlandes Ruhe —
(springt unruhig auf)
Ich kann — ich darf nicht wagen, was ich sollte.

Die Kinder
(haben indessen Guirlanden um den Schild gewunden, und Rosen auf den Helm gesteckt).

Raymar
(tritt langsam aus dem Gebüsch hervor).

Flotho.

Und doch darf es nicht bleiben, wie es ist!
Mein Vater hängt an jenem stolzen Franken,
Der ihm nur schmeichelt, weil er sein bedarf;
Das Land versinkt in eine träge Ruhe,
Die Edlen hausen in den Felsenburgen
Und sehen knirschend ihren Untergang;
Der Frankenkaiser sendet seine Späher
Und lauert auf den langersehnten Tag,
Der Inguo aus der Zahl der Fürsten streicht,
Um unter einem Vorwand dieses Reich
Mit seinen weiten Staaten zu verbinden.
So darf die Spannung länger nicht uns trennen,
Es muß die That gescheh'n, die furchtbare,
Und mein Blut sey es, das für alle strömt!

Benno (bringt ihm den Schild).

Sieh, Flotho! sieh, wie prächtig!

Flotho (ergriffen).

Todtenschmuck!

Lisa (zeigt ihm den Helm).

Wie schön die Rosen unter deinen Zeichen
Am Helme prangen.

Flotho (abgewandt, bewegt).

Große Götter!
Soll ich die Ahnung in dem Busen hegen?
Die Kinder schmücken mich gleich einem Todten,
Und bringen mir des Krieges blanke Tracht,
Ich will sie nehmen, wohl! ich muß sie nehmen,
Damit der Enkel Freiheit ich begründe,
Die Christus Lehre zu ersticken droht.
(Er umfaßt die Kinder.)
Und wenn ich dort vor meinen Richter trete,
So will ich stehen in dem Kinderkreise,
Und zu dem Weltenlenker also sprechen:
„Sieh hier! für diese hob ich meine Wehre,
„Für diese fiel ich in dem Leichenfeld,
„Für diese hab ich jeder Lust entsagt,
„Die mir Natur und Liebe freundlich bothen,
„Ich habe wahrlich nicht umsonst gelebt.

Raymar (stürzt hervor, in seine Arme).

Mein Flotho! Bruder!

Flotho (freudig erschrocken).

Raymar? Raymar! du?

(Heiße Umarmung.)

Die Kinder (treten verwundert zurück).

Benno.

Ist dieser nicht der fremde Wanderer,
Der gestern Abends von dem Oheim kam?

Lisa.
Nun bin ich ihm erst gut, weil Flotho ihn
So herzlich liebt.

Benno.
Komm zu dem Vater, Lisa!
Wir wollen ihm die neue Mähr' erzählen.
(Laufen in die Hütte ab.)

Flotho.
Laß dir in's helle treue Auge blicken
Und mich im stillen Spiegel selbst besehen,
Damit ich wieder mich aus dir erkenne!

Raymar.
Mein Freund! mein Flotho! uns're Jugend gleitet
In diesem Augenblick an mir vorüber.

Flotho.
Seit jenem heißen Tage bei Silann
Bist du verschwunden aus dem Lebenskreise,
Der schimmernd mich umgab.

Raymar.
Wir mußten scheiden!
Ich konnte mich nicht beugen vor dem Kreuze,
Das uns dein Vater herrschend aufgestellt.

Flotho (schmerzvoll).
So willst auch du in dieser Wunde wühlen?

Raymar (dringend).
Ich darf nicht schonen, wo ich heilen soll.

Flotho (der ihn fürchtend anblickt).
Dich führt ein dunkler Geist in diese Gegend,
Die Freundschaft birgt sich hinter einer Absicht,
Und ahnend faßt mich die Erwartung an.
Was bringst du mir?

Raymar.
Den Gruß der Aeltesten!

Flotho.
Mich ehrt der Alten sinniges Vertrauen,
Doch was sie fordern, weckt den langen Schmerz.

Raymar.
Du kennest meine Sendung.

Flotho.
Fühlst du es?

Raymar.
Ich liebe dich um dieses Schmerzes willen;
Ein guter Sohn wird stets ein guter Fürst.

Flotho.
Den kühnen Retumar hab' ich gesprochen
In tiefer Mitternacht zu Santilum,
Und schaudernd sah ich eure Pläne reifen!
Doch mächtig faßte die Nothwendigkeit
Den Schwankenden —

Raymar.
Und bist du denn entschlossen?

Flotho (dumpf).
Ich bin es!

Raymar.
Heil dir, hoher Freiheitsretter!

Flotho (immer düsterer und bewegter).
Ich habe mit dem Leben abgerechnet,
Und nur ein lichter Punkt erhellet noch
Die grause Oede meiner fernen Zukunft.
Die Liebe hat nur eine kurze Stunde
Dem lebensfrohen Sinne zugelächelt,
Dann floh sie fort aus meinem engen Kreise,
Damit der Ruhm mit meinen Kräften spiele.
Den Vater muß ich unserm Rechte opfern,
Die Freundschaft reißt mich in das Dunkel hin,
Und statt mir einen Blüthenkranz zu flechten,
Gibt sie mir Waffen in die kranke Hand.
Mein Wissen hat des Zweifels Flor umhüllt,
Und meinen Frieden stahl das Pflichtgefühl.
Was bleibt mir also von dem reichen Daseyn?
Das grinsende Geripp' — Erinnerung.

Raymar.
Mein armer Freund!

Flotho (ausbrechend).
Ich habe von den Freuden
Den leeren Schaum nur durstig abgeschlürft,
Und mein Genuß war blos ein Sommertraum.

Raymar.
Du hast geliebt?

Flotho.
Mit ungezähmtem Feuer.

Raymar.
Und die Liebe deiner Jugend starb?

Flotho (mit bitterer Wuth).
Ein christlich Nonnenkloster schloß sie ein.

Raymar.
Wie nannte dein verlornes Mädchen sich?

Flotho.
Das weiß ich nicht.

Raymar.
Du sprichst in Räthseln, Freund.

Flotho (sich ermahnend).
So höre denn!

Raymar.
O laß die Wunde narben!

Flotho.
Ich brauche Muth, und Muth gibt nur der Schmerz.

Raymar.
Nicht auch die Hoffnung eines hehren Ziels?

Flotho.
Ist jenes Ringen nicht geheimer Schmerz,
Die Sehnsucht nicht ein leises weiches Leiden?
*

Dem Trauernden wird auch die Wehmuth lieb,
Weil die Vergangenheit sich zauberisch
Durch seine ausgestorb'ne Gegenwart
Mit ihren tausend Bildern hinbewegt.

Raymar.

Ich wünschte dich gefaßter, ruhiger
Für unsern großen, edlen Zweck zu finden.

Flotho.

Ich bin ja still und ruhig, wie du wünschest!
Den Sterbenden regt keine Leidenschaft.

Raymar.

So sprich dich aus! — Vielleicht ergreift ein Ton
Aus uns'rer Kinderzeit dein Selbstgefühl,
Und löset dieß erstarrte Herz in Thränen,
In süße Thränen auf. — Mit dieser Stimmung
Will ich als Feldherr nimmer dich erblicken;
Die Menschheit würde weinen um den Mann,
Der thränenleer das Schwert der Rache führt.

Flotho (lehnt sich traulich an ihn).

Ich war vor ungefähr zehn Monaten
Nach Aachen, wo der Frankenkaiser thronte,
Mit Wallo, unserm Kanzler, zum Turnier,
Das man den fremden Fürsten gab, geritten.
Mein Vater, sonst der Einfachheit Verehrer,
Der hatte mich mit ungewohnter Pracht
Zu diesem Ritterzuge ausgerüstet;
Ich sollte diese Franken lieben lernen,
Und sie mich würdigen als Kärntens Herrscher.
Das Stechen hatte früher schon begonnen,
Als ich zu Aachen in die Schranken ritt.
Der Menge Blicke hafteten an mir,
Doch ich begehrte stolz mit einem Meißner,
Der Sieger war bisher, den Speer zu brechen.
Wir stachen dreimal, bis er bügellos
Vom Gaule sank; allein mein braver Rappe
War aufgehoben über ihn zum Sprunge,
Und alles schrie um Rettung für den Mann.
Da riß ich schnell das wilde Roß herum,
Daß es sich überschlug, ich aber sprang
Im Sturze wagsam aus dem Sattel ab,
Und so hab' ich durch meines Pferdes Fall
Den seitwärts Liegenden vom Tod, errettet.

Raymar.

Ein kühner Streich! du konntest dich zerschmettern.

Flotho.

Aus tausend Zungen scholl mir lauter Beifall,
Und Kränze flogen von den Galerieen;
Da schaut ich auf, und gegenüber saß
Ein Engelkind mit süßem Zauberlächeln
Und winkte mir mit ihrer Schwanenhand
Und warf ein weißes Schleiertuch herab,
Wie es denn Sitte ist bei deutschen Frauen,
Wenn sie den tapfern Streiter ehren wollen.
Ich hob es dankend auf und neigte mich,
Und schlang es küssend um den rechten Arm;
Erröthend senkte sie den Blick zu Boden,
Und während des Verfolges uns'rer Kämpfe
Begleitete mich der verstohlne Blick.
Ich ward ein Gott durch diesen holden Wahn,
Und nieder warf ich, was mir nahe kam.

Raymar.

Wir hörten jubelnd deine Thaten rühmen.

Flotho.

Am Abende, als Maskentanz begann,
Hatt' ich an ihre Seite mich geschlichen;
Der Zufall wollte, daß ein Bogenfenster
Der frohen Menge mich und sie verbarg.
Ich wagte bebend einen Druck der Hand
Und fühlte leise wieder sie gedrückt —
Da hielt ich mich nicht mehr — ich preßte sie
Mit Jünglingsgluth an diese heiße Brust,
In einen Kuß verschmelzen unsere Seelen,
Und wortlos standen wir umschlungen dort,
Nur einen Augenblick, den seligsten,
Den ich empfand seit meinem Wiegenfeste,
Dann riß sie weinend sich aus meinen Armen,
Und floh — und ach! ich sah sie nimmer wieder.

(Neigt sich erschöpft an Raymar hin.)

Raymar.

Doch wie erfuhrst du, daß sie Nonne wurde?

Flotho.

Als ich erwachte von dem süßen Taumel,
Stand ernst und feierlich ein Mann vor mir,
Und faßte meine Hand mit stolzer Miene,
Und sprach: Verschmähet Freundeswarnung nicht;
Denn die ihr liebt, ist unserm Gott geweiht!
Ich wollte sprechen, doch er schritt von mir
Im schnellen Eifer durch den Saal hinaus,
Und ich versank in unnennbare Wehmuth.

Raymar.

Du sahst sie nimmer wieder?

Flotho (tief athemholend).

Nimmer! nimmer!
Sie war so fremd, als ich, in jenen Mauern,
Und schon am andern Morgen abgereist.

Raymar.

Dein Vaterland wird alles dir ersetzen,
Im Glück der Völker liegt Beruhigung,
Und der geheime Gram wird immer milder,
Wenn sich das Gute, das wir liebend üben,
Um uns're müden Sinne herbewegt.

Flotho.

Ich hadre nicht mit Lada um Genüße,
Die meiner schönen Jugend sie versagte,
Mein Herz gehört ja nicht mir selber an.

Raymar (feurig und entschlossen).

O daß du die Geliebte doch zu nennen,
Mir anzuzeigen wüßtest, wo sie lebt:
Ich würde rastlos kämpfend sie erringen.
Doch nicht verloren darf für dich sie bleiben;
Wenn einst der Friede lacht, will ich hinaus
Die dampfen Zwinger forschend zu durchspähen,
Bis ich dir Kunde bringen kann von ihr.

Flotho.
Umsonst! — Was jene Hallen in sich schließen,
Das ist verloren für die schöne Erde.

Raymar.
Dem Schwert entriegelt jede Pforte sich.

Flotho.
Wo harren die versammelten Genossen?

Raymar.
Um Mitternacht, wenn heute sich der Mond
Herüberneigt auf Glanfurts Ebene,
Erscheinen sie am Herzogsstuhle dort.

Flotho (bitter).
Am Herzogsstuhle, den sie trümmern wollen.

Raymar.
Wozu dem Freunde diesen bittern Vorwurf?

Flotho.
Was drängt ihr mich? Der uferlose Waldbach
Reißt auch des Landmanns Segen mit sich fort.

Raymar.
Noch wankest du? Hast du die frechen Buben
An deines Vaters Fürstenhof bemerkt,
Wie sie an unsern Staatsgesetzen künsteln,
Und graben und beschneiden, was die Freiheit
In wilder Kraft emporgeschlossen hat.
Die neue Lehre ist ein weiter Mantel,
Worunter sich der Dolch verbergen läßt,
Der uns wohl noch zu Tode kitzeln soll.

Flotho.
Ich sah es Freund! und krampfig fuhr die Hand
Zum Schwerte, das sie schon gezüchtigt —
Mein alter Glaube, mein ererbtes Recht
Und meines Landes angeborne Freiheit,
Die sollen ungefährdet auferstehen,
Und Perun's Dienst in diesen Gauen walten;
Doch Inguo's Haupt sey meinen Brüdern heilig.

Raymar.
Wer fordert Inguo's Haupt? — Kein Bundesfreund
Wird je das Unverletzliche begehren;
Nur die Gewalt sey weg von ihm genommen.

Flotho.
Kannst du dem Sturme, dem verheerenden,
Gebiethen, wenn er losbricht aus den Alpen?
Kannst du befehlen seinen raschen Blitzen?
Die Wuth erkennt des Rechtes Grenzen nicht,
Und über Leichen, über Schutt und Trümmer
Geht unaufhaltsam die Verwüstung hin —
Ein Mann ist Inguo, ein bewährter Held,
Er wird sich muthig uns entgegenwerfen,
Und m e i n e Lanze trifft vielleicht sein Herz.
O Raymar! Raymar! wenn ich s o vollende,
Dann wälze sich Vernichtung über mich!
Ich will nicht herrschen auf des Vaters Grab.

Raymar.
Dem Sohne weicht der sanfte Vater willig.

Flotho.
Dem Sohne wohl, doch dem Empörer nicht.
Ihr habt mir alles zu vergelten, Kärntner!
Und könnt mir dennoch Manches nicht ersetzen.

Raymar (bedeutend und scharf).
Mein Vater sank für deines Landes Wohl —
Kannst du in's Leben ihn herauf beschwören?

Flotho.
Vergib! der Schmerz vertilgt des Guten Spur.

Raymar.
Und Flotho! denkst du noch des Waffeneides,
Den wir im Haine Rugewit's geschworen?
Die Kreuzesbrüder waren aus dem Osten
Herabgedrungen in die stillen Thäler,
Und würgten Kind und Weib und sieche Greise;
Da rief dein Vater, noch dem alten Glauben
Mit stolzer Seele treu, die Edlen auf,
Und schon am dritten Tage stand ein Heer
Den kecken Franken dräuend gegenüber.
Wir schlugen — schlugen rächend sie darnieder,
Und bluteten und siegten, und erjauchzten
Im lauten Taumel uns'rer Siegeskraft.
Ich hatte dir die Waffen nachgetragen,
Und zweimal hielt mein Eisenschild den Streich
Des Todes auf, der grinsend dir gedroht.

Flotho (umfaßt ihn herzlich).
Mein bied'rer Freund! Ich hab' es nicht vergessen.

Raymar.
Die Feinde lagen röchelnd in dem Sande,
Da standen wir, ermüdet vom Verfolgen
Der Flüchtigen, in einem Eichenhaine,
Und kühlten uns am Quell die heißen Wunden,
Als plötzlich durch den wolkenlosen Himmel
Ein gelber Wetterschlag herniederrollte,
Die Marmor-Säule Rugewit's erschütternd;
Wir fuhren hoch empor, und reichten uns
Die Männerhände schweigend dar, und schwuren,
Zu halten an dem Glauben uns'rer Väter
Und uns'rer Berge Freiheit zu beschützen,
Bis u n s das Schicksal oder s i e erdrücke.
So standen wir, und unsern Eidschwur hörte
Der mächtige Perun —

Flotho (feierlich).
Ich werd' ihn halten.

Raymar.
Und wirst du kommen?

Flotho (reicht ihm die Hand).
Ja! so wahr ich lebe!

Raymar (auf den Schild zeigend).
Doch nicht in diesem Zeichen?

Flotho.
Sieh! das Kreuz ist blutig —
Ein Bild des heißen Kampfes, den wir wagen.

Raymar.

So lebe wohl! (Umarmt ihn heftig.)

Flotho.

Auf frohes Wiederseh'n!

Raymar

(reißt sich los und geht schnell ab).

Flotho

(blickt ihm lang im düstern Sinne nach — dann ergreift er wie in Gedanken den Schild).

Warum erbebt in mir das bange Herz?
Ist's Unrecht, was ich widerstrebend übe?
Ist höher Fürstenpflicht als Kindesliebe?
Spricht Ahnung aus dem unterdrückten Schmerz?
Wer kann mir diesen Geisteskampf enthüllen?
Ich muß vollenden ohne meinem Willen!
Du frommes Zeichen, das die halbe Welt
Durchschimmert hat im Eifer der Bekenner,
Du weckest jetzt den wilden Streit der Männer
Und rufest Brüder in das Leichenfeld;
Der Duldung Sinnbild muß sich blutig färben,
Damit die Jünger sich den Kranz erwerben. —
Wohlan! ich wage frisch den kühnen Streit,
Ich fechte für des Vaterlandes Götter —
Bist du gerecht, so sey der Unschuld Retter,
Ich fürchte nicht, was deine Lehre dräut;
Ich kann nur sterben und hinüber gehen,
Um dort die Wahrheit aufgedeckt zu sehen.

(Wirft klirrend den Schild hinweg.)

Mein Gott ist Freiheit — Freiheit ist mein Ziel —
Und meines Volkes Liebe soll mich lohnen!
Ich geitze nicht nach meines Vaters Kronen,
Und lache laut der Ehrsucht Gaukelspiel:
Doch meinem Lande will ich Größe geben,
Und sey der Preis mein thatenschwang'res Leben!

Vierte Scene.

Flotho. Ulfo. Werdomir. Benno. Lisa.

Ulfo.

Wo ist der Fremdling?

Flotho.

Hast du ihn erkannt?

Ulfo.

Die Kinder haben mir so viel erzählt —

Flotho.

Und sagt dein Herz dir nicht den Namen Raymar?

Ulfo (freudig überrascht).

So hat mich meine Hoffnung nicht getäuscht.

Werdomir.

Er war von meinem Bruder mir empfohlen.

Flotho.

Wir müssen fort!

Ulfo.

Ich eile zu den Pferden.
Die Götter segnen dich, mein alter Freund.

(Schüttelt Werdomir die Hand und eilt ab.)

Werdomir.

Was euer Antlitz wiederstrahlend zeigt,
Ist furchtbar, wie ein nahendes Gewitter.

Flotho.

Der Sturm ist Wohlthat nach des Tages Schwüle,
Und schonend geht er über eure Hütten —
Die Höhen sucht der Blitz und zündet nur,
Wo trotzig ihm der Fels die Stirne biethet.
Sey ruhig! Mann! aus schwarzen Wolken quillt
Der Segen liebend über Flur und Saal.

Werdomir.

Ihr werdet nichts beginnen, was der Mensch
Als lasterhaft erkennt, deß bin ich sicher,
Weil euch mein Herz verehrt als einen Edeln.
Allein die Grenzen zwischen dem Verbrechen
Und kühner Größe sind so schwach bezeichnet,
Daß auch der feste Mann sich oft verirrt.
O hört den welterfahrnen Alten an,
Verachtet nicht den Rath des schlichten Bürgers,
Der nur euch selbst in seinem Herzog liebt.
Seyd achtsam in der Wahl des Augenblicks.

Flotho (reicht ihm die Hand feierlich).

Du stehst am Grabe; dein verklärter Sinn
Bedarf nicht mehr der Reize, sich zu heben,
Du wirst mich nicht verkennen, wenn die That
In zweifelhaftem Schimmer sich enthüllt.

(Er reißt die Kinder an sich.)

Schau hier des Thales künftige Bewohner,
Sie werden frei seyn, wie das Urgeschlecht;
Auf ihren Lippen wird mein Name leben,
Und ewig fort wirkt durch die Zeit mein Geist.

(Er küßt sie heftig.)

Lebt wohl! lebt wohl! Ihr meines Willens Erben,
Ich schaff euch wieder, was der Wahn uns nahm,
Es grüne neu der alten Eiche Stamm,
Ich will vollenden, oder rühmlich sterben.

(Stürzt fort.)

Werdomir.

Der Donner rollt — jetzt Kinder! laßt uns bethen!
Dort wohnt ein Gott, zu strafen und zu retten.

(Zieht andächtig sein Barett ab in bethender Stellung, die Kinder sehen mit gefalteten Händen zu ihm auf.)

Der Vorhang fällt langsam.

(Fortsetzung folgt.)

Kunstgemälde-Ausstellung.

Die erst vor zwei Tagen erfolgte Ankunft der letzten Kisten mit den zur heurigen Kunstausstellung bestimmten Gemälden hat deren Eröffnung verschoben — dafür sind wir mit den in München photographirten herrlichen Compositionen Kaulbach's der Goethe'schen Frauenbilder, auf die wir nicht rechneten, entschädiget. Morgen, den 29. d. M., wo die Eröffnung der Ausstellung stattfindet, werden sich die Kunstfreunde überzeugen, daß wir in unserer vorhergegangenen Kunst-Notiz nicht zu viel sagten, daß diese Ausstellung zu den vorzüglicheren gehören wird, die wir noch hier sahen. Nebst sehr kunst- und werthvollen Landschaftgemälden dürften die Genrebilder, deren Zahl nicht klein ist, und von denen auch die meisten zur Verloosung angekauft sind, sich viele Freunde erwerben.

Klagenfurt, am 28. Juni 1862.

Uebersicht der Geschichte des kärntnerischen Münzwesens im Mittelalter.

Von Fritz Pichler, Offizial am Archiv, Münz- und Antikenkabinet des Joanneums zu Graz.

(Schluß von Nr. 12.)

Fast könnte die Frage, ob die Reihe der salzburger Bischöfe die Geschichte des Münzwesens des folgenden Jahrhunderts*) zu eröffnen ein Vorrecht habe, den ersten Ausgangspunkt bilden. Denn die Blüthezeit der Münzei in den Gauen der Olsa ist so ziemlich im Weichen und wird es je mehr, je deutlicher der Bau der habsburgischen Hausmacht in Innerösterreich beginnt. Dazu die harten Kriegsstöße, welche 1289 und 1292 die numismatische Hauptstadt Innerösterreichs arg mitgenommen hatten und das durch Pittens Verfall doppelt erschwungene Aufleben der wiener Münze, nach deren Fuß allmälig gerechnet und mit deren Gelde insgemein gezahlt wird. Doch die aus den Zeiten der reichsunmittelbaren Stifte und Erzstifte als Gelehrtenvermächtniß angeerbte Voreintheilung der geistlichen Potentaten einheitshalber beibehaltend, führen wir als salzburgische Münzherren dieses Jahrhunderts an: Conrad von Praitenfurt und Fenstorf (—1312), Weichard von Polhaim (—1315), Friedrich von Leibnitz (—1338), Heinrich (—1343), Ortolph (—1365), Pilgrim von Puchheim (—1396), und Gregor Schenk von Osterwitz (—1403), so daß der Sprosse eines angesehenen einheimischen Geschlechtes die Reihe der salzburger Kirchenfürsten abschließt. Lassen wir ein gleiches Recht auch den Bambergern in Anbetracht ihrer weitläufigen Besitzungen in Kärnten angedeihen, so kommen dabei die Münzen von etwa sieben Fürsten zu Beschau. Am häufigsten erscheinen von diesen Leopold von Egloffstein (1335—1341), Friedrich von Hohenlohe (1341—1351), Ludwig von Bebenburg (—1363), welchem K. Karl IV. das Münzrecht Bamberg's überhaupt erneuerte (1353), Friedrich Graf von Trubedingen (—1366), Friedrich Markgraf von Meissen (—1376), Lambert von Buren (1393—1398) und Albrecht Graf von Wertheim, über dieses Jahrhundert hinausreichend. Der babenbergische Löwe, das Kirchengebäude, das gothische B spielen die Hauptrolle. Was Griffen betrifft, so war durch K. Ludwig den Baiern das alte Münzrecht im Jahre 1331 bestätiget worden. Ein scheinbarer Aufschwung also, während es mit Villach durch die unter Bischof Friedrich von Hohenlohe erfolgte Katastrophe in manchem Sinne abwärts geht. Ueber die herzogliche Münze, worunter bis in die Mitte der dreißiger Jahre jene Heinrich's von Tirol zu verstehen ist, wird uns von einem wesentlichen Wechsel oder wohl gar einem Fortschritt nicht berichtet. Das sinnlose böhmische Regierungsabenteuer dieses Herzogs mag wie ein Gegenstück zum Ottalaeischen viel heimisches Geld gekostet haben; nur schade für die Numismatik, daß auch die Säckel der prager Höflinge den Weg alles Irdischen gegangen sind. Wir würden sonst erfahren, ob Heinrichs Münze außer dem rechts aufsteigenden Löwen, daran ein Kreuzchen auf einem Steine, vielerlei Abwechselung gewährt habe. Schon unter Mainhard und noch mehr unter Heinrich begann Kärnten an jenem Erbübel zu kränkeln, das es bis in die neuesten Jahrzehente nicht los und ledig werden kann, das unter verschiedenem gouvernementalen Charakter immer wieder auftaucht. Es ist damit das Inschlepptaunehmen von Seite anderer Provinzen gemeint. Mainhard saß in seinem Tirol fest und für Kärnten galt das russische Sprichwort: Der Himmel ist groß und der Czar ist weit. Die Günstlinge wirthschafteten nach süßem Belieben und so ist es kein Wunder, wenn wir aus St. Veit eher von einem Aufstand als einen Aufschwung irgend einer Industrie zu berichten haben. Schien es auch, als ob Heinrich durch seinen zeitweiligen Aufenthalt (1313, 1314, 1321, 1327) zu St. Veit, wo er die goldenen Tage der Sponheimer nachzuahmen sich anschickte, vielleicht die herzogliche Münze auch wieder etwas in Flor bringen würde, so ward auch ihm unter den Händen wieder das kärntnerische Herzogthum zur unwichtigen Nebensache. Es wird daher nicht wenig Mühe kosten, über das Wirken der St. Veiter Münzstätte dieser Zeit Beweise erfreulicher Thätigkeit ausfindig zu machen. Der rechtlosen Zeit macht endlich die durch die thatsächliche Volks-Belehnung am Herzogstuhl und den kaiserlichen Lehnbrief ddo. 2. Mai 1335 vertragsmäßig eingesetzte Herrschaft der Habsburger ein Ende. Von nun an ist Kärnten den übrigen Provinzen der österreichischen Hausmacht beigesellt und wenn weniger für den Münzschlag, so desto mehr für das Münzrecht ist dieser Umstand sehr wichtig. Er wäre es noch mehr, wenn Albrecht des Lahmen Gesetzbuch vom J. 1338 vorläge. Fassen wir nun gleich das Erheblichste aus der ersten Habsburger Regierungszeit (1335—1358) auf, so ist es zunächst das Auftauchen des ersten österreichischen Goldguldens, wahrscheinlich aus der landesherzoglichen Münzstätte in St. Veit. Die große Lilie im Avers mit der Umschrift Dvx Albertvs, Johann der Täufer neben dessen Haupt rechts der österreichische Bindenschild, mit der Umschrift S. Johannes B. im Revers, alles in der Art der florentiner Münzmeister gehalten, sind eine gar bedeutende Erscheinung. Es war hiemit zuerst der stammverwandte Begriff von Gulden und Galdgulden deutlich geschieden und gewissermaßen der Dukaten eingeführt. Nun wäre es erst vollständig sicher zu stellen, ob diese fast gleichzeitig mit der bamberger Goldmünze (1354) aufkommende Goldgulden wirklich zuerst in Kärnten und ob sie nicht wahrscheinlicher zu Friesach, dem wir den Vorrang einer ausgebreiteten Technik gerne verfechten, als zu St. Veit geschlagen worden seyen. Freilich wenn Albrecht sich gewiß, wie die Grafen von Görz um dieselbe Zeit des berühmten Zilio oder Zonabis, der Münzmeister aus Florenz bedient haben sollte, so wird es in deren Macht gestanden haben, auch jede verwahrloste Münzei wieder zum Flor zu bringen! Unter Rudolph IV. (1359—1364), dessen Wohleinvernehmen mit Salzburg und Bamberg auch für das beiderseitige Geldwesen nicht ohne Belang gewesen seyn mag, fuhr die Münzstatt in der Herausgabe der Galdgulden fort. Der Anfall Tirols (1363)

*) Vgl. Appel Rep. 1. 434, 121—122 und III., 1 p. 444 und das zugehörige aus H. Grote's Münzstudien I. B. p. 11—18 „Die Münzen des kärntnerischen Stils" mit Verweisen auf Köhler (Münzbelustigungen 1749, S. 157), Liruti Moneta de friuli cap. XXIV. und Bartholomei de val. Tridentinarum mon. cap. in Argelati de mon. Ital. P. II. und Appels Abb. (2 Ser. taf. 1—4.) Aus Grote nach die Lit. über die unsicheren Friesacher der früheren Zeit, p. 25—28 und 955—967 so wie den Aufsatz von Bergmann (Wiener Jahrbücher der Lit. 1843 Nr. CI) in Bezug auf die früheren Perioden nachtragend, nennen wir hier höchstens nach Wellenheims Katalog I., 459, 466 ff 483, 493 ff; 497, 500.

und die vorbereitenden lambardischen Bündniße führten eine neue Geldströmung aus dem Westen und Süden herbei und der friauler Krieg kam als rechtes Ferment dazu. In der Bruderregierung Albrechts VII. und Leopalds des Biderben (1365—1395) so wie in der folgenden Wilhelms, Leopold's und Ernst's, über das Jahrzehent des nächsten Abschnitts hinausreichend, vermag uns höchstens die Preußenfahrt (1370), der cararrische Venetianerkrieg, welcher an die hunderte von Goldgulden über die Alpen brachte (1374), und der Anfall Triest's mit seiner alten Münzstätte (1382) einigermaßen zu beschäftigen. Uebrigens war der Denar, darstellend den sitzenden Herzog, die Arme seiteingestemmt, den Lilienstab in der Linken, noch immer hier, wie im folgenden Jahhundert der gewöhnliche Schlag.[*] Ob die Denare mit dem rechts schreitenden Löwen im zwiefachen Ringkreise, zum Theile mit einem Stern im Felde oben oder unten, oder einem Halbmond, und jene, welche deutlich den geharnischten Herzog mit Kreuzstab und Fahnen weisen, der friesacher oder St. Veiter Münzstätte zuzuschreiben seyen, ist auch noch eine offene Frage. Die vielen Ländertheilungen dürften für unser Gebiet wenig Bedeutung haben und so können wir diesen Zeitraum mit der Angabe schliessen, daß in Rücksicht der görzer Besitzungen an den Südwestlehne Kärntens nur noch die Münzen der Grafen zu beachten sind.

Das fünfzehnte Jahrhundert,[**] das letzte, welches in der Geschichte des mittelalterigen Münzwesens zu betrachten kömmt, eröffnen die salzburger Münzherren: Gregor Schenk von Osterwitz (—1421), Eberhard von Neuhaus (—1427), Eberhard von Starkenberg (—1129), Johann von Reichenberg (1441), Friedrich von Emerberg (—1452), Sigmund von Volkarsdorf (—1461), dessen Friesacher bekannt sind, Burkhard von Weißpriach (—1466), Bernhard von Rohr (—1482), Johann Vitesius (1489), Friedrich Graf von Schaumburg (1494), Sigmund von Holeneck und endlich abermals der vielgenannte Sprosse eines bedeutsamen heimischen Geschlechtes Leonhard von Keutschach (1495—1519). Diesen folgen die Bischöfe von Bamberg: Albert Wertheim (1399—1421), Friedrich III. von Aufseß (1421—1432), Antey von Rotenhan (1432—1459), Georg von Schaumbarg (1460—1475), Philipp Graf von Henneberg (1475—1487) und Heinrich III. von Draken (1487—1501). Die Münzen derselben weisen außer dem altgewohnten bamberger Schild die Familienwappen der einzelnen Herren und die Gestall des frommen Stifters. Von Begebnissen der bamberger Münzeien zu Villach und Griffen wird von nun ab nichts mehr gemeldet; ein größeres Dunkel als über die dreißig Egypterdynastien schwebt über diese unserem aufklärenden Jahrhundert so nah gelegene Parthie der vaterländischen Geschichte. Gehen wir nun zu den Landesherzogen oder wie wir jetzt besser sagen werden zu den österreichischen Fürsten über. Nach Wilhelm's und später Leopold's Regierung, welche für Kärnten auch wieder das Nebenher in die Mode brachte, gewinnt unser Land erst unter Ernst dem Eisernen (1411—1424) wieder eine festere Stellung. Es ist wohl anzunehmen, daß die etwas häufigeren Silberpfennige dieses Erzherzogs, darauf derselbe sitzend, die Arme seiteingestemmt, in der Linken den Lilienstab, oder auch stehend, gekrönt, in der Rechten die Lilie, in der Linken den Reichsapfel, oder auch den Adler haltend erscheint, daß diese Silberpfennige zu St. Veit geschlagen worden seyen. Gleichwohl werden sie von Einigen der friesacher Münze zugeschrieben. Auch taucht hier der rechtsschreitende Löwe über den Adler mit gespreiteten Flügeln auf.

Diesen kargen Nachrichten folgt ein Blick auf Kärntens südliche Grenzmarken. An diese lagert sich hier zunächst der Löwe der venetianischen Republik und bleibt der habsburgischen Macht fortwährend ein sprungbereiter Nachbar. Ohne daß wir hier untersuchen wollen, wie venetianisches Geld seit den ersten Zeiten der bamberger Colonisation durch Villach's Zwischenhandel in die kärntnerischen Gaue gekommen, müssen wir nur auf die Zechinen der Dogen Michael Steno und Thomas Mocenigo aufmerksam machen, welche eben in dieser Zeit in unser Land geflossen seyn können. Leopold von Kraig und Hanns von Hornburg, die erzherzoglichen Reisebegleiter nach der Lagunenstadt, mögen davon erzählen. Mit Friedrich (als Erzherzog 1424—1440, als Kaiser 1440—1493) beginnt die Geschichte des Münzwesens, oder, genauer gesagt, des Münzunwesens plötzlich an Ausbreitung zu gewinnen. Nicht als ob wir auch nur im Stande wären, eine Reihe einheimisch geschlagener Münzen dieses Fürsten, dessen gräzer Groschen eine so überraschende Erscheinung sind, aufzuführen; im Gegentheil, uns erfüllt die gänzliche Leere eines großen Zeitraumes mit Staunen und Unsicherheit. Aber zum wenigsten wissen wir etwas Sicheres von der landesfürstlichen Münzstätte der Hauptstadt St. Veit. Diese ward nämlich an den gräzer Bürger Balthasar Eglenberger, einen reichen Unternehmer, dem schon mittelst Urkunde ddo. Neustadt, 25. Juli 1458 erlaubt worden war, bis auf Widerruf zur schwarzen Münze auch Kreuzer zu schlagen, wahrscheinlich unter den gleichen Bedingungen verpachtet. Das Formelle an der Sache war nicht neu. Friedrich hatte so wenig als einer seiner Vorfahrer und seiner Nachfolger einen vollkommen tüchtigen Finanzminister und so vortrefflich seine Philosopheme über Geld, Anleihe und Wiedergabe waren, so schlecht und unpraktisch hielt er seine Hauswirthschaft. Daß er vielen seiner Untergebenen, meist spekulativen Köpfen, ohne scharfe Vorschriften und Münzordnungen Geld zu schlagen erlaubte, (dahin gehören Andreas Baumkirchner, Jan von Wittowez) war ein unheilvoller Mißgriff. Daß derselbe weidlich ausgebeutet wurde, läßt sich leicht denken. Und so ward denn auch die Münzstätte zu St. Veit zur Zeit Eglenbergers die Hauptquelle jenes verrufenen und mit dem Fluche mancher Generation belegten Pfennigs, welcher unter den Spottnamen des Schinderlings die gleichen Wirren und Schäden wie der norddeutsche verhaßte Schreckenberger hervorgebracht hat.

In minder ehrenvollem Sinne war jetzt St. Veit wie einst Friesach das numismatische Vorbild für Innerösterreich, und auch außerhalb desselben setzte erst der Gerechtigkeitssinn der Nachahmung die erwünschte Grenze. Gegen diese Schandwirthschaft erließ der Kaiser allzuspät (20. Oktober 1461) eine Verordnung aus Gräz, welche gleichermassen für die dasige Münze als jene für Neustadt und Wien und wohl auch gegen die St. Veiter galt. Im Allgemeinen hat sich indeß das Münzwesen nimmermehr gehoben, und vollends in Kärnten sehen wir an dem Ausgange des Mittelalters dasselbe mit der steigenden Reichscentralisation mehr und mehr erblassen, und seinen Schwerpunkt in der Residenz der Habsburger zusammenziehen. Allerdings gibt es vom Anfang des 16. bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts nicht wenige auf Kärnten geprägte Münzen, allein sie werden von der Fülle der Reichsmünzen völlig überfluthet, und so geht auch zuletzt, und wahrhaftig mit Schaden und Schande nicht, das provinziele Element wie im Kleinen so im Großen in den Begriff des Reiches auf.

Eine eingehende Aufklärung der Mängel und Unsicherheiten, welche dieser Uebersicht der Geschichte des mittelalterigen Münzwesens in Kärnten sicherlich anhaften, wird mir der beste Sporn seyn, den echten Freunden der vaterländischen Geschichte auch die Uebersicht der Geschichte des kärntnerischen Münzwesens der Neuzeit bescheidentlichst vorzulegen.

*) Vettori fiorini d'oro p. 100 und Joachim I. 201—205 ergehen sich ziemlich weitläufig über dieses Stück. Doch gilt hier scharf das Wort Goethe's: „Was man nicht hat und das eben brauchte man, und was man hat, kann man nicht brauchen."

**) Vgl. Appel III. 445, Wellenheim I. 459, 467, 484, 494, 497, 499, 500, 501—503.

Sinnstörende Druckfehler, wegen Entfernung des Verfassers vom Druckorte nicht zu vermeiden, werden nach Schluß der ganzen Uebersicht berichtiget werden. A. d. R.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Zweiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 14. Sonnabend, den 12. Juli 1862.

Inguo.

Dramatisches Gedicht, von Johann G. Fellinger.

(Fortsetzung von Nro. 13.)

Zweiter Akt.

Große Prunkhalle zu Carneburg.

(Das Gemach ist prächtig erleuchtet, ringsum an den Säulen die Waffen und Standbilder alter Herzoge. Rechts ein Thronsitz mit Stufen, in der Mitte, wo sich die Colonnade öffnet, die Aussicht in die eben so erhellte Stadt.)

Erste Scene.

Inguo. Graf Balderich. Edeline, dann Albin.

Inguo (schon im Gespräch).

Ich heiß' euch noch einmal willkommen, Graf!
Mein Herz erfreuet sich der biedern Gäste,
Die von dem Kaiser, meinem Freunde, kommen.
Laßt euch in meiner Wohnung es behagen,
Und seyd versichert, daß mir dieser Tag
In meinem Leben unvergeßlich bleibt,
Der uns so hohe Ehre bringt von Deutschland.

Balderich.

Mein Kaiser wird es lohnend anerkennen,
Was ihr an seinem Abgesandten ehrt.

Inguo.

Und ihr, mein Fräulein! werdet freilich schwer
Die schönen milden Fluren eurer Heimath
Vertauschen mit den Hochgebirgen Kärntens,
Doch glaubet mir, auch hier sind gute Menschen,
Die euch mit Liebe still entgegen kommen.

Edeline (in stiller Erinnerung).

Ich liebe dieses Land mit seinen Höhen
Und wunderbaren großen Felsenformen;
Der heiße Athem Südens weht herüber
Aus dem benachbarten Italien
Und gießt ein seltsames gemischtes Leben
Auf diese Hügel — auf die schwarzen Forste,
Die liebend Flur und Ebene umschließen.
Zwar rauh sind diese braven Hirtenvölker,
Doch offen, gastlich, ohne Falsch und heiter,
Wie ihrer Alpen weiter Horizont.
Mir war so wohl, als ich herüber kam
Aus der Lombarden weicher Himmelsluft,
Als mir die freien, stillen Ackersleute
Am Wege freundlich grüßend begegneten
Und, an dem Felsensteig hinan sich windend,
Mir allgemach aus dem Gesichte schwanden.
Des Fleißes Spuren fand ich überall,
Und aus dem Bau der laubumkränzten Hütten,
Aus jedem Werke, das durch sie entstand,
Ersah ich ihre Kraft und Einfachheit,
Und segnete den Mann, dem sie gehorchen.

Inguo (betrachtet sie wohlgefällig).

Wie lieblich tönt ihr Preis aus solchen Lippen!
Gewiß! ihr werdet hier nicht ungern hausen.

Balderich (mit scharfem Blick gegen Edelinen).

Das Wohlgefällige wird nie dem Auge
Des Weibes unbemerkt entschlüpfen können.
Wir Männer haben für den Zufall keinen Sinn.

Inguo (gegen Edeline).

Ihr werdet in des Witwers ödem Hause
Euch unbehaglich wissen ohne Frauenschaft,
Doch einen lieben Gast beherbergt schon
Mein einsam Haus, den Herzog der Kumanen
Und seine Tochter Ada —

Balderich (auffallend).

Samo? hier?
Welch ein Ereigniß!

Edeline.

Ada mir so nahe?
Wie sehnt mein Herz sich nach der Liebenswerthen!

Balderich.

Was führte den Kumanen wohl hieher?

Inguo.

Er fordert Hilfe wider seinen Bruder,
Der ihm des Thrones Mitbesitz verweigert,
Und eben gestern ging er nach Celeja,
Wohin sie sich beschieden zum Vergleiche.

Balderich.

Und ihr — ihr habt ihm Beistand zugesichert?

Inguo.

Wenn er zum wahren Glauben sich gewendet,
Will ich ihn setzen auf der Väter Thron,
Doch einem Heiden darf ich keine Seele
Von meinem treuen Kärntnervolke opfern.
Das Kreuz will ich in jenes wilde Land
Hinüber tragen, will es auf die Zinnen
Der Hauptstadt mit dem Siegerschwerte pflanzen,
Und so den heiligen Beruf erfüllen,
Der mir als Fürst und Mensch gegeben ward.

Balderich.

Das Abendland rühmt euern frommen Eifer,
Und euer Name glänzt im hohen Rom.

Inguo.

Ich geitze nicht nach eitlem Erdenruhme,
Mein Ziel ist Gott und seine wahre Kirche;
Für diese leb' ich nur allein und kämpfe,
Was gegen sie sich frevelnd heben will.

Edeline.

Einst wird die Blume des Vertrauens blühen
Und ohne Kampf der liebende Bekenner
Sich sammeln um den heiligen Altar.
Die Zeit erhöhet nur den Glanz der Wahrheit,
Der nie verlischt im Streite mit der Welt.

Inguo.

Der Mann muß rasch vollenden, was die Zeit
Ihm zeigt als möglich und als ausführbar.

Balderich.

Mein Grundsatz, Herzog! der noch jederzeit
Zur Stütze der Regierung hat gedient.

Edeline.

Was schnell empor vom Keime höher sproßt,
Ist meistens ohne Frucht und feste Dauer;
Die Fülle kann nur langsam sich entfalten.

Inguo.

Das Weib darf anders fühlen, als der Mann;
Doch er muß handeln immer sich getreu.

Balderich.

Wenn wir nicht beugen diese stolzen Heiden,
So muß des Christenglaubens zarter Samen
Ersticken im Gewucher wilden Unkrauts.
Du, liebe Schwester! warst ja selbst bestimmt,
Ein Opfer ihrer rohen Wuth zu werden,
Und aus den Flammen deines Klosters hat
Ein Wunder Gottes dich allein gerettet.

Edeline (für sich — schmerzvoll).

O daß ich ruh'te unter jenen Trümmern!

Inguo.

Ein Wunder?

Balderich.

Edeline war verlobt
Als Braut des Herrn im Kloster Annaberg,
Und sollte an dem Feste Himmelfahrt
Profeß thun nach der frommen Nonnen Sitte,
Das hatte denn ein Haufe der Kumanen,
Die durch der Stiermark Thäler eben streiften,
Erfahren von geschwätzigen Gesellen,
Die vom Gepränge, vom Zusammenfluße
Des reichen Adels dieser Gegend sprachen,
Von all dem Schimmer eines solchen Festes,
Und was dergleichen mehr die Menge lockt.
Die Raubgier hatte schnell den Plan vollendet,
Und als der Gäste buntgeschmückte Schaar
Sich freundlich in dem Saal zusammenfand,
Erscholl es plötzlich: Feuer! Hilfe! Feuer!
Und ringsum schlug die rothe Lohe auf.

Edeline.

Wir suchten uns zu retten durch die Pforten,
Allein umsonst, an jedem Gitter stand
Ein roher Schwarm mit hochgezücktem Säbel —
Die Kirche blieb der letzte Zufluchtsort,
Und wimmernd drängte Jung und Alt sich hin.
Da krachten laut die Thore, sprangen auf,
Und jauchzend stürmten Räuber auf uns ein.
Bewußtlos sank ich nieder am Altar.

Balderich.

Die Räuber plünderten, die Kirche brannte,
Gemetzelt fielen die Geladenen,
Und donnernd stürzen die Gewölbe nieder,
Ihr Schutt bedeckt das graase Leichenmahl.

Edeline.

Als ich das Auge bebend wieder öffne,
Da liegt ein Todtenhaufe über mir,
Und ein geborstner Bogen spannt sich
Beschirmend über mich im öden Dunkel.

Balderich.

Des Waldes Hüther finden sie verschmachtet
An einem Born und tragen sie nach Luba.
Mein Vater, dem der Tod die jüngste Tochter
Indeß geraubt, ist nicht von ihr zu trennen,
Und so ward wieder sie der Welt gegeben.

Edeline.

Er ist dahin! wie viele meiner Freuden,
Und sehnend blick' ich nach der stillen Zelle,
Woraus die Trauernde der Zufall riß.

Inguo (naht sich ihr mit Herzlichkeit).

Wer seine Eltern ehrt, wer so, wie ihr,
Des Schicksals Launen baldend weiß zu mildern,
Der trägt den Segen mit, wohin er wandelt.
Willkommen mir, seyd herzlich mir willkommen!
Des Himmels sanfte Tochter.

Edeline (sehr gerührt, bückt sich auf seine Hand).
Edler Greis!

Balderich (höflich).

Prinz Flotho wird mir heute doch vergönnen
Ihm meine Ehrfurcht herzlich zu bezeigen?

Inguo (trübsinnig).

Wie bitter fällt dem Vater es zu sagen,
Mein Sohn ist mir und euch verloren.

Balderich.

Wie?
Was soll ich deuten aus dem trüben Worte?

Inguo.

Schon mondenlang nagt ein geheimer Schmerz
An seinem Innersten und treibt ihn fort
Von Freunden und Verwandten in die Wüste,
Wo er die Klagen in die Lüfte stöhnt.
Sein Sinn ist unstät, wie sein ganzes Wesen,
Den heiligen Mysterien der Kirche
Sucht er mit stillem Abscheu zu entweichen,
Und bethet an den heidnischen Altären
Der geilen Lada und des Donnerers.
Ich fürchte für den Sohn, weil ich als Christ
Und Richter den Verirrten strafen muß.

Edeline.

Warum das Aergste fürchten, wo die Ahnung
Vielleicht aus selbstgewebten Träumen quillt?

Balderich.

Vermuthet ihr auch nicht den Ursprung dieser
So plötzlichen Zurückgezogenheit?

Inguo.

Er ritt vor einem Jahre ungefähr
Als Ebenteurer zum Turnier in Aachen;
Von da kam er so düster mir zurück.

Edeline (heftig in sich erschreckend).
O mein Gott!

Balderich (rasch und aufmerksam).
Flotho! — Flotho war in Aachen?
Und -- unter welchem Namen? — Sprecht — o sprecht!

Inguo.

Als Ritter von dem Drachen!

Edeline (blaß und bebend).
Gott, mir ist —
Nicht wohl! — die Sinne schwinden — seltsam! seltsam!
Erlaubt, daß ich — —
(Will abgehen, fängt an der Thüre an zu sinken.)

Inguo (faßt sie auf — erschrocken).
Um Gotteswillen, Gräfin!

Balderich (sucht sich zu fassen).
Verzeiht! die ungewohnte schnelle Reise —
Die Bergluft — alles — alles wirkt zusammen
Auf eines Weibes nervenschwachen Körper —

Inguo (legt die Ohnmächtige in einen Sessel).
Heh! Albin! Albin!

Albin (tritt ein).

Inguo.

Ruf' den Leibarzt hurtig!

Albin
(will eilig fort.)

Edeline (matt ihn zurückwinkend).
Es ist vorüber! — Laßt die Sorge, Herr!
Ich fühle mich!

Inguo.

Wenn nur die Folgen nicht —

Edeline (erhebt sich mit Anstrengung).
Ihr seht mein edler Fürst! es ist vorüber!

Balderich (leise und streng zu ihr).
Ha pfui des Weiberspiels! wie schwach! wie klein!

Inguo
(winkt Albin, zu gehen.)

Albin (ab.)

Inguo.

Der Zufall rüttelt an dem Nebelschleier,
Der ein Geheimniß mir und euch verdeckt.
Ermannt euch, edle Gräfin! scheuet nicht
Des Mannes Unbescheidenheit im Greise;
Das Alter macht den Mann der zarten Achtung
Und des Vertrauens holder Frauen würdig.

Balderich (für sich — stolz).
Der Gräfin Eberstein gebührt ein Thron.
(Laut zu Edelinen.)
Du darfst dem Herzen folgen, liebe Schwester!
Der Ebentheurer hat sich umgestaltet,
Und gleich der Fabel uns'rer Kinderzeiten
Tritt aus dem Zauber rasch ein Göttersohn.

Edeline (verwirrt, und in holder Scham.)
Soll ich gestehen, was ich schon gestand
In freudiger Verwirrung meiner Seele?

Inguo.

Ihr werdet mir das schöne Räthsel lösen,
Wenn die Gewohnheit näher mich gebracht;
Ich will nicht dringen als ein Unbekannter
In dieses Herzens faltenlose Tiefen;
Doch wenn ihr mich als Vater anerkannt,
Dann gibt der Name mir ein sanftes Recht,
Das ich benützen will mit leiser Schonung.
Lebt wohl! bedient euch freundlich meiner Habe,
Und laßet mir die süße Täuschung noch,
Daß Flotho durch die Liebe sey zu binden,
Der wilde Flotho, der im Sturme lacht.
(Geht sehr bewegt in ein Seitengemach.)

Zweite Scene.

Balderich. Edeline.

Balderich (Edelinen aufmerksam beobachtend).
Du liebst ihn noch!

Edeline (mit stiller Trauer).
Ich hab' ihn stets geliebt,
Doch wie ein Traumbild stand er nur vor mir,
Den Wünschen meiner Seele unerreichbar.

Balderich.

Wie seltsam sich das Selt'ne doch entwickelt!
Ich haßte jenen Fremdling, nimmer ahnend,
Daß er dir eine Krone biethen könnte.
Du gingst im stillen Harme durch das Leben
Und folgtest ungern nur dem Bruder nach,
Der unwillkührlich jetzt die Liebenden
Zum schönen Ziele freudig führen muß.

Edeline (mit leisem Vorwurfe).

Du haßest ihn, der dir den Ruhm entriß,
Der Unbesiegte im Turnier zu seyn,
Ich weiß es wohl! du achtest nur in ihm
Den Fürstensohn, der dich mit sich erhebt,
Wenn er dir Schwester liebend sich erkiest.
Dein Gott ist Ruhm, der Meinige die Liebe!

Balderich.

Und wenn es dem so wäre, wie du wähnst,
Was kümmert dich der Grund, gewinnst du nur
Der Mühen süße Frucht, die dich erquickt?
Ich zürnte dort dem unbekannten Slaven,
Der mich durch Großmuth wie durch Kraft besiegte;
Doch einem Fürsten weichen, ist nicht Schande.

Edeline.

Die Klugheit täuscht jetzt dein stolzes Herz,
Doch wirst du immer höfisch es betrügen?
Der alte Groll ist heftiger als Wuth.

Balderich.

O Zweiflerin! was klügelst du so scheu?
Die Krone winkt, es grünt der Myrthenkranz,
Ergreif sie beide und sey glücklich, Thörin!

Edeline.

Ich stoße nicht von mir des Schicksals Gabe,
Die es mir lächelnd in die Hände legt,
Doch schüchtern wird der Ueberglückliche,
Den es nach langem Kummer überrascht,
Weil er den Hohn der bittern Täuschung fürchtet.

Balderich.

Was fürchtest du, wo die Verhältnisse
Der Zeit sich fügen und zusammenstellen?
Du liebst den Prinzen, Flotho liebt dich wieder,
Mein Ehrgeitz darf die falsche Scham nicht wecken,
Der du so gern im Eigendünkel fröhnst.
Ich ehre deinen Stolz in dieser Scham,
Und will der Jungfrau willig überlassen,
Was sie beschließt in ihrer ernsten Sache.

Edeline (umfaßt ihn).

So hört mein trunk'nes Ohr zum ersten Male
Den Bruder wieder liebend und gerecht!

Balderich (etwas wärmer).

Ich sorgte ja nur immerdar für dich,
Und für des Hauses Glanz, das uns gebar.
Ich habe viel geopfert für den Ruf,
Der Ebersteiner Namen zu erhöhen
Und so der Erste meines Stamm's zu seyn.
Laß mir, dem Einsamen, den süßen Trost,
Daß ich für uns vergebens nicht gestrebt.

Edeline.

Dein Ziel sey anders, als mein Sinn erfaßt;
Du kannst wohl hart, doch nie unedel seyn.

Balderich.

Du wirst auf diesem Völkerthrone herrschen,
Und meine Neffen werden Kronen tragen;
Das Blut der Franken wird den Stamm veredeln,
Der aus dem dunkeln Slaventhum entsprang.
Das Kreuz wird stehen in den neuen Tempeln,
Dein Name leben in der Schrift des Glaubens,
Und mein Verstand den düstern Slaven führen
Zum hohen Ziele, das wir uns gesteckt.
Was Liebe dich gelehrt, das lehrt mich Klugheit,
Und beide ringen wir nach Einem Lohne,
Dem Lohne großer Seelen: Ruhm und Hoheit.

Edeline (tiefsinnend.)

Du hast mit leisem Finger das berührt,
Was früher schon mich grausend angefaßt —
Wenn Flotho wirklich lebte, wie man ahnet,
Im Götzendienste seiner wilden Mannen!
Wenn er zerstören wollte, was der Vater
Mit festem Muthe mächtig aufgebaut —

Balderich.

Die Liebe war des Clovis Lehrerin,
Und Constantin's, und tausend kühner Helden;
Auch du wirst zügeln deines Gatten Meinung,
Und stürzen, was der Priester nicht vermag.

Edeline.

O wenn es wäre — Balderich! wenn Flotho
Der Feind des Glaubens wäre, den sie fürchten
Am Kaiserhofe? — Gott! ich darf nicht denken,
Was aus der schrecklichen Vermuthung spricht.

Balderich (kalt und ruhig).

Das überlaß der Liebe und der Zeit!
Sey ruhig — fasse dich! ich höre kommen.
Der künft'gen Fürstin ziemt ein kalter Muth.

Edeline.

Gefühl kann auch der Purpur nicht ersticken.

(Fortsetzung folgt.)

Alpen-Verein.

Es wird die Leser der „Carinthia" gewiß interessiren, zu vernehmen, daß sich in Wien ein „Alpenverein" zu bilden im Werke ist. Hierüber bringt nun die Wienerzeitung vom 10. Mai folgendes Nähere und sagt: „Es liegt uns der gedruckte Entwurf der Statuten des im Entstehen begriffenen „Alpenvereines" vor, aus dem wir den Vereinszweck, die Mittel zu seiner Errichtung, dann die Art und die Bedingungen der Aufnahme der Mitglieder beurtheilen können.

Wir glauben, daß sie allgemein befriedigen werden. — Der ausgesprochene Zweck: Verbreitung und Erweiterung der Kenntnisse von den Alpen überhaupt und insbesondere von den österreichischen, Förderung der Liebe zur Gebirgswelt und Erleichterung der Bereisung derselben, öffnet ebenso der Wissenschaft ein weites Feld für ihre Thätigkeit, als er das praktische Interesse der Reisenden im Auge behält. Wir zweifeln nicht, daß das touristische Element, nachdem gerade für dieses das Bedürfniß eines Vereines der Art, wie es der Alpenverein werden will, vorzüglich besteht, von demselben auch vor allem berücksichtiget werden wird, und begrüßen aus den Mitteln zur Erreichung des Vereinszweckes eben wegen der Nothwendigkeit einer Thätigkeit in dieser Richtung gerne die versprochene thunlichste Einflußnahme auf die Organisirung des Führerwesens, auf Verbesserung der Unterkunfts- und Transportmittel so wie die Ertheilung von Auskünften und Rathschlägen an Alpenreisende und die Aufstellung von Bevollmächtigten an den verschiedensten Punkten der Alpenländer. Populär gehaltene Denkschriften, gelungene bildliche Darstellungen und Karten von den Alpen, leicht faßliche und anregende Vorträge über das Gebirge in seinen verschiedenen Beziehungen und Besprechungen in der Stadt und auf gemeinschaftlichen Ausflügen zum Austausch der gemachten Erfahrungen und Erlebnisse empfehlen sich als weitere Elemente für die Wirksamkeit des Vereines. Der Statutenentwurf erleichtert den Eintritt in den Verein gegenüber der Statuten vieler anderer Vereine sehr erheblich. Jeder, der am Gebirge ein Interesse hegt, kann Mitglied werden und ohne eine weitere Förmlichkeit bei der Aufnahme genügt die bloße Anzeige des Eintritts bei dem Vereinsausschuße. Aber auch die Zahlungen in die Vereinskasse, welche von den Mitgliedern gefordert werden, sind gering, indem außer einer rücksichtlich ihrer Höhe dem Belieben des Eintretenden anheim gestellten Diplomtaxe nur noch ein Jahresbeitrag von 3 fl statutenmäßig festgesetzt ist. Die Statuten sollen schon in den nächsten Tagen zur Genehmigung der hohen Behörden vorgelegt werden und so dürfte der Verein in kurzer Zeit definitiv organisirt und öffentlich aufzutreten berechtiget seyn. Für's Erste repräsentiren ihn noch die Mitglieder des Gründungskomité's in jeder Beziehung und sie sind daher auch bereit, die Erklärungen eventuellen Eintrittes in den Verein entgegen zu nehmen. Wir bemerken deßhalb noch, daß das Komité aus den Herren: Prof. Dr. Fenzl, Paul Grohmann, Prof. Dr. Klun, Edmund von Mojsisovics, Hof- und Gerichts-Advokat Dr. v. Ruthner, Prof. Simony und Dr. Sueß besteht, und schließen im Interesse des jungen Vereins unsere Mittheilung mit dem Wunsche, daß den Herren Komitémitgliedern die freiwillig übernommene Last dadurch recht fühlbar werden möge, daß sie durch zahlreiche Beitrittsanmeldungen häufig in Anspruch genommen werden."

Paktol und Dichterleben.

Wie die Liebe einem Kranze
Und der Morgen einem Gruße
Und die Jugend einem Tanze
Gleicht das Leben einem Fluße.

Allem Leben zum Idole
Aber gilt ein Dichterleben,
D'rum zum passenden Symbole,
Ihm den schönsten Fluß mußt geben.

Doch der schönste, den man findet,
Ist Paktol, der weltbekannte,
Der sich hell und duftend windet
Durch das Wunderland Levante.

Seine Wasser, zauberhelle,
Fließen hin in ew'ger Klarheit;
Rein auch ist des Dichters Seele
Wiederspiegelnd alle Wahrheit.

Und wie manchen Wandersmüden
Paktol's Ambradüfte laben,
Spenden vielen Seelenfrieden
Eines Dichters holde Gaben.

Und wie man aus seinem Grunde
Hebt das schönste der Metalle,
Strömt auch aus des Dichters Munde
Wahre Bildung aus für Alle.

—ng—

Naturhistorisches.

In der am 22. Mai 1862 stattgefundenen Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Abtheilung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, theilte Herr Hofrath Haidinger aus einem Schreiben des k. k. Bergverwalters in Böckstein, Herrn Reissacher, mit, daß ganz ähnlich wie im Jahre 1847 auch am 5. und 6. Februar 1862 rothgefärbter Schnee fiel, welcher sich weithin über das salzburgische Gebirgsland, südlich von der Wetterwand, bei Mitterberg, am Radstätter Tauern, in Gastein und Rauris, und längs der ganzen Centralkette zwischen Salzburg und Kärnten durch das Pinzgau erstreckte. Bei Gastein ließ sich beobachten, daß die Röthung, welche eine Schneeschicht von einem halben Zoll Dicke färbte, vorzugsweise an den westlich gelegenen und gegen Osten abdachenden Gehängen durch Intensität der Farbe sich bemerkbar machte, was auf eine Windrichtung aus Ost und Nordost schließen läßt. Eine momentane Temperatur-Erhöhung, begleitet von Regen, scheint den färbenden Stoff aus den Luftschichten niedergeschlagen zu haben, welche von den aus West strömenden Passatwinden in die Luftschichten geführt worden seyn dürfte. (Nach mikroskopischen Untersuchungen der Herren Prof. Wedl und Dr. Wallmann bestand der färbende Stoff, welcher an mehreren Punkten aufgesammelt wurde, aus Glimmer, Quarz, Eisenoxyd, Bruchstücken von Kieselpanzern der Diatomaceen und verschiedenen andern unbestimmbaren organischen Fragmenten.) — Der untere Pochhart-See bei Gastein wird allgemein für außerordentlich tief gehalten. Im Winter von 1861 auf 1862 ließ Herr Reis-

facher die Eisdecke desselben auf zwei Punkten gegen die Mitte zu durchbohren und maß die Tiefe mittelst eines Senkbleies. Bei 23 bis 24 Klafter erreichte das Senkblei indessen schon den Grund, und die Tiefe dieses See's ist also bedeutend überschätzt worden.

Kunstgemälde-Ausstellung in Klagenfurt.

Ein Dezennium ist vorüber, seit sich auch in Klagenfurt eine Filiale des österreichischen Wiener-Kunstvereines bildete und in Folge dessen die erste Kunstgemälde-Ausstellung am 23. Juni 1852 hier stattfand. Das Bedingniß einer solchen Filialausstellung ist die Abnahme von wenigstens hundert Aktien. Die Erfüllung dieses Bedingnißes mit einer oft noch größern Abnahme von Aktien (im vorigen Jahre 287) hat uns binnen zehn Jahren bereits die neunzehnte Ausstellung und somit Gelegenheit gebothen, bei tausend Gemälde, und darunter viele erster Klasse, kennen zu lernen und in diesem reinen Genuße manche Mußestunden froh zuzubringen. Diese jährlichen nie unterbrochenen Ausstellungen geben ein gutes Zeugniß für den Kunstsinn, der in unserer Provinzial-Hauptstadt lebt und wie wir hoffen sich noch immer steigern wird.

Von allen Kunstkennern wird die gegenwärtige Ausstellung als eine der vorzüglicheren bezeichnet, welchem Ausspruche wir freudig beistimmen. Es sind dießmal alle Kunstfächer vertreten, unter denen aber Landschaften und Genrebilder die Mehrzahl ausmachen.

Zu den historischen Gemälden gehören: „Die Erscheinung des Herrn" von Emil Signol (Nr. 12) mit folgender Bezeichnung am Rahmen: „Le Comte de Paris au Frère Archelaus Seiser, de la Congregation de la St. Jean de Dieu" — das mit vielem Fleiße ausgeführt ist; dann das Gemälde von Karl Schönbrunner in Venedig also bezeichnet: „Herr, bleib bei uns, denn es will Abend werden." (Nr. 25) — welches unverkennbar aus Führich's Schule hervorging und derselben Ehre macht; — ferners der Entwurf zu einem Altarbilde „Maria Himmelfahrt" von dem jetzt unter uns lebenden Tirolermaler Philipp Sies (Nr. 2). Die Zeichnung ist richtig, die Gruppirung der Engel und ihre ganze Stellung, theils vertrauend aufblickend zu Maria, theils im Gebethe versunken, ist gelungen, und wir würden uns freuen, wenn dieser Entwurf für Klagenfurt zur Ausführung käme. — Zum historischen Fache gehören auch „die Belagerung von Breisach aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges" von Christian Sell in Düsseldorf (Nr. 5), und de Vigne's „Hochzeitszug des Genter Malers van der Meeren" (Nr. 36). Ersteres stellt im Vordergrunde einen Schwerblessirten und den mit demselben beschäftigten Krieger und im Gegensatze die eine Kanone eifrig bedienenden Landsknechte vor, denen sich Stürmende, mit dem leitenden Befehlshaber zu Pferde, in gut durchdachten Gruppen anschließen. Es gehört zu den gelungensten Darstellungen von Kriegsscenen, die stets eine schwierige Aufgabe des Malers sind. — Im zweiten Bilde sehen wir einen feierlichen Hochzeitszug des Genter Malers van der Meeren mit vielen Figuren, die aus Hochzeitsgäste und Zuschauer darstellen. Aeußerst lieblich ist das Brautpaar und charakteristisch die Eltern desselben. Das Kostüm ist jenes des siebenzehnten Jahrhundertes, wenn auch hie und da etwas phantastisch gehalten, das aber das Prunkvolle der damaligen Zeit ergötzlich wiedergibt. Der Maler van der Meeren mag ein berühmter, wohlhabender Genter gewesen seyn, da wir nur unter diesen Umständen uns einen so prunkreichen Hochzeitszug desselben denken können. Es ist ein werthvolles Bild, aber auch mit dem Preis von 3000 Francs gut gezahlt.

An „Studienköpfen" nennen wir den von August Rösler in Ungarisch Hradisch (Nr. 39), der mit einem breiten Pinsel Verdienstliches leistete. — Mehr Beachtung verdient Friedrich Schilcher in Wien mit drei Bildern, einem „weiblichen (Nr. 51) und einem männlichen Studienkopf" eines Bußta-Bewohners (Nr. 34), endlich seinem vorzüglich gelungenen „Drahtbinder" (Nr. 47), welch' letzterer schon auf der großen Kunstausstellung in Köln allgemeinen Beifall erntete. Besonders sind die zwei Letzten mit einem markigen, breiten Pinsel behandelt und stellen den Künstler in diesem Fache auf eine bedeutende Kunststufe. — Ein besonders bemerkenswerther Studienkopf, der an Charakteristik wie in der Ausführung hoch zu stellen ist, und durch längere und wiederholte Beschauung immer mehr und mehr anzieht, ist der „weibliche Studienkopf" von Joseph Achten, einem Oesterreicher in Berlin (Nr. 20). So befremdend anfangs die Methode Grau in Grau zu malen ist, so verliert sich nach und nach die nachtheilige Wirkung dieser Farbe und Leben tritt in diesen interessanten Kopf. — Wir reihen an diese Gemälde gleich das von Allen mit voller Befriedigung oftmals betrachtete „Blumenmädchen" von Aristides Oekonomo in Wien (Nr. 48), das nebst einer gelungenen Ausführung der ganzen Gestalt auch äußerst viel Unschuld und Lieblichkeit in den Gesichtszügen trägt, und bei vielen Beschauern die Aeußerung hervorbrachte: die sollte ich kennen! — die hab' ich schon im Leben gesehen! — wahrlich ein Lob für den Künstler — und es dürfte auch wirklich Porträt seyn. Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir zweier Porträte von unserm Johann Reiner, ein „Ehepaar" darstellend (Nr. 54 und 55). Wer die lebenden Originale kennt, wird selbe in dieser Abbildung alsogleich erkennen. Diese beiden Bildniße sind mit einem kräftigen und doch wieder zarten Pinsel auf die Leinwand hingestellt und loben den Meister.

Die Porträte führen uns ganz natürlich zu den Genregemälden, da das Genrebild, so wie das Porträt ohne Modell, ohne Jemand, der dem Maler sitzt oder steht, nicht gut denkbar oder nur schlecht ausführbar ist, denn eine Darstellung aus dem gewöhnlichen Leben kann nur durch die treueste Auffassung, durch die lebendigste schärfste Art der Ausführung von künstlerischem Interesse werden. — Das Genrefach ist durch eilf Nummern von eben so vielen Malern vertreten. E. Beranger in Paris zeichnet sich in dem Gemälde „Im Schnürleibchen" (Nr. 19) durch große Gewandheit in der Technik aus; besonders was den Kleiderstoff betrifft, kann er als Meister gelten. Gegenstand und Situation können ihr Vaterland nicht verläugnen, nur ist der Preis wohl übertrieben — für dieses Bildchen 1200 fl.! — An dieses schließt sich Leopold Löffler's „Neugierige" (Nr. 24) an, und läßt des Wienermalers längeres Verweilen, und dadurch sein Hinneigen zur französischen Schule außer allem Zweifel. Es ist ein niedliches Bildchen und spricht vielfach an. — Ganz aus der deutschen Schule ist der „Pädagog" von Franz Schams in Wien (Nr. 23). Ein Kunstkenner, der sich über das Genrebild ausspricht, sagt: „Ein Genrebild muß den Beschauer auf den ersten Blick nicht bloß ansprechen, sondern Alles sagen, was es eben auf der Leinen hat. Es muß kurz und gut seyn, wie eine wirksame Inschrift, die Niemand mißverstehen kann. Soll es aber in die Augen springen, so muß es vor allem wahr erfunden und dann mit sicherer Hand gemalt seyn." Das finden wir erfüllt in Schams' Pädagogen und bestimmt seinen Werth. — Ein freundliches Bildchen voll Wahrheit und doch Wehmuth erregend, hat Duwée in Brüssel in der „Siesta eines Bajazzo" (Nr. 7) uns gebracht. Ermüdet von seinem Geschäfte, die schläfrigen Zuschauer durch Anstrengung körperlicher und auch öfters geistiger Kräfte zu erheitern, und nach einer schmalen sehr einfachen Kost schläft der Lustigmacher doch ruhig wie ein Gerechter, einen harten Lehnstuhl zum Bette, nach gethanener Arbeit, um neue Kräfte zu sammeln, damit er sein hartes Brod von Neuem beginnen kann. — „Der Malunterricht" von J. Taaman in Amsterdam (Nr. 50) repräsentirt keinen neuen Gedanken und

erhält seinen Werth nur durch die gelungene Ausführung. — Mehr Bedeutung liegt in dem Bilde von Leopold Karl Müller in Wien: „Vor der Kirche" (Nr. 49). Trefflich ist nebst dem knieenden Bettler die Frau gehalten, die sich bemüht, eine milde Spende in ihrem Vortuchsäckchen zu suchen. — Weniger durch den Gegenstand als durch die technische Ausführung ist die „attakirte Vogelscheuche" von W. Pfeiffer in München (Nr. 27) zu bemerken. Kinder ziehen ihre jüngeren Geschwister in einem Wägelchen, da erblicken sie eine, einem Menschen ähnliche Vogelscheuche und attakiren selbe mit Steinen. — Alois Schönn, in Wien führt uns in dem Bilde „Aus der Herzegowina" (Nr. 45) eine Volksscene vor, die uns ein getreues Bild der dortigen Bewohner, ihrer malerischen Tracht und Erheiterung gibt. Mit Tabakschmauchen und Musik auf eigenen sehr einfachen Instrumenten ergötzt sich diese Volksgruppe und scheint durch ihre Lebendigkeit die Beschauer zu gleicher Erheiterung gleichsam einzuladen. — Diesem ähnlich ist das Bild: „Volk vor einer Moschee in Cairo" von Wilhelm Gentz in Berlin (Nr. 8); doch liegt hier die geringere Lebendigkeit im Charakter der Moslim's. — „Uhlanen-Vorposten" (Nr. 16) von Adolf Schreyer in Frankfurt am Main, hat viel Naturwahrheit in der Haltung der Krieger; schade, daß alles Uebrige so skizzenhaft behandelt ist. — In Nr. 4 erfreute uns der brave Friedländer durch ein recht lebhaftes und erheiterndes Bild, nämlich: „Das Kirchweihfest zu Maria-Brunn." Wie mannigfaltig und ergötzend sind nicht die in den Vordergrund hingestellten Gruppen der Kirchweihgäste; fast alle Stände und Charaktere findet man hier dargestellt, die, sich gehen lassend, ungescheut sich erlustigen. Es ist ein wahres Volksfest und erinnert uns an ein ähnliches, das wir vor längerer Zeit von dem uns bekannten und bereits heimgegangenen Maler Ignaz Raffalt hier sahen, der gerade am Friedhofe zu Maria-Brunn seit dem 7. Juli 1857 schläft. — Man vergebe uns diese Erinnerung an den Freund!

Zu den Stillleben gehörend finden wir zuerst „Blumen und Früchte" von Adalbert Schäffer in Wien (Nr. 38). Da sehen wir Rosen, Trauben und blaue Pflaumen vereinigt wie Festons herabhängen — ein eigener Gedanke! — Die Früchte täuschen mehr als die Blumen, doch sind Beide von geschickter Hand gemalt und zeigen von eifrigem Studium im Reich der Flora und Pomona. — Die „Blumen" von Joseph Lauer (Nr. 32) mit dem Vogelnest und einem auf der Blume sich wiegenden Vogel reihen sich, wenn auch anders behandelt, würdig an das Bild Nr. 38 und lächeln uns prangend entgegen. — Ungleich mehr Verdienst hat von dem nämlichen Maler das Bild: „Vogelnest unter Waldpflanzen" (Nr. 37), wenn gleich die Zusammenstellung der hier am Bilde aneinander gereihten Waldpflanzen, darunter eine blühende Distel, aus verschiedenen Jahreszeiten auffällt. Das Vogelnest mit den zerbrochenen Eiern, wodurch Ameisen, Käfer und Schmetterlinge herbeigelockt wurden, ist so wie alle diese Insekten mit täuschender Wahrheit wiedergegeben. — Anspruchsloser, ohne prunken zu wollen, sind die „Frühlingsblumen" von Leopold v. Hueber (Nr. 21), wie sie uns unsere blumenreiche Sattnitz im Lenze darbiethet. Diese zarten Bergblumen sind fleißig, äußerst treu der Natur nachgebildet und zeigen uns, unter Anderen, wilde Rosen, Frauenschuh, Atragenen und Zittergras. Schon in den letzten beiden Ausstellungen sahen wir Blumenbildchen von derselben Hand, ohne daß sich der Spender nannte, die auch damals verdiente Anerkennung fanden.

Eigentliches Thierstück finden wir nur eins, das der Maler mit der Benennung „Der Nebenbuhler" (Nr. 40) bezeichnete. Fleißiges Studium der Hundenaturen kann man dem Maler, Karl Pischinger in Wien, nicht absprechen — er strebt dem bekannten Hundemaler Ranftl nach und dürfte ihn bald erreicht haben. — Doch auch Friedrich Gauermann (dessen unvermutheten am 7. d. M. im 53. Lebensjahre erfolgten Tod die neuesten Wienerblätter meldeten) gehört mit seinem Bilde: „Gebirgsdorf bei Regen" (Nr. 46) zu den Thiermalern, da hier Pferde, Kühe und Schafe, die dem Regen und Sturm entfliehen und dem Stalle zueilen, den Hauptgegenstand bilden, obschon hier auch das Landschaftliche, besonders der herabströmende Regen und die Wirkung des Sturmes so meisterhaft gemalt sind, daß man unwillkührlich bei längerem Beschauen sich in einen schützenden Mantel hüllen und unter ein Obdach zu kommen bemühen möchte. Dieses Bild macht daher zugleich einen natürlichen Uebergang zu den Landschaften.

In Betreff der Landschaft-Maler können wir den Unterschied bemerken, daß ein Theil sich bestrebt, poetische Effekte durch blaue Töne im Hintergrunde zu erreichen, um so die Contraste zwischen Luft und Stoff zur Geltung zu bringen. Anders finden wir es bei andern Künstlern, — und gewiß zu ihrem Vortheile. Sie malen zumeist nah' liegende Gegenstände und suchen durch Wahrheit ihrer Lokaltöne das Auge zu fesseln. Beide Arten finden wir hier vertreten. — Von dem bekannten Aquarellmaler Rudolf Alt sehen wir ein Seestück — zwei Gondeln deuten auf Venedig — in Oelfarben (Nr. 41), das uns aber noch zu sehr an seine Aquarellmalerei erinnert. Weit besser ist Demselben der „Hof des Dogenpalastes in Venedig" (Nr. 6) gelungen, worin ein fast ermüdender Fleiß herrscht, wodurch es mehr einer Farbenzeichnung ähnlich ist, im Ganzen aber viel Verdienstliches durch die Treue und Genauigkeit hat, mit der uns jede Säule in den Bogengängen, jede der vielen Statuen auf den Gibeln dieses herrlichen Gebäudes vor's Auge tritt. — Hieher gehört auch die Ansicht eines „Städtchens an der Garonne" (Nr. 3) von Herrmann Burghart. Die alterthümlichen Gebäude mit ihren verzierten Gibeln sind mit viel Verständniß in der Auffassung, Perspektive und Farbe behandelt, und reihen den Maler an die besten Künstler im Architekturfache. — Auf Effekt berechnet, den sie auch hervorbringt, ist A. Obermiller's „Ansicht von Genf" (Nr. 28). — Von Joseph Feid in Wien sind zwei Landschaften: „Waldbach im Salzkammergute" (Nr. 10) und „aus dem bairischen Hochgebirge" (Nr. 30) zu sehen, die mit Liebe und Fleiß gearbeitet eine freundliche Zimmerzierde abgeben. — Auch der Alpenmaler Anton Hansch hat zwei Parthien aus den Hochalpen Tirols zum Gegenstande seiner Kunst gewählt, nämlich: „Skizze aus dem Stubaythale" (Nr. 14) und „Am Duxerkees" (Nr. 43). Hansch findet sich auf den Alpen in seinem Elemente, daher gelingen ihm Abbildungen solcher Naturscenen am besten. Der düstre Ernst der Alpennatur, ihre eisbedeckten Bergriesen, ihre schauerliche Einsamkeit machen einen großartigen Eindruck, den der Künstler durch keine kleinliche Zuthat abschwächt. Man ist im Zweifel, welches dieser beiden Bilder den Vorzug verdient, denn jedes hat seine eigenen Schönheiten. — Von unserem einheimischen Kunstjünger, Markus Pernhart, der gegenwärtig mit seinem werthvollen und einzig dastehenden „Panorama vom Großglockner" in Graz verdientes Lob einerntet, enthält unsere Ausstellung zwei ganz entgegengesetzte Landschaften, „ein Dorf in Kärnten" (Nr. 33) und das alterthümliche „Schloß Frauenstein" (Nr. 35). Ersteres ist eine Winterlandschaft, die Pernhart immer besonders gelingen und in welcher Jahreszeit wir im vorigen Jahre „Frauenstein" von ihm abgebildet sahen. Jetzt sehen wir dieses Schloß in einer schönen Mondnacht. Die dunkle Färbung der Nacht, gemildert durch den Zauberschein des im Rücken des Schloßes aufgegangenen Vollmondes, dessen Lichter wie Irrwische auf dem vorne liegenden Weiher flimmern, ist der Natur abgelauscht, und eine weiche, melancholische Stimmung herrscht im ganzen Bilde. — Die beiden Bilder: „Motiv aus Lundenburg, Abend" (Nr. 31) von Conrad Bühlmeyer in Wien und „Landschaft mit einem See" (Nr. 42) von dem im April des laufenden Jahres in Cleve verstorbenen braven Maler, B. C. Koekoek, wetteifern bei aller Einfachheit an Lieblichkeit miteinander und werden bei wiederholter Beschauung sich immer mehr Freunde erwerben. — Einen großen Fortschritt des uns schon durch mehrere Jahre aus seinen Bildern bekannten und lieb gewordenen Landschaftmalers, Ludwig Halauska, nehmen wir in seiner Landschaft „Am

Bodensee" (Nr. 9) gewahr. Er hat an Klarheit, richtiger Berechnung der Fernen gewonnen und dadurch die Zahl der Liebhaber seiner Schöpfungen erweitert. — Wie im Jahre 1861 sehen wir uns auch heuer von P. C. van Bommel in Wien in seinem „Seebild" (Nr. 11) an das holländische Seegestade versetzt, worin er eine große Gewandheit in diesem Fache an den Tag legt. — August Schäffers „Herbstlandschaft in Ungarn" (Nr. 15) hat zwar einen düstern Charakter, ist aber mit entschiedenem Talente aufgegriffen. — „Waldparthie in Steiermark" (Nr. 13) von Friedrich Kaufmann in Wien zeigt von fleißigem Studium der Bäume. — Ein recht ansprechendes Kabinetstückchen ist Leopold von Hueber's „Leuchtthurm in Genua" (Nr. 17). Die Meeresbrandung und Färbung des Himmels sind wahr, und nur Selbstschauen solcher eigenthümlichen Erscheinungen in der Natur, wie man sie allein in südlichen Seestädten findet, kann selbe so getreu wieder geben. — Diesem Klima annähernd wollen wir zur „Landschaft aus Südtirol" (Nr. 44), von Gottfried Seelos in Wien, übergehen, die auch ohne Bezeichnung durch den warmen Luftton, die schon mehr im Süden blühenden Gräser im Vordergrunde und die Struktur der fernen Gebäude in ein wärmeres Land führt. Diese große Landschaft ist mit keckem Pinsel auf die Leinwand hingezaubert und gehört zu den vorzüglicheren dieser Ausstellung. — Eben so werthvoll, wenn gleich uns mehr dem Süden entrückend, ist das „Gebirgsthal im Herbste" (Nr. 22), von Melchior Fritsch in Wien. Es ist ein allgemein ansprechendes Bild. Im Hintergrunde schließen kahle Felsen das Thal, im Mittelgrunde stehen einzelne mächtige Bäume; rechts vom Beschauer liegt von überhangendem dichten Gesträuch und mittelgroßen Bäumen fast in Nachtdunkel gehüllt ein kleiner Alpensee, der bei seinem Abflusse mit glitzernden Wellchen kleine Cascaden bildet und mit den weidenden Ziegen und ihren Hütern der stillen Einsamkeit Leben verleiht und einen wohlthuenden Eindruck macht. — Ein wenn gleich in seinen Dimensionen kleineres aber eben so treffliches Bild ist „der Thunersee in der Schweiz mit der Jungfrau" (Nr. 18), von Graf Kalkreuth in Düsseldorf. Der grüne durchsichtige Wasserspiegel, die ausgezeichnete kleine Baumgruppe auf der Erdzunge, die zwar nordische aber doch nicht kalte Luft bringen einen großartigen Eindruck hervor, der durch den Bergriesen im Hintergrunde gekrönt wird. — Aus Hamburg hat Valentin Ruths eine Waldlandschaft geliefert, die er „Im Hochwalde" (Nr. 29) benennt. Sie stellt durchaus hochstämmige Bäume vor, die ziemlich gedrängt aneinander stehen und das ganze Bild einnehmen. Es liegt viel Wahrheit in diesem Bilde, doch bringt es einen äußerst düstern Eindruck hervor, was in der Natur nicht der Fall ist; — worin dieß liegt, läßt sich nicht schwer erklären. — Remi van Haanen sendete zu dieser Ausstellung ein Bild, das ohne Namen den Meister nicht errathen ließe, so verschieden ist es von seinen übrigen uns bekannten Gemälden. Es ist eine „Parthie am Plattensee bei Morgenbeleuchtung" (Nr. 53). Die Luft ist kalt — die weite Ebene ohne Abwechslung. Die Vorstellung mag treu der Natur nachgebildet seyn — aber war vielleicht eine Jahres- oder Tageszeit, die sich nicht günstig wiedergeben läßt — daran Ursache, daß selbst Haanen's Meisterpinsel den Beschauer nicht erwärmen kann? — Abwechselnder im Gegenstande und in der Färbung — Gewitterwolken ziehen von Ferne herauf — ist Karl Brioschi's „Motiv von der Küste des adriatischen Meeres" (Nr. 52). Warmes Colorit herrscht im ganzen Bilde; dieses erwärmt auch den Beschauer und erringt sich dadurch seinen Beifall. — Ein sehr werthvolles Bild ist die „Winterlandschaft" (Nr. 26) von C. Leikert in Haag. Alles in dieser Landschaft — und sie ist reich an Staffage — ist mit Wahrheit und dem rühmlichsten Fleiße wiedergegeben, und doch ferne von aller Kleinlichkeit so naturgetreu und ansprechend, daß man sich ungerne von derselben trennt und oftmals wiederkehrt.

Wir kommen nun zu einem Bilde und zwar dem letzten Oelgemälde, das die Aufmerksamkeit auch des Laien im hohen Grade fesseln muß und gewiß die Krone dieser Ausstellung ist, daher wir mit diesem unsere Wanderung schließen, denn es heißt ja: Ende gut, alles gut! Ohne Bezeichnung wird schon jeder Kunstfreund, der unsere Ausstellung besuchte, wissen, daß wir das große Gemälde des Professors in Berlin, Eduard Hildebrandt: „Abendhimmel an der schottischen Küste" (Nr. 1) meinen. Wir wagen es nicht unser individuelles Urtheil über dieses Meisterwerk auszusprechen und führen nur den Ausspruch eines uns unbekannten Beurtheilers an, als dieses Gemälde im Mai l. J. in Wien ausgestellt war, und alsogleich um den Preis von 2000 fl. in Privathände kam. Da heißt es: „Professor Hildebrandt ist ein Schüler Eugene Isabey's, er ist ein Naturalist des reinsten aber auch seltensten Wassers: voll Poesie. Was er malt ist breit und sicher, keck und frei geschaffen, phantastisch und doch wahr, wie ein Erlebniß. Wir wissen nicht, welchen Punkt der schottischen Küste der Künstler wiedergegeben, man möchte aber darauf schwören, daß beim Schein dieser untergehenden Sonne Ossian's Helden und Frauen dem Meere entstiegen." —

Noch erübriget uns, der schönen Photographien zu gedenken, die uns die herrlichen Kompositionen Kaulbach's kennen lehren, in denen er die Frauengestalten aus Goethe's Werken im Bilde versinnlicht. Schon der Name Kaulbach, einer der größten historischen Maler unserer Tage, bürgt für die Vortrefflichkeit dieser Entwürfe; darüber etwas Neues zu sagen dürfte zu gewagt seyn, da schon von den bewährtesten Kunstkennern erschöpfende Urtheile darüber bekannt sind. — Auf 21 Blätter ist dieses schätzbare Werk berechnet, von denen bereits folgende zwölf erschienen und uns auch in unserer Ausstellung vorgeführt sind: 1) Goethe's Muse (Zueignung) — 2) Lotte (Werthers Leiden) — 3) Adelheid (Götz von Berlichingen) — 4) Dorothea (Hermann und Dorothea) — 5) Klärchen (Egmont) — 6) Iphigenie (Iphigenie auf Tauris) — 7) Leonore (Torquato Tasso) — 8) Eugenie (natürliche Tochter) — 9) Gretchen (Faust) — 10) Gretchen (Mater dolorosa — Faust) — 11) Helena (Faust's 2. Theil) und 12) Mädchen im Walde (Getreuer Eckart). Alle Kunstkenner und Kunstfreunde sind dem österreichischen Kunstvereine in Wien für diese Gabe gewiß recht dankbar, da diese Kunstblätter wegen ihres hohen Preises im Buchhandel sich wohl nur in wenigen Privat-Portefeuillen vorfinden dürften.

M.

Sonett.

O fern von hier, in unnennbarer Ferne
Liegt still das Dorf, wo meine Lieben weilen;
Uns trennen, ach, wohl viele, viele Meilen,
Und doch, wie möcht' ich ziehen hin so gerne!
Von hier, wo ich recht bitter fühlen lerne
Der Trennung Schmerz, möcht' ich im Flug' hineilen!
Die Heimath kann allein die Wunde heilen,
Die blutet hier — von meinem Dorf so ferne!
Nicht hör' ich mehr die wohlbekannten Töne,
Die lieblich stets im Herzen wiederklangen,
Nach welchen ich so inniglich mich sehne.
Noch einmal meine Lieben zu umfangen,
Der Mutter wegzuküssen eine Thräne —
Das ist mein einzig's, sehnlichstes Verlangen!

R. Waldenau.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Zweiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 15. Sonnabend, den 26. Juli 1862.

Inguo.

Dramatisches Gedicht, von Johann G. Fellinger.

(Fortsetzung von Nro. 14.)

Dritte Scene.

Vorige. Albin. Ada.

Albin (die Prinzessin hereinweisend).
Hier trefft ihr beide noch zusammen, Fürstin!
(Geht ab.)

Ada (fliegt auf Edelinen zu, mit ungestümer Freude).
Du böse — böse, liebe Edeline!

Edeline.
Du gutes Mädchen! — Welch' ein Wiederseh'n!
(Umarmt sie).

Balderich (küßt Ada's Hand mit Heftigkeit).
Dem Bruder gönnt ihr weder Blick noch Gruß!

Ada (blickt ihn mit flüchtigem Erröthen an).
Ich dachte nicht Euch hier zu finden, Graf!
Verzeiht!

Balderich.
Ich danke einem Zufall nur
Das seltene Vergnügen, Euch zu sehen.

Ada (in schmerzlicher Erinnerung, rasch).
Wir sind in einem raschen Augenblicke
Wie nächtliche Gestalten uns begegnet,
Und nur der Schmerz der wiederholten Trennung
Blieb mir allein zurück — (schnell abbrechend)
Doch weg von diesem,
Was uns den schönen Tag verbittern könnte!
Ich lebe nur der heitern Gegenwart.

Edeline.
Der Herzog sagte mir von deinem Hierseyn.

Ada.
Ein neues Daseyn glühet mir entgegen
Aus deinem Auge.

Edeline.
Süße Schwärmerin!

Ada.
Ich sehe froh die Bilder alter Tage
Vorübergleiten auf den heitern Zügen
Des lieblichen Gesichtes — aus dem Lächeln
Der Lippen wehen die bekannten Freuden,
Und in den Blicken, die mich sanft durchstrahlen,
Erhebt sich jeder Morgen uns'rer Kindheit.
(Schmiegt sich innig an sie.)
O laß mich wieder seyn das frohe Kind,
Das seinen Jugendkranz mit dir getheilt.

Edeline (sehr bewegt).
Was ist die Liebe gegen solche Freundschaft?

Ada.
Die Freundschaft ist ja Liebe!

Balderich (sie still betrachtend).
Holde Wahrheit!

Ada.
Ich lasse nimmermehr von dir, wenn auch
Des Bruders Stolz von dir mich drängen will.

Balderich (sehr gekränkt).
Ich habe *diesen* Vorwurf nicht verdient!
Lebt wohl!
(Wendet sich rasch.)

Ada (etwas erschreckt).
Herr Graf! ihr mißversteht mich.

Edeline (bittend).
Bruder!

Balderich
(mit Würde, aber doch mit Bewegung, die er zu bergen sucht).
Prinzessin! was der deutsche Mann beschließt
In seinem Herzen, führet er kräftig aus,
Wenn auch die Tiefen des Gemüthes bluten.
Was mir die Pflicht gezeigt, hab' ich vollendet,
Der Ehre gab ich meine Freuden hin —
Was Gott geboten, darf der Mensch nicht deuteln
Und heilig muß ihm jede Wahrheit seyn;
Ich sah der Liebe süße Blüthe reifen,
Und durfte nicht die fremde Blume pflücken,
Die einer andern Gottheit Scheitel schmückt.

Ich rang mit meinen streitenden Gefühlen,
Und siegend stand ich in dem Heiligthume
Des hohen Glaubens als ein Mann und Ritter.
Warum zerreißt ihr höhnend mir den Kranz
Und streut die welken Blüthen in die Luft,
Damit ihr euch am Wirbel noch ergötzet?
Bin ich darum denn minder eurer Achtung
Noch würdig, weil ich schweigend ausgehalten
Im Kampfe mit der rohen Leidenschaft?
Lebt wohl! wir werden seltener uns sehen,
Als ich gehofft in meiner frohen Sehnsucht,
Und wenigstens sollt ihr den Deutschen ehren,
Der zu vergessen weiß, wenn ihm die Pflicht
Vergessenheit befiehlt.
(Geht rasch ab.)

Ada (lehnt sich weinend an Edelinens Busen).
Weh mir Armen!
Muß ich mir selbst die Wunde wieder öffnen,
Die kaum sich schloß in heilender Entfernung?
O weh mir Armen!

Edeline.
Ada! weine nicht!
Er liebt dich noch so innig, wie als Jüngling,
Das zeigt sein wilder unverhehlter Schmerz.
Sein Glaube nur, der unverletzliche
Hält mächtig ihn zurück von deinem Busen.

Ada.
Und muß ich denn den Priesterhaß entgelten,
Den eure Lehre zu gebieten scheint?

Edeline.
Was rein aus Gottes Geiste sich dem Menschen
Geoffenbart, ist Liebe nur und Mitleid;
Der Haß allein ist Zusatz böser Grübler.
Das reine Wesen unſ'rer Christuslehre
Muß unverfälscht und himmlisch sich bewähren,
Das Gröbere gehört der Erde an,
Die ewig mit dem bessern Geiste streitet.

Ada (ausbrechend, im tiefen Gefühle).
So muß ich denn allein das Opfer weihen,
Muß ich allein vergeben und vergessen,
Und soll der Mann für meine hohe Liebe
Nichts geben, als die Forderung des Stolzes?
So wiß' es denn, ich bin getauft und Christin.

Edeline (erstaunt).
Du Christin? Welch ein freudiges Geheimniß!

Ada.
Als wir in Aachen, wo die stille Liebe
Mich allgemach an deinen Bruder band,
Als wir in Aachen innig trauernd schieden,
Da glomm es heiß im Busen mir empor,
Und immer fester wurde der Gedanke,
Euch näher durch das Glaubensband zu treten,
Damit ein Gott auch jenseits uns vereine.

Edeline.
Er sieht herab auf dieses Engelherz.

Ada.
Ich las mit Gierde die geheimnißvollen,
Die dichterischen Bücher eurer Lehre,
Die Liebe, die mein ganzes Wesen hob,
Die Liebe sprach aus jedem ihrer Verse;
Das zarte, weichere Gefühl des Weibes
Ward aufgefungen durch die Himmelsklänge,
Die schmeichelnd uns zum höhern Jenseits leiten
Und die gesunk'ne Menschheit würdigen.

Edeline.
Wo wurdest du getauft?

Ada.
Ein frommer Mönch
Gab in Celeja mir des Kreuzes Weihe
In einer heilig ernsten Mitternacht,
Und nannte freundlich segnend mich Amande.

Edeline.
Ich grüße dich mit unnennbarer Wonne
Als meiner Kirche heilige Verwandte.

Ada.
Mein Vater ahnet nichts, er schwanket selbst,
Und was an mir die Liebe hat bewirkt,
Das wirkt auf ihn die Klugheit und der Stolz.
Ich weiß, daß er sich taufen lassen will.

Edeline.
Welch eine Aussicht in die schöne Zukunft!
Dein reiner Sinn erhellt auch mir das Dunkel,
Das wie ein Nebel sich vor mir gelagert
Und jeden Ausblick mir verdüstert hat.

Ada.
Dein Bruder hat durch seinen Glaubenseifer
Mich tief gekränkt.

Edeline.
Die Männer wollen herrschen,
Und leicht verwundet sie Gleichgültigkeit.

Ada.
Ich opferte mein Alles, was ein jeder Mensch
Als unverletzlich stets geachtet hat,
Den süßen Wahn der Kindheit, seiner Liebe,
Doch er steht trotzig da und fordert das,
Was nur Geschenk des holden Triebes ist.
Soll ich nicht auch ein Opfer heischen dürfen?

Edeline (lächelnd).
Um dich ihm endlich ganz dafür zu geben.

Ada.
Mein Vater achtet deinen kühnen Bruder,
Doch eine Krone fordert er für mich
Und will mich an den finstern Flotho fesseln,
Der alle Frauen zu verachten scheint.

Edeline (fährt zusammen leise).
O meine Ahnung!

Ada.
Balderich verdient,
Was Flotho undankbar verschmähen wird.
Zwar ist er streng, der kalte freie Deutsche,

Und seinem Ruhme wirft er alles hin,
Doch selbst in dieser Härte liegt die Kraft
Des Edelmuthes, der ihn ganz beseelt. !
Ich liebe diesen Stolz und kann ihn nicht
Ertragen, wenn er mein Gefühl berührt.

Edeline (welche ihr wenig zugehorcht hat).
Hast du den Prinzen früher schon gekannt?

Ada.
Erst seit zwei Monden, die wir hier verweilen.

Edeline.
Wie sieht er aus?

Ada.
Ein stämmig hoher Mann
Mit einem dunkeln Flammenauge, still
Und ernst und immerdar in sich verschlossen,
Wie eine Wetterwolke auf den Bergen.

Edeline (unwillkührlich).
Er ist's! er ist's!

Ada (verwundert).
Was ist dir Edeline?
Du bist so seltsam heftig.

Edeline (wirft sich an ihre Brust).
Ada! Schwester!
Ich liebe diesen Flotho unaussprechlich.

Ada.
Und sahst ihn nie?

Edeline.
Zu Aachen im Turniere.

Ada.
Der fremde Sieger mit dem Drachenschilde,
Wovon du mir erzähltest?

Edeline.
Dieser war's!

Ada.
O herrlich! herrlich! Nun sind alle glücklich.

Edeline.
Du jubelst, Ada! und mich ängst'gen Sorgen,
Die mir den vollen Freudenkelch vergällen.

Ada.
Die lange Trauer hat dein Herz verwöhnt.
Du siehst nur durch den Schleier deiner Thränen,
Und so verzerrt sich jedes Bild vor dir.

Edeline.
Sein Vater fürchtet: Flotho habe sich
Zu seinen dunkeln Göttern hingewendet
Und schaue feindlich nur das hohe Kreuz.

Ada.
Er liebt dich ja, und deine Gottheit ist
Die seinige, vor der er betend opfert;
Die rauhen, dräuenden Gestalten weichen,
Wo sich der Liebe reines Wesens zeigt;
Er liebt dich ja! Was hast du noch zu fürchten?

Edeline.
Du hoffest viel vom Herzen eines Helden!

Ada.
In dir beruht es, was ich hoffen darf,
Und nie hat mich dein stiller Geist getäuscht.

Edeline.
Du gutes, mildes Kind! du ziehst mich fort
In deines Denkens holden Zauberkreis,
Und schwärmend hebt die Seele sich mit dir.

Ada.
Ich weiß es nicht, und doch geschieht mir's oft,
Daß ich der Welten um mich her vergesse,
Wenn still mein Herz in frohen Träumen schwelgt.
Ich male mir dann eine neue Welt
Aus den Gebilden meiner schönen Kindheit,
Und wenn ich sie mit den geliebten Menschen
Bevölkert habe, so verklärt sich
Die ganze Erde wie ein Himmel mir.
Da herrscht mein Geist, belohnend und bestrafend,
Und besser scheint mir alles ringsumher,
Was sonst so peinlich auf die Sinne wirkt.

Edeline.
Wohl findet in sich selber nur der Gute
Den Trost, den ihm das Schicksal oft versagt.

Ada.
Und sieh! in alle diese Bilder mischt
Dein Bruder sich —

Edeline.
O werde sein, du Sanfte!
Vielleicht zerschmilzt das Eis in diesem Strahle
Der reinsten Liebe, wie im Frühlingshauch.

Ada.
Wenn er vermag, ein Opfer mir zu biethen. —

Edeline.
Der stolze Mann bedarf der Schonung mehr,
Als je der Schwache fordern kann für sich.

Ada (mit hellem Erröthen).
Will auch die Freundschaft noch mein Herz bestechen,
Das ohnehin für seinen Vortheil spricht?

Vierte Scene.

Ada. Edeline. Inguo.

Inguo.
Mein Sohn ist eingeritten.

Edeline (wird blaß).
Flotho! Gott!
Ich soll ihn wiedersehn?

Ada (leise).
Ermanne dich!

Inguo (mit sanfter Zutraulichkeit).
Ich weiß es ja, was diesen Busen schwellt;
Die Liebe flammt aus diesem dunkeln Auge,
Die Liebe ruft aus dieser blaßen Lippe,
Die Liebe heißt euch fliehen und erwarten.
Ein heller Blitz zerriß den leichten Vorhang
Und ließ mich schauen in des Herzens Tiefen,
Des Herzens, das so gut ist und so reich.
Warum soll ich nicht vollends alles wissen?

Edeline.
Mein Fürst!

Inguo.
Dein Vater, liebe holde Jungfrau!
Dein Vater, der die schönste Blume sich
Um seine schwere Krone winden will.
Was zagst du Edle? darf ich nicht erfahren,
Was ich schon weiß aus diesem Schamerröthen?

Edeline (sich weinend über seine Hand beugend).
Mein Vater! — Ja! — mein guter Vater!

Inguo (immer weicher).
Glaube!
Denn ich verdiene dein Vertrauen innig.

Ada.
Der gute Fürst ist stets ein guter Vater.

Inguo.
Prinzessin! was ihr hier verlieren müsset,
Gewinnt ihr an der Freundin Liebe wieder.
Ich kenne wohl den stillen Plan des Herzogs,
Doch auch die stumme Scheu, mit welcher Ihr
Dem finstern Flotho stets entgegen kamt.
Ihr liebt ihn nicht, und euer leichter Sinn
War nicht gemacht, den wilden Mann zu binden,
Wie diese sanfte Würde nur vermag,
Die aus der Gräfin Mondenauge leuchtet.
Und überdieß — verzeiht! ich liebe Euch,
Sonst würd' ich schweigen über diesen Punkt —
Ich will an meines Glaubens hohe Mythe
Durch Liebe jenen stolzen Flotho ketten,
Der über seine Schranke zürnend drängt.
Der Liebe Kranz umschlinge dann das Kreuz,
Und aus der Liebe quelle frisch der Glaube.

Edeline.
Wie soll ich läugnen, was so laut aus mir
Zu diesem edlen Vaterherzen spricht?
Wir lieben uns — der kühne Heros fand
In einem schönen Augenblick das Mädchen
Und fesselt' unauflöslich es an sich.
Der Zufall — wag' ich Zufall das zu nennen,
Was eines Gottes Finger so gelenkt?
Die Vorsicht ließ uns wieder sich begegnen
Und stellt den Vater freundlich in die Mitte,
Damit er ordne, was die Zeit verworr.
Nun wohl! so sey es denn! ich gebe mich
Vertrauend seiner zarten Milde hin.
(Neigt ihr Antlitz an Inguo's Brust.)

Inguo (drückt sie herzlich an sich).
Der Liebe leises Wort tönt nicht vergebens,
Es rauscht mit magischer Gewalt dahin
Und widerhallt im Busen jedes Menschen.
Ich habe dich verstanden und geahnt!

Ada (tanzt fröhlich trillend umher).
Kennst du der Liebe
Süße Gewalt?
Alles ist trübe,
Wo sie nicht strahlt;
Wenn auch die Freude
Mählig verhallt,
Webt noch der Liebe
Süße Gewalt.

Inguo.
Wohlthätig wirke diese Heiterkeit
Der Freundin auf dein gramgewohntes Herz.
Sieh auf! die Christin darf nicht muthlos zagen,
Die Liebe siegt, der Glaube hilft dir wagen.

Edeline.
Ich wage nichts in diesem schönen Kampfe,
Dein Sohn ist edel, wie er kräftig ist.
Ihn dir zurückzuführen sey des Weibes
Erhabene Bestimmung.

Inguo.
Edeline!
(reicht ihr schweigend die Hand, sie schlägt ein, nachdem er sie lange fixirt, zerdrückt er schnell eine Thräne).
Der Bund ist heilig.

Edeline (rasch).
Ewig, wie die Liebe.

Inguo.
So geht! ich will zuvor ihn sprechen. Geht!

Ada.
Ich muß dir auch noch meine Blumen zeigen,
Die ich mir pflege.

Edeline (bedeutend).
Keine darf verwelken.

Beide
(durch eine Seitenpforte ab).

Fünfte Scene.

Inguo (allein).
Das hat mich schnell gefaßt — der Engelblick
Der Dulderin hat mich in leisen Traum,
In liebliche Vergessenheit gewiegt.
Mein Flotho liebt — nun darf ich nicht verzweifeln
An seinem Herzen! das Geheimniß steht
Enthüllt vor mir in seinem Morgenschimmer,
Und lächelnd hebt die Hoffnung sich empor.
Sie ist aus fürstlichem Geschlecht und Christin,

Im weichen Busen liegt verborgne Kraft,
Der Glaube keimt in süßer Leidenschaft;
Sie wird den Sinn des Felsensohnes wenden,
Und was ich kühn begonnen, sanft vollenden.

Sechste Scene.

Inguo. Flotho.

Flotho
(tritt finster und schwermüthig ein, als er seinen Vater gewahrt, schrickt er zusammen).
Mein Vater? so allein?

Inguo.
Ich bin gewohnt,
Allein mit meinem stillen Gram zu seyn.

Flotho.
Ich forsche nicht, was ihr zu deuten sucht —
Der Mann ist nicht gewohnt zur milden, leisen
Und schmeichelnden Behandlung eines Kranken;
Vergebens will der Sohn die Pflege theilen,
Die einer weichen Tochter nur gelingt.

Inguo.
Mein Sohn!

Flotho (heftig).
Ich bin es! Ja! bei meinem Gott!
Ich bin der Flotho noch, wie einst ich war.
Ich liebe dich mein Vater noch wie einst,
Doch du verkennst mich und dein treues Volk.

Inguo (mit ruhiger Würde).
Ich kenne dich — ich ehre dich — du Krieger!
Ich weiß, daß du mich liebst voll stiller Wärme,
Doch weiß ich auch, was dich von mir zurück
In deiner Ahnen schwarze Wälder scheucht.

Flotho (hastig auf ihn zu).
Du zitterst nicht?

Inguo (lächend).
Mich hält der Gottheit Macht,
Die ich verehre.

Flotho.
Groß und herrlich ist
Der Riesenbau der göttergleichen Väter;
Warum zerstörest du die stolzen Hallen
Und bauest Tempel einer fremden Gottheit,
Die uns zu Sklaven tief entwürdiget?
Warum hast du die Aeltesten beschimpft,
Die kühn sich schlugen für des Landes Recht?
Warum erhöhest du die Fremdlinge,
Die üppigen, verderbten Franken nur,
Und fröhnest ihrer fein erdachten Lüge?
Ich bin dein Sohn — ich liebe dich unendlich!
Darum sollst du von mir auch Wahrheit hören.
Ich kann — ich kann und will nicht länger schweigen,
An dieses Vaterherz will ich mich pressen,
Und weinen — weinen, bis ich es erweicht.
(Umfaßt ihn mit ungestümem Schmerze.)

Inguo (immer aufmerksamer).
So ist es wahr, was ich schon lang vermuthe?
Du hast den dunkeln Mächten dich ergeben,
Und deinen Heiland stößest du von dir.
O kehre wieder, Flotho! Flotho! kehr' zurück!

Flotho.
Ich heuchle nicht, ich will dich nicht belügen,
Mich reizet nicht der Schimmer deiner Krone,
Nur Freiheit will ich, nur der Väter Glauben,
Der uns Jahrhunderte beglücket hat.
Dein Volk will ich erretten aus den Klauen
Der Christenmönche, die dich schlau umgarnen,
Dich selbst will ich erringen für mein Herz.

Inguo.
Dein Wahn macht dich so ungerecht und heftig,
Und läßt dich Böses schauen überall,
Wo allgemach das Gute friedlich keimt.
Die Lehre willst du frevelhaft verlästern,
Durch die der Mensch allein zum Menschen wird,
Die Lehre, welche Sanftmuth dir befiehlt,
Beachtest du, weil deinem rauhen Sinne
Perkunos wilder Götzendienst behagt.
Blick' um dich her, Verblendeter, und sieh,
Wie zwischen Wüsteneien sich der Acker,
Das Fruchtgelände freundlich vorgedrungen,
Wie statt des Schwertes dort die Sichel klingt
Und liebender Verkehr die Völker bindet;
Da schau um dich, und fluche deinem Vater,
Der in des Glaubens frommen Eifer sich
Dem alten Vorurtheil entgegen stemmt.

Flotho.
Wir waren groß und stark, bevor die Franken
Den schlechten Samen unter uns gestreut,
Wir können groß und herrlich wieder werden,
Wenn du dem Ausland deine Pforten sperrst.

Inguo (stärker).
Willst du zerstören, was ich mühsam baute?
Soll neuerdings der dumpfe Geist der Zwietracht
Uns von den deutschen Bruderstämmen trennen?

Flotho (mit zunehmender Spannung).
Bei allem Heiligen beschwör ich dich,
Laß diese Fremden aus dem Lande ziehen,
Versöhne dich mit den geschmähten Edlen,
Und zwing' die stolzen Herzen nicht, zu heucheln,
Sey auch ihr Gott ein Anderer, als deiner.

Inguo.
Verflucht sey der Gedanke! kämpfend will
Ich eher auf der Kreuzesfahne sterben,
Als Christi Glauben muthlos je verläugnen.
Du kennst mich Flotho! unveränderlich
Ist mein Entschluß und meines Wappens Zeichen.

Flotho (dumpf).
Ich schweige dir. (Für sich.) Verloren! — o verloren!

Inguo (noch stärker, mit Bedeutung).
Und eher will ich meines Sohnes Leiche
Vor mir erblicken, als des Kreuzes Schmach
Erdulden von den ungezähmten Heiden!
Dieß präge tief dir in das dumpfe Herz.

Flotho (wie im Traume).
„Aus Inguo's Blute keimt der schöne Glaube
„Und Inguo's Schmerz ist Kärntens Heil und Stolz."

Inguo.
Sey Mann! die Erde biethet dir so vieles,
Was dich entschädigen und lohnen kann
Für dieses Opfer deines blinden Wahnes.
Durchlies die heil'gen Schriften uns'rer Lehre,
Laß dich durch Haß und Eifer nicht verleiten,
Die Wahrheit zu verhöhnen, weil der Franke
Zuerst die Göttliche gefunden hat.

(Mit Beziehung.)

Sey Mann! die Vorsicht Gottes läßt kein Haar
Von deinem Haupte fallen ungezählt.
Dich krönt für deinen Sieg die holde Liebe.

(Geht schnell den Frauen nach.)

Flotho
(steht betäubt, die Hände schlaff herabgesunken, sein Auge nur flammt — tonlos lallt er).

„Aus Inguo's Blute keimt der schöne Glaube."

(Fährt auf.)

Hier fließt sein Blut — Wohlan! es sey gewagt.

(Wendet sich rasch zum Abgange.)

(Fortsetzung folgt.)

Koralpen-Sagen.

Sagen vom Teufelsthearl.

Der Aberglaube des Volkes ist die eigentliche Quelle der Sagen und Mährchen! Scheidewege, Kreuzstraßen, verlassene einsame Orte und wildromantische Gegenden sind gewöhnlich ein Teppich, in welchen mit Kunstsinn der Aberglaube die lieblichsten und interessantesten Sagenbilder eingestickt hat.

In solchen Gegenden erzählt sich das Landvolk von der Existenz der „Waldmännchen" und der „Perchtra Wawa", von dem Unwesen des „wilden G'jads", von verwunschenen Menschen und von manchem Schabernack Meister Urians. —

Am vorzüglichsten reich an derlei Sagen sind unsere heimathlichen Berge und Alpen, die eine bedeutende Fundgrube von selben bilden, wovon zwar die meisten wohl schon bekannt, die Mehrzahl aber noch immer nicht dem lesenden Publikum erzählt worden sind.

Ich kann es daher nicht unterlassen, meinen im Blatte Nr. 3 der Carinthia vorausgegangenen zwei Sagen noch einige anzuschließen, die meinen Lesern und besonders den Koralpen-Touristen nicht ganz ohne Interesse seyn dürften.

Gewiß wird Manchem, der schon einmal das Lavantthal besucht und die Koralpe von Wolfsberg aus bestiegen hat, noch die Gegend am „Riedingerberge" erinnerlich seyn, wo sich beim Hinaufgange an der Hälfte desselben zwei Wege scheiden und ein Wegweiser links nach Rasing, rechts nach Rieding deutet, zwischen welchen Wegen man aber auf die Alpe zur „Hipflhütte" steigt.

Rechts vom Wegweiser in einer Entfernung von beiläufig 2—300 Schritten steht in einer Einzäunung unter jungen Bäumchen und anderm Gestripp ein schlichtes einfach gemauertes Kreuz, das zum Andenken an die Pest gesetzt wurde und daher „die Pestsäule" heißt.

Hier ist die Gegend am wildromantischsten, und eben daher auch nicht ohne abenteuerliche Sagen, die uns der Volksmund aufbewahrt hat. —

Am Wege, bevor man obbezeichnete Gegend erreicht hat, wird dem Alpenbesteiger von den Landleuten das sogenannte „Teufelsthearl" gezeigt, an dem man zwar nichts als zwei Felsstücke bemerkt, die einen Durchgang nothdürftig vorstellen.

So seltsam klingend der Name dieser Felsen, so abenteuerlich und reich ist dieser Ort an Spuckgeschichten, von welchen ich hier nachstehende folgen lasse.

1.

„Hoch oben im Gebirge arbeitete ein Holzknecht vom frühen Morgen den ganzen Tag hindurch, bis ihn mit einem Male die Nacht überraschte.

Er machte sich wenig Kummer darüber und verließ sich auf seine Pfadkundigkeit, denn gar oft sagte er im Wirthshause zu seinen Kameraden, er könne den Weg vom Arbeitsplatze durch den Wald bis zu seiner Keusche in der stockfinstersten Nacht finden, notabene ohne Laterne und ohne sich zu verirren!

Gemüthlich stopfte er seine „Tschedra Pfeife", lud seine Hacke am Rücken und marschirte ganz gemächlich schmauchend nach seiner Wohnung durch den Wald und kam so zum „Teufelstearl."

Doch wie sehr erstaunte er, als der Weg ihm durch Felsengestein gesperrt zu seyn schien. —

In den ersten Momenten glaubte er, daß alles bloße Täuschung sey und forschte nach dem Weg; er sucht und sucht, jedoch nirgends ist ein Pfad, ringsum nur Felsen und Steine.

Voll Aerger nimmt er sein Beil von der Achsel und versucht die Gesteine wegzuschaffen, allein alles umsonst!

Eine grenzenlose Mattigkeit überfällt ihn, er sinkt zu Boden und schläft süß ein. —

Wonnige Traumbilder schüttelt Morfeus aus seinem unversiegbaren Mohnkörnerhorne über ihn und schon steigt Helios im fernen Osten mit seinem Sonnenrossen auf, indeß unser Holzknecht noch immer sanft auf dem Steingerölle, wie auf einer Damast-Ottomane schlummert.

Schon sangen die Vöglein in den Zweigen die lustigsten Morgenlieder, schon begrüßten die farbigen Waldblumen von reinem Demantthau benetzt die Sonne; da reibt sich endlich auch der Holzknecht den Schlaf aus den Augen, steht auf und sieht erzürnt mit nicht wenigem Staunen gerade neben seiner Lagerstätte den weiterführenden ins Thal gehenden Bergpfad, und in den Felsen die Merkmale seiner nun ganz schartigen Holzhacke, mit welcher er sich einen Ausweg verschaffen wollte. —

Fluchend machte er sich auf den Heimweg und zufällig entkamen ihm die Worte „dos is a Teixlstükl", worauf es einen Kracher und ein Getöse machte, als ob der Berg zusammenfiele,

und woraus er erkannte, daß es ein Schabernack des „Schwarzen" war. —

Er wollte zwar die ganze Sache verschweigen, allein es war unmöglich, da sein Weib in ihn drang, wo er die Nacht über gewesen.

Nicht ohne Schrecken erzählte er ihr diese Begebenheit, von welcher die noch jetzt sichtbaren Hackenmerkmale dem Wanderer Zeugniß geben."

2.

Eine andere Sage handelt ebenfalls von einem Holzhauer, der von der Rieding, wo er wohnte, eines Quatemberabends zu den „Rafingbauer-Dienerln" brenntl'n gehn wollte; sie lautet beiläufig so: „Es war einmal an einem Quatembersamstag, die Holzhauer hatten eher als gewöhnlich Feierabend gemacht und jeder that was er wollte.

Die meisten derselben begaben sich ins nahe gelegene Wirthshaus an der Rieding, von welchem nicht weit der Holzschlag entfernt war. Beim vollen Mostkruge wurde gar manche Geschichte von Großvaterzeiten erzählt, manchmal auch fröhlich gesungen und sogar auch im Fasching, wenngleich der Raum sehr beschränkt war, tüchtig getanzt.

Heute jedoch, als an einem „Quatembersamstage", vermied man alles Lustige und nur monotone Gespräche entstossen dem Munde der frischen und stämmigen Holzhauer.

Zufällig erhielt das Gespräch eine andere Richtung. Man sprach von den schönsten Mädchen des Gebirges und zog einen der Holzhauer, den wir „Hiaßl" nennen wollen, gewaltig seines Liebchens wegen auf, daß er es ganz verlassen, weshalb sie sich bitter gräme, und sprach ihm zu, er möge sie doch besuchen, da sie krank sey, wenn nicht, so würden sie ihm „in's Gai" gehn.

Hiaßl ließ sich dieß nicht zweimal sagen, warf den „Janker" über die Achsel und verließ, Allen eine „guate Nacht" zurückrufend, die Räume der schwarzen berauchten Wirthsstube.

Heiter und guter Dinge ging er durch den Wald in die Höhe und stieß aus voller Brust einen „Juchazar" aus, den staunend sein Ohr wiederholen hörte, was ihm glauben machte, daß ihm einige Kameraden nachspüren müssen.

Er beflügelte deshalb seine Schritte und hatte eine ziemliche Strecke Weges schon zurückgelegt, da wollte er wissen, ob sie ihm noch verfolgten, weßhalb er einen zweiten „Juchazar" los ließ, der sich ebenfalls wiederholte.

Noch schneller als bereits ging er vorwärts und hatte die Stelle erreicht, wo sich die Wege scheiden, von welchen der eine in die Rafing führt. — Unweit der Wegscheide stand eine alte Tanne, welche nunmehr niedergehauen ist; hier dachte sich der Holzknecht sicher vor aller Verfolgung und ein greller dritter „Juchazar" entrang sich seiner Brust, der aber im Tannengipfel gellend sich wiederholte. — Mit geheimem Schrecken hörte er selben, und „ihr verdeiten Kerls ich werd euch helfen" sprechend, wandte er sich rasch um und vor ihm stand ein ungroßer Mann ohne Kopf.

Namenlose Furcht befiel ihn, er fing an zu zittern und eilte was er laufen konnte vorwärts, wo er, als er in der nächsten Hütte ankam, lautlos zusammenbrach, und erst am nächsten Morgen die Geschichte erzählte, die ihm begegnet war.

Niemals wieder ging er an Quatemberabenden zu seinem Liebchen."

———

Dieß sind zwei Begebenheiten, die sich an der Stelle des Teufelsthearls zugetragen haben, und die noch im Volksmunde fortleben.

Eben darum, weil an dieser Stelle mehrere solcher Begebenheiten, die man als Werke Urian's ansieht, vorgefallen sind und welche ich zu erforschen weiter trachten werde, hat das Volk diese berüchtigte Stelle „das Teufelsthearl" zum steten Angedenken benannt. —

Wolfsberg. Rudolf Waizer.

———

Erinnerung an Gustav Vogensberger.

Das in Graz seit April erscheinende Wochenblatt „Hoch vom Dachstein" bringt in seiner 3. Nummer vom 21. Juni l. J. von Freundeshand eine Erinnerung an diesen heimischen Dichter, die wir auch in unser Blatt aufnehmen, da ja dieser schon so früh entschlafene Kärntner seine ersten Gesänge, anfangs unter dem Namen „Gurlbach" in der Carinthia mittheilte, die auch bis zu seinem Tode freudig ihre Spalten seinen sinnigen Gesängen offen hielt. Im oben genannten Wochenblatte heißt es:

„Die dritte Juniwoche hat uns einen schwarzen Gedenktag gebracht. Am 19. Juni 1861 starb der Dichter Gustav Vogensberger, ein rasch anstrebendes schönes Talent, dessen reiche Früchte die Carinthia, die „Iris", das „Familien-Journal", die „Alpenklänge" und L. Bowitsch's Album „Nach der Fluth" mitgetheilt haben. Er war ein echter Sohn der Alpen und diesen Blättern würde er so manche frischduftende Blume gespendet und dadurch die uns freundlichen Herzen erquickt haben. Doch erübrigt uns nur, auf das schnell an's Ziel gediehene junge Leben zurückzublicken, und ihm, dem geliebten Freunde, mitten zwischen unseren Bergen ein geistiges Denkmal zu setzen. Gustav Vogensberger ist zu Straßburg, zunächst dem uralten Gurker Dome, am 2. Februar 1838 geboren und war, der Fülle heimathlichen Glückes entbehrend, von Anbeginn eine beschauliche Natur. Nachdem er den ersten Unterricht in Straßburg genossen, bezog er das Gymnasium zu Klagenfurt, welches er 1858 absolvirte. Hier gewann er in der Person eines greisen Lehrers aus dem Benediktinerorden einen liebevollen, immerdar treubesorgten Freund, mit dem er auch gemeinsam auf eine größere Reise ging, die längst in träumerischen Bildern seiner Phantasie vorgeschwebt hatte. So durchwanderte er Oberösterreich, Baiern, die Rheingegenden bis nach Straßburg und die Schweiz, von welchen allen mannigfache Lieder in seinem Buche „Lose Blätter" sprechen. Namentlich elsäßische Erinnerungen krystallisirten sich in ihm zu geharnischten Vaterlandsgedichten. Um 1859 bezog er die Grazer Universität, um sich der Jurisprudenz zu widmen. Einen eigentlichen Lebensplan schien er im Vorgefühle seiner bald brechenden Kraft sich nicht gestellt zu haben. Er pflegte emsig die Berufsstudien, bereicherte seine schöngeistige Büchersammlung und lebte treu ergeben der Muse. Für alles Große und Schöne empfänglich und namentlich schon durch einen Anklang an das große deutsche Vaterland begeistert, dachte er doch in besonders inniger Liebe seiner kleinen Alpenheimath und eilte ihr so oft wie möglich zu. Die Krankheitskeime hatten sich indeß innerlich angesetzt und alsbald zeigte sich ein Lungen-

flügel angegriffen. Den Winter 1860—61 durchlebte er noch einigermassen rüstig und der Frühling traf ihn eifrig an dem Poëma „Des Frühlings Brautfahrt" arbeitend. Doch schritt die Lungenvereiterung verbunden mit quälenden Fiebern so rasch fort, daß Bogensberger eilig in die Heimath gebracht werden mußte. Auf Nimmerwiedersehen schied er am 12. März von Graz, dessen Umgebungen ihn noch zuletzt erquickt hatten. Sein Zustand wurde immer trostloser, aber er arbeitete noch, so viel seine Kraft nur ausdauerte. Noch am 7. Juni 1861 schreibt er von Straßburg an einen seiner Freunde: „Dein Brief war ein plötzliches Licht in der Finsterniß meines innern Lebens. O mir geht es schlecht; abgemagert zum Skelett muß ich viel husten und mein Athem hat sich auf ein Minimum reduzirt, so daß ich kaum trinken kann; gehen kann ich fast gar nicht, wie schwer ich schreibe, siehst Du aus der Schrift. Ein Wiedersehen wird leider nicht zur Wahrheit werden; ich werde noch ein Paar Monate dahinsiechen und — ex. Was die Gedichte betrifft, ist mir das Wort „Auswahl" sehr mißliebig; nach meinem Tode bekommst Du ja Alles. Ich bin von heute auf morgen; ein Blutsturz oder eine Lähmung kann plötzlich eintreten. Und noch eine Bitte; bin ich todt, so laß mich nicht vergehen, wie einen X. und gönne mir in der Carinthia einen kurzen Nekrolog, soweit ich ihn als kärntnerischer Dichter verdiene." Kaum zwei Wochen nach diesem Schreiben war er eine Leiche. Zu Warmbad bei Villach hauchte er Mittwoch den 19. Juni sein Leben aus, wie Hölty noch vor vollendetem dritten Jahrzehnte. Am 20. Juni eines milden Sommerabends ward sein Leichnam, geleitet von der Schuljugend, einem Sängerchor und vielen Juristen auf dem stillen Dorffriedhof zu St. Martin bei Villach eingesenkt. An dem mit Blumen reich geschmückten Sarge stand des Dichters jungfräuliche Schwester und der Caravanken Abendglühe leuchtete zur ernsten Todtenfeier. Auf dem Grabe aber steht jetzt ein einfaches Kreuz mit den Worten: „Aus der Wolke fällt der Tropfen in's Meer und wird zur Perle." — Die Carinthia hat seither einen kurzen Nekrolog (Nr. 13) und einen poetischen Nachruf von Heinrich Penn (Nr. 14) so wie ein und das andere Blatt die Nachricht von dem Hingange eines vielversprechenden Dichters gebracht.

Auf den poetischen Nachlaß Bogensberger's, der zur Herausgabe bei günstiger Zeitstimmung bereit liegt, möchten wir seine Landsleute zunächst und in weiterem Sinne alle jene Kunstfreunde aufmerksam machen, welche sich über einen nicht genug bekannten österreichischen Dichternamen ein eigenes Urtheil bilden wollen. Man wird Bogensberger's Gebieth eng, aber mit Gemüths- und Gesinnungskraft beherrscht und die Form lieblich ansprechend, die Melodie seiner Lieder insbesondere voll leichten Flußes finden. Alpenleben, Waldgeheimniß, frühe Liebe und kerniger Patriotismus sind ganz und gar sein Element. Ein philosophisch geläuterter Sinn und hauptsächlich der feste Glauben an ein persönliches Fortleben auf einem anderen Gestirne begleitet seine Gesänge, begleitete endlich sein ganzes volles Leben. In diesem Glauben, dem die Resultate der Wissenschaft unserer Zeit so scharf gegenüberstehen, ist Bogensberger auch gestorben. Möchte er doch in seinem Wunsche, diesseits durch die Klänge seiner Muse noch eine Zeit lang fortzuleben, sich nicht getäuscht haben."

— f —

Scheidegruß an die lieben Corpsbrüder des Tartarus;

von Brumm.

(Eingesendet.)

Zum letztenmal in dieses Jahres Gange
Sind wir zum frohen Feste hier vereint,
Es wechseln Ernst und Scherz in edlem Drange
Und ihnen folgt, wer's treu und redlich meint;
Wir lauschen, ach, zum letztenmal dem Sange,
In dem das Herz des Burschen lacht und weint.
Die Schaar, die kaum erst Freude hier umflogen,
Ist bald nach Nord und Süd und West gezogen.

Was heute aller Herzen tief erschüttert
Den Abschied, ach, ich fühl' ihn doppelt schwer!
Das Loos, das feindlich euch auch jetzt zersplittert,
Dasselbe führt euch freundlich wieder her;
Mein Herz allein es bangt vor Schmerz und zittert,
Ich gehe fort und kehre nimmermehr.
Ich scheid' auf immer nun aus diesem Kreise
Und meine Bahn bedecken neue G'leise.

Ich trete nun hinaus in's fremde Leben,
Wo jeder anders denkt und anders fühlt,
Wo dunkle Mächte feindlich mich umschweben
Und selten lacht ein freundlich schönes Bild;
Der Zukunft Vorhang seh' ich leise beben
Und kenne nicht, was neidisch er verhüllt.
Mag auch ein Glück an mir verüberfließen,
Der Freundschaft Kränze werd' ich stets vermissen.

Das drückt mein junges Herz gewaltsam nieder
Und stimmet mich so schmerzvoll traurig heut,
Ich höre nicht der Sänger frohe Lieder
Und theile nicht die bunte Fröhlichkeit.
Von meinen Augen rollen Thränen nieder
Zum frischen Grabe meiner Burschenzeit.
Dahin sind sie, die wonnesel'gen Stunden,
Dahin und, ach, für immer mir entschwunden.

So lebt denn wohl ihr wackern Kneipgenossen
Ich drücke scheidend euch die Bruderhand,
Lebt wohl und denkt des einst'gen Kampfgenossen,
Der unerschüttert immer mit euch stand.
Ihn wird, wie früher es ihn fest umschlossen,
Auch ferner knüpfen noch das enge Band;
Wohin ich mag im weiten Leben schreiten,
Dieselben Sterne werden mich begleiten.

Graz.

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Zweiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 16. Sonnabend, den 9. August 1862.

Inguo.

Dramatisches Gedicht, von Johann G. Fellinger.

(Fortsetzung von Nro. 15.)

Siebente Scene.

Flotho (ihm entgegen) **Balderich.**

Flotho (zurückstarrend schreit auf).
Gesicht der Hölle!

Balderich (naht sich ihm grüßend).
Mein verehrter Fürst!

Flotho (reißt grimmig sein Schwert heraus).
Wo ist sie, sprich du Mörder!

Balderich (zieht ebenfalls, — kalt und stolz).
Solche Frage
Verdient nur solche Antwort.

Flotho (fällt aus gegen ihn).
Schlage denn,
Und geh voran den fremden Knechten allen.

Balderich (vertheidigt sich blos — mit Würde).
Das Gastrecht ist mir heiliger, als dir,
Sonst würdest du nicht ungestraft mir drohen.

Flotho (senkt plötzlich das Schwert).
Halt ein!

Balderich (steht ruhig da).
Ich bin zur Rechenschaft bereit
Und werde nicht das Friedenswort versagen,
Das gütliche, das einem Ritter ziemt.

Flotho (staunt ihn an).
Soll ich dich hassen und bewundern? Mensch!

Balderich.
Ich biete nichts, als was du selber gibst.

Flotho (wirft das Schwert weg).
Für solche Stärke hab' ich keine Waffen.

Balderich (beut ihm gelassen die Hand).
Und ich für rasche Rede kein Gedächtniß.

Flotho (reißt ihn an sich — glühend).
Wo ist sie? Sprich!

Balderich.
Dir näher als du hoffest.

Flotho (außer sich).
Bei Lada's Zaubersegen! — Sie ist hier!

Balderich.
Du bist so heftig!

Flotho.
Hast du je geliebt?

Balderich.
Ich liebe noch.

Flotho.
Und frägst und zauderst doch!
O fort zu ihr — zu ihr!

Balderich.
Besinne dich!

Achte Scene.

Inguo. Ada. Edeline. Vorige.

Inguo (hereineilend).
Welch' ein Getöse!

Ada.
Dort ein blankes Schwert!

Flotho (athemlos auf Edelinen zustürzend).
Sie ist es! Meine — meine Unbekannte!

Edeline (an ihn geschmiegt — erschöpft).
O welch' ein Wiederseh'n! mein Flotho! du?

Flotho (sinkt vor ihr in die Kniee, jubelnd).
Ich halte sie umfaßt — nun stürze, Welt!
In deine alten Trümmer. — Sie ist mein.

Inguo (legt segnend seine Hände auf ihre Scheitel).
O sieh herab du großer Weltenlenker!
Und segne sie.

Ada.
Die Engel freuen sich.

Balderich (Ada mit finstern Blicken messend).
Die Liebe ist doch wohl kein Fastnachtstanz.

Ada (verschämt zu ihm sich neigend).
Ihr habt mir sonst nichts mehr zu sagen? Graf!

Balderich.
Auch Spott noch?

Ada (mit allem Ausdruck der Liebe).
Balderich! soll ich dir klagen?
Die Liebe löse dir das zarte Räthsel.
(Sie eilt ab.)

Balderich.
Soll ich ihr folgen? — Wohl! ich will erproben,
Was in dem süßen Liebestone klang.
(Ihr nach.)

Inguo.
Mein Sohn! mein Flotho! du bist außer dir.

Flotho (erhebt sich, und schaut hoch auf).
Ich lebe noch! — Es war kein Traum — Sie ist's!

Edeline.
Vergessen ist die Trauer langer Monden,
Ein neues Dasein geht mir auf in dir.

Inguo.
Und mir erstrahlt ein langersehnter Morgen.

Flotho.
In Lada's Hain soll uns der Waidelotte
Zum schönen Bund auf immerdar vereinen,
Kein leiser Gram soll deine Freuden stören
Und jeder deiner Wünsche sei mir heilig.
Geliebte! weile nicht — mich ängstet es
Wie das Erwachen aus dem frohen Traum',
Ich fasse nicht das Uebermaß der Wonne,
Die plötzlich mir durch alle Pulse glüht.

Edeline (tritt bestürzt zurück).
In Lada's Hain?

Inguo (sehr ernst).
Nur an dem Weihaltare
Des Heilands wird sie dein.

Flotho
(schaut stier und verwildert beide an, dann schlägt er krachend sich an die Brust).
So bin ich denn
Das Puppenspiel des Greises wie der Weiber!
(Kehrt sich rasch zu ihnen, faßt Edelinens Hand, blickt ihr scharf ins Auge, mit schneidendem Tone.)
Hast du mich frei gewählt, du Holde? sprich!

Edeline.
Ich liebe dich mit unnennbarer Gluth,
Doch nur der Glaubensbruder wird mein Gatte.
Mein Herz wird brechen in des Schmerzes Fülle,
Doch unverbrüchlich hab' ich es geschworen:
Der Streiter Christi wird mein Gatte nur.

Inguo (umfaßt sie).
Du Heldin! sei gepriesen mir in Gott!

Flotho
(fixirt beide mit bitterer Empfindung lange — dann stammelt er wehmüthig).
So muß ich denn von mir die Menschheit werfen,
Um meines Lebens Glück mir zu erbetteln?

Inguo.
Ist deine Liebe keines Opfers werth?

Edeline (sich an Flotho's Schulter lehnend).
Und willst du mich dem Stahl des Waidelotten
Am Blutaltare deiner Götter weihen?
Du kennst das grausame Gesetz, und zauderst.

Flotho (furchtbar ausbrechend).
So liebst du deinen Götzen mehr als mich?

Edeline (erschrocken).
Um Gotteswillen!

Inguo (zürnend).
Frecher! Weiter nicht!

Flotho (noch furchtbarer dringend).
So liebst du deinen Götzen mehr als mich?

Edeline (matt).
Ich darf nicht handeln wider Christi Wort.

Flotho (fast heulend).
Und du verwirfst mich also?

Edeline.
Flotho! schone!

Flotho.
Verwirfst du mich?

Inguo (heftig).
Zurück! — Vermessener!
Mein Segen wandle sich in Fluch für dich.

Edeline (sinkt in Inguo's Arm — athemlos).
Mein Vater! sei doch gütig gegen ihn!

Flotho (immer dringender).
Soll ich verläugnen, was ich ewig ehre,
Und meinen Gott und meine Freiheit schänden?

Inguo (höchst entrüstet).
Hinweg mit dir, Verruchter! Fort! hinweg!

Edeline.
Du liebst mich nicht!

Flotho.
Willst du mir folgen? Weib!
Ich liebe dich mit heißer Sehnsuchtsflamme,
Doch meinen Glauben soll, wie meine Ehre,
Kein feiler Frankensohn am Zügel gängeln —
Ich bin ein Mann — was forderst du noch mehr?
Ich liebe dich — ist dies dir nicht genug?

Inguo.

So höre denn, du Schänder meines Namens!
Dem Christen nur wird Edelinens Hand.

Flotho.

Ist das auch deine Meinung, Edeline?
O wende nicht dein holdes Antlitz weg,
Sei gütig gegen den Verzweifelnden;
Ich trete jetzt hinaus in öde Nacht,
Und jede dunkle That von mir ist Folge
Des letzten leisen Wortes deiner Lippen.
O höre nicht, was deine Priester klügeln,
Die Liebe ja ist höherer Natur
Und kein Verhältniß löset ihren Zauber.
O wende dich nicht weg aus meinem Auge!
Ich ford're nur ein stilles Ja! von dir,
Nur einen Wink, nur einen stummen Blick,
Daß du mich liebest, daß du mein willst sein.
Vollende! Willst du mir als Gattin folgen?

Inguo.

Hinweg!

Edeline
(sich windend — schwach — sinkt an Inguo herab).
Ich — ach — mein Gott! — ich kann nicht mehr!

Flotho (gräßlich kalt).
Es ist entschieden — lebe wohl!
(Küßt ihre herabhangende Hand, drückt sich an des Vaters Brust).
Auf ewig!
Ich bin verworfen und ein Gaukelspiel,
Mein Ziel steht in der schwarzen Mitternacht.
(Er geht.)

Inguo (ihm nachrufend).
Dich wird des Vaters Todesfluch erreichen,
Wohin du gehst.

Flotho.
„Aus Inguo's Blute keimt
„Der schöne Glaube."
(Ab.)

Inguo.
Oh! mein Haus versinkt!
(Beugt sich trostlos über die Ohnmächtige.)

Der Vorhang rauscht hernieder.

Dritter Akt.

Weite öde Ebene bei Carneburg, in der Mitte steht der sogenannte Herzogstuhl (ein einfacher antiker Steinsitz mit einer Lehne auf einer Stufe von gleichem Gesteine). Vorne ein Sturmkreuz. — Mitternacht, — in der Ferne Wetterleuchten und dumpfer Donner.

Erste Scene.

Raymar und Wallo.
(Tief in Mäntel gewickelt, begegnen sich.)

Raymar (ruft an).
Wer dort?

Wallo.
Ein Freund der Alten!

Raymar (enthüllt sich).
Sei willkommen!

Wallo.
Bist du es Raymar? — Kommt der Prinz?

Raymar (setzt sich auf die Stufen).
Er kommt!

Wallo.
Der edle Held!

Raymar.
Der Slaven letzte Stütze.

Wallo.
Und ahnet Inguo nichts?

Raymar.
Er wähnt uns furchtsam
Und weggescheucht durch seinen Uebermuth.

Wallo.
Es wird ein blutiges, gewagtes Spiel.

Raymar.
Gefahr erhöht den Ruhm.

Wallo.
Der Würfel liegt.

Raymar.
Drum grüble nicht, was du beginnen sollst
(erhebt sich feierlich)
Wir haben uns zur hohen That gesammelt,
Und aus den Eichen dieser Hochgebirge,
Die Inguo für den neuen Tempelbau
Zu fällen trachtet, geht es kühn hervor,
Was wir gedacht und muthig ausgeführt.
Aus diesen stillen Hainen soll der Donner
Hinüber rollen auf die Fremdlinge,
Die frevelnd greifen in das große Rad
Und an der alten Schöpfung meistern wollen.
Wir stehen da, des Vaterlandes Rächer,
Der Freiheit Schützer und des Heldenglaubens,
Der uns're Väter hat zum Sieg geführt,
An uns'rer Spitze kämpft der Edelste
Des alten Herrscherhauses von Silan,
Der aus dem Blute Samois uns blieb.
Was fürchtet ihr? — was klügelt ihr am Ende?

Wallo.
Doch Inguo ist ein Franke.

Raymar.
Seiner Gattin,
Der edlen Slavenfürstin, Saamen hat
Sich fortgepflanzt in Flotho's kühner Seele.

*

Wallo.
Der Franke liebt den Slaven nicht.

Raymar.
Ist Flotho
Nicht eingeboren in den Felsenthälern?
Hat er nicht gleiche Luft mit uns gesogen?
Sind wir nicht eines Bodens starke Bäume?
Nicht einer Sprache, einer Sitte Kinder?
Zwar Inguo ward von dem verhaßten Carl
Uns vorgesetzt, ein Fremdling und Gebieter,
Doch Flotho — der gehört uns an als eigen,
In Flotho wallt das Blut der heil'gen Ahnen,
Und ihm nur beugen sich die Männerherzen.
Der Vater steige von dem Herrscherstuhl
Und mache seinem bessern Sohne Raum.

Wallo.
Doch Ludewig der deutsche Kaiser wird
Mit schwerer Hand die Schmach des Schützlings rügen.
Wir sind zu schwach an Waffen und Verbündung.

Raymar (mit blitzenden Augen).
Wo ruht die Kraft? — In feigen Söldnerhaufen?
In mir — in uns — im schaffenden Gedanken,
Im Geiste liegt die Kraft, die uns erhebt,
Die uns zusammen hält in Sturm und Schlacht;
Der rothe Blitz zückt siegend durch die Nacht,
Und nieder stürzt vor ihm, was trotzt und lebt.
Bist du ein Mann? — Was fürchtest du hienieden?
Du kannst vollenden, was du kräftig willst;
Nur wenn du das Gesetz der Welt erfüllst,
Blüht dir das Lebensglück im Seelenfrieden.

Wallo.
Dein Kampfesmuth ist größer als mein Glaube.

Raymar.
Wie? wähnst du denn, ich ziehe meine Wehre
Für meinen Ruhm allein?

Wallo.
Wofür denn sonst?

Raymar.
Du dünkelvoller Mensch! wie klein erscheinst
Du mir in diesem ernsten Augenblicke?
Ich könne morden, glaubst du, um zu glänzen,
Und mit dem Bruderblute mir den Mantel
Zum Purpur färben, weil der Ruhm es heischt —
Ha! pfui des Schändlichen, der Ehre sucht,
Wo er mit Schmerz die Waffe schwingen muß.
Nur in dem Zwecke liegt des Kampfes Ruhm,
Im Kampfe nicht.

Wallo.
Was kümmern Worte mich,
Ich stehe meinem Gegner, wo es gilt,
Und frage nicht, warum, und wie und was?
Mich ängstet nicht der Anfang noch das Ende,
Wenn ich in treuer Einfalt meine Pflicht
Vollzogen habe für den Lebenstag.
Was schiltst du mich darum? Sei größer,
Doch laß es mich nicht fühlen, was du bist.

Raymar (nachdenkend).
Ich that dir weh. Vergib, es sollte nicht
Zu dir gesprochen sein. — Ich weiß es wohl.

Wallo.
Nu, nu, ich wäge nicht die raschen Worte,
Was du mir giltst, liegt nicht im Redeprunk.

Raymar.
Die Brüder nahen.

Wallo.
Das ist Retumar,
Ich kenne seinen Eisenschritt von ferne.

Zweite Scene.

Vorige. Retumar. Servan. Mehrere Slaven.

Retumar (ganz gerüstet wie die Andern alle).
Willkommen, Freunde!

Raymar.
Herzlich uns willkommen!

Retumar (im Kreis umherschauend).
Die Zahl ist voll.

Servan.
Die Brüder sind versammelt.

Raymar.
Nur Flotho mangelt.

Retumar.
Er versprach zu kommen?

Raymar.
Mit Hand und Mund.

Retumar.
Sein Wort ist unverletzlich.

Servan (tückisch).
Ihr traut dem Manne zu, was er als Jüngling
In einer frohen Nacht euch vorgeschwärmt.

Raymar (auffahrend).
Euch macht das Alter blind für junge Tugend.

Servan.
Vorsichtig geht der welterfahrne Greis,
Der Jüngling hüpft am Abgrund einen Tanz;
Wer die Gefahr nicht kennt, dem schwindelt nicht.

Retumar.
Ich hasse diesen Inguo bis zum Tode,
Doch seinem edelstolzen Sohn gehört
Mein ganzes Herz.

Servan.
Ihr schmeichelt euch umsonst,
Daß Flotho jenen großen Plan der Rache,
Den wir uns vorgezeichnet, billigen,

Und seinen Arm dem Zwecke weihen werde,
Den ihr durch seinen Beitritt selbst vernichtet.
Die Eitelkeit wird seine Schritte leiten,
Und wenn wir rastlos immer vorwärts ringen,
Wird er verzögern, was er zwar geahnt,
Und doch nicht ohne Schauder üben darf.
Es gilt des Landes Freiheit, nicht den Ruhm
Des Einzelnen, den ihr erhöhen wollet!
Es gilt den Glauben und das Recht der Väter,
Und nimmer können wir uns sicher dünken,
So lange noch zwei Augen offen stehen.

Retumar (ergriffen).
Ihr meinet also — —

Raymar (schaudernd).
Laßt ihn nicht vollenden!

Retumar.
Fürst Inguo müßte?

Servan.
Sterben muß der Stolze!

Retumar.
Du Blutiger!

Raymar.
Wer hauchte dir den wilden,
Den gräßlichen Gedanken zu?

Servan.
Die Klugheit.
Wir sind verloren, wenn der Taumel einst
In Flotho sich zur ruhigen Besinnung
Erst wieder legt. — Was er verbrochen hat,
Das wird er uns auf das Gewissen bürden,
Und sein Verbrechen, das es nicht für uns
Kann sein, an uns zur tollen Büßung rächen.
Was unersetzlich ist bleibt stumm zurück,
Das Lebende wirkt unaufhörlich fort.

Raymar.
Dein Rathschlag ist so schauervoll als weise;
Doch mich bewegt die kalte Klugheit nicht.
Wohl mag es dir gelingen, was du sinnest,
Ein edler Muth versteht sich nicht dazu.

Retumar.
Der Vatermörder kann nicht Herzog sein.
Ich würde Flotho hassen, wenn er nur
Den kleinsten Argwohn dießfalls dulden könnte.

Servan.
Versteht mich recht! — Auch Flotho darf nicht wissen,
Wie weit des Bundes kühne Absicht geht —
Der Herzog wird sich uns entgegen stellen;
Wer zählt, wer hütet jeden Lanzenstoß
Und jeden Schwertstreich in dem Schlachtgemenge?
Der alte Inguo fällt — sein Lauf ist aus,
Und Niemand trägt die Schuld des Ungefährs.
Zwar weinen wird der Sohn, doch eine Krone
Umspannt die Thränendrüßen hold und fest,
Der Schmerz versiegt in lautem Siegesjubel.

Retumar (wendet sich weg).
Ich nehm es nicht auf mich!

Raymar.
Wer ist so feig
Die That zu wagen?

Retumar.
Morden kann ich nicht.

Servan (bitter grinsend).
Laßt mich an Inguo — bald ist es vollbracht;
Es muß geschehen!

Retumar.
Es muß!

Raymar.
Verfluchte Wahrheit!

Servan.
Gebt mir das Wort darauf!

Alle (außer Raymar reichen ihm die Hände).
Verschwiegenheit!

Servan.
Du weigerst dich?

Raymar.
Sei ruhig ich verrathe
Auch keinen Schurkenstreich um zu verrathen;
Doch wiß' es, wenn in meiner Nähe sich
Dein Dolch zur Brust des greisen Fürsten hebt,
So stoß ich dich wie einen Mörder nieder.

Servan (geifernd).
Dieß mir?

Raymar.
Ich wage nichts dabei.

Servan (verbissen).
Wohl dir,
Wenn du dich überall geborgen weißt.

Raymar.
Laß uns nicht länger streiten, denn verschieden
Ist unser Sinn, wie unser Ziel es ist.

Servan.
Ich sollte glauben —

Raymar.
Du willst Rache nur,
Ich will die Freiheit.

Retumar.
Freiheit ist die Losung,
Und Rugewit der Slaven Heergeschrei. —

Wallo.
Wann brechen wir hervor?

Retumar.
Noch heute Nacht.

Alle.

Zur Schlacht! zur Schlacht! zur Rettung unsers Glaubens!
(ziehen die Schwerter und schlagen an die Schilde).

Retumar.

Dort an der Glan erwarten uns die blonden,
Die muthigen Silanen, meine Krieger,
Die an den heißen Tagen von Silane
Und Ostroviza würgend ausgehalten,
Als uns die Hunnen überfallen hatten.

Raymar.

Am Tannenwalde steh'n die Ossiacher,
Die gegen Popo früher schon gefochten,
Als er dem alten Glauben hat entsagt.

Wallo.

Am See hat sich mein Fahnenharst gelagert,
Das Hirtenvolk von den Lavanteralpen,
Berühmte Schleuderer und Bogenschützen.

Servan.

Vom Jaunthal rücken meine Schaaren an
Und sammeln sich am Städtchen Kladenfort.

Retumar.

Wir sind genug für Inguo's Söldnerhorden,
Denn unser Geist belebt die Kampfgenossen.

Raymar (schnell einfallend).

Laßt mich den Sturm auf Inguo's Veste führen.

Servan.

Dort ist mein Platz.

Raymar (verächtlich).

Du taugst für Stürme nicht,
Dein Kopf nur gilt, wo nichts die Kraft vermag.
Bleib du zurück, und schleif den Meuchelbolch;
Wenn alles uns mißlingt, dann wollen wir
Die Hölle rufen zu dem Meisterstück.

Servan (fährt grimmig auf).

Nicht länger duld' ich das —

Raymar (kalt).

Du führst ja Waffen!

Retumar.

Was hadert ihr? Jetzt ist nicht Zeit zu rechten,
Was gut sei oder böse — Jeder handelt
Nach seiner Einsicht, wie zum Zweck es dient.
Der Sturm ist auf, der Todtenvogel heult,
Was fällt, das fällt, der Krieger darf nicht grübeln;
Denn seine Zeit ist kurz, und schnell gemessen,
Und jeder Augenblick bringt neue Wirkung
Und fordert neue Kraft, ihr zu begegnen.
Laßt Hader und Gezänke! Wir sind einig!
Der Christianerglaube muß vergehen
Und altes Recht für unser Land erstehen —
Zertrümmern muß der stolze Kreuzaltar,
Und wiederkehren, was uns heilig war.

Alle (erheben hoch die Schwerter gegen Himmel)

Wir schwören es!

Raymar.

Bei unseren hohen Göttern!

(Starker Blitz — dumpfer Donner, das Gewitter wird immer stärker; in diesem Augenblicke eilt Flotho herein und steht plötzlich am Herzogstuhl.)

(Fortsetzung folgt.)

Koralpen-Sagen.

III.

Die Streit-Wiese.

Unweit vom „Teufelstiarl“ auf einer kleinen Ebene, die voll von Gesträuch und dicht mit Gestrüpp überwachsen ist, stand noch vor einigen Jahren ein gemauertes Kreuz, von dessen Errichtung das Volk nachstehende Begebenheiten erzählt. —

„Viele Holzhauer und auch mehrere junge Bauernsöhne kamen einmal an diesem Orte unverhofft zusammen; eine wie die andere Partei wollte in die Rafing brenntln gehn. Da aber nun Ihrer zu viele waren, so fingen sie an zu schelten und zu grollen; es begann ein Streit unter beiden Parteien, welcher sich als Ultimatum in eine rasende Rauferei verwandelte, wo ein Holzhauer todt am Platze blieb und so beide Parteien, die der Bauernsöhne nur im Bewußtsein einen Mord vollführt zu haben, von dessen schrecklichen Gedanken gepeinigt unverrichteter Sache nach Hause gingen.

Der Todtgebliebene wurde an der Stelle, wo er erschlagen wurde, begraben und zum Gedächtniße an diese Schreckensthat auf seinem Grabe ein Marterkreuz gesetzt, so wie dieser Platz, wo die Rauferei stattfand, das „Straetwisl“ benannt wurde.

Alte Leute wollen behaupten, daß es an der Stelle des Kreuzes, das nunmehr in Schutt zerfallen, häufig „geistern und spucken“ soll, welches man der Seele des Gemordeten zuschreibt. —

4. Die Landrichterwiese!

Seltsam klingende, auf Begebenheiten schließen lassende Namen verschiedener Orte und Gegenden erfüllen den Geist des gebildeten Wanderers mit Wissensdurst und die Lust des Forschens wird in ihm rege.

So wird gewiß schon manchem Koralpenbesteiger der Name „Landrichterwiese“ aufgefallen sein, über welche derselbe den Weg nach dem Speikkogel zu machen hat, wenn er die Alpe von Wolfsberg aus erklettert. —

Die Sage ist folgende:

Die Alpenwiese gehörte ursprünglich dem Landgerichte Hartneidstein — schon daraus ist der Name theilweise erklärlich — da eines Tages, so erzählt der Volksmund, soll der gefürchtete und nirgends beliebte, wegen seiner spartanischen Strenge geflohene neue Landrichter den Weg nach der Alpe gemacht haben, um die „Schwoagahütten“ zu inspiciren. Er ging gegen Abend fort und kam in die Dunkelheit; ein

Wetter zog sich ob seinem Haupte zusammen, auf einen Rückweg war nicht zu denken und so verlor er fast allen Muth.

Der Landrichter, ein Erstling auf der Alpe, konnte sich keinen Rath schaffen, keine Hilfe leisten, die Hütte war nirgends sichtbar, kein schützendes Dach, das ihn in Schirm nehme, war zu erforschen, alles war vergebens. Grenzenlose Furcht befällt ihn, ihm schwinden nahezu die Sinne und verzweiflungsvoll sieht er sich ganz der Willkühr der Elemente überlassen.

Mächtig braußt der Sturm, in großen Tropfen fällt der Regen, kreuzweise zucken die Blitze und tief grollend greint der Donner drein!

Eine Mark und Bein durchdringende Kälte, wie es nur der weiß und fühlt, der auf der Alpe vom Wetter überrascht wurde, umschlang den einem Gespenste gleichenden Landrichter mit Eisesarmen, plötzlich zuckt ein Blitzstrahl nieder und senkt sich in die Brust des Landrichters, der mit einem Schmerzensschrei verendet.

Am nächsten Morgen lachte das freundlichste Blau vom Himmel, der Hirte trieb das Vieh auf die Weide und erstaunte nicht wenig, als er den Landrichter auf einen Knäuel zusammengekauert auf der Wiese regungslos sitzen sah.

Als er näher hinzu trat, bemerkte er die Blitzschlagspuren! Er hatte die Augen geschlossen, als ob er schliefe — er schlief auch aber den Schlummer des Todes.

Der Hirte betete und erkannte dieses Ereigniß als eine Strafe des Himmels.

Zum Andenken an diese Begebenheit aber hat man die Wiese, worauf der böse Landrichter geendet, „die Londrichtarwise“ benamset.

5.

Eine andere Gegend auf der Koralpe in der Nähe des Speikkogels heißt der „Steinschober“, von welchem eine interessante Sage im Volksmunde lebt, nämlich die „Gschicht“ von der

Teufelsstia'gn.

Es soll einmal ein armer Bauer von der Rieding mit dem Teufel einen Pakt geschlossen haben, damit er Geld bekäme, um sich von seiner Schuldenlast zu erledigen. Herr Urian ging den Pakt unter Beansprechung auf des Landmanns Seele ein, dagegen aber derselbe Folgendes fordert: Die Seele möge dein sein, sprach der Bauer, aber unter folgenden Bedingungen, die du erfüllen mußt, wenn du Recht auf dieselbe haben willst. Zuerst verschaffe mir Geld in Hülle und Fülle und zum zweiten mußt du eine Stiege, die bis zu dem Himmel reicht nach dem Abead-Aveläuten bis zum Hahnenrufen erbauen; gelingt dir außer der ersten diese zweite Forderung, so bin ich mit Leib und Seel dein Eigen. — Der Teufel ging nach langem Bedenken den Pakt ein, stellte ihm das Geld und begab sich Abends an seine Arbeit. Sausend und funkensprühend fuhr Meister Satanas mit den Steinen auf dem Rücken, die er sich von verschiedenen Gegenden herholte, auf die Höhe der Koralpe, indeß der Bauer vor dem Bilde des Gekreuzigten knieend, inbrünstig betend um Hilfe flehte.

Stufe um Stufe erhöhte sich und schon war der Bau der Treppe der Vollendung nahe: zürnend fuhr der Schwarze um die letzten Steine zu holen, da, als er selbe gerade auf den Rücken lud, krähte der Hahn im Hofe des Bauers. Mit Ingrimm schlenderte er die Last auf die Baute, daß die unvollendete Stiege zertrümmert zusammenstürzte und nur noch die vielen Steinkolosse (daher Steinschober) dem Wanderer den Ort bezeichnen, wo der Teufel sein Spiel und somit die Seele des nun reichen und wohlhabenden Bauers verloren hatte.

M. Pernhart's Glocknerbild.

Bei Gelegenheit der Ausstellung dieses Panorama's in Graz, das wohl bisher noch nicht übertroffen ist, wird dasselbe in dem Wochenblatte „Hoch vom Dachstein“ (Nr. 13) mehrfach besprochen, dort heißt es unter andern:

Pernhart's Glocknerbild, vom geographischen Standpunkte aus betrachtet, wird zu einer Quelle reicher Belehrung. Wo diese mit so schönen Mitteln geboten wird, ist wohl das Lernen an sich ein Genuß, der auch vom Gelehrten mitempfunden wird, obgleich dieser blos die Ergebnisse seiner Buchstudien oder seiner unmittelbaren Reiseanschauungen wiederholend zusammenzufassen hat. Ganz Kärnten, Tirol, ein großer Theil von Oesterreich, kleinere Partien von Steiermark, Görz, Norditalien, der Schweiz und Baierns liegen hier ausgebreitet und zwar zur Abwechslung einmal anders als die Welttheile in Mercator's Projection und in den verschiedenen Atlanten ältester und jüngster Zeit. Es ist was Interessantes um die orohydrographischen Karten, wie sie von den grünen Tischen der Academien und Vereine bis hinab zu den Pulten unserer Töchterschulen vorkommen. Die Knotenpunkte der Berge, die paralellen und sich schneidenden Ketten, die dies- und jenseitige Abdachung und den Grad der Erhebung dazu mit einem Blicke ablesen zu können, gewährt dem Studium der Geographie eine nicht genug zu schätzende Stütze. Aber der populären Anschauung gegenüber werden solche Lehrmittel gar leicht trocken, und es ist die Sitte der ältern Kartenzeichner des 17. Jahrhunderts ganz wohl erklärlich, die starren geographischen Ortskarten von Stelle zu Stelle mit baumbesetzten Bergen, schroffen Felswänden mit Gemsen, Seen u. dgl. halblandschaftlich auszuschmücken. Da wir es nun auf Pernhart's Glocknerbild hauptsächlich mit den Höhenpunkten der umliegenden Länder zu thun haben, diese aber dem Gebiete der Alpen angehören, so können wir das Bild füglich als eine künstlerische Illustration der orographischen Karte der Alpen auffassen. Die Hydrographie, nur in bestimmten Perspectiven anwendbar, muß hier mehr bei Seite gelassen werden.

Jedermann weiß die Eintheilungen der Alpen in Westalpen, Mittelalpen und Ostalpen. Die ersteren fallen hier ganz aus und es bleiben nur die Mittelalpen und die Ostalpen mit ihren Unterabtheilungen:

Mittelalpen: A. Centralkette (M. Rosa), hiezu Lepontinische oder Adularalpen, Rhätische, zwischen Inn, Adda und Etsch (Septimer, Bernina, Brenner, Dreiherrenspitze.)

B. Nördliche Vorlage (Berneralpen und Vierwaldstätter bis zum Arlberg.)

C. Südliche Vorlage (Ortler, Tridentiner mit der Marmolatta).

Ostalpen: Norische (Salzburger, Steirer Alpe über den Großglockner, das Wisbachhorn, der Watzmann, Dachstein bis zum Schneeberg und Oetscher). Karnische (Dobratsch, Kotschna, Caravanken). Julische (vom Terglou ab westlich und südlich.)

Von den Landkarten werden sie ohne Mühe abzulesen sein. Doch gilt die Ansicht immer vom Zenithe über jedem einzelnen Punkt aus und man verlangt heftig nach einer Seitenansicht, um die gegenseitige Lagerung und Streichung der Züge verfolgen und gleichsam unmittelbar in die Gebirgswelt hineinspähen zu können. Endlich ist ja die peripherische Stellung und Anfeinanderfolge der nächsten und fernsten Objekte in Bezug auf die höchste Spitze der österreichischen Alpen an und für sich höchst wissenwerth. Dies alles vermittelt uns **Pernhart's** Glocknerbild, eben bis an die Grenze des Möglichen. Denn dem großen Bilde entsprechend, welches alles instruktiven Gerüstes entkleidet ist, hat der unverdrossene Künstler noch kleinere Orientirungskarten entworfen, auf welchen die Contouren der Berge, Gewässer, Ebenen genau verzeichnet und mittelst fortlaufender Numeration und Buchstabensignatur erklärt sind. Es laufen dabei die Ziffern von links nach rechts und wenn man unter dem gehörigen Winkel auf das Bild sieht, so läßt sich jeder beliebige Punkt genau finden. Eine noch mehr zusammenfassende Uebersicht gibt das aufliegende Textblatt, mit dem man nothwendig sich früher vertraut machen muß.

Noch allgemeiner (was für den Anbeginn der Betrachtung ganz unentbehrlich ist) ist folgende Zusammensetzung.

1. Rhätische Alpen, mit den tridentinischen, der Ortlgruppe und den nördlichen und südlichen Vorlagen überhaupt, bis zur Dreiherrnspitze. Diese stellen sich gleich vom Eintritte zur linken Hand dar, und dieser Partie entsprechen von den fünf angehefteten Contourenkarten die Tafel 1 und 2. Es zeigt nur im Detail die Tafel 1 die Höhen. 1—61 von den Kalser Bergen im Vorder- und dem M. Collin im Hintergrunde bis zum Kreutzspitz im Vorder- und dem Col di Lagonei im Hintergrunde; die Tafel 2 die Höhen Nr. 62—171 vom Kreutzspitz und M. Baldo bis zur Stubachscharte und dem Riserkogl. Ganz vorne sind das Kleinitz- und das Kalserthal.

2. Norische Alpen beginnen von der Dreiherrnspitze aus, mit den nördlichen Vorlagen gegen das Salzburgische und Oesterreichische hinaus und den südlichen das Kärntnerische herab. Dieser Partie entsprechen die Contourenkarten 3 und 4. Es zeigt im Detail die Tafel 3 die Höhen Nr. 172—236 vom Romariskenabsturz und dem Goselsjoch bis zu den Burgstallfeldern und dem ewigen Schneeberg; die Tafel 4 die Höhen Nr. 237—297 vom obersten Pasterzenkees und dem ewigen Schneeberge bis zur Franz-Josefshöhe und dem Stuhlkogl. Hier ist unter anderen im Hintergrund der Dachstein; ganz vorne schließt sich an den Romariskenkopf der Johannisberg gegen den Pasterzenkees herab an.

3. Karnische und julische Alpen. Zu äußerst hinter den Ankoglgruppen beginnt ihr Zug gegen Westen (rechter Hand hinauf) und vom Terglou hinweg ziehen sich die julischen Alpen. Die Görzer- und Pusterthaler-Gruppen ganz rechts endlich münden schon in den Kreis der Abtheilung 1. Tafel 1 ein. Dieser Parthie entspricht die Tafel 5. Es zeigt dieselbe im Detail die Höhen Nr. 298—460 vom Schareck und dem Hafnerspitz bis hinüber zum Hohenwandspitz und dem M. Collin. Hier liegt ganz vorne der Pasterzenaufgang und das Möllthal, über diesen hinaus die Villacher- und Klagenfurter Gegend von den Caravanken abgeschlossen; ganz rechts vorne endlich schließen die Kalser-Jöcher den Kreis vollends zusammen.

Wir ziehen dem Betrachtungsgange, wie er auf den gedruckten Textblättern angegeben ist, den unsrigen von links nach rechts vor; erstens, weil die größten Erhebungen vom Urstocke her links liegen, und dann weil dieser Gang der zunehmenden Höhennumeration auf den Contourenkarten entspricht. Endlich gewährt auch das helle, liebliche, offene Möllthal nach den großartigen Gebirgswanderungen einen wohlthuenden Abschluß.

Nun sollten wir uns wohl billig in eine geographische Kritik über die Umschau einlassen, umsomehr als viele gelehrte Herren, die gerade den Glockner nie bestiegen aber gewaltig viel gelesen haben, der Ansicht sind, **Pernhart** habe manches gesehen, was nicht da ist. Wir verstehen sehr gut einige, übrigens ganz duftig gemahlte Wolkenschichten zwischen und über den nördlichen Ketten, glauben aber, daß trotz mancher ausständigen Höhennummer und trotz manchen Fragezeichen bei etlichen Sepraturen, **Pernhart** nichts Wichtiges außer Acht gelassen, nichts Phantastisches hinzugegeben habe. Wer mit Generalstabskarten, Diopter, Geschick, Fleiß und endlich mit Künstlerehre, die ein Jeder haben muß und die wir gar mit Lobeswerth finden, wer mit diesen Mitteln arbeitet, mag wohl Autorität genießen. Während Schaubach den 60 Meilen als Durchmesser weisenden Gesichtskreis also zeichnet: Im Osten bis zu den steirisch-ungarischen Grenzgebirgen jenseits Gräz (zwei Meilen darüber hinaus); südöstlich bis Cilli und Marburg: südlicher Fiume und Rovigno auf Istrien; das adriatische Meer (zehn Meilen hinüber; **Pernhart** sah es nie, deutet es aber über dem Thalnebel rechts und dem Petzeck an); gerade südlich das Po-Delta, Veltlin und dann hinauf die Berninakette, Bregrenz, Donauwörth, Ingolstadt, Kehlheim, Regensburg, über manchen 11 Meilen hinaus, Böhmerwald, Schoeeberg bei Wien — stimmt **Pernhart's** Rundschau mehr mit den Angaben **Sonklar's** und **Sturs**, am meisten mit denen des Letzteren überein. Wir schließen mit den Worten des gelehrten Geographen **A. Egger**, der da in seiner Geschichte der Glocknerfahrten sagt: „In der Geschichte des Glockners und seines Cultus mag **Pernhart** wohl neben **Salm** genannt werden, denn, wenn dieser dem Naturfreunde den Weg hinaufwies, brachte jener den Glockner und seine Herrlichkeit zu uns herab. Keinem Berge der Welt von solcher Höhe ist jemals eine solche Apotheose geworden.

Stammbuchblatt.

Es murmelt sanft das Bächelein —
Ich bade mich in Morgenluft;
Und junger Frühlingsblumen Duft
Umweht mich hier im kühlen Hain.

Du lebst so still am blauen See
In deiner Hütte waldumrauscht,
Wo Alles deinen Winken lauscht,
Gleich einer segensvollen Fee!

O könnt' ich immer weilen hier
An deiner Seite weltentrückt!
Wie wäre ich dann hoch beglückt
Und ganz — so ganz — ergeben dir!

R. Waldenau.

Herausgeber und Redakteur: **S. M. Mayer.** Druck und Verlag von **J. Leon** in **Klagenfurt.**

Carinthia.

(Zweiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 17. Sonnabend, den 23. August 1862.

Inguo.

Dramatisches Gedicht, von Johann G. Fellinger.

(Fortsetzung von Nro. 16.)

Dritte Scene.

Vorige. Flotho. Ulfo.

Flotho.
(Ohne Helm, bleich und verstört, den Mantel weit fliegend, ruft dumpf und keuchend.)
Den Christen Fluch!

Alle.
Glück auf! Glück auf! der Fürst!

Raymar.
Was ist dir Flotho? du bist so verstört.

Ketumar.
Auf deiner Stirne dräuet das Verderben.

Flotho.
Gebt mir ein Schwert!

Servan (reicht ihm das seinige).
Es wüthe vor dir her.

Flotho
(es mit beiden Händen krampfig gegen Himmel streckend).
Hörst du dort oben — Donnerer Perkunos!
Hörst du die Stimme des Zertretenen,
O so durchstürme deinen Himmelsraum,
Und brülle mir im Kampf der Elemente
Den Schlachtgesang zu Tod und Mord und Rache!

(Naher, rollender Donner.)

Ketumar.
Halt ein! die Götter zürnen!

Raymar.
Unbegreiflich!
Sein ganzes Wesen hat sich umgewandelt.

Servan.
Steig auf den Herzogstuhl!

Wallo.
Empor! empor!

Alle Andere.
Hinauf! hinauf!

Ketumar.
Du selbst erhebe dich
Auf deiner Ahnen alten Herrschersitz.

Flotho (springt auf den Stein, wie begeistert).
Es ist geschehen! die schwarzen Würfel rollen,
Vollenden will ich nun das Todtenspiel!
Es reißt mich fort, und was ich hätte sollen,
Liegt hinter mir am eingestürzten Ziel,
Ich muß dem Schicksal meinen Willen zollen;
Des Looses Wurf, der mir im Werden fiel,
Ich muß gehorsam, knirschend ihn verehren,
Und sollte mich des Schmerzes Gift verzehren.
Es ist geschehen! Hier ist die dunkle Grenze!
Sei's Laster oder Tugend — immerhin!
Ob ich als Heros in den Blättern glänze,
Ob ich der Nero der Geschichte bin,
Mir gilt es gleich! denn dieses Lebens Kränze,
Sie welken wie dem Sterbenden erblüh'n.
So will ich denn, um schrecklich groß zu heißen,
Aus meinem Haar der Blumen letzte reißen.
Und ihr — die ihr zum heiligen Gefechte
Mir folget, seid zu jeder That bereit,
Denn mit des Rächers strengem Schicksalsrechte
Will ich zerstören jeden Wahn der Zeit,
Bis sich mit einem kommenden Geschlechte
Der freie Sinn des alten Stamm's erneut;
Den Schild der Väter will ich würdig tragen
Und wie ein Armin diese Römer schlagen.
Es sei gethan! hinweg mit jedem weichen,
Entnervenden Gefühl erdachter Pflicht,
Zertrümmern will ich jenes Sklavenzeichen,
Das hohe Kreuz, daran der Feige kriecht:
Der Mann soll wieder an die Götter reichen,
Und ihm gehöre, was er siegend bricht!
Wohlan, ihr Männer! laßt es uns vollbringen,
Den Kecken lohnt ein freudiges Gelingen.

Alle (schlagen klirrend an die Schilde).
Heil dir! Heil dir! du wirst es kühn vollbringen.

Flotho.
Ich schwöre hier den hohen Fürsteneid:
Euch treu zu sein bis in den Tod! ich schwöre.

Ketumar.
Wir schwören dir Gehorsam!

Raymar.
Treue!

Wallo.
Liebe!

Flotho.
Fluch und Verderben dem, der feig und bübisch
Den Eid verletzt!

Alle.
Fluch und Verderben ihm!
(Schmetternder Donner und flammender Blitz. — Alle fahren bestürzt zurück; nur Flotho allein bleibt mit ausgebreiteten Armen stehen und schaut wildlachend empor in die Wolken.)

Flotho.
Erscheinst du endlich? Rächer! — raßle, rolle
Die Welt zu Trümmern, eh' der Tag erwacht!

Raymar
(springt hinzu, und reißt ihn herab in seine Arme).
Mein Flotho! — Flotho! — Werde wieder Mensch!
Mich grauset dich zu seh'n in dieser Spannung.
(Führt ihn etwas vor — leiser).
O schäme dich der süßen Thränen nicht,
Wein' aus an dieser Brust, wein' aus den Schmerz,
Der, eine wilde Gluth, aus dir entströmt.

Flotho
(senkt sein Haupt an Raymar's Schulter — dumpf und erschöpft ist sein Ton, das Schwert sinkt).
Ich kann nicht weinen.

Raymar.
Armer, armer Freund!

Ketumar (tritt ebenfalls vor, ehrerbietig).
Gebiete Herr! wir harren deines Winkes,
Die Krieger freuen sich des allgeliebten,
Des kühnen Führers, der das Siegesbanner
Schon einmal ihnen vorgetragen hat.
Zum Aufbruch steht das Bundesheer bereit,
Gebiete!

Flotho.
Nur noch einen Augenblick
Vergönnt mir zu dem ernsten Unternehmen.
Erwartet mich am Tannenhügel dort!
Der Gang ist so entscheidend, den ich gehe,
Der wilde Muth hat mancherlei vergessen,
Was in der nächsten Stunde fürchterlich
An sich erinnert. Laßt mit Raymar mich
Nur einen Augenblick allein — ich folge gleich.

Ketumar
(sieht ihm schweigend in das Auge— dann reicht er die Hand ihm dar).
Ich ehre das Gefühl in dir, das jetzt
In weicher Lösung die gespannte Kraft
Zur bessern Geistesruhe hat entbunden.
Du hast uns viel geopfert, alles, alles —
Wir haben dir unendlich zu vergelten,
Und sieh' die erste Gabe, die wir bieten —
Vertrauen heißt sie — männliches Vertrauen
Auf dich, und uns, und die gerechte Sache —
Nimm diesen Handschlag als Versicherung.

Flotho
Mein Freund! mein braver Ketumar!

Ketumar.
Mein Held!

Flotho.
Gebt mir ein Zeichen, wenn ihr weiter zieht.

Ketumar.
Die Hörner werden dich zum Aufbruch mahnen.
(Geht mit allen Slaven ab, nur Raymar und Flotho bleiben.)

Vierte Scene.

Flotho. Raymar. Ulfo.

Ulfo (lehnt sich im Grunde an den Sitz).

Flotho (tief athemholend).
Horch auf mein Freund! die Stunden sind gezählt,
Ich habe dir noch viel zu sagen.

Raymar.
Rede!
Du legst es in die stumme Brust der Liebe
Dein quälendes Geheimniß.

Flotho.
Höre mich!
Ich bin verworfen von dem Himmlischen,
Die Erde hat kein Lächeln mehr für mich.
Ich habe sie gefunden —

Raymar.
Und verzweifelst?

Flotho.
Ihr Herz schlug an dem meinigen, und sie —
Sie stieß den Flehenden von ihrem Busen
Um ihres Götzen willen.

Raymar.
Weiberlaune!

Flotho.
Nein! nein! ich sah die stille Todesangst
Auf ihren Zügen sich erblaßend mahlen,
Ich sah sie ringen mit der schönen Liebe;
Da trat mein Vater kalt und rauh dazwischen,
Und sie verwarf mich um ein Vorurtheil.

Raymar.
O nenne das nicht Vorurtheil, was selber
Uns Männer fesselt und bewaffnet hat!

Ein mächtiges Gefühl lehrt uns verehren,
Was unsern Vordern heilig war und groß —
Im Glauben liegt der Himmelstraum der Kindheit,
Und wehe dem, der aufhört Kind zu sein,
Für ihn ist keine Freundschaft, keine Liebe
Und keine Blüthe dieser Erde da.

Flotho.

Mein Vater hat das grause Spiel bereitet,
Mit meinem Herzen haben sie getändelt
Und dann verächtlich es hinweggeschleudert.
Es ist vorbei!

Raymar.

Das wolle Lada nicht!

Flotho.

Sie konnte mir entsagen, Oh!

Raymar.

Du fordertest
Zu viel von ihrer jungfräulichen Stärke.
Die Weiber sind nur groß in ihrer Zartheit,
Und nur dem Schweigenden gewähren sie,
Was ihr Gefühl dem Fordernden versagt.
Sie liebt dich Flotho! das sei dir genug.

Flotho (düster).

Genug, um freudig in die Ewigkeit
Zu schauen.

Raymar.

Jenseits wohnt die lichte Hoffnung.

Flotho.

Was suchst du mich mit leeren Traumgebilden
Für dieses schaale Leben noch zu täuschen?
Laß mir den Seelenschmerz, den ewigen,
Der meine Menschenkraft allein noch spannt.
Ich will nichts hoffen! Einsam will ich geh'n,
Bis ich erlerne Alles zu vergessen.

Raymar.

Das sollst du nicht! Fürwahr, das sollst du nicht!
Der Mensch, der nichts mehr hat, woran sein Herz
Mit Liebe hängt, und sei es auch ein Thier,
Ein Blümchen nur — der Mensch, der nichts mehr hofft,
Ist fürchterlich in seinem öden Banne,
Zum Bösewichte reift der Menschenfeind.
Mein Flotho! liegt dein Wirken denn allein
Im engen Herzenskreise deines Mädchens?
Hast du kein würdigeres Ziel vor dir?
Ist deines Vaterlandes Ruhm und Freiheit
Dir minder werth, als üppiger Genuß?
Und — bin ich dir nichts mehr als Mann und Bruder,
Der warm und innig sich an dich geschlossen?

Flotho.

Ich habe ja gezeigt, was mir die Freiheit
Des Vaterlandes, was das Recht mir gilt.
In dieser schrecklichen Minute hat
Mein Schwur es euch bewährt! Was wollt ihr mehr?
Mein Leben? — Nehmt es hin, ihr Undankbaren.

Raymar.

Dem Kranken will ich jedes harte Wort
Verzeihen, um der tiefen Leiden willen,
Die selbst die Heilung ihm zum Uebel macht.

Flotho.

Ich ehre den Versuch des strengen Arztes,
Doch alle Mittel sind bei dem vergebens,
Der seinen Tod im müden Busen trägt.
Sei ruhig! laß mich ungehindert wandeln,
Dort oben finden wir uns freudig wieder.
Gib mir dein Wort, den Wunsch des Sterbenden
Zu achten als ein heiliges Vermächtniß.

Raymar.

Bei meiner Seele!

Flotho.

Schütze meinen Vater,
Wenn ich in diesem Kampfe fallen sollte.

Raymar (mit raschem Feuer).

Ich will es!

Flotho.

Meiner Edeline sei
Ein Bruder!

Raymar.

Bis zum Grabe bin ich es.

Flotho (leiser).

Laß nicht in wilder Kriegeswuth den Thron
Der Karantaner-Herzoge zerschlagen,
Ein Herr muß immer sein und ein Gesetz,
Die Zwietracht untergräbt den Felsengrund,
Und in den Staub sinkt unser Heldenreich.
Darauf gib mir dein Wort.

Raymar.

Bei unsern Göttern!

Flotho (blickt empor in Extase).

Perkunos donnert uns Erhörung zu.

(Sie stehen einige Sekunden lang in stummer Betrachtung Hand in Hand, starke Blitze erhellen die Finsterniß, Ulfo hat betend sein Haupt entblößt.)

Hörnerrufe von außen.

Ulfo.

Man ruft uns, Herr!

Flotho (mit wilder Geberde das Schwert hebend).

Nun heule, du Verwüstung!

Raymar (umfaßt ihn, und schwingt die Wehre).

So geh'n wir Hand in Hand zur Freiheitsschlacht.

*

Fünfte Scene.

Flotho. Raymar. Ulfo. Wallo. Servan.

Servan.
Die Harfe zieh'n zusammen.

Flotho.
Wohl! ich komme!

Wallo.
Du führst die Fahnen gegen Karneburg,
Die kühnen Schaaren Retumar's und Raymar's.

Flotho.
Wer geht als Herold mir voran?

Wallo.
Ich, Wallo.
Des Jaunthal's Aeltester!

Flotho.
Zieh' hin zu Inguo,
Sag' ab auf Mord und Brand!

Wallo.
Auf Brand und Fehde!

Flotho.
Und wenn der Greis nach seinem Flotho fragt,
So sprich: dein Sohn ist ausgezogen wider dich,
Um Recht zu heischen für das Vaterland,
Die Fackel schwingt er hoch in seiner Hand,
Vor seinem Zorne wird das Kreuz zersplittern,
Und — was sich glücklich nennt, — soll ihm erzittern;
Denn du hast ihn mit Glück und Welt und Zeit
Im tollen Wahn auf immerdar entzweit.
(Geht schnell mit Raymar ab, Hörnerschall begleitet ihn verhallend eine geraume Weile, Ulfo folgt.)

Wallo (will ihnen nach).

Servan hält ihn zurück, bedächtig).
Ein Wort!

Wallo.
Was willst du mir? Ich höre!

Servan.
Hast du vernommen, was der Fürst gelobt?

Wallo.
Genau!

Servan.
Und du erzitterst nicht?

Wallo (verwundert).
Wie so?

Servan.
Du liebst dein Vaterland?

Wallo.
Mehr als mein Leben.

Servan.
Ich darf dir also trauen?

Wallo.
Alter! ende!

Servan.
Ich säe nur für künftige Geschlechter,
Mein Alter haßt den Eigennutz der Jugend.

Wallo (unwillig).
Wozu der Worte Schwall?

Servan.
Du bist ein kecker,
Ein freier Mann, und darfst das Große wagen.
Das Ungeheure schreckt, doch bleibt es groß.
Ich scheue diesen Flotho —

Wallo.
Grauer Zweifler!

Servan.
Er wird für seine Absicht uns erwürgen,
Wir sind das Messer in der Hand des Kindes.

Wallo.
Was sinnest du?

Servan.
Ich brauche einen Mann,
Der Großes will, und kann.

Wallo.
Ich kann's, und will's!

Servan.
Der Prinz muß fallen mit dem Vater.

Wallo (fährt entsetzt zurück).
Schrecklich!
Du willst den Mann ermorden, der uns alles
Geopfert hat?

Servan.
Ich will für euch es wagen!

Wallo.
Ich fasse dich.

Servan.
So schweig und handle, Krieger!

Wallo.
Es ist entsetzlich!

Servan.
Soll das Land veröden,
Das blühende Gefild' zur Wüste werden,
Weil es der dumpfen Leidenschaft gefällt,
Ein Leichenmahl zu bauen.

Wallo.
Du hast recht,
Doch mir ist schwül und bang in dem Gedanken.

Servan.
Ich will es denn allein vollbringen.

Wallo (wendet sich weg).
Stille!
Laß mich nicht hören, was die Zukunft hegt.

Servan.

So geh! —

Wallo.

Leb' wohl!
(Geht.)

Servan.

Du schweigst.

Wallo.

Auf immerdar.

Servan.

Ich halte dich.

Wallo.

Wir seh'n uns morgen wieder —

Servan.

Als Sieger über Schwärmerei und Stolz.

Wallo.

Im Schlachtgetümmel will ich es vergessen,
Was bebend mich ergreift in deiner Nähe.
(Ab.)

Servan.

Die eitlen Thoren! Zwingen muß man sie,
Das wahre Glück aus starker Hand zu nehmen.
(Zur andern Seite tückisch lächelnd ab.)
(Der Schauplatz verändert sich unter Heeresmusik.)

Sechste Scene.

Schlafgemach Edelinens zu Karneburg.

Edeline. Ada.

Edeline.
(Auf einem Ruhebette liegend, in stiller Trauer.)

Ada.
(Sitzt und spielt die Harfe — von ferne braust noch immer das Gewitter hinab.)

Ada (singt und spielt).
Es ist so still in öder Nacht,
Das Leben ist erstarrt,
Doch zage nicht, wohl bald erwacht
Der Tag in duftig-rother Pracht,
Zur bessern Gegenwart.

Es weht so schaurig um uns her,
Die Ahnung weh't vorbei;
Doch bebe nicht, der Traum ist leer,
Was nun so drückend ist und schwer,
Im Lichte wird es frei.

Edeline.

Du gute Seele! täusche dich nicht selbst!
Du haschest nach der Hoffnung Schattenbildern,
Und doch zerstäubt die rohe Wirklichkeit
Die fröhlichen Gestalten im Entstehen.
Leg dich zur Ruhe, meine süße Freundin!

Ada.

Ich will dich in den Schlummer singend wiegen,
Gleich einem Kinde, das nur widerstrebt,
Um in der Nacht zu spielen mit den Larven,
Die sich aus blaßen Dämmerstrahlen bilden.
(Sie singt mit unterbrochener Stimme.)
Der Hoffnung Silberstern erglüht
Aus schwarzer Dunkelheit,
Das Auge weint, die Ahnung zieht
Das leis erschütterte Gemüth
Weit über Grab und Zeit —
Und freundlich weht —
(Sie schleudert die Harfe fort, und wirft sich schluchzend an Edelinens Hals.)
Ich kann nicht mehr! die Brust will mir zerspringen.

Edeline.

So fühlst du denn, was ich verloren habe?

Ada.

Er kehrt zurück, gewiß! Er kehrt zurück!
Der schönste Glaube quillt aus zarter Liebe,
Was Flotho jetzt als Kränkung ahnden will,
Wird sich in einer weichen Stunde lösen,
Und zu den Füßen der Beleidigten
Wird er der bessern Meinung huldigen.

Edeline.

Du kennst den starren Sinn des Mannes nicht.

Ada.

Mein Balderich ist stark und kühn, wie Flotho,
Und doch hat ihn mein leichter Muth gewonnen.

Edeline.

In deiner Wonne glüht mir noch ein Funken
Des Lebensglückes, das ich schwinden sehe.
O glaube mir, dem Leidenden gewährt
Der Anblick eines heitern Sonnentages,
Wenn er auch schmachtet hinter öden Mauern,
Ein leises Nachgefühl voll süßer Wehmuth,
Und leichter wird es ihm in wunder Brust.

Ada.

Mein Balderich ist gut — ist herzlich gut,
Wie lieblich regte die Empfindung sich
In seiner Eisenbrust allmählich auf.
Wie nach und nach im warmen Frühlingsscheine
Die Blüthenglocken aus dem Schnee hervor
Mit tausend Wunderfarben sich erheben,
So trat im Wechsel der erhöhten Stimmung
Der Stolz, der Muth, der weiche Liebesschmerz,
Die Sehnsucht und die Liebe klar hervor,
Und unsr'e Herzen schmolzen still zusammen.

Edeline.

Als dich das Glück zum schönsten Ziele führte,
Verließ es mich auf ewig.

Ada.

Holde Schwester!
Ergib dich nicht der tödtlichen Erschlaffung,
Die jede Hoffnung giftig dir erstickt.
Dort oben ist ein Gott!

Edeline.

Mein Lohn dort oben.

Ada.

In rascher Hitze riß er sich von dir,
Das Blut verbraust, der wilde Schaum verrinnt,
Und klar vor dem entwölkten Auge liegt
Die kaum entflohene Vergangenheit.
Der Gute kann wohl straucheln — fallen auch,
Doch nur um kräftiger sich zu erheben.

Edeline.

O Flotho! Flotho!

Ada.

Horch! das kömmt zu uns,
Den Gang herauf erklirren Tritte.

Edeline (sich aufraffend).

So spät?

Ada.

Er ist es — Balderich!
(Geht an die Thüre.)

Edeline.

Mein Bruder?

(Fortsetzung folgt.)

Waldenstein.

Eine Skizze.

Von Rudolf Waizer.

Es war am 29. Mai 1862, als ich mit einer Gesellschaft vom Prebler Sauerbrunnen, wo wir uns unterhielten, am Abende von selbem nach Hause zu fahren im Sinne hatte. — Vom Schlattwirth fuhren wir bis Twinberg, allda angekommen, sprang ich mit meinen Freunden plötzlich aus, schlug mit ihnen den Weg nach Waldenstein ein und ließ die Andern weiter fahren.

Es war mir vollends in den Sinn gekommen, dem mir noch unbekannten Waldenstein eine Visite zu machen, welchen Sinnes auch meine Freunde waren und wir so vereinigt den Weg antraten.

Schon der Anblick der in Trümmer zerfallenen „Twinburg" rede „Zwingburg", nach welcher der ganze lange Graben den Namen trägt, erregte in meiner Brust ein tiefes Gefühl und liefert uns den schlagendsten Beweis der Wahrheit für den Spruch: „Sic transit gloria mundi!"

Mitten zwischen dem Einfluß des Waldensteinerbaches in die schäumende Lavant thront auf dem Bergesgipfel die graue Mauerkrone, jetzt ein Aufenthalt der Raben und Nattern, früher der Wohnort der reichen Herrn von Weissenegg.

Mit Wehmuthsblick betrachtete ich diese Ruine und dachte an Friedrich von Matthisson, der so wahr singt:

„So vergeh'n des Lebens Herrlichkeiten,
So entfleucht das Traumbild eitler Macht!
So versinkt im schnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht!
Lorbeer, die des Siegers Stirn umkränzen,
Thaten, die in Erz und Marmor glänzen,
Urnen, der Erinnerung geweiht,
Und Gesänge der Unsterblichkeit!"

Nachdem ich mir ein getreues Bild dieses zerfallenen Schlosses tief ins Gedächtniß geprägt hatte, schritt ich mit meinen Freunden langsam durch den Graben dahin.

Der Abend war schön, die Luft war lau, uns zur rechten rauschte der Wildbach hin übers Gestein, und der Mond blickte in seine Wellen, die dessen blaßes Silberantlitz reflektirten und murmelnd dahin zogen, gleichsam seine Eitelkeit belächelnd!

Es war, mit einem Wort, ein herrlicher Maiabend! Immer näher trugen uns unsere eigenen Rappen dem Ziele, bis wir endlich nach einem einstündigen Wege, auf dem wir geraucht, gesungen und gar mancherlei gesprochen, in dem heißersehnten Waldenstein ankamen.

Welches imposante Schauspiel hier unser Auge entzückte, vermag am besten der Pinsel eines Landschaftsmalers zu schildern. In stiller Ruh lag die Gewerkschaft Waldenstein! Aus Hefästos Ofenschlunde aber flammt röthliches Licht hoch auf, und beleuchtet das, auf einem steilen Felsen stehende, gleichnamige Schloß wie eine zweite Abendröthe mit magischem Glanze.

Wir bewunderten wohl eine Zeit lang dieses reizende Bild, aber müde und nach Labung lechzend, suchten wir ein freundliches Obdach. Natürlich verhofften wir, daß uns das Gasthaus, zum „Hiasbaur" benamset, mit offenen Armen bewillkommen werde, welche Hoffnung sich aber dadurch vereitelte, daß bereits um die neunte Abendstunde die Lichter erloschen, die Thüre geschlossen war und ein sanfter, berglicher Zephyr nur mit den gedrehten Holzbändern ob dem Thore ein possirlich Spiel trieb!

Es entstand nun die Frage: wo übernachten? Man ergoß sich gegenseitig in Projekte, man sann und dachte, doch alles war vergebens. Wir faßten den Endbeschluß, freundlich um die Oeffnung der Pforte zu ersuchen. Wir riefen und pochten um Einlaß, bei welcher Gelegenheit eine subtile Fensterscheibe, durch die vielleicht schon lange lange Zeit Aurora und Hesperus neugierig ins Kämmerlein geblickt, in Trümmer, durch einen einzigen Klopfer meines Stockes ging, was aber bezweckte, daß wir gleich darauf die inneren Lokalitäten des Hauses betraten.

Ein freundliches blaues Zimmer im ersten Stocke, mit einem Erkerfenster, vor dem eine dunkelrothe Rose blühte und balsamischen Duft verbreitete, einfach und nett eingerichtet, nahm uns gastlich in seine Räume auf, wo der Comfort wenig zu wünschen übrig ließ.

Als wir uns kommode gemacht, verlangten wir ein Glas des edlen Rebensaftes, der uns erquicklich restaurirte. Voll Freude und Jubel fand die Lust ihren Höhenpunkt im Gesang, wo heitere „karntnerische Liadlan" sich unserer Brust entrangen.

So wurde es eilf Uhr, und uns, gelabt, nach Ruhe sehnend, fanden ich und **, sie im weichen Bette, das im Zimmer stand, während Konrad mit dem Freunde Rudolf, welcher sich froh unserer Gesellschaft anschloß, dieselbe im Schloße auf einem elastischen Sofa gefunden hat.

Ich schlief die Nacht über sehr gut. Wie Fritz geschlafen, weiß ich nicht, obgleich er mir versicherte, ebenfalls prächtig geruht zu haben! Herr Morpheus mag Mohnkörner als Träume über uns gestreut haben, aber was mir träumte ist mir bis dato ein Rebus ohne Lösung geblieben!

Sey's dem wie es welle! Ich erwachte als die Sonne schon am Himmel stand, verließ das Bett, kleidete mich rasch an und ging auf das düster niederblickende Schloß, über die Stufen einer kümmerlichen Treppe, deren Aufgang an dem Direktions-Gebäude vorüberführt, und langte nach 10 Minuten auf der Terasse, auf der das Schloß steht, fast erschöpft an.

Da steht das alte Gebäude, das schon durch so viele Jahrhunderte dem Zahn der Zeit kräftig widerstand, noch markig da, wie ein treuer Wächter dieser öden Gegend.

Ueber den Namen, der bald Waldenstein, Wallenstein in Megissers Annalium Carinthiae oder Waltenstein geschrieben wird, glaube ich den letzten für den richtigsten zu halten, da ich mir selben so viel als Walten=Gebieten, am richtigsten denke, und da Stein überhaupt den meisten Burgen beigelegt wurde, welche auf einem Felsen=Stein erbaut worden.

Walteten auch nicht im Schlosse beinahe gegen 450 Jahre die ansehnlichen Herrn von Weissenwolf, deren Wiege auf fränkischem Boden stand, durch diese Zeit mit Stolz und Macht und waren sie nicht nahezu die Gebieter des Gaues?! Fürwahr mit Ehrfurcht tritt man durch's Schloßthor an der Südseite in diese Hallen ein, wenn man bedenkt, daß diese einst ein so tapferes Geschlecht, das der Stolz Kärntens und eine Zierde Oesterreichs war, beherbergten.

Weit berühmt war das Geschlecht derer von „Ungnad"*), welchen Namen man Heinrich, der in Rom vom Kaiser Friedrich II. (1228) zum Ritter geschlagen wurde, ein Sohn Günthers von Weissenwolf war und Chimburga, die Tochter Chalo's von Ehrenfels, zum Weibe hatte, zuschreibt, weil er das Raubschloß Schachtenstein, dem Wüthrich Turpin eigen, trotz dem Bitten und Flehen des Weibes, das Turpin durch die Flucht verlassen zurückließ, ohne Schonung auf Befehl des K. Herzogs zerstörte, weshalb sie den harten Herrn Heinrich einen Mann „un Gnade", ohne Gnade, nannte; welche Benennung er als Ehrentitel seinem Namen beifügte, und welchen alle Glieder des „Weissenwolf'schen Hauses" fernerhin fortführten.

Dieses Geschlecht, das seit 1194 durch 400 Jahre das Schloß inne hatte, wovon der erste Dietrich von Weissenwolf war, florirte am meisten unter Hanns und dessen Bruder Christof von Ungnad. Anno 1442 befand sich Hans als Hofmarschall im Gefolge Kaiser Friedrich's III. beim Krönungszug nach Aachen, wurde darauf mit der Veste Sonneck im Jaunthale belehnt und in den Reichsfreiherrnstand erhoben, welche Würde auch Christof, der Geheimrath Herzog Albrechts erhielt.

1451 und 1452 sind die Jahre, wo sich Christof sehr bemerkbar machte.

*) Nach Megisser und J. Wagner ihre Geschichte zu theil bearbeitet.

Am Sebastianstag des Jahres 1451 machte sich Christof mit seinen Dienern Christof von Schönberg, Ulrich Ankenreiter, Sebald Weinaug, Andrae Holzmann und Wilhelm Salbrinander, in Waldenstein auf, reiste mit ihnen in die Heidenschaft bis zu dem Turnbaum (?), wo er von dem berühmten preußischen Ritter, Herrn Peter von Taffel von Chordua genannt zum Ritter geschlagen wurde, kam später zum König von Portugal und warb um die Hand des durchlauchtigsten Fräuleins Leonore, des Königs Schwester, für Kaiser Friedrich mit dem günstigsten Resultate, da der König die Hand seiner Schwester dem Kaiser zusagte. Dieses geschah am Petri Kettenfeiertag. Tags darauf wurden große Feierlichkeiten und Spiele abgehalten, denen Christof beiwohnte. Am 25. Oktober 1451 nahm Leonore von ihrer Mutter und den Schwestern Abschied und bestieg das Schiff, auf welchem sich auch Christof befand, der durch einen Boten schnell den Kaiser von der Ankunft seiner Braut avisirte.

Am 2. Februar 1452 landet Leonore in Pisa und wird von einer glänzenden Gesandtschaft empfangen, unter der sich auch Hanns v. Ungnad, Christofs Bruder, befand. —

Zur Fastenzeit kommt Leonore mit der Gesandtschaft nach Siena, wo sie vom Kaiser empfangen, am 9. März mit ihm nach Rom zieht und am 17. vom Papst mit Friedrich vermählt wird, nachdem der Kaiser am 15. die mailändische Krone empfangen hatte. Am 21. wurden Friedrich und Leonore vom Papst Nikolaus V. gekrönt, nach welcher Funktion der Kaiser 300 Edlen den Ritterschlag ertheilte, worunter der Bruder des Kaisers, Erzherzog Albrecht, der Burggraf von Magdeburg und Herr Christof von Ungnad ebenfalls waren.

Hierauf zog der ganze Zug nach Neapel, wo bei einem Stechen (Turnier) Christof den ersten Preis gewann. — In späterer Zeit trat Christof zum Protestantismus über und wanderte nach Würtemberg aus, wo mit Simeon, seinem Sohne zuletzt seine Linie erlosch.

Hanns von Ungnad, der Favorit, Rath und Kammermeister des Kaisers, erhielt 1435 Bruck an der Leitha nach den Cillier Kriegen, entreißt 1496 vereinigt mit Gebhart Peuscher, salzburgischem Vicedom, Friesach mit ritterlicher Faust den Ungarn, und gewinnt immer mehr Macht und Ansehen. — Noch oftmals treffen wir den Namen dieses Geschlechtes in den Annalen der Geschichte, und Megiser schreibt in seiner Chronica zum letzten Male von einem Herrn David anno 1600 Folgendes:

„Den 22. Dezember (1600) starb der wohlgeborn „Herr, H. David Ungnad, Freyherr von Sonnegk aus Kärndten, „gewesner Kays. Kriegs Raths Praesident, zu Casschaw in „Ober Hungern, ward hernach zu Horn in Oesterreich zur „Erden bestätiget. Ist ein sehr gelehrter verständiger Herr, „vnd vieler Sprachen gar wol kundig, gewesen."

1638 ging Waldenstein als Eigenthum an das Bisthum Bamberg über, und blieb bei selbem über 34 Jahre unter dem Krumstabe. 1718 kam es nach dem Grafen von Dornbach an die Grafen von Schönborn, und ist derzeit seit nicht langer Zeit im Besitzthum des Grafen Hugo Henckl von Donnersmark.

Nachdem ich meine Leser nun etwas mit den einstigen Bewohnern des Schlosses und ihrer Geschichte bekannt gemacht habe, so wird, glaube ich, eine Beschreibung desselben am Orte seyn.

Waldenstein, ein Schloß mit festen schindelbedachten Mauern, hat noch ganz das Gepräge des Mittelalters und

erregt ein eigenes Gefühl in der Brust des Erstlingsbeschauers, das sich weder nennen noch beschreiben läßt.

Durch die an südlicher Seite angebrachte Eingangsthüre gelangt man in das Innere des Schlosses. Tritt man ein, so befindet man sich in einem geräumigen Schloßhofe, in dem aus einem lebendigen Brunnen das kälteste und beste Quellwasser sprudelt.

In der östlichen Ecke des Hofes, rechter Hand befindet sich die Schloßkapelle. Sie ist von mittlerer Größe und trägt wenig Alterthümliches an sich. Das Altarbild stellt eine mater dolorosa vor und scheint das Werk eines Malers der Neuzeit zu sein. Ein fast anspruchloses Bild ist links neben der Thüre aufgehängt, das Christus am Kreuze vorstellt, welches sich erstlich schon seines Alters halber und durch prachtvolles Colorit auszeichnet. Eine Copie desselben befindet sich rechts neben der Thüre. Das älteste, was in der Kapelle, in der so oft die holde Burgfrau um häuslichen Segen gebetet haben wird, ist unstreitig eine Holzmalerei, gerade ob der Thüre angebracht, die wohl aus dem 12. Jahrhundert stammen dürfte, und ein einfacher gothischer Kanzelpiedestal.

In gleicher Fronte, nur in der anderen Ecke links, ist der Aufgang in die Gemächer des, wie es scheint, zuerst gebauten und daher ältesten Gebäudes, zu denen eine höchstens 4 Schuh breite steinerne Treppe führt. Ob dem Aufgang steht auf einer Steintafel in Lapidarschrift zwischen zwei Wappen, wovon das linkseitige das der Herrn v. Weissenwolf ist, folgender Spruch:

„Im Aufstehn und Niedergehn suech und erinn dich gegen deinen Gott und dem Leidiger folgt alles selige nach."

Leider konnte ich die Lokalitäten nicht besichtigen, da selbe bewohnt, und der Schlaf darin noch seine Herrschaft übte. —

Ich ging demnach über die nördlich im Hofe gelegene, breite, oben sich verengende Treppe und gelangte in die Wohnung Rudolf's, der aus dem Bette und mein Cicerone werden mußte. Er that es mit Vergnügen und so machten wir die Runde im Schlosse. Vom ältesten östlichen Gebäude habe ich bereits berichtet; der nördliche Theil, zu dem man über die sich verengende Stiege gelangt, scheint eine neuere Baute zu sein. Den Vorsaal schmücken Hirschgeweihe, und über die Treppe wölbt sich eine hölzerne Altane, welche das westliche mit dem östlichen Gebäude verbindet.

Noch eine Treppe schritten wir höher und wir standen in dem einstigen Logis der Grafen von Schönborn. Durch drei geräumige hohe Gemächer, in welchen außer einigen alten Roccoco-Möbeln nichts sichtbar ist, gelangt man in den Palas derer von Schönborn, in welchem auf der südlichen Wand ein Ehepaar der Schönborn auf Leinwand abconterfeit in Rahmen hängt. Der Gemahl, ein volles geistreiches Antlitz, mit einem Rabenlockenkopfe und dem Küraß an der Brust, so wie die Gräfin, eine schwarzäugige hübsche Dame, mit hoher Lockenfrisur und eleganter Toilette, sprachen mir vorzüglich an und ich verweilte lange bei den Ahnenbildern, faßte aber das Bild der Gräfin scharf in's Auge, die mir interessant durch ihren Tod wurde, den sie sich (man erzählt so) selbst durch Gift aus Eifersucht gegeben haben sollte?

Das Lokal, in dem wir uns befinden, ist groß, geräumig und bildet ein regelmäßiges Rechteck; in der Mitte desselben steht ein elliptischer Eichentisch, der mir von seiner früheren Frequenz und von den Gelagen, die an ihm gehalten wurden, zu träumen schien; auch einige alte hochbestaubte Möbels ertragen mit stiller Resignation den Schmerz ihrer Zurücksetzung. — Wir verließen diese Gemächer und stiegen eine Treppe aufwärts, die mehrere Ruheplätze hatte und mich aufmerksam machte, daß wir uns im östlichen Thurm befanden. Allda zeigte mir Rudolf in der zweiten Etage die Räume des Archives, das reich an allen Folianten und Regesten ist; noch eine Stiege höher, düstere, ja völlige Dunkelheit umfing uns, wir waren in den Tract der Kerkerregion getreten! Ein solches Gemach, dessen Thüre offen stand und durch ein kleines schuhhohes Fenster beleuchtet wird, diente noch vor einigen Jahren als Gefängniß einem Wilddieben, das nebige Gemach aber ist die allbekannte „Cornetenkeuche" wo Ekhard v. Pelern als ein Opfer der Eifersucht des bamberg'schen Vicedomamtsvorstehers Filipp v. Dornbach, der eine von Herzfeld sponsirte, die aber, da der Cornet Pelern schön, selben bevorzugte, den Hungertod starb und in die östliche Kerkermauer den Vers schrieb:

O Richter richte recht!
Denn du bist Herr, und ich bin Knecht,
Wie du wirst richten mich,
So wird Gott richten dich!
Peter Ekhard v. Pelern.
Kornet. 1669,

welche Schrift ich mit staunendem Blick ansah, und die vor Verstümmelung einer frechen Hand durch eine Wandthüre verschlossen wird.

Nachdem ich alles beaugapfelt, stiegen wir wieder in den Schloßhof, da fiel mir der hohe Thurm ins Auge, um den sich gleichsam alle andern Bauten scharren, und in den ich nicht geführt wurde!

Ja er ist der älteste Theil des Schlosses, sagte man mir, und ragt von Grund auf in die Höhe, sein Inneres verbrannte bei der letzten Feuersbrunst in diesem Jahrhundert und so stehen nur bloß die äußeren Mauern, ein bergendes Kleid der innern Leere, da.

So hatte ich alles gesehen, und stieg mit Rudolf und Konrad den Berg hinunter, um einen Morgen-Imbiß einzunehmen. Wir kamen im Gasthause an.

Fritz war reisefertig, wir Alle waren reisefertig und nur der Kaffee fehlte. Da öffnete sich die Thüre und herein tritt die reizende Hebe mit den zwei Kohlangen, das bekannte „Kätchen von Waldenstein", ein zierliches Mägdelein, welches nur zu oft die Gedanken im Schlosse stecken hat!

Bald war unser Kaffee verkonsumirt, von Allen Abschied genommen, Allen, besonders unserer Hebe, die Hand gedrückt, und fort gings durch den grottesken Graben, nach unserm Domicil in Wolfsberg, wo wir um 11 Uhr Mittag anlangten und noch Abends beim Safte des Gambrinus — aus „alte Waldenstein" und an sein „junges Kätchen" dachten! —

Wolfsberg im Juni 1862.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Zweiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 18. Sonnabend, den 6. September 1862.

Inguo.

Dramatisches Gedicht, von Johann G. Fellinger.

(Fortsetzung von Nro. 17.)

Siebente Scene.

Vorige. Balderich.

Balderich (ganz gerüstet, ernst und gespannt).
Vergebt mir Theure! daß ich diese Stunde
Zum Abschied wähle.

Ada (erschreckt).
Balderich, du bist
So feierlich, so ernst! — Was soll ich fürchten?

Edeline.
Mein Bruder! willst auch du von mir dich reißen?

Balderich.
Ich will hinaus, den Schwärmer aufzusuchen,
Ich will ihn fassen mit der Allgewalt
Des Rechtlichen, der keine Dolche scheut
Und keine Bosheit schont, wo er sie findet:
Ich will ihn fassen, den verirrten Helden,
Ich will die schlummernden Gefühle wecken
In seiner Brust für Recht und Kindesliebe,
Zurück will ich ihn führen in das Haus
Des tiefgebeugten Fürsten, an das Herz
Der hartgeschmähten Jungfrau, oder ihm
Den Handschuh werfen in das Angesicht,
Das Biedersinn gelogen hat und Liebe.

Edeline.
Um Gotteswillen!

Ada.
Schone sie Geliebter!

Balderich.
Wir sind beschimpft, kann das ein Deutscher tragen?
Er soll mich hören und in Scham vergeh'n.
Ist Flotho edel, wird er meine Schritte
Zu würdigen verstehen und wiederkehren
In zarter Reue zu den Schwergekränkten!
Ist aber schon sein Herz im Groll erhärtet,
Sein Glaube Slavenwuth und Kronengeiz,
Ha, dann sei auch mein Friedenswort ein Fluch,
Der rächend auf den Vatermörder zückt;
Dann Edeline! lerne das vergessen,
Was dein Gemüth erwältigt — oder stirb.

Ada.
Zuviel! zuviel für deine arme Schwester!
Das hält des Weibes zarter Bau nicht aus.

Edeline.
Mein Bruder! sieh mich an! — Sieh diese Zähre,
Die dem Verlornen fließt. — Im stummen Harm
Erblaßt der Jugend holdes Rosenroth,
Und über meine Freuden breitet sich
Das Leichentuch der trauernden Entsagung.
Ich murre nicht, es ist mein herbes Loos,
Dem Schönsten zu entsagen, was die Erde
Zu bieten hat in ihrem Wonnekreise—
Die Liebe wird mir nie den Brautkranz flechten;
Mir ahnet es in meiner Seele Tiefen,
Daß nur dort oben Ruhe meiner harret.
So laß mich denn im süßen Troste scheiden,
Daß ich an fremden Leiden schuldlos sei,
Daß keine Thräne, daß kein Tropfen Blutes
Geflossen sei um meiner Leiden willen;
Laß mir den Trost des innern Selbstbewußtseins,
Das mich mit Kraft erfüllt in dieser Stunde.
Sei gütig Bruder! reize nicht den Leuen,
Der sich erhob in seiner stolzen Wuth,
Sei menschlich! ruf' der alten Zwietracht nicht,
Daß gegen Pflicht und Vater sich der Sohn empört!
Mich schaudert in die Zukunft auszublicken,
Und Nachtgespenster flirren um mich her!

Ada.
Der Stolz verträgt des Stolzes Stachel nicht,
Laß Flotho's Pulse ruhiger erbeben
Und einsam ihn den eigenen Verlust
Des Lieblichen empfinden, das er zürnend
Zurückgestoßen hat im Fieberwahne,
Laß ihn betrauern, was er hoffen darf
Sich wieder selbst zu geben, und er wird
Des Freundes Hand mit stiller Freude haschen,
Die ihn zurück aus dieser Irre führt.
Mein Balderich! sei gütig, sei gerecht!

Balderich.

Ihr guten Seelen! Wie so freundlich regt
Ihr meines Geistes zarte Saiten an,
Die wohl den Menschen überwältigen,
Doch nicht den Ritter, der es laut geschworen,
Das Unrecht zu bekämpfen, wenn es gleich
Sich in des Bruders Busen hat geflüchtet.
Ich muß hinaus, mich rufen Pflicht und Ehre,
Vielleicht gelingt mein überdachter Plan,
Und Flotho kehrt zurück als Sohn und Gatte,
Wenn nicht — Wohlan! so mag das Schwert entscheiden.

Edeline.

Man spricht von Aufruhr.

Ada.

Von Verschwörungen
Der Slaven gegen unsern Vater Inguo.

Balderich.

Sie hassen ihn, weil er den sanftern Glauben
Gepflanzet hat in diese rauhen Forste,
Weil er den Menschen ihre Rechte gab,
Die sich die Wälderfürsten einst erstahlen,
Um aus dem kräftigen Geschlecht' der Bojer
Sich ihrer Launen Knechte zu erziehen.
Sie hassen ihn, und rütteln an dem Joche,
Das er zur Zähmung ihnen überwarf.

Edeline.

Es sind verwegene, belobte Krieger.

Ada.

Ich kenne sie, die Söhne der Natur.
In Felsenhöhlen wächst der Mann empor
An voller Mutterbrust zum festen Knaben,
Der mit den Wölfen um die Beute kämpft —
Ihr Glaube lehret sie das Höchste suchen
In Schlachtenruhm und wilder Muskelkraft;
Sie hassen jeden Zwang und jede Ordnung,
Die knechtisch ihren Willen soll beschränken,
Darum ist ihnen jede Neuerung,
Die zur verfeinerten Geselligkeit
Sie leiten sollte, widerlich, verhaßt,
Und unvereinbar mit der alten Sitte,
Die jeden Vater über seine Kinder
Und Hausgenossen zum Gebieter macht,
Die jeden Einzelnen zum Fürsten prägt.
Der Staat ist nichts als eine Staatensammlung,
Wo jeder Aelteste besonders herrscht
Und nur bei drohender Gefahr von außen
Die Stämme sich in einen Bund vereinen.
So stehen sie seit grauen Zeiten schon,
Ein seltsames Gebild des Alterthums
Vor dir in ihres Ursprungs Herrlichkeit.

Balderich.

Welch eine Schilderung aus Mädchenlippen!
Es müssen hohe Männer sein, die selbst
Das zarte Weib so stolz begeistern können.

Ada.

Ich habe mit den Jünglingen gelebt,
Und bin gereift zur Jungfrau in den Hainen
Des Vaterlandes, wo die Stärke wohnt,
Und Unschuld unser schönes Vorrecht ist.

Balderich (umfaßt sie).

Mein Vorrecht ist der deutsche treue Sinn.

Ada (zärtlich).

Und Liebe.

Edeline.

Gott erhalte deine Ruhe dir!

Balderich.

Die glühende Beschreibung deiner Stämme
Hat mich mit manchem Ungewöhnlichen
Des Volkes ausgesöhnt und mich erfreut,
Mir gegenüber einen würdigen
Geehrten Feind zu finden, der es weiß,
Welch' ein erhab'nes Ziel der Ritter hat,
Der für sein Land und seine Rechte schlägt.

Ada.

Soll meine Liebe nur in leiser Furcht
Sich um den Kühnen immerdar verzehren?
Soll ich denn nie aus deinem lieben Auge
Den Frieden trinken, der in deiner Seele
So freundlich liegt?

Balderich.

Wenn ich vollendet habe,
Was mir die Pflicht gebeut, dann werde du
Der Schutzgeist meiner stillen, bessern Zukunft;
Dann lehre mich, der zarten Blüthen pflegen,
Die du auf meinem Pfade liebend pflanzest;
Ich will der Schützer deiner Saaten sein.

Edeline.

Amande! welch ein Bild!

Ada.

Die Wirklichkeit
Hat keine süßern Freuden, als die Hoffnung.

Edeline.

Wenn einst der Wunsch der Liebe sich erfüllt,
Und des Vertrauens himmlische Magie
Die Quellen eures Lebens hat vereint,
Wenn reine Lust an jedem Morgen euch
Zum schönen Walten aus dem Schlummer weckt,
Dann wehe wie ein leiser Abendhauch
Mein Schatten um die Ueberglücklichen,
Und die Erinnerung erhöhe liebend
Das blaße Bild der lang verklärten Schwester,
Die fromm und duldend euch voran gegangen.

Ada.

Du sanfte Schwärmerin, wie rührst du mich!

Balderich.

Sey muthig, Schwester! deine Kraft wird siegen,
Und jede Thräne dieses frommen Auges
Soll einst in einem Diademe schimmern,
Das dir gebührt durch Vaterrecht und Liebe.

Edeline.

Cypressen schmücken meine Locken nur.

Ada.

Sie werden noch in Myrthen sich verwandeln.

(Getöse von außen, Menschenstimmen, unruhiges Thürenschlagen, ein rother Widerschein schlägt durch die Fenster herein.)

Balderich.

Was geht hier vor?

Edeline.

Der Himmel steht in Gluth.

Ada (läuft an's Fenster).

Gerechter Gott, auf allen Höhen flammt
Das Fehdezeichen loh und hoch empor.

Balderich (rasch und entschlossen).

Ich muß hinaus! Lebt wohl!

Ada.

O bleib!

Edeline.

Zurück!
Willst du allein der Fluth entgegen kämpfen,
Die sich verderbend über Kärnten wälzt?
Hier lebt ein Greis, der deines Arm's bedarf.

Balderich.

Darum will ich hinaus das Heer zu ordnen.
Ich will die wenigen Getreuen sammeln,
Und eine Mauer zieh'n um diese Burg,
An der sie sich die Stirn zerschellen sollen,
Die listigen Verräther. — Fort! hinaus!

(Geht, — stößt in der Thüre auf Inguo).

Achte Scene.

Vorige. Inguo, später Albin.

Inguo (mit unterdrücktem Schmerze).

Das ist des Sohnes Morgenroth! Schaut hin!
Dort dämmert es im Osten schrecklich auf.

Edeline (wie verloren).

Muß ich verzweifeln?

Ada.

Unerhörte That!

Balderich.

Mein Fürst! ich bin ein Fremdling zwar vor euch,
Und doch gebührt mir als dem Gastgenossen
Ein freundliches vertrautes Wort zum Greise,
Der mich zu sich erhob voll trauter Achtung,
Und uns, ein guter Vater, näher trat,
Als uns're kühnsten Hoffnungen es wähnten.
Ich will hinaus zu den Rebellen schreiten
In der Gewalt des kaiserlichen Bothen,
Und will versuchen, ob mit Güte nicht
Die aufgeregte Fluth sich stillen läßt —
Ich will mich setzen an des Heeres Spitze,
Das euch ergeben ist als seinem Herrn,
Und euer Haus vor den Empörern schirmen.
Laßt mich gewähren, Herzog! sorget nichts,
So lange noch in der gesunden Faust
Die Wehre blinkt, hat Inguo nichts zu scheuen.
Euch hat der Sohn verlassen, nehmt mich auf
An seine Stelle, die ich stolz vertrete.

Inguo.

O Flotho! Flotho! Fremdlinge bewahren
Den Schild des Vaters, den du trümmern willst.

Ada.

Mein Balderich! wie macht mich deine Liebe
So stolz in diesem Augenblicke!

Inguo.

Graf!
Ich nehme mit Verehrung eure Hand,
Ich schwöre nochmals Treue meinem Kaiser,
Der solchen Freund in solcher Noth mir sendet.
Mein Feldherr sollt ihr seyn, mein Retter
Aus dieser bangen zweifelhaften Lage;
Doch mir geziemt es als des Landes Erstem,
Auch es zu seyn, wo Todesschrecken dräuen
Und die Gefahr die erste Hilfe fordert.
Ihr sollt die Vorhut führen gegen jene
Verruchten Slaven, die mir alles raubten,
Vertrauen, Glauben, und den Heldensohn —
Ihr sollt vor mir daher geh'n, eine Geisel
Der Bösen, die sich gegen Gott und Recht
Und ihre Pflicht erheben, und den Brand
Des Bürgerkrieges in meine Städte werfen,
Ihr sollt sie züchtigen mit schwerer Hand,
Die Sinkenden mit ihrem Herzblut taufen,
Und Gottes Rache schütten über sie.

Edeline.

Mein Vater! Flotho ist dein Sohn, dein Blut,
Erbarmen für den Irrenden, Erbarmen!
Der Mittler hat den Feinden einst vergeben,
Und Sanftmuth haucht die reine Christuslehre.
Nur Milde sänftiget den stolzen Muth,
Und der Gewalt setzt er Gewalt entgegen.

Inguo.

Der Ausgang steht in Gottes weiser Lenkung,
Ich bin gefaßt auf jedes Schreckliche.
Mein Haar ist weiß und meine Knochen morsch,
Die Zeit des Wirkens mir nur karg gemessen,
Doch will ich männlich wandeln in den Stürmen,
Die mich umtoben, als ein Christ und Fürst.
Jetzt hat der Vater aufgehört zu seyn,
Und nur der Richter darf am Stuhl erscheinen,
Den ihm ein Gott gesetzt auf dieser Erde.

Edeline.

Dem Reuigen wird auch dort eben Gnade.

Inguo.

Der Schöpfer prüft die Herzen seiner Kinder,
Wir können nach den Thaten nur bestimmen.

Albin (eilt bestürzt herein).
Die Slaven zieh'n heran in hellen Haufen,
Schon hallen ihre Hörner von den Bergen.
Der Herold hatte kaum die Burg verlassen,
Als blitzesschnell auf allen Felsenkuppen
Das Fehdezeichen flackernd sich entzundeu;
Von allen Seiten rasseln ihre Schilde,
Und in die Nacht ertönt der Feinde Heulen,
Die Wachen haben sich zurückgezogen,
Und ordnen sich um ihre Fahnen her.
Des Grafen deutsche Wappner haben sich
In einen Harst gedrängt, und rufen laut
Nach ihrem Führer.

Inguo.
O die braven Deutschen!

Walderich.
Ich muß dem Feinde kräftig schnell begegnen,
Um seinen ersten Anfall abzuschlagen.
Wir treffen uns am Wasserthore wieder.
Lebt wohl! lebt wohl! der Augenblick gebietet,
Wir müssen scheiden. — Seid getrost ihr Lieben!
Wir steh'n in Gottes Macht.

Edeline und Ada (umfassen ihn weinend).
Er sei mit dir!

Walderich.
Das Kreuz wird steh'n, so lang' die Erde schwebt,
In diesem Zeichen lebt auch unser Hoffen,
Und sei denn gegen uns die Hölle offen,
Der fürchtet nichts, der nach dem Guten strebt.

(Geht eilig ab.)

Inguo.
Sind die Silanen aufgerufen?

Albin (traurig).
Herr!
Sie haben sich mit Retumar vereinigt,
Und steh'n in ihrer Brüder Waffenreih'n
Uns drohend gegenüber.

Inguo.
Was! auch diese?
O feiles, feiles, undankbares Volk!

Albin.
Prinz Flotho soll sie führen.

Edeline (aufschreiend).
Brich mein Herz!
Wie kannst du noch den Vatermörder lieben?

Ada.
Komm, Schwester! komm! hier ist es dumpf und schwül,
Laß uns hinab in die Kapelle wallen,
Damit der ungeheure Schmerz sich löse
In stiller Andacht vor des Höchsten Auge,
Das gnädig auf den Schwachen niederstrahlt.
Die Zweifel schwinden im Gebete gern.

Inguo.
Geht, Kinder! geht! Es naht die bange Stunde,
Wo sich der Mensch dem Göttlichen entfremdet
Und nur dem Triebe seiner Thierheit fröhnt.

(Hörner- und Waffenruf von außen.)

Horch auf! Horch auf! das ist der Ruf des Sohnes,
Der seines greisen Vaters Leben fordert.
Ha, Fluch dir, Fluch! du Ausgearteter!

Neunte Scene.

Vorige. Tomitz.

Tomitz (stürzt blutend herein).
Sie kommen, Fürst! Sie kommen!

Inguo (reißt sein Schwert heraus).
Auf! — Entgegen!

Tomitz.
Zu spät, wir sind umzingelt! rettet euch!
Der deutsche Graf ist selber im Gedränge,
Die Slaven prellen an das Wasserthor
Mit stürmender Gewalt; indessen dort
Am Walle schon die Schaaren uns're Mauern
Lautjohlend übersteigen und den Rücken
Des tapfern Deutschen tückisch jetzt bedrohen.

Inguo (rennt fort).
Hinaus zu ihm!

Edeline (gräßlich kalt).
Wir wollen sterben, Ada!

Ada.
Verzweifle nicht an Gottes Versehung!

Albin.
Ich will euch edle Frauen! sicher leiten
Durch Nacht und Schrecken aus der Feinde Schwarm.
Folgt mir getrost.

Ada.
Wohin? o sprich, wohin?

Albin.
Durch einen Erdengang zur Gruft des nahen Klosters,
Und durch das Solfeld nach den Waldungen
Und Hochgebirgen uns'rer deutschen Mark.

Ada.
Und Inguo? —

Albin.
Wird uns folgen, wenn die Noth
Den letzten Weg zur Selbsterhaltung zeigt.

Edeline.
Umsonst! Umsonst!

(Wildes Schlachtgetöse, das sich immer mehr nähert.)

Albin.

Hört ihr die Feinde tosen?

Ada.

Mein Balderich! wo weilst du mein Geliebter?

Tomitz.

An dieser heil'gen Schwelle will ich sterben.
(Stellt sich mit gezücktem Schwert an den Eingang.)

Ada.

Wir sind verloren!

Edeline (sich auf einmal stolz emporrichtend).
Wird sind freie Weiber!
Wer darf es wagen Hand an uns zu legen?

Ada (sie verwundert anstarrend).
Ich fasse dich nicht mehr!

Edeline.

Ich bin mir selbst
Gegeben im entscheidenden Momente,
Das Uebermaß der Leiden tödtet nicht,
Wie Freude tödten kann. Es schwillt die Kraft,
Wenn alle Schranken endlich niederbrechen,
Und aus dem müden Körper tritt der Geist
Hervor in seines Wesens Göttlichkeit;
Ich fliehe nicht! die zarte Tugend steht
Erhaben vor dem Laster da, und siegt.

Ada.

Dein Auge leuchtet wie im Sonnenglanz.

Edeline.

Die Wahrheit flammt dem düstern Wahn entgegen,
Und spricht sich aus in muthiger Erhebung.
(Zu Albin und Tomitz.)
Leg't eure Waffen ab! ihr sollt mir nicht
Die Tobenden zu neuer Schandthat eifen;
Was nützet Widerstand bei diesem Schwalle,
Der euch erdrückt im wüthenden Gemenge?
Wozu des Blutes, das vergebens strömt.

Albin (übergibt sein Schwert an Edeline.)
Ich will es nur in eure Hände legen.

Tomitz.

Der Tod nur kann mir diese Waffen nehmen, —
Wohl mag es besser der Verstand bestimmen,
Was hier zu thun sei, oder was zu lassen;
Ich kann nicht klügeln, wo die Pflicht befiehlt.
Beginnet, was euch weise dünkt und Recht,
Ich muß hinaus an meines Fürsten Seite,
Zu siegen, oder ruhmgekrönt zu fallen.
(Eilt hinaus, das Getümmel vermehrt sich.)

Ada (am Fenster, mit steigender Angst).
Die Slaven siegen — un'sre Wachen fallen,
Ein kleiner Haufe hält sich noch allein
Am Thore fechtend.

Edeline.

Das ist Balderich.

Ada.

Er wird hinweg gedrängt — die Feinde stürzen
Mit lautem Jubel gegen diese Pfalz.
O steht uns bei, ihr Heiligen des Himmels!

Edeline.

Verzage nicht, wir haben nichts zu sorgen;
Uns schützt die Frauenwürde vor Mißhandlung,
Und frei sind wir, sobald wir sterben können.
Wer fesselt uns, wenn noch der freie Geist
Die Kraft zu wollen hat.
(Geschrei von außen).

Ada.

Hörst du sie johlen!
Ein wildes Sieg'sgeschrei durchbraust die Luft.
Ich sehe meinen Balderich nicht mehr —
Er ist gefallen! Weh! er ist gefallen!

Albin (der zum Fenster tritt).
Dort unten — dort, wo hell die Fackeln sprühen,
Am Adlerplatze schlagen sie wie Löwen.
Die deutschen Reiter sind's, in ihrer Mitte
Fürst Inguo und der Ritter hoch zu Rosse.

Ada.

Sie weichen —

Albin.

Uebermannt, doch langsam nur.

Edeline.

(Steht seitwärts mit einem großen Gedanken beschäftigt, aufrecht und still, Albin's Schwert an den Boden gestemmt, das Auge himmelwärts gerichtet. — Außen tobt furchtbarer Lärm).

Ada.

Das Thor wird aufgesprengt —
(fliegt vom Fenster weg).

Albin.

Gott sei mit uns!

Edeline (ohne Bewegung noch, stark und feierlich).
O senke dich herab auf mich du Klarheit,
Die uns des Lebens dunkle Bahn erhellt,
Der Schleier reißt, und jede Hülle fällt
Im Morgenstrahl der ungetrübten Wahrheit;
Begeist're mich o Gott! zum schönsten Siege,
Daß ich in diesem Kampfe nicht erliege.

(Fortsetzung folgt.)

Von der östlichen Grenze.

(Reisevorschläge — Köttelach — Eisenbahn — Guttenstein — Speiktogel und Lavantthal.)

Wer immer Kärnten als Naturfreund oder Forscher besuchen will, betrete es nicht auf der langweiligen Landstraße, oder als Reisender im geschlossenen Wagen; Alpenländer,

wie eben dasselbe, bieten aber desto größere Reize, je mehr man diese ihre Eigenthümlichkeit beachtet. So rathen wir alsa eigentlichen Touristen, welche Kärnten von Osten her betreten, die Geenze desselben mit der Kante der Koralpe zu überschreiten, dem van Cilli Kommenden abee die Parthie über Sulzbach, hl. Geist und Kappel. (welche Schreiber dieser Zeilen var Jahren einmal in diesen Blättern beschrieben) oder durch das Schalthal und über Schwarzenbach, worüber einmal hier schan ein Bericht zu lesen war, oder die heut angedeutete von Windischgratz nach Guttenstein — ist dann einmal die Eisenbahn fertig: durch das Drauthal aufwärts fort, dem klassischen Boden dreier Hauptstädte — Virunum, St. Veit und Klagenfurt — zu.

Wer zugleich als Alterthümler (aber nicht des Schachers wegen) in der Richtung reist, dem bietet die Straße von Celeja bis Collatione, d. h. Windischgraz schon großes Interesse, nach mehr dem Landschaftsmaler; frei aber van solchen Belüamernissen schlendert der Student, Taurist, und derlei kummerloses Volk herum, man sieht sich in den Thälern um, besteigt hier allenfalls den Bacher, um eine schöne, oder den Ursulaberg, um eine interessante Aussicht zu haben und wendet sich dann — um nach Kärnten zu kommen — van da nardwestlich einem engen Thale zu, das stark besucht und belebt, kaum einen Zweifel übrig läßt, daß hier eine wichtige Verbindungslinie sein müsse. Kleinere Grundbesitzer arbeiten meist unter der Woche oder wie es die Zeit zuläßt, in Siele, Liescha, Prävali und kehren zeitweise wieder zum häuslichen Herde zurück; andere Wanderer benützen diese Wege a s kürzeste Verbindung zwischen Kärnten und dem Mißlingthale, und die Bewohner der Gemeinde Verche und Selnutz kommen und gehen hier ex offo zum aber vam Bezirksamte Windischgraz.

Nach kaum zwei Wegstunden, die durch eine ungemein malerische Anmuth der Gegend nach verkürzt werden, erblickt man den Kirchthurm des Pfarrdorfs Köttelach und betritt die Landesgrenze, die durch zwei einfache Pfähle mit Ortschaftstafeln bezeichnet ist.

Es mag hier am Platze sein, einen häufigen Fehler der Aufschriften derselben zu rügen. Heißt es: „Land Kärnten, Gemeinde X." und dergl., so soll es auch z. B. Bezirk „St. Paul" heißen, wenn aber statt Letzterem „k. k. Bezirksamt" St. Paul, sa erfordert die Courtoisie auch varaus „k. k. Statthalterei für Kärnten zu Klagenfurt" u. s. w. —? Es dürfte dieß auch Andern, nicht nur Touristen oder Grammatikern, auffallen. —

Wir kehren wieder nach Köttelach zurück und bedauern, keinen Künstler bei der Hand zu haben, der uns das Bild skizzirt; die netten Häuser um den spitzigen Kirchthurm, die belebten Aecker und Wiesen um dieselben biethen eben so ein Muster des Lieblichen und des Lebens, als die senkrechten kahlen Wände des Ursnlaberges im nahen Hintergrunde ein Bild des strengen Ernstes und ernster Majestät; dazu eine schöne Morgen- oder Abendbeleuchtung würde jedem Engländer das bekannte: Goddam, es ist sa schön, wie in der Schweiz! — herauslocken. Köttelach (St. Margareth) gehört als Pfarre zum Patronate St. Martin bei Windischgraz, alsa früher zu Görz und einst sammt der ganzen Gegend zu Aquileja; viel mehr aber weiß die Chranik sammt allen Historikern von hier nicht zu erzählen. Bei der Bedeutendheit der römischen Ansiedlung in Windischgraz, wovon schon einmal in diesen Blätteen die Rede war, dürfte ein Saumweg auch hier schon aus uralter Zeit her bestanden haben, aber Alles ist und bleibt noch Vermuthung, bis Aquileja oder Udine ihre Archive uns öffnen. Dem Naturfreunde und Tauristen, dem solche Betrachtungen natürlich sehr langweilig sind, auch wenn alle Urkunden sammt Staub schon hier liegen, zieht es wieder weiter und nach kaum einer Wegstunde, wieder durch wunderliebliche Partien, betritt man Guttenstein, dessen alterthümlicher Kirchthurm schon lange einer entsprechenden Bedachnng entgegen sieht, indem sonst wenig mehr an den großen verheerenden Brand 1854 erinnert. Hier führte der Zufall den Schreiber dieser Zeilen mit ein paar Fremden zusammen, die anch nur des Vergnügens wegen reisten, aber auch Bildnng und Interesse für Land und Leute zeigten.

Die kärntnerische Gemüthlichkeit ersetzt die Annehmlichkeiten eines hôtel garni und der Erbpächter der Intelligenz von der Spree geht zu öfteren hinaus, um sich die jottvolle Jejend zu besehen, die er sich jar nich hier vermuthet hätte; er merkt gar nicht den Abgang der Butterbämchen und begnügt sich mit einfacher Kost, freut sich nach Prävali und meint, es könne gar nicht schöner mehr werden! Wir sehen ein buntscheckig Volk beim nahen Eisenbahnbaue beschäftigt; „ey sagen sie mir mahl doch, wa wird hier der Bahnhof sein?" — „nun weiter oben" — „ah ja, in Prävali?" — auch nicht! man hat für salche Verhälnisse ein unseliges Mittelding erfunden, ein juste milieu, welches wenigstens doch kein so schlechtes Ende nimmt, wie das Louis Filipp's, wenn es anch vom Anfange an schon so unhaltbar erscheint wie jenes (und allenfalls das gegenwärtige System in Frankreich —wie der Preuße bemerkte). „Hol' der Gugguk Eure Politik!" meint der andere Tourist und fragt: „Wo wird denn nun im Ernste der Bahnhof hier werden?" — Eben nun, weil er nicht hier wird und nicht in Prävali, sondern in Maria am See (Pfarrdorf), also die Guttensteiner und Prävalianer in Pfarrdorf zusammen kommen müssen und natürlich dann (bei Regen oder Schnee, besudelt und beschmirt u. s. w.) sich wieder trennen werden, um hin zu gehen, wo sie hergekommen, sind wir auf jene Staatsweisheit verfallen, die in der Mitte geht und nach rechts und links kokettirt! „Aber Maria am See ist doch auch ein schöner Punkt?" Allerdings, aber weniger doch eine Station werth, als die Genannten!

Was nun insbesanders den Eisenbahnreisenden betrifft, dürfte er nicht leicht durch Anmuth eines Thales sa überrascht werden, wie eben hier, er mag von Westen her den Homberger-Tunel verlassend, den rauchenden Werkstätten von Prävali vorüber es betreten, wo ihm Guttenstein mit Streiteben und Gamsenegg entgegen blickt, während im Südosten die grünen Alpenweiden des Bachers aus der benachbarten Steiermark schon Grüße zuwinken, aber er mag von Osten kommend und dieß bei Drauburg verlassend, im wildromantischen Mieß-Thale aufwärts eben dessen Erweiterung hier betreten und sich an den himmelanstrebenden, oft Schnee-bedeckten Felswänden des Ursulaberges und der Petzen erbauen, ein Anblick, der hundertmal genossen und empfunden, aber nie beschrieben werden kann!

Eben weil wir im Thale sind, das einst ein See bedeckt haben soll, was der Naturforscher und Geograf auch bestätigen dürfte, wollen wir uns Etwas in selbem umsehen, wozu wohl mehr gehören würde, als der Raum dieser Zeilen; allein es genüge bei Prävali, als Schöpfung der Neuzeit, an einen Mann zu erinneen, dessen Andenken überall, wo er lebte und wirkte, in ehrenvoller Erinnernng steht, August E. von Rosthorn. Mehr haben diese Blätter davon schon vor einigen Jahren berichtet; es genüge zu sagen, daß, wenn beide genannten Pfarrkirchen (Maria am See und Guttenstein) auch in artistischer Hinsicht ahne Werth, desta mehr für den Alterthümler sind; der Hochaltar steht unmittelbar unter dem

Thurmgewölbe, daher auch die Thürme selbst unverhältnißmäßig breit, was eben nicht häufig vorkömmt. Beide sind doppelschiffige Kirchen mit Säulen. Besonders interessant erscheinen die mehreren Grabsteine in der Kirche zu Guttenstein, wo mit Rekonstituirung der Pfarre 1861 ein Gedenkbuch angelegt wurde (veranlaßt durch die hier vielverdiente Tschebull-Familie), und eben so interessant bleibt für den Geognosten der Name und die Sage von Maria am See; doch auch darüber brachten schon diese Blätter einst nähere Kunde, daher diese Andeutungen genügen mögen — das Thal selbst muß aber gesehen werden!

Der von Nordost Kommende hat es jetzt auch leicht mit Benützung der von Graz ausgehenden Köflacher-Bahn, er mag sich vom letztgenannten Orte auf den Stellwagen setzen oder die eigenen Beine schon bei Krems einspannen, wo ein Fußweg direkte in die Pak führt; aber auch von hier aus benützt der echte Tourist, Breitenegg bei Seite lassend, einen abkürzenden Fußsteig nach Waldenstein; langweilig allerdings geht es nun bis St. Gertrud längst der Lavant hinab; dafür entschädiget ihn eine Fülle von Parthieen auf einmal im Anblicke des unteren Lavantthales.

Wer gedachte Eisenbahn aber schon früher (Libech, Söding) verläßt und wieder die Stainzer- oder Landsberger-Stellwägen benützen will, kömmt so am bequemsten auf die Coralpe, wohin sich zur Sommerszeit stets Reisende einfinden. Wie ganz anders ist's doch jetzt für Touristen, als vor Jahren, wo diese Verbindungslinien noch so spärlich besucht, und den Speikkogel bestiegen zu haben, für ein Ereigniß galt!

Auch für Unterkunft ist überall gesorgt und der Reisende fühlt sich überall bald zu Hause! Für einen so besuchten Punkt, wie dieser Speikkogel jedoch bleibt allerdings noch viel zu wünschen übrig und der geistige Genuß muß für den leiblichen entschädigen; wer aber einmal auf der Kante dort gestanden und selbst gesehen, gibt die Erinnerung gewiß um Vieles nicht hin und solcher Genuß erhebt den Geist nach Jahren wieder!

Man betritt von dort aus hinab das Lavantthal oder, der Kante südlich entlang, das Drauthal; überall findet der Naturfreund Genüsse in seiner Art, für Andere aber sind diese Zeilen nicht geschrieben! —

J. C. H.

Das heilige Panier.

Legende von Renatus Münster.

Eine große Rotte Wilder
  Stürmt in eine Kirche ein,
Reißt herab die heil'gen Bilder,
  Um sie teuflisch zu entweih'n;
Plündert wüthend die Altäre,
  Und mit tobendem Geschrei
Schändet sie dann Gottes Ehre
  Ohne Furcht und ohne Scheu.

Andacht übte g'rad die Menge
  Mit dem Priester am Altar
Sieh' da stürzt aus dem Gedränge
  Einer von der frommen Schaar,
Und erfaßt mit Heldenmuthe
  Kühn das heil'ge Kreuz, das roth,
Dampfend von frisch quill'ndem Blute,
  Einen mächt'gen Anblick both.

Und erstarrt von Schreck und Grauen
  War gelähmt der Wilden Kraft,
Als ein Wunder anzuschauen:
  Wie Gott jeden Frevel straft.
Und als Zeichen sollt' es gelten,
  Daß der Herr die Kirche schützt,
Die für alle Zeit und Welten
  Ihren treuen Dienern nützt.

Geschicklichkeit der Kreuzspinne.

Obschon ich früher hundertfache Gelegenheit hatte, das Netz der Kreuzspinne (Epeira diadema) und die Geschicklichkeit zu bewundern, mit der sie die vorhandenen Räumlichkeiten und Anheftungspunkte zur Anlegung ihres Netzes jedesmal zweckmäßig zu benützen wußte, so ist mir doch vorher noch niemals ein so großartig und originell angelegtes zu Gesicht gekommen, als am 16. Juli d. J. Besagtes Radnetz war in einem Fichtengehölze über einen Fahrweg gespannt, und zeigte folgenden künstlichen Bau:

In etwa vier Fuß Höhe zur rechten Seite des Weges war an der äußersten Spitze eines Fichtenbaumes der Anknüpfungspunkt für einen unteren Faden angebracht, dem zur linken Seite in beiläufig drei Fuß Erhebung über den Boden ein anderer an einem kleinen Bäumchen gegenüber lag. Die Länge dieses Fadens war circa acht Schuh. Beinahe parallel oder besser gesagt, kongruent mit ihm spannte sich in drei bis vier Fuß Höhe ober ihm ein zweiter, etwa 38 bis 42 Fuß langer Faden, welcher rechtseitig an dem gleichen Bäumchen wie der untere, linksseitig aber an einem ziemlich hohen Fichtenbaume in etwa drei Klafter Erhöhung über den Waldboden befestigt war. Das untere Seil hatte die nämliche Bestimmung wie bei einem Seiltänzer, der in schwindelnder Höhe mit seiner aequilibristischen Stange über ein starkes Tau geht, die rechts und links davon auslaufenden Seile haben: es diente lediglich nur zur Spannung des oberen Seiles, welches gleichsam als schwebende Brücke frei in den Lüften hing. Zur größeren Sicherheit war es noch überdieß mit einigen Nebenfäden an anderen Zweigen der vorher erwähnten zwei Bäume befestiget. In der Mitte dieses Seiles nun, gerade ober dem Fahrwege, wo allerlei Mücken und Schnacken umherschwärmten, ging das eigentliche Verbindungs- oder Spannungsseil zum obern langen Faden hinauf, um demselben gegen den Windstoß mehr Widerstandskraft zu verleihen, und zum kunstvollen Baue des Netzes das Seinige mit beizutragen. Denn in der Entfernung eines Fußes unter dem höheren Seile ging von dem Verbindungsfaden zur rechten Seite schief ein anderer Faden aus, mit den benannten zwei Fäden ein Dreieck bildend, und darin war nun die eigentliche Fliegenfalle, das Radnetz angelegt. Gerade war ich im rechten Momente angekommen, als die Spinne sich an einem Faden vom oberen Seile herabließ, um denselben als zweites Span-

nungsseil an ein kleines Bäumchen zu knüpfen. Es mochte ihr die ungeheure Länge des oberen Seiles mit nur einem Verbindungsfaden doch wohl nicht recht geheuer scheinen. Bei meiner Annäherung schwang sie sich augenblicklich wieder in die Höhe, indem sie dieses Gespinnst mit ihren Füßen aufhaspelte und dann das weiße Knäuel zwischen ihren Beinen hielt. In etlichen Sekunden war sie beim obeeen Seile wieder angelangt und setzte diesem Seile entlang ihren Weg fort. Weil sie aber nur wenige Fuß über meinem Kopfe ihre akrobatischen Künste entwickelte, so hatte ich die beste Gelegenheit, ihr genauer dabei zuzusehen, wie sie ihren Gang über die schwebende Brücke eigentlich bewerkstellige. Sie that es folgendermaßen. Der hinterste linkseitige Fuß griff fortwährend in das Seil ein, ohne es jemals loszulassen, während der rechtseitige frei und unbeweglich in die Luft hing. Ihr Körper hing natürlich nach unten. Mit den Klauen der drei andern Paar Vorderfüße (die Spinnen haben bekanntlich vier Paar Füße) griff sie abwechselnd und taktmäßig in den Faden ein, in einem regelmäßigen Tempo ihren schweren rundlichen Köeper nach sich ziehend. Auf diese Art und Weise rutschte sie schnell nach dem Faden fort und war bald bei ihrem Netze angelangt. Absichtlich zerrte ich nun etwas unsanft an dem vorher erwähnten vertikalen Spannungsseile, wodurch Netz und schwebende Brücke in die größte Gefahr gerieth, von einander gerissen zu werden. Schnell jedoch begriff die Spinne meine Absicht, denn ohne Säumen zerriß sie selbst und freiwillig das Verbindungsseil und flog nun mit einem plötzlichen Ruck, wie ein abgeschossener Pfeil, zur Höhe, hielt tapfer im Sattel, obgleich jetzt, nach Loslassung des Spannungsseiles, der obere Faden viel höher als früher war, und retirirte dann so eilig als möglich längs des Seiles zum gegenüberstehenden rettenden Baume. Nimmt man nun die Länge einer solchen Kreuzspinne zu einen Zoll und die Höhe, in welcher sie ihre seiltänzerischen Künste entfaltete, zu 12 Fuß = 144 Zoll an, so gibt dieß dasselbe Verhältniß, als wenn ein 6 Schuh messender Seiltänzer in der fürchterlichen Höhe der doppelten Stefansthurmlänge in Wien an einem horizontal gespannten Seile mit gekreuzten Armen und Beinen und herabhängendem Körper mit größter Sicherheit sich fortbewegen wollte.

Schließlich dringt sich noch die Feage auf: sind alle Handlungen, welche die geflügelten und flügellosen Insekten oder auch wohl andere Thiere unternehmen, rein nur auf Rechnung des sogenannten Instinktes oder Kunsttriebes zu setzen, auch dann, wenn sie in außergewöhnliche Verhältnisse veesetzt, ganz zweckmäßig und entsprechend der Lage handeln, oder muß man ihnen doch eine Art von Berechnung und Ueberlegung, also auch einen, wenn auch mindern, Grad von Verstandeskraft znerkennen? Vielfache und mit größter Genauigkeit angestellte Beobachtungen über das Thun und Treiben der Thiere, besonders gewisser Gattungen derselben, welche deutlich einen höhern Kunstsinn verrathen, würden wohl auch diese Feage endlich zum definitiven Abschluß bringen.

R. K.

Eine Sternennacht.

Wenn hoch der blaue Dom sich wölbt
Und golden blinken Sterne,
Im irren Flug Phaläne schwebt,
Weil' ich im Dunkeln gerne!
Die Blüthen nicken traulich zu,
Der Bäume Blätter wispeln,
Was lebend — liegt in tiefer Ruh',
Nur Lüfte losend lispeln!

Und hoch am weiten Horizont
Die Sterne freundlich winken!
Vor Allem, was dort ruhig thront,
Möcht' betend hin ich sinken!
Ich blick' hinauf, und grüß' euch dann
In meines Abends Stille,
Und staune, wie auf ew'ger Bahn
Sie leitet Gottes Wille!

Und näher — näher schwebt's heran!
Ich grüß' Euch, treue Freunde!
In Schmerz und Freud' blick' himmelan
Mein Trost ihr war't im Leide!
Schon glänzt Ariadne's Edelstein
In ihrer Fürsten-Krone
Und Wega's Leyer, hell und rein,
Erglänzt am hohen Dome!

Nach Süden zieht der prächt'ge Schwann
Fern ab dem kalten Norden;
Der stolze Aar — das Füllen, dann
Der Schlange weiter Bogen!
Schon ging zur Ruh' das Zwillingspaar,
Mit ihm der wilde Jäger!
Oft sah's mit seinen Augen klar
Des Köchers muth'gen Träger.

Und blitzet mir Antares Licht
Im hellen Strahlen-Glanze,
In dem sich Demants Feuer bricht
Im weiten Sternen-Kranze:
Da zieht es mich hinauf mit Macht,
Entrückt der Erde Sorgen,
Und möchte dann in stiller Nacht
Dort beten — bis zum Morgen!

Rosa von Tannenwald.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Zweiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 19. Sonnabend, den 20. September 1862.

Jugno.

Dramatisches Gedicht, von Johann G. Fellinger.

(Fortsetzung von Nro. 18.)

Zehnte Scene.

Edeline. Ada. Albin. Flotho. Servan. Wallo. Slaven.

(Stürmen herein.)

Flotho (auf sie zu).
Da ist sie — Edeline!

Edeline.
Weich' Verräther!

(Streckt ihm das Schwert vor.)

Ada (sich an ihre Kniee schmiegend).
Seid menschlich! — Schont — o schont der Schwergebeugten!

Flotho (wirft den Helm ab).
Erkennst du mich? Geliebte! Flotho ruft,
Dein Flotho, der für dich nur athmet.

Edeline (mit gebietender Würde).
Halt!
Wo ist dein Vater?

Flotho (schäumend).
Frag' die Hölle Weib!
Was greifst du mir so wüthig in die Wunde?

Wallo.
Er ist entkommen mit den deutschen Reitern;
Sie zogen fechtend sich zum Thor herab,
Und suchten — doch vergebens — durchzubrechen,
Wir warfen immer weiter sie zurück.
Da schrie der Herzog dreimal grimmig auf
Und — fortgerissen von den Flüchtigen,
Verschwand er in der weiten Mitternacht.

Edeline.
Vom Sohn' gejagt in Elend und Verzweiflung.
Ha! Mörder!

Flotho.
Welch' ein gräßliches Willkommen!

Wallo (rauh und finster zu Edeline).
Ich bitte, mäßigt euch und reizet nicht
Den Mann zur schändenden Gewaltthat auf.

Edeline.
Verächtlicher Gehilfe des Rebellen!
Was brüstest du mit deiner Mannheit dich,
Die du geschändet hast durch feige That.
Hinweg! mit dir hat Edeline nichts.
Zu diesem laßt mich reden, finst're Männer.

Flotho.
Soll ich vergeh'n in namenlosen Leiden?
Willst du Geliebte! die mir alles war,
Um die ich alles wagte, mich verwerfen?
Bin ich vor dir so schrecklich klein geworden,
Daß du vor meinen Edeln mich erniedrigst?
Ich mußte ja, was rechtlich war, vollenden,
Und mich und meinen Schmerz und meine Liebe
Der Freiheit und dem Glauben meiner Väter
Als Opfer bringen, um es zu erreichen,
Was mir der Ahnen Stimme laut geboth.
O Christin! sei doch menschlich gegen mich!

Edeline.
Soll meine Liebe das Verbrechen theilen,
Das deinen Ruf der Schande preisgegeben?
Geh hin! — geh hin! und führe deinen Vater
Zurück in das entweihte Heiligthum,
Sei wieder Sohn und wasche deine Sünde
Durch Christi Taufe wieder von der Seele,
Dann will ich liebend suchen zu vergessen,
Was dich entehrt hat vor den Zeitgenossen.

Wallo (faßt sie an).
Weib! bist du rasend!

Flotho (schleudert ihn grimmig zurück).
Sie ist mein! Zurück!
Wer sie berührt, der büßt es mit dem Leben.

Edeline (auf Ada zeigend, die sich ängstlich an sie schmiegt).
Laß die Prinzessin ungehindert zieh'n.

Flotho.
Ich führe gegen Weiber keine Waffen.
Sie ist so frei, als du! — Gebt Raum ihr Krieger!

Die Slaven (öffnen ihre Reihen ehrerbietig zum Ausgang).

Edeline (geht).

Ich danke dir!

Flotho.

So willst du mich verlassen —
In dieser Ungewißheit mich verlassen?

Edeline.

Dem Reinigen sei reicher Lohn gewährt.
Leb' wohl! (sie gehen.)

Flotho.

Und du gehst wirklich Edeline?

Edeline.

Vor Gottes Heiligthum dich zu beweinen.

Flotho.

Verwirfst du mich?

Edeline.

Um Gott und um die Tugend.

Flotho.

Bin ich nichts — so gar nichts mehr?

Edeline (etwas schwankend).

Ein Todter,
Um den ich trauern werde bis zum Grabe.

Flotho
(reißt sie heftig an sich — küßt sie — dann reißt er sich stürmisch los).

So zieh' denn hin!

Edeline.

Auf Wiederseh'n dort oben.
(Schwankt von Albin und Ada unterstützt ab.)

Wallo.

Sie darf nicht fort.

Flotho.

Wer wagt es so zu sprechen?

Wallo.

Die Klugheit will, daß sie als Geisel bleibe
Für ihren Bruder, den Verwegenen,
Der uns're besten Leute niederschlug.

Flotho.

Sie hat mein Wort.

Wallo.

Zu vorschnell gabst du es.

Flotho.

Ich will es so! — Genug!

Servan (murmelnd für sich).

Tyrannenwille!
Der Löwe läßt die Klauen zeitig spüren.

Eilfte Scene.

Vorige. Raymar.

Raymar.

Ich habe sie geseh'n!

Flotho.

Wir sind geschieden,
Auf ewig durch die Glaubenswuth getrennt.
So fahr' denn hin, du süße Menschlichkeit,
Die mich nur elend macht und unbeständig,
Ich will ein Marmorbild in diesen Sälen,
Ein kalter Richter stehn im Fürstenhaus',
Und ohne Thränen fremde Thaten wiegen.
So will ich einsam geh'n durch's öde Leben,
Bis mich Marzana zu den Todten wirft.
Fahr' hin du Traum der gold'nen Jugendzeit,
Ich habe für die Blüthen meines Frühlings,
Für alle süßen Freuden nichts gewonnen
Als eine Krone, die mich blutig drückt.

Raymar.

Mein Freund und Fürst!

Wallo.

Sei männlich und gerecht.

Raymar.

Wir lieben dich wie Kinder —

Wallo.

Laß die Zeit
Den Balsam dir auf diese Wunde träufeln.

Servan.

Es ist noch viel zu thun; die Stunden drängen,
Und Inguo steht noch frei und mächtig da.

Flotho.

Was willst du? Blutiger! soll ich den Greis
Ins Elend jagen ohne Rath und Hilfe?

Servan.

Er schwöre der Regentschaft ab und wandle
Dann ungekränkt nach seinem Lieblingssitz',
Und werde, was er früher war, ein Bürger.

Flotho.

So sei es! Brecht noch heute auf, ihm nach.

Wallo.

Sogleich.

(Geht ab.)

Servan.

Wenn Inguo schwört, so darf der Kaiser
Dem Sohne wohl das Leben nicht verweigern,
Und ruhig endet das gewagte Spiel.

Flotho (der immer wieder in Träumereien versinkt).

Soll ich das Diadem, das blutbefleckte,
Mir um die fluchbelad'ne Scheitel winden?
Der Thron erschüttert unter meinen Füßen,
Und Sühne heischt es heulend um mich her.

Raymar (winkt den andern, sie senken sich auf die Kniee).
Wir huldigen dem Herzog Flotho!

Alle (laut durcheinander jubelnd).
Heil
Dem Herzog Flotho! Heil und Glück und Segen!

Servan (höhnisch für sich).
Die feilen Buben! die sich heuchelnd beugen
Vor einem Götzen, den ihr Wahnsinn schuf.

Flotho.
Mein Raymar! Freunde! Brüder! Laßet ab!
Ich darf nicht greifen nach des Vaters Krone.

Alle.
Sei unser Herzog! Heil und Segen dir!

Flotho (mit dem Ausdrucke des tiefsten Leidens zu Raymar).
Was gilt mir eine Krone ohne Sie?
O laß mich sterben an der treuen Brust,
Die meinen Schmerz versteht! (umfaßt ihn.)

Raymar (drückt ihn bewegt an sich).
Mein Held!
Mein Bruder!

Alle (sich umherdrängend).
Herzog Flotho! Heil dir! Heil!

Der Vorhang rollt rasch herab.

Vierter Akt.

Dichte Wildniß bei Ostrowitza.

(Rechts vorn eine von Gesträuch überwachsene Felsenhöhle, links eine Anhöhe mit den Trümmern einer Rugewits-Säule. — Morgendämmerung.)

Erste Scene.

Inguo. Werdomir. Ada. Edeline.

Inguo
(schläft zwischen dem Gesteine, sein Schwert neben sich).

Ada und Edeline
(knieen auf der Anhöhe in stiller Andacht.)

Werdomir
(steht, auf einen Speer gestützt, neben Inguo).
Du armer Greis! dich hat dein Herzenssohn
Auf diesen Stein gebettet, und die Krone
Vom Silberhaar' gerissen, das in Gram erbleicht.
Das war es also, was die düstern Menschen
Gebrütet haben in der Mitternacht,
Vergiftet haben sie das Herz des Sohnes,
Und seinen Heldensinn zur Wuth empört;
In seiner Seele lag nicht der Gedanke,
Der seinen schönen Jugendlauf umschwärzt.
Wohl ahnete ich der nahe Ausbruch mir,
Und brausende Gewitter sah ich kommen,
Doch diese That hat jenem edlen Flotho
Mein Herz nicht zugetraut.

Edeline (sich erhebend).
Der warme Hauch der Schöpfung weht mich an,
Es regt das frische Leben sich im Thal
Und in der wunden Brust, — die Lerche jubelt
Mir Tröstung zu in ihrem Lobgesang,
Die Blumen öffnen sich dem lauhen Strahl'
Und meine Sinne sich der leisen Hoffnung.

Ada.
Es ist denn doch ein edler Mann, dein Flotho!
In seines Wesens höchster Regung hat
Er uns geehrt mit zarter Menschlichkeit.
Er durfte das erzwingen, was du ihm
Mit strenger Kraft versagtest.

Edeline.
Wie? Erzwingen?
In meiner Hand lag schneller Tod und Freiheit.

Ada.
Du bist so plötzlich männlich stark geworden,
Daß ich das sanfte Mädchen nicht erkenne.

Edeline.
Der höchste Schmerz spannt auch die höchste Kraft.

Ada.
Doch liebst du ihn?

Edeline.
Wie meine Seligkeit.

Ada.
O nein, so liebst du nicht wie Ada liebt.

Edeline.
Ich kann für den Geliebten lächelnd sterben.

Ada.
Doch deine Jugendbilder kannst du nicht
Dem Herzen opfern, das für dich nur schlägt.
Vergib! ich muß es endlich dir erklären,
Was mich so innig für dein Schicksal faßt.
Der Glaube, den ich liebend abgeschworen,
War mir nicht minder werth durch die Gestalten
Der freundlichen Gewohnheit und der Jugend,
Als dir die Lehre Jesu heilig ist,
Und dennoch tadelst du den feurigen
An große Bilder früh gewohnten Mann,
Daß er sich nicht von einer Sekte trenne,
Die ihm ehrwürdig muß geworden seyn
Durch eingesogene, verjährte Meinungen.
Was deinen Geist erhebt in Gotteslehre,
Dieß fühlt auch er in seinem Innersten.
O sei nicht hart, wo Fehlen so verzeihlich,
Und wo so leicht und rasch die Irrung ist.

Edeline (mit Extase.)
Ich hab' es streng gelobt und halte fest,
Was ich als Ueberzeugung anerkannt;
Die sanfte Lehre nur der Menschenbildung
Sei der Vernunft und dem Gefühl gegeben,

Um aus der Erde blutgetünchten Fluren
Die rohe Macht und Willkühr zu verbannen.
Ich weihte mich der reinen Weltbetrachtung,
Und in den Stunden der Entzückung fand
Ich Gottes Wort und Gottes Kraft in mir,
Die mich in dieses Daseyns Stürmen hält
Und stärkt, und mich erhöht aus meiner Tiefe.

Ada.

Doch Flotho —

Edeline.

Laß die Todten friedlich ruhen.
Mir ist er früh gestorben.

Ada.

Frevle nicht
Mit der Empfindung, die dich einst beherrschte,
Denn furchtbar rächet die Verläugnung sich.

Edeline.

O gib mir Thränen, diesen süßen Thau
Der Menschheit für verwelkte Wonneblüthen.
In mir ist's öde, nur der Glaube spricht
Mit leiser Tröstung noch zum kranken Geiste.

Werdomir.

Er regt sich! Er erwacht!

Edeline (fliegt hinab).

Mein guter Vater!

Ada.

Die Sonne wecke dich zu bessern Tagen.

Inguo (erhebt sich matt und düster).

Der Schlummer hat mich nicht erquickt, und hämisch
Spielt selbst der Traum um diese müden Sinne.
Mein Sohn! mein Sohn! was hat der Greis verbrochen,
Daß du solch Elend häufest auf sein Haupt?

Edeline.

In seiner Unschuld litt der Welterlöser,
Und nur den Guten prüfet Gottes Finger.

Inguo.

Ich bin ein Christ und murre nicht zu Gott,
Für meinen Glauben will ich muthig dulden,
Doch hier und dort das Kind, das heißgeliebte,
So schrecklich zu verlieren, das ist hart.

Werdomir.

Die finstern Slaven haben ihn umgarnet,
Ein heller Augenblick wird euch vergüten
Was ihr für Gott und Wahrheit habt gelitten.

Inguo.

O meine Hoffnungen! o meine holden Träume!

Edeline.

Im Grabe schweigt der Wünsche Wechselspiel.

Inguo.

Du armes Mädchen! Auch an dir hat Flotho
Sich schwer vergangen.

Edeline.

Ich vergab ihm ja.

Werdomir.

Ihr werdet wieder gehen in das Haus
Der Kärntnerfürsten, werdet wieder steh'n
In eurer Hoheit ungetrübtem Glanze,
Wenn sich der erste Taumel hat gelegt
Und Flotho ruhig zur Besinnung kömmt.
Doch — höret mich! Verschmäht nicht meine Rede,
Die aus der wichtigsten Erfahrung quillt:
Verspotte nicht der Heimath alte Sitte,
Reiß' an dem alternden Gebäude nicht,
Und leise nur versuch' zu untergraben,
Was deinem schönern Bau' die Aussicht nimmt;
Der Mensch verzeiht nie die Gewalt,
Geschmeichelt will er für sein Opfer seyn,
Und nur allmählig fällt der Vorzeit Tempel.

Inguo.

Dein Rath ist weise, doch nur für den Jüngling,
Der noch des Jahres Ernte hoffen darf;
Ich bin ein greiser Mann und muß das Werk
Mit rascher Eile zur Vollendung treiben,
Wenn ich vollendet es noch schauen will.
Der Gärtner darf nicht säumen, wenn er sich
Die Frucht erziehen will aus Keim und Blüthe;
Wenn auch der Sturm von dem Gebirge rauscht,
Er muß mit Sorgfalt seiner Pflanzen warten,
Und freudig grünt empor sein Frühlingsgarten.

Werdomir.

Dein Sohn war schon als Kind entfernt von dir,
In seiner großen Seele mußten sich
Die Heldenbilder uns'rer Vorwelt formen,
Er sog den Stoff zu dieser Wahnsinnsthat
Schon früh aus den Umgebungen in sich.
Der Jüngling will kein Unrecht stumm ertragen,
Und gegen die Geduld bäumt sich die Kraft,
Der alte Glaube, dem er soll entsagen,
Ist Glaube seiner tiefen Leidenschaft.

Inguo.

Du thust mir weh', doch Wahrheit liegt in dem,
Was du mir ohne Schonung gegenredest.

Edeline.

So nimm auch du den Fluch von deines Sohnes Haupt.

Ada.

Die nächste Stunde führt den Reuigen
Vielleicht zu deinen Füßen.

Inguo.

Gott erleuchte
Des Irrenden Verstand.

Werdomir.

Die Wahrheit siegt,
Und aus den Wolken bricht das reine Licht.

Inguo.

Wo ist mein wack'rer Graf?

Edeline.

Er ging hinauf
Mit seinen Treuen in die nahen Alpen,
Das deutsche Hirtenvolk, das unverderbte
Zu deinem Schutze aufzurufen.

Inguo (sehr bewegt).

Meine Christen,
Und meine Kinder, die ich mir erzog!
Sie werden ihren Fürsten nicht verlassen.

Werdomir.

Ich habe meinen Sohn, den braven Alwig,
Ihm als Geleitsmann beigegeben.

Inguo.

Alter!
Dein Fürst beneidet dich um Vaterglück.

Werdomir.

Was Flotho auch im Taumel unternommen,
Es war für den Begriff des alten Recht's,
Das seiner Seele sich in einer Stunde
Der Ueberspannung schnell bemeistert hat;
Der Kopf im Widerspruche mit dem Herzen
Hat Großes wohl erdacht, doch nicht erreicht,
Weil das Gefühl den werdenden Gedanken,
Der nicht in seiner Wärme sich entwickelt,
In seinen Tiefen bald ersticken läßt.

Edeline.

Er war noch Flotho, selbst in dem Verbrechen
Ein edler Mensch.

Ada.

Er ehrte Frauenwürde,
Und sein erhöhter Muth geboth dem Sturme,
Der schäumend uns umbrauste.

Inguo (mit hohem Schmerze).

Flotho! Flotho!
Was könntest du mir sein als Held und Christ!

Edeline.

Wir werden ihn einst jenseits wiederfinden,
Entlastet von der Menschheit trüben Mängeln;
Denn aus dem Grabe schwebt der reine Geist
Zur ewigen Verklärung siegend auf.

Inguo.

Mein Name wird erlöschen bei den Enkeln,
Und meine Saaten werden fruchtlos sterben.

Edeline.

**Das Wort, das heilige, kann nicht vergehen,
Es lebet fort in stiller Wirksamkeit,
Und größer nur im steten Wechselstreit
Wird Gottes Kirche immerdar bestehen.
Das Wort wird That, die That, ein Zeitenschwung,
Macht jede Folge stündlich wieder jung.**

Inguo

Erhabene! Wie soll ich dich erreichen?
Des Mannes Kraft zeigt sich in kühner That,
Im Geiste webt des Weibes Hoheit fort.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

(Dr. Mathias Lexer's kärntisches Wörterbuch. Mit einem Anhange: Weihnachtspiele und Lieder aus Kärnten. Leipzig, Hirzel, 1862, XVIII. und 340 S. Hochquart. *)

Der Oesterreicher, der sein Vaterland liebt und jedes Zeichen gesunden geistigen Lebens mit Freude begrüßt, muß mit Genugthuung bemerken, daß immer mehr seiner Landsleute unter die Ringer auf dem Felde der Wissenschaften treten. Das sind die Früchte jener Unterrichtsreform, die 1849/50 ins Leben trat, welche die geistigen Schranken Oesterreichs gegen Deutschland beseitigte und die schlummernden Kräfte weckte. Die Gegner des deutschen Geistes, die Separatisten, die Finsterlinge wollen freilich dieser Reform an die Wurzel, und traurig genug ist, daß sie es nicht selten unter dem Beifalle von Männern thun, die im übrigen nicht mit ihnen gehen, die aber im Unklaren über die Grundsätze der echt humanen Bildung leben. Je sicherer die österreichischen Zustände sich gestalten, je bewußter die Deutschen ihrer Abstammung sich fühlen, je mehr unter den übrigen Völkern des Kaiserstaates ruhige Ueberlegung die blinde Leidenschaft verdrängen wird, um so fester wird man sich aller Seiten an jene Reform halten, die wahrlich nicht ihre Früchte nur in den Schulzimmern hat, sondern in die politische Stellung Oesterreichs eingreift.

Man kann die Wissenschaften in allgemeine und nationale theilen. Die letzteren behandeln die mannigfachen Lebensäußerungen der einzelnen Völker und sind geschichtlich und philosophisch. Oesterreichs vielgliedriger Staatsleib bietet den reichsten Stoff für die nationalen Studien; hie und da legte man bereits Hand an die lockende Arbeit. Von namentlicher Bedeutung sind die Forschungen über die Sprache und die Mundarten, denn sie geben die Grundlage, so wie eine Fülle an Stoff für alle übrigen Theile dieser Volkswissenschaft. Viel ist schon darüber geschrieben, ich selbst habe in meinem Buche „Ueber deutsche Dialektforschung" (Wien 1853) darüber gehandelt und darf ohne Anmaßung sagen, daß meine persönliche Anregung und meine eigenen Arbeiten in diesem Fache für Oesterreich Früchte trugen. Ich darf das kärntische Wörterbuch von Dr. Lexer, dem diese Anzeige gilt, darunter rechnen.

Ueber die Entstehung seines Buches, über sein eigenes Geschick gibt Dr. M. Lexer, gegenwärtig in Nürnberg, in der Vorrede Nachricht. Es liegt ein Stück Geschichte des österreichischen Unterrichtswesens darin; der Kommentar dazu

*) Wir entnehmen die Besprechung dieses uns zunächst angehenden Werkes aus der „Wiener Zeitung" — und behalten ausnahmsweise in diesem Aufsatze die Schreibweise: kärntisch bei. A. d. R.

würde lehrreich und für einige Persönlichkeiten von eigenthümlicher Beleuchtung werden.

Bei der Bearbeitung des kärntischen Wortschatzes ging Lexer wie billig und recht von der Mundart seines heimischen Lesachthales aus, die sich überdies durch verhältnißmäßige Reinheit des Lautstandes empfahl. Durch manche Beihilfe einiger Landsleute, durch eine Reise sodann in mehreren kärntischen Gegenden, welche ihm das k. k. Unterrichtsministerium durch eine besondere Unterstützung möglich machte, und wobei auch Bibliotheken und Archive benützt wurden, gelang es ihm, einen großen Reichthum an Stoff zu sammeln. In Berlin, auf einem ungarischen Schlosse, in Nürnberg endlich bearbeitete Lexer denselben; durch eine dankenswerthe Bewilligung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, welche schon mehr als einen Beitrag zur Kunde der deutschen Mundarten zu Tage förderte, war es ihm möglich das Buch der Oeffentlichkeit zu übergeben. Schmeller's grammatische und lexikale Arbeiten über den bairischen Dialekt waren sein Vorbild, denn wer sich mit deutscher Sprache und Sitte beschäftigt, hat sein Leben lang bei diesem großen Meister in die Schule zu gehen.

Das deutsche K ä r n t e n gehört zu dem bairischen Sprachgebiete, ein kärntisches Wörterbuch verzeichnet daher größtentheils Wörter, die vom Lech bis nach Ungarn hinein geläufig sind. Nächste Verwandtschaft hat die kärntische Mundart mit der steirischen, Salzburger, österreichischen; sie besitzt aber auch ihre Eigenthümlichkeiten und bei ihr wie bei der steirischen kommt manches Besondere aus dem Slavischen. Abgesehen von solchen speziellen Bestandtheilen in Form und in Bedeutung ist jedes Idiotikon eines Landes dadurch von Werth, daß es den sprachlichen Besitz verzeichnet, gleichwie die Flora einer Gegend dem Botaniker auch dann wichtig ist, wenn sie keine Pflanze enthält, die nicht sonst in der Nähe wüchse. Vollständigkeit ist bei allen solchen Sammlungen nur bedingt zu erreichen; hat doch Schmeller zu seinem vier Bände starken baierischen Wörterbuche die umfassendsten Nachträge hinterlassen, die leider in der Münchener Bibliothek vergraben scheinen.

Die Anordnung des Wörterbuches, dem eine gedrängte Uebersicht der kärntischen Lautverhältnisse vorausgeht, ist alphabetisch nach schriftdeutschem Stamme. Die Worte selbst sind aber in der mundartlichen Gestalt, die Lesachthaler voran, angesetzt. Nach Angabe der Bedeutung folgen die Nachweise des Vorkommens in den anderen deutschen Dialekten und nicht selten Anführungen aus alten Dichtern, wobei hie und da Beiträge zum mittelhochdeutschen Wörterbuche abfallen, man vergleiche vederungel 6, geislitze 112, reide 206, seinen (senden) 231, stranzen 234. Das Etymologische fordert nicht selten zu kurzen Untersuchungen, die verständig und gründlich geführt werden, auf; vergl. u. a. râm 203, dess 58, icht 147, lui 157, si 232. Der Herr Verfasser beweist darin ganz entschieden, daß er mit der deutschen Grammatik tüchtig vertraut ist und auf dem Standpunkte der Gegenwart selbstständige Untersuchungen zu machen versteht.

Mit den Worten wurden die Sachen, wo es nöthig ist, vereinigt und dadurch Beiträge zur Sittenkunde Kärntens geliefert; man sehe z. B. Kranzlabend, Maie, Stein, Weichenpusch. Auch für die Schnaderhüpfel-Literatur und die Kinderreime ist Vieles aus dem Wörterbuche zu erheben. Die trockene Wortfolge erhält dadurch Farbe und Wärme; die mundartlichen Forschungen ziehen ja daraus einen besonderen Reiz, daß sie in dem Strome der Natur und des Naturmenschen baden.

Ein Anhang bringt einige Weihnachtspiele und eine Anzahl Weihnachtlieder, wodurch Ergänzungen und weitere Beiträge zu meiner im Jahre 1853 erschienenen Sammlung kommen, für welche Herr Lexer schon ein fleißiger Sammler gewesen war. Mein Urtheil könnte parteiisch erscheinen, da mir das Buch gewidmet ist. Ich glaube aber in voller Gerechtigkeit zu sprechen, wenn ich die mit Liebe unternommene und ausgeführte saubere und reichhaltige Arbeit allen empfehle, die für deutsche Sprache und Sitte Herz und Auge besitzen, namentlich aber den Landsleuten Lexers. Möge es ihm selbst vergönnt werden, in seinem Vaterlande seine Studien fortzusetzen und seine Kraft demselben zu widmen.

Kiel. Dr. K. Weinhold.

Nachklänge.

1.

Diesen Weg bin ich gezogen
Mit geliebten Frauen,
Alle Liebesgötter flogen
Ueber diesen Auen.

Arglos war und ungezwungen
Lieb' der Lieb' begegnet;
Fester war kein Band geschlungen,
Frommer kein's gesegnet.

Ach! die Augen sind verlodert,
Die mein Herz durchdrangen,
Und die Arme sind vermodert,
Die mich treu umschlangen!

2.

Ja damals! das war gute Zeit!
Die Parze spann das Fädchen —
Sie spann es so golden, so gleich und so weich,
Und lustig schwirrte das Rädchen.

Du fragst mich, was mein Herz erschreckt?
Ich seh' den Flachs sich verwirren,
Das Rädchen stockt, die Alte seufzt
Und ich höre die Scheere klirren.

Julius von der Traun.

Auch eine romanische Baute.

Die Stadtpfarrkirche in St. Veit.

Unter die vielen Baudenkmäler, wie wir sie aus allen Jahrhunderten in Kärnten finden, welche den Geist der Forschung stets lebendig erhalten und vielfaches Interesse bieten, nimmt die Pfarrkirche in St. Veit nicht den letzten Platz ein.

Da sie bisher unbeachtet blieb, will ich eine kurze Schilderung derselben versuchen.

Ueber die Zeit ihrer Gründung schweigen alle Urkunden, nur die Sage weiß davon zu berichten. Das Thalbecken am Flußgebiethe der Glan, wo jetzt St. Veit mit seinen alterthümlichen Ringmauern und Wartthürmen steht, war vor einem Jahrtausende noch mit Sümpfen u. Folengebüschen bedeckt, eine öde Wildniß, in die höchstens zuweilen der Weidmann sich verirrte. Die beutesüchtigen Ungarn durchstreiften damals nach ihrem Rückzuge aus Italien verheerend das Land. Da soll Rathold, der Anführer der Carantaner, als er mit seiner kleinen, aber muthigen Schaar dem Feinde entgegenzog, das Gelübde gemacht haben, falls er siege, an dem Ort, wo die Schlacht sich entscheidet, eine Kirche zu bauen. Die feindliche Uebermacht erlag in der Gegend, wo die Wiemitz in die Glan sich mündet, den siegreichen Waffen der Carantaner. Es war am Osterabende um das Jahr 901. — Dem Gelübde gemäß ließ nun Rathold die dichte Waldung lichten und begann den Bau einer Kapelle, zu Ehren des hl. Vitus, des Volksheiligen der Slaven, der ihm im Traume siegverheißend erschienen war. So entstand St. Veit am Foln (in der Folen). *)

Um diese Kapelle ließen sich bald Ansiedler nieder und die allmählich sich gestaltende Ortschaft erhielt von ihr den Namen St. Veit. So die Sage.

Ob und wo diese Kapelle gestanden, wird sich nicht leicht mehr stichhältig nachweisen lassen. Nach Hohenauer soll sie im dermaligen Friedhofe gestanden haben und erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts abgetragen worden sein.**) Jedoch ist es bei dem Umstande, daß diese Kapelle dem hl. Johann geweiht und, wie mir ein Augenzeuge versicherte, im gothischen Style gebaut war, also einer viel späteren Zeit angehört haben mag, eher zu vermuthen, daß das von Rathold gebaute Gotteshaus an der Stelle des heutigen stand und in der Folge der Zeit erweitert und umgebaut wurde.

Sei dem wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß die Pfarrkirche in St. Veit bereits schon in der ersten Häfte des 12. Jahrhunderts bestanden hat. In einem Spruchbriefe vom Jahre 1131, in welchem Erzbischof Konrad von Salzburg die Grenze des Gurker Sprengels bestimmt, kommt St. Veit schon als Markt vor***), in damaliger Zeit schon ein bedeutender Ort; und bei einem Markte, zu einer Zeit wo das Christenthum in Kärnten allgemein eingeführt war, wird man auch, ohne einen Fehlschluß zu machen eine Kirche voraussetzen müssen. Jedenfalls war ihre ursprüngliche Anlage romanisch; Beweis dafür ist der maßive Unterbau und das noch gut erhaltene, herrliche Portale an der Westfaçade der Kirche.

Es besteht aus zwei Säulenreihen mit Kapitälern, mit Blätterknäufen, die von außen nach innen sich verengend, in Rundstäben sich fortsetzen und mit den zwischen diesen und den Säulen, hervortretenden, durch Hohlkehlen abgestumpften, im Vordergrund mit Laubwerk geschmückten Kanten die Thorhalle im Halbzirkel überwölben. Die Kapitäler sind von besonderer Schönheit, schade daß sie so dicht übertüncht sind und die zarten Formen nur stellenweise durchschimmern lassen.

*) Fr. v. Ankershofen, Handbuch der Geschichte von Kärnten, B. II. 333 und kärntn. Zeitschrift, V. B. 48. Hermann's S. Veit.

**) F. L. Hohenauer's kurze Kirchengeschichte von Kärnten. Pag. 277.

***) Kärntn. Zeitschrift. V. Bd. Pag. 55. Hermann's St. Veit.

Das Bogenfeld zeigt das einfache Kuppelornament ohne Relief. Man sieht, daß die Thorflügel nur eingepaßt sind, wobei von den Säulenknäufen ein beträchtlicher Theil abgemeißelt wurde. Die Basis des Portals ist verschüttet; vermuthlich geschah dies bei einer der vielen Ueberschwemmungen, von welchen St. Veit in früheren Zeiten heimgesucht wurde. Der Wasserstand bei einer solchen durch den aus dem Folengraben oberhalb St. Veit hervorbrechenden Mühlbach verursachten Ueberschwemmung, von der die Volkstradition gar Manches zu erzählen weiß, soll ein nächst dem Feldkirchener-Thor eingemauerter Stein andeuten, woran die Jahreszahl 1557, und die Worte „Jesus spes nostra" zu lesen sind.

Ueber dem Portale erblickt man neben einem Radfenster ohne Maßwerk einen Römerstein, einen Retor auf der Rostra vorstellend, den das Volk für den hl. Vitus hält, wie er in dem mit siedendem Oehl gefüllten Kessel den Martirertod erleidet.

Wann diese romanische Baute, die nach dem Portale zu schließen, großartig war, zu Grunde ging, läßt sich nicht ermitteln, da hier alle diesbezüglichen Urkunden fehlen.

Das Gotteshaus, wie es dermalen besteht, ist im gothischen Style gehalten und scheint ein Bau aus dem 15. Jahrhunderte zu sein. An der Westfaçade erkennt man noch deutlich, wo der Neubau an die ursprünglichen Ueberreste sich anlehnt.

Um die Kirche zieht sich ein breiter Sockel. An der Nord- und Ostseite erheben sich kräftige Strebepfeiler als Gewölbwiderlage, an deren einem ein eigenthümlicher, ein gothisches Häuschen vorstellender Weihbronstein angebracht ist.

Das Innere der Kirche besteht aus einem Mittelschiffe und zwei bedeutend niedriger gehaltenen Seitenschiffen, die vom ersteren durch massive viereckige Pfeiler getrennt sind. Die an diesen hervortretenden schlanken Säulenbündel, an die sich die über das hohe Gewölbe des Langschiffes sich verzweigenden Gurtbogen stützen, haben statt der Kapitäler einfache Wulste oder aneinander gereihte Menschenköpfe. Die Säulenbündel an den vier mittleren Pfeilern sind durch zierliche Nischen unterbrochen, zur Aufstellung der vier Evangelisten, die jedoch fehlen.

Die Arkaden und die Fensteröffnungen der Seitenschiffe sind rund abgeschlossen, nur die Fenster der Apsis haben den Spitzbogen.

Sämmtliche Pfeiler sind profilirt und gegen die Seitenschiffe hin durch Kämpfergesimse begrenzt. Die Gurten des linkseitigen Nebenschiffes senken sich in der Wandecke auf einfache, kegelförmig zugespitzte Consolen, an der Wandfläche aber auf Rundsäulen nieder, die auf eckigen, oben abgeschrägten Würfeln ruhen.

An den Schlußsteinen der Kreuzgewölbe finden wir, außer dem gewöhnlichen Handwerkszeichen, das agnus dei mit der Fahne, eine segnende Hand, einen Christuskopf und die ornamentale Rose.

Da ich von der innern Ausschmückung der Kirche spreche, muß ich auch der Altäre gedenken. Unter diesen zeichnet sich der „Schutzmantel-Altar" vor allen andern aus. Er ist ein gutes Schnitzwerk, ein kühn durchgeführter Gedanke. Vier kolossale Männer bilden mit ihren breiten Schultern die Stützpunkte von Consolen, auf welchen zwei Engel stehen, etwas höher in symetrischer Ordnung knieen auf Vorsprüngen der hl. Dominikus und eine Ordensheilige, ihre Augen und ihre Arme zur Himmelskönigin erhoben, die den Mittelpunkt des Altares bildet, und sich mit dem Christuskinde am Arme zu ihnen herabneigt. Ueber die ganze Gruppe wölbt sich ein

Baldachin mit einem faltenreichen, aus Holz geschnitzten, von Engeln emporgehaltenen Mantel. Der ganze Altar ist reich vergoldet, hat jedoch im Laufe der Zeiten, da das Gold matt geworden, viel von seiner ursprünglichen Schönheit verloren.

Der Hochaltar ist ein Werk neuerer Zeit, bei dessen Aufstellung drei spitzbogige Fenster in der rund abgeschlossenen Apsis vermauert wurden. Das Altarbild von der Hand des Klagenfurter Malers Gabriel, stellt den hl. Vitus auf einer Wolke über der Stadt schwebend vor.

Zunächst dem romanischen Portale befindet sich ein Weihbronstein, dessen Fuß ein Bruchstück einer römischen Säule mit Laubwerk zu sein scheint. Beachtenswerth ist noch die über sechs Fuß hohe, aus einem Stücke gemeißelte Marienstatue, auf einer Console an der Südwand der Kirche.

Noch habe ich eine Kapelle zu erwähnen, die Niklas Gleismüller, ein reicher St. Veiter Bürger, dessen aus Erz gegossenes Grabmonument an der Südwand nächst dem Florian-Altar sich befindet*), im Jahre 1465 zum rechtseitigen Seitenschiffe als drittes mit dem übrigen Raume der Kirche durch Arkadenbögen in Verbindung stehendes Seitenschiff baute, die jedoch bei dem großen Brande im Jahre 1829 am 10. Juni derart beschädiget wurde, daß ihre vollständige Abtragung nothwendig war. Viele gedenken noch mit Schaudern des furchtbaren Unglücks, das die Stadt an jenem verhängnißvollen Tage betroffen.

Es war Nachmittags gegen 4 Uhr, da ertönte die Feuerglocke — eine abgelegene Hütte außerhalb der Stadt in der Weitensfelder Vorstadt brannte lichterloh auf. Ein heftiger Nordwind, der mit rasender Gewalt über die Berge herüber durch's Thal sauste, trieb die Funken und Brände im wilden Gewirre über die Dächer der Stadt hin, daß sie an allen Seiten fast gleichzeitig zu brennen anfing. Man wußte nicht mehr, wohin man sich wenden sollte, um dem weitern Vordringen des Elementes Einhalt zu thun. In einem Zeitraume von einer halben Stunde stand die ganze Stadt, mit Ausnahme weniger Häuser in hellen Flammen, auch die Pfarrkirche wurde davon ergriffen. Der damalige Meßner Joseph Roßbacher eilte im Angesichte der drohenden Gefahr in die Kirche um die werthvolle Monstranze zu retten; als er mit dem Kleinode in der Hand die Sakristeithür wieder erreichte, stürzte die große Glocke aus dem Glockengehäuse des Thurmes, den die Flammen von allen Seiten umzüngelten durch das Kreuzgewölbe der Vierung mitten in die Kirche nieder. Unbeschreiblich ist das Elend und die Noth, die damals in St. Veit herrschte. Längere Zeit stand die Kirche als Ruine da, endlich wurde der Bau mit der Demolirung der Gleißmüller'schen Kapelle begonnen. Die Wandflächen an den breiten Langseiten wurden durchbrochen und Gallerien errichtet, wodurch das Innere der Kirche an Licht und Raum gewann. Die Südfront mußte vom Grund auf neu hergestellt werden. Die Zubauten sind im neuromanisirenden Geschmacke ausgeführt, so daß wir nun in ihr alle Bauformen vertreten finden.*)

Von den vielen geschichtlichen Erinnerungen, die uns beim Eintritt in die Kirche unwillkürlich ins Gedächtniß kommen und uns selbe noch ehrwürdiger machen, will ich nur einige Momente hervorheben.

Schon unter den Sponheimer Herzogen, die in St. Veit residirten, und später unter den Herzogen aus dem Hause Habsburg war sie die Hofkirche und nicht selten der Schauplatz großartiger Festlichkeiten, wobei die Edlen des Landes ihre Pracht entfalteten. So feierte König Friedrich, der am 20. Dezember 1443 mit seinem zahlreichen Gefolge nach St. Veit kam, daselbst das Weihnachtfest.*) Als die Stadt St. Veit aufhörte, Hauptstadt des Landes zu sein, (1520) und Klagenfurt an ihre Stelle trat, wo die Stände dem Landesfürsten eine neue Burg errichteten, erlosch der frühere Glanz in ihren Mauern und aus der ehemaligen Hofkirche wurde nun wieder eine prunklose einfache Pfarrkirche.

F. Franziscí.

*) Anno dom. 1474 ist gestorben am Freitag vor Antonitag der ehrenfeste Niklas Gleismüller der Meister ist gewesen diser Kapelle. Dem Gott Gnad.

**) Ein auf die Restauration nach dem Brande bezügliches Cronografiken am Triumphbogen lautet: AeDes eX InCenDIo restaVratas ornaVerVnt VrbIs CIVes. Von Kaplan Schweighart verfaßt.

*) Heinrich Hermann's Handbuch der Geschichte von Kärnten. I. B. 147.

Ex Ponto.

(Oroviza 1858.)

1.

Ich hab' ein schönes Vaterland —
Sie durften mir's verschließen! —
Wo von der lichten Felsenwand
Die klaren Ströme fließen.

Die Felder grünend angeschmiegt
An Berge still erhaben —
Beim Saumen jener Fluren liegt
Meine schöne Frau begraben.

Es hat mein schönes Vaterland
Das schönste mir genommen,
Ich wink' hinüber mit der Hand —
Dürft' ich hinüber kommen!

O blühe Land, das sie gebar,
Mit Düften und mit Tönen
Sollst heute und immerdar
Ihr heil'ges Grab verschönen.

2.

Oedes Schweigen, Mißbehagen
Ist mein Theil geworden jetzt,
Seit man mich in diese fremden
Lebenskreise hat versetzt.

Guldenwerth, Beamtenwürde,
Sinneslust, gemeiner Tand!
Grausam aufgedrung'ne Heimath —
Fremde Sterne, leeres Land!

Oesterreich, deine klaren Quellen,
Blauen Berge, lautes Thal,
Deine lebensfrohen Menschen
Grüßt mein Herz viel tausendmal!

Grüßt auf altergrauem Kirchhof
Jenes steinbedeckte Grab —
Ach — wann steig' auf holdem Heimweg
Seine Stufen ich hinab?

Julius von der Traun.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Zweiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 20. Sonnabend, den 4. Oktober 1862.

Inguo.

Dramatisches Gedicht, von Johann G. Fellinger.

(Fortsetzung von Nro. 19.)

Zweite Scene.

Vorige. Albin.

Albin (eilt keuchend über die Höhen herab).
Glück auf! Glück auf!

Inguo.
Was bringst du braver Albin?

Albin.
Mich sendet Balderich mit froher Bothschaft.

Ada.
Wann kömmt der Gute?

Edeline.
Hat es ihm gelungen
Die Hirten für den Fürsten zu bewaffnen?

Inguo.
Wo weilt er jetzt?

Werdomir.
O sprich, du Segensbothe.

Albin.
Wir stiegen durch die dichten Kieferforste
Der Berge weiter in die reinen Auen,
Wo reicher Segen zwischen Felsen grünt.
Ein leichter lauer Duft erhob den Busen,
Und weiter ward das Herz in jenen Weiten.
Wir kamen hilfeheischend zu den Sennern,
Und kaum erzählten wir des Fürsten Noth,
So riß der Siedler von der Hüttenwand
Die blanke Axt, den schweren Eisenkolben,
Und schloß sich muthig an den kleinen Zug.

Inguo.
Ein bied'res Volk, und stark wie seine Eichen.

Albin.
Wir schritten immer höher durch die Triften,
Und trafen treue Herzen überall.
Die Alpenhütten senden deine Rächer,
Und bald kehrt Balderich zu schneller Hilfe
Mit einem Christenheere dir zurück.
O Herr! dort oben in den nebellosen
Gebiethen herrscht die unverfälschte Liebe,
Ein reiner Himmel haucht den reinen Odem
In jedes Wesen, das dort oben lebt.
Ich fühle mich so froh, so neugeboren,
Seit ich die Lüfte dort gesogen habe.

Inguo.
Mein guter Albin!

Albin (küßt seine Hand).
Euer bis zum Tode.

Werdomir.
Wann eher kommt der Graf?

Albin.
Noch heute Herr!

Werdomir.
Wohl gut! Wir sind nicht sicher in der Gegend,
Es spuckt um uns von slavischen Rebellen.
Du mußt sogleich hinüber nach Virunum
Und Inguo's nahe Ankunft dort verkünden.
Besorg' uns Pferde, sende sie herüber
Sobald es möglich ist, wir haben Eile,
Und langer Aufenthalt wird hier gefährlich.
Vom Hügel dort kann man die Blößen
Des Waldes ziemlich deutlich überschauen,
Ich will hinauf! du Albin haste dich!
(Geht hinauf).

Albin.
Ich will nicht rasten, bis ich ausgerichtet,
Was mir die schöne Pflicht gebeut. Lebt wohl!
Bis Abends dürf't ihr mich zurück erwarten.

Inguo.
Mein Schutzgeist sey mit dir.

Ada, Edeline.
Leb' wohl! leb' wohl!

Albin (geht links seitwärts ab).

Inguo.
Das Unglück hat doch süße Augenblicke,
Die kaum das höchste Glück uns biethen kann.

Da zeigt die Treue sich so wahr und groß;
Der Mensch erhebt sich mächtig aus dem Staube,
Die herbe Thräne mischt sich mit den Tropfen,
Die uns das weiche Mitgefühl entlackt.
Natur! du bist so allumfassend gut,
Und deine Schrecken werden selbst zur Wohlthat.

Edeline.

Als ich mit meiner Ada heute Nachts
Allein und trauernd zog aus Karneburg,
Da sauste wild der Donner rings im Thale,
Kein Sternlein flimmerte am schwarzen Himmel,
Und in dem Aufruhr aller Elemente
Erstarb der Mädchen schwacher Hilferuf.
Nur Albin hielt noch standhaft aus bei uns,
Und suchte rastlos nach bekannten Stegen,
Um endlich nach Virunum uns zu bringen.
Mir brach das Herz, die müden Sinne schwanden,
Bewußtlos sank ich im Gebüsche nieder
Und Ada schrie verzagend in die Nacht.
Da, sieh! da schmettert es im Strahl herab,
Wir taumelten, und lichterloh erbrannte
Die Eiche bei der Hütte Werdamir's.
Wir fanden uns im rothen Flammenschimmer,
Und Gottes Vorsicht zeigte mir den Weg
Durch Sturm und Graus zu dir.

Inguo.

Der Zufall hat
Wohl eine höhere Bedeutung.

Edeline.

Vater!
Ich kann nicht Zufall nennen, was so richtig
Aus einer unbekannten Ordnung sprießt.

Werdomir

(gibt eben Zeichen des Schreckens von sich — späht dann wieder rechts hinaus).

Ada.

Ich überlasse mich dem Schicksal sorgenlos,
Denn überall sieht Gott auf mich hernieder
Aus seines Himmels ungetrübtem Blau,
Und überall sind Blumen, die uns duften,
Am Felsensteg wie auf dem Wiesenpfad,
Die ich zum Lebenskranze pflücken darf.
Was soll ich zweifeln an der hohen Allmacht,
Die bis zum Tode mir so gütig ist.

Werdomir (ruft herab).

Verbergt euch schnell! Ich sehe Slavenhorden,
Sie streifen näher — Schnell! Um Gotteswillen!
Verbergt euch in die Felsenhöhle dort,
Ich bleibe hier, bis sie vorüberzieh'n.

Inguo.

So muß ich mit des Waldes Thieren hausen,
Weil mich mein undankbares Volk verstoßt?
Kommt denn, ihr Gute! kommt mit mir zu Grabe.

(Sie eilen in die Felsenhöhle, deren Eingang sich unter den Sträuchern versteckt).

Werdomir.

Sie sammeln sich — sie suchen weiter — Wahrlich!
Das ist auf unsern Inguo abgesehen.
Jetzt nimmt der Wald sie auf — sie dringen näher.
Nun, treues Herz! nun poche nicht zu laut.

(Verbirgt sich auf der Anhöhe hinter den Ruinen).

(Lange Pause).

Stimme Servan's (von Außen).

Haut durch! — Hier geht ein Waldweg oben hin.

Wallo's Stimme.

Ich finde mich — das führt nach Ostrowitza.

(Man hört Axtschläge, und endlich brechen die Folgenden durch das Gebüsch.)

Dritte Scene.

Vorige. Servan. Wallo. Luvo. Krieger.

Servan.

Der Pfad erstreckt sich durch die Thäler fort
Bis nach Virunum.

Wallo.

Sollte wohl der Alte
Dahin geflüchtet seyn?

Servan.

Das ist zu fürchten.
Wir müssen hier sehr rasch zu Werke geh'n,
Weil sonst sein Anhang täglich sich vermehrt.
Die deutschen Bauern hängen fest an ihm,
Und schon hat Retumar mit einem Haufen
Der tollen Senner sich herumgeschlagen.

Wallo.

Der Graf von Eberstein ist in den Alpen,
Er hat sein Heerhorn laut erschallen lassen,
Und alles läuft ihm von den Bergen zu.

Servan.

Wir sind in einer Falle, wenn uns nicht
Der Fang am alten Inguo noch gelingt.

Wallo.

Wird Flotha sich der That erfrechen wollen?

Servan.

Der weiche Schwindler? Nein, wahrhaftig nein!

Wallo.

Du wirst doch nicht —

Servan.

Ich werde was ich soll!
Virunum wird erstürmt, der Alte fällt;
Dann mag der Schwärmer heulen über mich,
Nur was geschehen soll ist fürchterlich,
Vollendung muß den Siegeskranz uns winden,
Und das Geschehene wird angestaunt.

Wallo.
Hier ist es kühl und still, — die Arbeit hat
Mich matt gemacht. — Laß uns ein wenig lagern.

Servan.
Ich bin's zufrieden. Ruht ihr Kampfgenossen!
Wir haben einen weiten Zug vor uns.

(Alle lagern sich in verschiedenen Gruppen umher.)

Wallo.
Wo weilt der Prinz?

Servan.
Er hält am Fuß des Berges
Mit seiner Reiterschaar.

Wallo.
Wo will er hin?

Servan.
Er denkt die Grenzen an der obern Mark
Zu decken gegen Kaiser Ludewig,
Bis Inguo der Regierung hat entsagt,
Und die Vermittler freie Bahne machen.

Wallo.
Mich ärgert nur, daß wir so leicht die Geiseln,
Die Weiber uns entschlüpfen ließen.

Servan (grimmig.)
Narren!
Verblüffte Narren sind wir all' gewesen.
Was konnte Balderich, der dreiste Deutsche,
Beginnen, wenn der Kopf des Schwesterchens
Der Preis des abgekauften Rückzug's war?
Wenn jeder Stoß der schütternden Balliste
Das Herz der Schwester traf?

Wallo.
Wir waren Thoren!
Und Flotho ein verliebter Jungfernschranze.
Durch Schaden wird man klug.

Servan.
Ein alter Spruch,
Der sich vor allen andern hat bewährt.

Wallo (unmuthig.)
Die Galle tritt mir in das heiße Blut
Durch deinen Spott. He, Kriegsgefährten! singt!
Singt mir den Unmuth weg aus dem Gemüthe.
(Wirft sich auf das Moos hin.)

Servan.
Mich dürstet! Hole Wasser, braver Luvo!
Dort an dem Felsen plätschert eine Quelle.

Luvo
(geht suchend gegen die Höhle durch das Gesträuch umher).

Die Slaven (beginnen ihren Gesang).

Zwei Stimmen.
Wohl auf! Wohl an! das Roß gezäumt!
Es geht hinaus zur Schlacht!
Du hast geliebelt — hast geträumt —
Herauf aus deiner Nacht.
Dein Name schweigt noch ungenannt,
Frisch auf! und mach' dich ruhmbekannt.

Chor.
Nur wo sich die Wogen des Lebens zerschlagen,
Da gilt es das rühmliche Leben zu wagen,
Da ist auch das Glück an den Kühnen gebannt.

Zwei Stimmen.
Was trotzt der Feind auf seinen Gott?
Perkunos' Donner braust,
Der Sieger glänzt im Morgenroth,
Und seine Lanze saust!
Dir saust, o Feind! der Tod ins Herz,
Und sey der Busen auch von Erz.

Chor.
Hinein in die Schaaren, der Kühne ist Meister,
Bald ruft euch Perkunos zum Mahle der Geister,
Die Freuden sind ewig, und kurz ist der Schmerz.

Zwei Stimmen.
Noch quillt uns freundlich überall
Der Erde Freudenborn,
So leeret denn zum Abschiedsmahl
Das methgefüllte Horn,
Genießt, was euch der Morgen bringt,
Und wenn es seyn muß: Schlagt und singt.

Chor.
Noch heute gesungen und morgen geschlagen,
Wer wird nach der Zukunft, der schweigenden, fragen?
Was rasch ihr beginnet, das, Brüder, gelingt.

Luvo (ist an die Höhle gekommen, sieht die Verborgenen).
Hurrah! Wer da? Wer da?

Inguo (tritt stolz vor).
Ich bin's! dein Herzog.

Werdomir (auf der Anhöhe kreischend).
Sie sind verloren! — Auf! — zu Balderich!
(Entflieht über die Felsenhöhen.)

Servan (der mit allen Uebrigen emporfährt).
Was dort?

Wallo (springt hin).
Was hast du Luvo?

Luvo.
Da seht selbst.

Wallo.
Bei allen Göttern! Inguo.

Servan.
Was? der Herzog?

Inguo (von Edelinen und Ada begleitet kömmt hervor).
Dein Herrscher ist es, der sich hier verbarg
Vor seines Volkes Undank und Verkehrtheit.

*

Servan (mit teuflischer Freude).
Willkommen, Herr! Willkommen Euren Hunden,
Die euch die wunden Füße lecken sollen!
Ihr seht! die Hunde haben böse Zähne,
Sie können beißen, diese kettenfreien,
Verworfnen Hunde, die Euch kriechen mußten.

Edeline.
Dein Silberhaar paßt nicht zu diesem Hohne,
Der Greis im Jugendfehler ist verächtlich,
Wie dieser feile Spott des Uebermuth's.
Es ist dein edler Fürst, zu dem du redest.

Servan.
Ich kenne ja den edlen Fürsten, Gräfin!
Es ist der Mann, der seines Landes Helden
Mit seinen Rüden an die Tröge setzte —
Da sind die Helden hündisch denn geworden
Und wüthig.

Inguo.
Deine Freiheit malet sich
In dieser Laune des verirrten Geistes.

Servan.
So rufe denn zu deinem Christengott,
Und laß dir helfen, wenn er es vermag,
Perkunos donnert über deinem Haupte;
Die Rache heischt ihr Opfermahl von dir.

Edeline.
Erzitt're, wenn der Todtenrichter nah't.

Inguo.
Mein Heiland läßt den Gläubigen nicht sinken,
Ich stehe fest vertrauend unter euch,
Und lache deiner Götzen.

Servan.
Ihnen ist
Dein Leben heimgefallen wie dein Thron.

Wallo (zu Luvo).
Lauf! lauf! sag es den Männern an.

Luvo (eilt fort).
Ich fliege!

Ada.
Ihr Slaven! meines Vaterland's Verwandte!
Ihr wackern Söhne des erhab'nen Stammes!
O hört mich an, — hört einer Fürstin Flehen,
Legt eure Hände nicht an den Gesalbten,
Und ehret in dem Herzog doch den Greisen!
Das Alter ehrt, das makellose Alter,
Damit auch ihr dereinst von Sohn und Enkel
Die gleiche Würdigung empfanget.

Servan (mit hämischer Lache).
Wahrlich!
Die Weiber führen ihre gute Zunge.

Wallo.
Prinzessin! weich' von ihm! Er ist den Göttern
Der Unterwelt geweiht.

Servan.
Hinweg! Hinweg!
(Ergreift Inguo.)

Inguo (zieht sein Schwert).
Zurück, ihr Frevler!

Alle.
Gib dich! gib dich Inguo!
(Umringen Inguo und die Damen.)

Inguo.
Kommt an, wer Muth genug im Herzen trägt,
Den Stahl zuerst mir in die Brust zu tauchen;
Ich sterbe mit den Waffen in der Faust.

Servan.
Ergreift ihn! —

Wallo.
Herzog! reize nicht den Grimm,
Vergebens ist dein Widerstand.

Servan.
Die Hunde
Sie wollen jetzt den grauen Tiger hetzen.

Inguo.
So sey es denn! heran! ihr Hochverräther!

Servan.
Ergreift den Prahler!
(Die Slaven dringen auf Inguo ein).

Edeline (wirft sich vor Inguo hin, ihn eng umschließend).
Nur durch diese Brust
Sollt ihr den Weg zu seinem Herzen finden.

Ada (umfaßt ihn von der andern Seite).
Ermordet mich auf ihm, ihr Meuchelmörder!

Wallo.
Ihr zwingt uns zur Gewaltthat.

Raymar (noch von innen rufend).
Haltet ein!

Servan (für sich grimmig).
Verflucht! Wer hat den Schwärmer hergerufen?

Vierte Scene.

Vorige. Raymar.

Raymar (stürzt athemlos herbei).
Ihr sollt nicht weiter gehen! Flotho folgt
Mir auf der Ferse.

Servan.
Mag er immer kommen!
Hier sprechen wir für unser Eigenrecht.

Raymar.

Wir kennen uns, du Tükischer! wir kennen
Dos Recht der Völker und des Voterlond's,
Und wollen nicht durch Blut die That besudeln,
Die eines freien Stommes würdig war.

Servan.

Dos Leben Inguo's ist ein ollgemeines,
Dem Volk verpfändetes, zu hohes Gut,
Als daß es Einzelnen gebühren sollte,
Zu richten über ihn.

Raymar.

Sein Richter ist
Der neue Herrscher, und — sein eignes Herz.

Inguo.

Wie? Raymar mein Vertheidiger?

Raymar.

Ich hasse
Den Unterdrücker Inguo bis zum Tode,
Der Greis im Unglück hot mein volles Mitleid;
Was du an meinem Volke hast geübt,
Das büßest du in öder Einsomkeit;
Allein dos Haupt des Voters ist mir heilig.

Edeline.

Welch' seltenes Gemisch von Edelmuth
Und Barborei.

Ada.

Ein echter, hoher Slove.

Servan.

Zuviel des gleisenden Geschwötzes schon,
Dos immer weiter uns vom Ziel entfernt.
Greift an ihr Brüder!

Raymar (stellt sich vor Inguo).

Fort! zurück ihr Buben!

Wallo (steckt sein Schwert ein).

Stellt in der Schlacht mich an die Spitze hin,
Dort will ich würgen, wie ein Streiter muß;
Hier will der Arm erlahmen, der sich hebt.

Servan.

So wollt ihr denn das eig'ne Werk zerstäuben?
Wohlan! ich führ' es aus — ich ganz allein.

(Beschluß folgt.)

Am Speik.*)

Die Sonne war dem Aufgang nahe, als wir den Triongulirungspunkt ereichten. Der vielgereiste Tourist, welcher die Schönheit der Natur noch gefaßten Regeln mißt, hätte den Tog vielleicht für einen Ungünstigen erklärt; wir Laien hingegen wurden vom Schauspiele, welches sich uns both, vielleicht mehr ergriffen, als von einer sogenannten günstigen Aussicht. Unter den Fittichen dichter Wolken ruhte die Erde wie ein Küchlein sonst und still; da flüsterte kühler Houch uns ein leises Wort ins Ohr und nun sahen wir des Morgens Purpur sich immer weiter verbreiten und immer heller und heller werden, gleich dem langgezogenen mächtig schwellenden Ton eines Hornes, bis der glühende Feuerball dem dunklen Schooße des Ostens entstieg; da klang es in vollen Akkorden durch die Lüfte und jeder Lichtstrohl tönte mit, wie eine Harfensoite, durch die eine unsichtbare Hand die Finger gleiten läßt; und wie dos zitterte und bebte bis in unsere tiefste Brust — erwachte ollmählig die Erde aus ihren Tränmen und des Lebens Hauch zog über ihre Stirne! Es schüttelten zuerst sich die mächtigen Bergriesen — plötzlich warfen sie die Wolkendecke ab und standen da mit rosigem Antlitz, so thatenfrisch, so jünglingsgrün, daß uns das Herz höher schlug bei diesem Anblicke: das waren die tiefdenkenden Steiner-, die gastlichen Salzburger-Berge, die freundliche Sonalpe; über sie erhob sich in weiter Ferne ein greises Antlitz mit weißem wollenden Barte, ehrwürdig und erhaben, aber Stirne und Wangen rosig gefärbt von jugendlichen Gedanken. — „Dieß der Großvater Glockner!“ hörten wir von mehreren Seiten ausrufen, und die Segensworte, die er aus der Ferne sprach, drangen bis zu uns herüber.

Wir bewunderten dieß Schauspiel und bezeigten dem Altvater unsere Ehrfurcht. Indeß zog die Sonne den neidischen Wolkenschleier, der uns ihren Anblick für kurze Zeit entzogen hotte, zum Theil hinweg und richtete ihren Blick tief in die träumenden Thäler; sieh', wie sich's do plötzlich regt! Alle die Zwerglein und Bergmännchen da unten warfen ungestüm ihre Nebelkappen hinweg und es wimmelte von Kogeln und Kegeln, von Hügeln und Bergleins, ein lustiger Morgenreihen!

Da log nun dos ganze schöne Körntnerland ausgebreitet vor unseren Blicken; um so ergreifender war mir der Anblick, da es in das rauhe Werktagskleid eines wolkichten Himmels eingehüllt war, gleich kräftigen Sehnen und Muskeln; angespannt zu unermüdlichem Schaffen zogen sich die Gebirgsketten durch, ein Zeugniß des urkräftigen deutschen Geistes, der da innewohnt.

Die zunehmende Wärme der rasch emporsteigenden Sonne lud uns ein, wieder gegen Morgen zu schonen; ein gonz anderes Bild entfaltete sich hier unsern Blicken. Weit ausgebreitet lag eine Ebene vor uns, der Nebel, welcher gleich einem Spinnennetze die gonze Gegend überzogen hatte, war zerrissen und haftete nur mehr an einzelnen Stellen in langen silbernen Streifen, welche das Ansehen eines mächtigen Stromes bothen. Nach langen Kämpfen hatte die Sonne den Sieg über

---

*) Von einem jungen Rechtsgelehrten aus Wien, einem gebornen Kärntner, der inzwischen aber zeitweise Istrien, Boten und Ungarn auch seine Heimath nannte, und unlängst mit einer heitern Gesellschaft die Koratpe bestieg.
J. C. H.

die dichten Wolkenschichten errungen und übergoß mit Purpurgluth das ganze Firmament; die Erde strahlte den dunklen Glanz wider und jetzt neigte es sich hinauf und hinab in bräutlicher Sehnsucht und zwei rothe Lippen verschmolzen zu innigen seligen Küssen.

Die Blicke wendend fesselte unsere Aufmerksamkeit ein niedliches Städtchen, wie von einer Laterna magica beleuchtet: es war meine Vaterstadt St. Andrä im schönen Lavantthale. Unverwandt blickte ich hinab, nachdem der Strahlenkranz schon lange vorübergezogen war; welch' reiche Geschichte, seit ich dasselbe verlassen, für mich, aber auch allwärts? mir ward's so tief und still im Herzen, kein Gedanke durfte diese Stimmung stören, nur ein süßes Träumen durchzog meine Seele, wie frommes Morgenglockenläuten. Lange mochte ich so dagestanden seyn. Ein Thautropfen fiel mir auf die Wange, er war glühend heiß.

Die Gesellschaft drängte zum Aufbruch; lachend und singend sprangen wir die Koralpe herab, gleich lustigen Gemsen, und langten nach achtstündigem Marsche heiter und wohlbehalten in Lavamünd an, wo wir im gastlichen Pfarrhof bei meinem einstigen Lehrer freundliche Aufnahme fanden.

Gedichte von Eugen Netlitz.

1. Der letzte Strahl.

Eh' ein Lämpchen ganz verscheidet,
Flackert's auf zum letztenmal,
Eh' der Mensch von hinnen ziehet,
Winkt ihm oft ein Freudenstrahl.

Meines Lebens Lampe brannte
Düster durch gar lange Zeit,
Hab's Verlöschen froh erwartet
In der bittern Einsamkeit.

Nach den finstern Wetterwolken
Hab' ich trübe hingeblickt,
Doch es hat der schwarze Himmel
Keinen Lichtstrahl mir geschickt.

Nach dem Lämpchen sah ich wieder
Auf das matte düst're Licht,
Oft war's nahe dem Erlöschen,
Doch verschied das Lämpchen nicht.

Da erschien ein helles Sternlein,
Sah auf mich so freundlich her,
Da vergaß ich auf mein Lämpchen,
Dacht' an's Sterben nimmermehr.

Guter Stern, du letzte Freude,
Leuchte meinem stillen Pfad,
Der mich führt zur ew'gen Heimath,
Wo kein Nachtgewölk mehr naht.

Guter Stern, es dankt der Sänger
Dir für deinen milden Strahl,
Hast noch einmal ihn erquicket,
Ihn erfreut zum letztenmal.

2. Reich und arm.

Viele haben große Gärten
Mit gar prächt'gen Blumenbeeten,
Achten nicht auf alle Pflänzchen,
Deren manches sie zertreten.

Solche fühlen's nicht, wenn eines
Fällt durch eines Sturmes Wüthen,
Selbst, wenn viele Blumen sterben,
Reich noch bleiben sie an Blüthen.

Doch ich hab' ein einz'ges Blümchen,
'S ist die Summe meiner Freuden,
Nehmt mir dieses und ich werde
Als der ärmste Bettler scheiden.

Geographisches.

Aus den Hochgebirgen von Asien.

Robert von Schlagintweit hat neuerlichst der königlich-baierischen Akademie der Wissenschaften den Entwurf einer allgemeinen Darstellung der hypsometrischen Verhältnisse Indiens und Hochasiens dargelegt. Sie gründet sich theils auf Messungen, welche er selbst im Verein mit seinem Bruder Adolf während ihrer bekannten kühnen Streifzüge in diesen Gebiethen ausgeführt hatte, theils auf solche von anderen Reisenden und auf Höhenbestimmungen, die ihm aus den Archiven des indischen Generalstabes (Great Trigonometrical Survey of India) zur Benützung überlassen wurden.

Diese Darstellung enthält so viele anziehende Nachrichten nebst den rein numerischen Daten, daß sie geeignet erscheinen, von einem größeren Lesekreise, außer jenem, für welchen akademische Schriften bestimmt sind, berücksichtigt zu werden, und wir führen einiges davon an, um die allgemeine Aufmerksamkeit anzuregen.

Was die größten Erhebungen des Terrains in dem Gebirgssysteme von Indien und Ceylon anbelangt, so sind sie nicht bedeutend genug, um die Bewohnbarkeit wegen der damit verbundenen Abnahme der Temperatur auszuschließen. Vielmehr sind seit den ältesten Zeiten die Berggipfel und hohen Plateaus daselbst mit Tempeln und religiösen Denkmälern geziert und werden von einer großen Anzahl Pilger und Fakirs fortwährend besucht. Für Europäer erwies sich sogar die mit der Höhe abnehmende Temperatur als eine der wesentlichsten Bedingungen zu Niederlassungen, und die sogenannten Gesundheitsstationen werden daselbst speziell auf höher gelegenen Punkten errichtet. Der höchste Punkt Indiens, der Dadabétta in den Nilgiris (8640 Fuß) ist beständig von einigen Eingebornen bewohnt *).

*) Zur Verständigung fügen wir bei, daß alle Höhenangaben in englischen Fußen ausgedrückt sind.

Das Gebiet des Himálaya erhebt sich so steil über die Ebenen und auch diese sind schon so hoch, daß Ortschaften unter 1000 Fuß selbst in den niedersten Thalsohlen nur selten vorkommen. Zwischen 5- und 8000 Fuß Höhe ist die Bevölkerung am dichtesten, in dem Rayon von 10.000 Fuß Höhe nehmen aber die Dörfer rasch ab.

Noch merkwürdiger ist die bedeutende allgemeine Erhebung von Thibet, nur in seinem westlichen Theile kommen Dörfer vor, die tiefer als 6000 Fuß liegen. In keiner anderen Region auf der Erde findet man das ganze Jahr hindurch bewohnte Ortschaften in solcher Höhe wie hier. Gewöhnlich sind es buddhistische Klöster, und unter ihnen ist das von 20 Lamas bewohnte Hánle (17.116 Fuß) das höchste. Während die höchst gelegenen Weideplätze in den Alpen kaum über 8000 Fuß hinanreichen, wie z. B. die Ftuhalpe am Findeler Gletscher, werden in Thibet die Schafheerden auf 15- bis 16 000 Fuß hohe Weideplätze getrieben. Die Hirten halten sich hier noch einige Monate im Jahre auf.

Was überhaupt die Verdünnung der Luft anbelangt, bei welcher noch Menschen für kürzere Perioden aushalten können, fanden die Gebrüder Schlagintweit, daß diese Grenze noch weit überschritten werden könne. So gelangten sie bei Ersteigung des Ibi Gamin-Gipfels bis zu einer Höhe von 22.257 Fuß, das ist das Aeußerste, was bei Bergbesteigungen je erreicht wurde. Mehr als drei Fünftel des Gesammtgewichtes der Atmosphäre lagen hier unter ihnen.

Ohne körperliche Anstrengung, mittelst Luftballons werden wohl noch bedeutendere Höhen erreicht, so z. B. von Gay Lussac, der, wie bekannt, auf diese Art 23.030 Fuß hoch empor gelangte. Die Beschwerden, welche die Höhe bedingt, sind Kopfweh, Schwierigkeit zu athmen und oft eine völlige Apathie, die sich selbst bis zu gänzlicher Gleichgiltigkeit gegen jede Gefahr steigert. Ueberraschend ist es, daß, wie Herr Schlagintweit angibt, diese Symptome fast momentan verschwinden, sobald man wieder in tiefere Regionen gelangt.

Die vielen hypsometrischen Angaben, welche die berührte Schrift enthält und auf welche basirend Schlüsse über die geographische Gestalt dieser Länder gezogen wurden, vermögen wir hier nicht zu verfolgen, doch sey es gestattet, aus den Angaben über die durch die Höhe bedingte Grenze des Aufenthaltes von Pflanzen und Thieren noch einiges anzuführen.

Bäume reichen im Himálaya sehr allgemein bis 11.800 Fuß, und etwas tiefer findet man selbst noch ausgedehnte Waldungen. Der Getreidebau reicht in den Andes und im Himálaya auf die gleiche Höhe, in Thibet ist seine Grenze bis 14.700 Fuß; er fällt im Allgemeinen mit den höchsten ständig bewohnten Orten zusammen.

Affen und Tiger sieht man im Himálaya noch bei 11.000 Fuß; die Hunde aber, die beständigen Begleiter der thibetanischen Hirten, folgen ihnen selbst über Pässe von 18.000 Fuß Höhe ohne scheinbare Anstrengung.

Verschiedene Arten von großen wilden Schafen und Steinböcken gedeihen zugleich mit dem Kiang und dem wilden Yak in sehr großen Höhen. Man findet sie oft in zahlreichen Heerden in den Hochebenen zwischen dem Karakorúm und dem Kuenlüen (16—17.000 Fuß). Sie hatten demnach selbst die extreme Grenze des Graswuchses überschritten. Unter den Hausthieren gehen nicht nur Pferde und Hunde, sondern auch Kameele als Begleiter der Menschen über die höchsten Pässe und werden mit Erfolg als Lastthiere in diesen Höhen benützt.

Daß Zugvögel über den Himálaya ziehen, wie dies manche Arten über die Alpen thun, ist nicht bekannt. Raubvögel, wie Geier und Adler, hingegen fliegen am höchsten, sie erheben sich selbst bis 23.000 Fuß. Ihnen reiht sich die thibetanische Krähe an, und die Reisenden erlebten den Fall, daß einige dieser Vögel sechs Tage lang ihren Lagern folgten von 16—22.000 Fuß, da sie dort stets etwas Nahrung zurückgelassen fanden.

C.

Auf das Grab der am 29. August l. J. in Bamberg verstorbenen Professors-Gattin Auguste Frühauf.

Muse schweig't die lange du gesungen
Lieder voll von hohem Freudenklang!
Schweig' o Leyer, die du froh geklungen,
Wandle dich in dumpfen Grabgesang!
Denn es riß in's dunkle Reich der Schatten
Eine Gattin, o so sanft, so gut,
Von der Seite ihrem treuen Gatten
Unerbittlich fort des Todes Wuth.
Gottergeben ist sie hingeschieden,
Stille steht ihr engelreines Herz,
Und den Ihrigen ließ sie hienieden
Klagen nur und bittern Trennungsschmerz.
Aber wohl ihr! frei von jedem Leide
Schwebt die Seele zu Jehova's Thron,
Und als Engel mit dem Unschuldskleide
Führen Engel sie zum Menschensohn.
Niederknie't sie mit den Himmelschören,
Ihr Hosanna schallt so hell, so laut,
Um der Gottheit Majestät zu ehren,
Die sie unverhüllt im Glanz, erschaut.
Und sie blickt, umstrahlt von gold'nen Scheinen,
Auf die arme Erdenwelt herab,
Wo die Ihrigen verlassen weinen,
Wo beklagen sie ihr frühes Grab;
Ruft dem Gatten und den theuren Lieben
Tröstend zu von jenen lichten Höh'n:
„Trauert nicht, die ihr allein geblieben,
Trauert nicht, es gibt ein Wiederseh'n."

F. Sch.

Das Atelier Fernkorn's.

Ein Korrespondenzartikel in der A. A. Z. aus Wien vom 31. Juli enthält Folgendes. Eben hat ein neues Werk das Atelier Fernkorn's verlassen. Es ist das für die Militärakademie in Wiener-Neustadt bestimmte Standbild Maria-Theresia's, welches von dem Kärntner-Künstler Hanns Gasser modellirt und von Fernkorn gegossen worden ist. Zahlreiche Besucher erschienen während der Zeit der Ausstellung und zollten gerechten Beifall dem vortrefflich ausgeführten Werke, welches in Ueberlebensgröße die Regentin darstellt, wie sie, geschmückt mit einem leichten Diadem, in der rechten Hand

die Stiftungsurkunde der Akademie und in der linken die Falten ihres schweren, mit reichen Stickereien bedeckten Staatskleides hält. An den Ecken des Postaments befinden sich vier weibliche Figuren in sitzender Stellung, die Religion, die Stärke, die Gerechtigkeit und die Wissenschaft vorstellend. Ein Schild auf dem Postament trägt die Worte: „Der großen Kaiserin Maria Theresia, der guten Mutter, der Stifterin dieser Akademie, die dankbaren Zöglinge 1860.“ Das spröde Metall fügt sich geschmeidig der geschickten Hand des Künstlers und nimmt hier die Leichtigkeit des wallenden Gewandes, dort die Weichheit des pulsirenden Lebens, hier die demüthigen Ausdrücke der im brünstigen Gebet versunkenen Religion, dort die kühnen Züge der ihrer Kraft sich bewußten Stärke an. Je nach der Gemüthsstimmung und den Neigungen der Betrachtenden war bald die eine, bald die andere der Gestalten von einem dichten Kreise von Beschauern umstanden. — Die bereits vollendeten und noch zu schaffenden Werke sind durch Modelle vertreten. Vor allem andern wird unsere Aufmerksamkeit durch die zwei Reiterstatuen des Erzherzogs Karl und des Prinzen Eugen gefesselt, die in derselben Stellung sich einander gegenüber befinden, in welcher sie den äußern Burgplatz zu zieren bestimmt sind. In Harmonie mit dem Pferde Karls bäumt sich auch das schwere, spanisch gezäumte Roß des Helden von Belgrad, und stützt sich auf die Hinterfüße und den bis zum Boden reichenden Schweif. Eugen, in der kleidsamen Tracht seiner Epoche, hält den Marschallstab in der gebieterisch ausgestreckten Rechten, und ein würdiger Ernst spricht aus seinen Zügen, sowie es „dem ruhmreichen Sieger über Oesterreichs Feinde“ ziemt, welchem, wie ein Schild auf dem Piedestal verkündet, der Kaiser von Oesterreich dieses Monument setzt. — Das Modell des Erzherzog Karl-Monuments ist hier nach dem ursprünglichen Entwurf Fernkorns ausgeführt. Wir können nur unser Bedauern darüber aussprechen, daß dieser Entwurf von der betreffenden Kommission seiner Zeit aus ökonomischen Rücksichten nicht angenommen worden ist. Wir bedauern es im Interesse des Publikums und noch mehr in dem des Künstlers, der eine lohnende Befriedigung in der Verwirklichung der schönen Ideen gefunden hätte, welche dem Werk zu Grunde liegen, und von der sinnigen und tiefempfundenen Auffassung des begabten Meisters Kunde geben. Haben wir den Künstler recht begriffen, so läßt er Fürst und Volk wetteifern im edlen Kampfe für die große Sache. So wie Karl im Augenblick der Gefahr sein Bestes, das Leben eingesetzt, und durch sein heroisches Beispiel das schon wankende Bataillon Zach zu neuem Sturme gegen den vordringenden Feind führt, so will der Künstler auch in dem Soldaten die moralischen Tugenden zur Geltung bringen, welche die Stärke des österreichischen Heeres gebildet, will durch Thaten den guten Geist sprechen lassen, welcher die Krieger beseelt und sie zur größten Opferfähigkeit für Kaiser und Vaterland begeistert hat. Vier Gruppen umgeben die Reiterstatue des Erzherzogs am Fuße des Piedestals, dessen vier Eckpfeiler demselben als Sockel dienen, und versinnlichen die Vaterlandsliebe, die Religion, die Fahnentreue und die Großmuth gegen den besiegten Feind, als die hervorragendsten Tugenden des Heeres. Die erste zeigt der von Weib und Kind Abschied nehmende Landwehrmann, die zweite führt uns die würdige Gestalt Andreas Hofer's vor, wie er, den Blick nach oben gewendet, den vor ihm knieenden Wiener Freiwilligen segnet, welcher eben eine Fahne bekränzt. Die Heiligkeit des Fahneneides wird durch einen Grenadier versinnlicht, der die Fahne aus den Händen eines zu Boden gestreckten Infanteristen erhält, welcher, die Rechte mit den zwei ausgestreckten Fingern emporhaltend, den Cameraden ermahnt die Fahne nicht zu verlassen, und die letzte Gruppe zeigt einen Uhlanen, wie er den verwundeten französischen Kürassier aus seiner Feldflasche labt. Wäre man bei der Ausführung des Karl-Monuments dem ursprünglichen Projekt treu geblieben, so wäre auch Eugen von ähnlichen Gruppen umstanden worden, deren Gestalten aus dem deutschen Kaiserreich auf das trefflichste hätten gewählt werden können. Der Burgplatz wäre reicher und schöner geziert worden, welcher berufen ist in seiner künftigen Gestalt mit den schönsten Plätzen der Hauptstädte Europa's zu wetteifern, vorausgesetzt, daß das Burgthor und das kaiserliche Schloß durch monumentale Bauten ersetzt werden. Doch kehren wir zum Museum zurück. Wir finden hier die Männergestalten des Nibelungenliedes, wie die Scene, wo Hagen die Schätze ins Meer wirft, die sechs deutschen Kaiser, welche in dem Dom zu Speier stehen, den Löwen von Aspern, den heiligen Georg aus dem Palast Montenuovo, den Brunnen aus dem Börsengebäude, eine vor kurzem modellirte trefflich gelungene Büste des Kaisers und noch eine Menge reizender Statuen, wie die des „Gott Gambrinus, König zu Niederland, das gute theure Bier erfand,“ die Tanzkunst, die Musik, die Poesie, die Idylle, durch liebliche Gestalten vertreten. Von größeren Monumenten finden wir die für Agram bestimmte Reiterstatute des Grafen Jellachich und die des Fürsten Schwarzenberg, wie er den drei Alliirten den Sieg bei Leipzig verkündet. Letzteres Denkmal soll einen der Zukunftsplätze der Residenz zieren.

Der Abendglanz.

Der Abend naht mit leichten Schritten
Von Osten grau heran,
Das Leben sinkt in dumpfes Brüten
Und Stern' durchzieh'n die Bahn.

Noch schifft im Aethermeer die Sonne
Und prangt im Rosenlicht,
Noch strahlt sie letzte Segenswonne,
Bis sanft ihr Auge bricht.

Und scheidend gießt sie Frucht und Segen
Zur grünen Saatenau,
Noch einmal fängt sich's an zu regen
Im zarten Weltenblau.

In Purpur glüh'n der Tempel Zinnen
Auf dunkler Felsenwand,
D'rauf murmelnd Silberbäche rinnen
Und sprüh'n von steilem Rand.

Die Blume blickt mit Wehmuthsthränen
Der lichten Göttin nach,
Das Leben drückt ein dumpfes Sehnen
Und säuselnd quillt der Bach.

Karl H** l.

Berichtigung.

In dem Aufsatze „Auch eine romanische Baute“ in Nr. 19 der Carinthia finden sich einige sinnstörende Druckfehler. In der ersten Zeile des Aufsatzes soll es heißen: „Unter den vielen Baudenkmalen“ — ferners Seite 151, 1. Spalte 7. Zeile von oben: „mit Sümpfen und Erlengebüschen“ — Zeile 21: So entstand St. Veit am Erla (in den Erlen). — 2. Spalte: 1. Zeile: Das Bogenfeld zeigt das einfache Kugelornament — 7. Zeile: „aus dem Erlengaben“ — statt Folengraben — Zeile 21, von unten soll es heißen: „Sämmtliche Pfeiler sind gleich profilirt u. s. w.“

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Zweiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 21. Sonnabend, den 18. Oktober 1862.

Inguo.

Dramatisches Gedicht, von Johann G. Frilinger.

(Beschluß von Nro. 20.)

Fünfte Scene.

Vorige. Flotho. Krieger.

Flotho (bleich und keuchend bringt hervor).
Verwegener! was fordert deine Wuth?

Servan.
Gib Inguo deinem Volk zum Löspfand.

Flotho
wendet sich rasch zu Inguo, will ihn umfassen, läßt aber die Arme wieder sinken).
Mein Vater! oh!

Inguo.
Du sollst mein Richter seyn!
Als Mensch und Krieger, doch als Herzog nicht;
Ich darf die Würde meines Amtes nie
Für meines Lebens Sicherheit vergeben,
Denn heilig ist mein Amt und unverletzlich
Als Hüther und Beschirmer deutscher Grenzen.
Du sollst mein Richter seyn in dieser Sache,
Und willig werd' ich mich den Ketten biethen,
Die mir der Sohn an diese Hände legt,
Die ihn gepflegt, getragen und geleitet,
Als seine Mutter ihm der Tod entriß.
Des Sohnes Ausspruch soll mein Loos entscheiden —
Ich bebe nicht.

Flotho.
O Gott! ich höre wieder
Des Vaters Liebeton.

Inguo.
Entscheide denn!

Servan.
Hier gilt kein Ausspruch nicht, wo Aller Wohl
Auf einem Worte steht.

Wallo.
Hier gilt er nicht.
Dem Volke fällt das große Wort anheim.

Alle.
Wir können hier entscheiden. — Wir allein!

Flotho.
In meine Hand habt ihr das Schwert gegeben,
Und des Gesetzes Hüther ward ich euch
Durch eure Huldigung. Wer wagt es noch
Den neuen heiligen Vertrag zu brechen?

Raymar.
Wollt ihr den Mann, den ihr zum Fürsten wählt,
Zum schwärzesten Verbrechen lieber zwingen,
Als billig seyn, wo die Gerechtigkeit
So leicht in wilde Grausamkeit entartet?
Der Vatermörder darf kein Volk beherrschen,
So ehret denn das kindliche Gefühl.

Servan.
An Inguo's Leben hängt des Landes Freiheit.

Wallo.
Er schwöre Urfehd!

Alle.
Urfehd und Entsagung.

Servan.
Dem Aeltesten sey über ihn die Huth
Zur allgemeinen Sicherheit vertraut.
Auf meiner Veste kann er ruhig hausen.

Raymar.
Ha, Blutiger! Die Tugendlarve fällt.

Wallo.
Das fordern wir.

Alle.
Gebt ihn heraus! heraus!

Flotho.
Wohin treibt euch der Wahnsinn dieses Alten?
All' meine Freuden gab ich euch zum Opfer;
Für eure Rechte schwang ich dieses Schwert;
Die alten Tempel haben sich geöffnet
Durch meine Kraft und euren festen Muth;
Dem heiligsten Gefühle zu entsagen
Für das Gesetz der Väter und für Freiheit
Hab' ich vermocht in jener bangen Stunde,
Wo es Entscheidung galt und kühnes Wollen.

Des Lebens Kranz riß ich aus meinen Haaren,
Und nur für euch trat ich aus meinem Kreis,
Dem Vaterland gab ich die Liebe Preis,
Und keine Blüthe wollt' ich mir bewahren,
Nur der Gedante blühte mir allein:
Des Volkes erster Sohn und Held zu seyn.
Der Christen Fürst war meines Landes Feind,
Ich durfte ja den Vater nicht erkennen;
Die lieblichsten Begriffe mußt' ich trennen,
Und kühnlich wagen, was so grell erscheint,
Doch was Natur mir in die Brust geschrieben,
Das ist im Sturme noch mir werth geblieben.

Raymar.

Ihr Brüder! fordert nicht das Gräßliche,
Was die Empfindung flammend muß empören.
Ihr wißt es, wie mein Herz für Freiheit schlägt
Und was ich froh für das Gesetz gewagt,
Ihr kennt mich Slaven! — darum höret mich:
Laßt ab von eurem schrecklichen Begehren.
Fürst Inguo soll die Bundesakte schwören
Und ungekränkt aus diesen Marken zieh'n.

Zervan.

Damit der Franke neue Kräfte sammelnd
Uns einst als Rächer nächtlich überfalle,
Damit er lachend vor des Landes Grenzen
Sich an die Spitze fremder Heere werfe,
Und dann die tollen Schwindler niederdrücke,
Die sich erfrechten, frei zu seyn wie einst,
Eh' noch der Christen Macht und Christenglaube
Dem Sohn der Wälder Fessel angelegt,
Ha! weiser Raymar! das war klug berechnet.

Wallo.

Ich muß für Zervan's Meinung wieder stimmen,
Obschon mein Herz dagegen sprechen will;
Denn unser Wohl erheischt die strenge Vorsicht.

Alle.

Gebt ihn heraus! — den Inguo gebt heraus.

Inguo (mit Würde und Entschlossenheit).

Soll wieder Blut um meinetwillen strömen?
Soll dieses schöne Flurenland veröden,
Weil eines Menschen Daseyn noch den Funken
Des Bürgerkrieges nährt? Ich will es enden
Als leidender Bekenner meines Glaubens,
Und Christi Lehre mit dem Tod besiegeln,
Wie jene Märtyrer der Römerzeit.
Mein Sohn! ich nehme feierlich den Fluch
Von deinem Haupte wieder — Gottes Segen
Erhelle deinen Geist, und mache dich
Der Krone würdig, deren Schmuck ich dir —
Ein Sterbender auf deine Scheitel drücke.

(Setzt ihm den bekrönten Helm auf.)

Flotho (vor ihm niedersinkend).

Mein Vater! mein geliebter Vater!

Raymar.

Slaven!
Bewegt euch dieses Götterschauspiel nicht?

Edeline

(wirft sich dem knieenden Flotho an die Brust, sanft weinend).

Du hast gesiegt — Geliebter! — Ich bin dein!
Auf ewig dein!

Flotho (stammelnd).

O weile, holder Traum!
Ein plötzliches Erwachen wäre schrecklich.

Ada.

Welch eine Wendung!

Raymar.

Sieg der höhern Liebe!

Zervan.

Was soll die Gaukelei? Das Alter täuscht
Das farbige Gebild der Laune nicht —
Wir wollen, was der Zeiten Drang gebiethet,
Und haften nicht am Eindruck jeder Stunde,
Noch an des Pulses wechselnder Bewegung.
Der Mann steht unerschüttert im Gewühle
Des Seelenkampfes, wie der Riesenschlacht.
Wir fordern Inguo's Eid und Unterwerfung!

Wallo.

Die Väter sollen über ihn bestimmen,
Was rechtlich ist und gut.

Die Slaven (immer tumultuarischer).

Gebt ihn heraus!

Flotho (springt auf, und wehrt die Andringenden ab).

Zurück, Empörer!

Zervan.

Weichlingen gebührt
Die Herrschaft über starke Menschen nicht.
Noch wankt das Diadem auf deinen Locken,
Das Volk darf nehmen, was es dir gegeben.

Raymar.

Enthülle dich du schleichender Betrüger!
Mich sollst du nicht durch Gleißnerreden täuschen.
Der Freundschaft und dem Vaterlande weiht
Der Edle gern sein Blut, der Rache fröhnt
Ein nied'rer Geist in wüster Gierde nur.
Komm an! komm an!

(Fällt gegen ihn aus.)

Wallo.

Was willst du wackerer Bruder?

Edeline.

Das Gute siegt.

Ada.

O Gott! wie wird es enden!

Inguo.

Nun will ich heiter für den Glauben fallen,
In Flotho's Busen keimt der schöne Same,
Und Heil erblüht aus meinem Grabeshügel.

Servan.

Was zaudert ihr? Ergreift die Heuchler alle!
Ihr seht den heimlichen Verrath des Fürsten,
Der uns wie Knaben listig zügeln will.

Flotho.

Ha! schändlich! — schändlich habt ihr mich betrogen!

(Die Slaven stürmen auf ihn ein, Gefecht.)

Sechste Scene.

Vorige. Ketumar. Andere Slaven.

Ketumar (der bestäubt und blutend vom Gebirge herabrennt).

Halt ein! Halt ein! Was hadert ihr Genossen?
Bewahrt die Kraft im schützenden Verein,
Vergeudet nicht das Blut in wilder Zwietracht,
Wir sind es einem höhern Zwecke schuldig.
Wir sind umringt, es wachsen die Gefahren,
Das Alpenvolk wälzt gleich der Meeresfluth
Sich unaufhaltsam über uns herein.
Geschlagen flieh'n die kaum geformten Harste,
Die Christen wüthen, wie ergrimmte Leuen,
Und hoch vor ihnen her erstrahlt das Kreuz,
Und droht in rother Gluth auf seine Gegner.

Flotho.

Die Waffen weg! Wollt ihr dem Fürsten trotzen?

Naymar.

Laßt ab! laßt ab!

Servan.

Zu Boden die Verräther!

Ketumar (erstaunt).

Fürst Inguo hier? und Flotho wider uns?
Was geht hier vor?

Naymar.

Ein großes Bubenstück,
Von Servan ausgeheckt.

Servan.

Verrath und Lüge,
Die sich in unsere Mitte hat geschlichen.

Ketumar.

Soll dieser wilde Zwist uns selbst vertilgen?
Bei unserm Eide! Haltet ein, ihr Brüder!

(Alle senken die Waffen.)

Flotho.

Muß ich der Stunde fluchen, welche mich
An euch gebunden hat zu Schutz und Trutz?
Sind dieß der Freiheit langersehnte Tage,
Daß ihr wie Tiger aneinander greift,
Und Mitleid und Gesetz vernichten wollt?
Soll ich verachten, was mir einst so theuer,
So wünschenswerth in eurer Absicht schien?
Das große Werk, das kaum gelungene
Zerstört ihr selbst im wachen Fiebertaumel,
Und meine Opfer sind ein Preis der Wuth!
Ihr habt zum Fürsten heute mich erkiesen,
Und Treue mir als Huldigung gelobt,
Gehorsam fordert das Gesetz von euch.
Die Waffen weg! der Herzog hat befohlen.

(Die Meisten werfen ihre Schwerter hin.)

Servan.

O feile Knechte!

Ketumar.

Flotho! rüste dich!
Die Christen stürmen siegend auf uns ein.
Ich bin mit Noth den Würgenden entronnen.
Der Ebersteiner führt die Schaaren an.

Servan.

Jauchzt nicht zu früh, so lange Servan athmet.

Naymar.

Vertraue mir des Vaters Leben, Flotho!
Die Ehre ruft dich fort.

Flotho.

O schwere Wahl.

Edeline.

Willst du das Schwert auf deine Kinder zücken?

Ada.

Kannst du des Herzens Stimme widersprechen!
Mein Balderich ist nie dein Feind gewesen.

Inguo.

Erkenne deinen Gott in dir, du Stolzer!
Er hat dich diesen Weg zu uns geleitet,
Und offenbart sich laut in deinem Herzen.

Flotho (entschlossen).

Ich will dem Triebe folgen, der mich lenkt;
Der Väter Tempel sollen sich erheben,
Doch mag der Christen stille Sitte leben,
Und frei bestehe, was der Edle denkt.
Das Laster nur sey Scheidewand der Brüder,
Es strahlt ein Licht auf alle Wesen nieder.
Perkunos herrsche, wo er einst gebeth,
Und seine Weihe töne durch die Haine;
Doch in der Kirche zartem Dämmerscheine
Erhebe sich der Christ zu seinem Gott,
Bis endlich nach des Lebens Düsternissen
Die Lehren all' in eine Wahrheit fließen.

Naymar.

Mein Muth erweicht in deinen süßen Bildern.
Das ist nicht gut.

Ketumar.

Die Hörner schallen laut
Aus dem Gebirg herüber!

Servan.

Zu den Waffen!

(Hörnergetön; und Jubel von den Bergen herab nahes Waffengetümmel.)

Flotho.
Laßt uns die Christen ruhig hier erwarten;
Wir sind nicht Feinde mehr.

Servan.
Was staunt ihr Slaven!
Haut die Verräther nieder.

Flotho.
Waffen weg!

Siebente Scene.

Vorige. Balderich. Werdomir.

(Viele Hirten und Krieger mit Kreuzesfahnen erscheinen auf der Anhöhe.)

Balderich.
Triumph! Triumph!

Werdomir.
Die Retter Inguo's nahen!

Servan.
Verfluchter! triumphire nicht zu früh!
(Will Inguo durchstoßen, Flotho springt dazwischen, wird durchbohrt und sinkt.)

Flotho (zusammenbrechend).
„Aus Inguo's Blute keimt der schöne Glaube,
„Und Inguo's Schmerz — ist Kärntens Heil —"

Edeline (mit lautem Schmerz).
Er stirbt!

Inguo.
Mein Sohn! gerechter Gott! mein theurer Sohn!
(Hält ihn in den Armen knieend, Edeline liegt trostlos über dem Sterbenden — Alle stehen erstarrt umher.)

Raymar
(treibt Servan fechtend über die Bühne nach dem Walde hinaus, fast heulend).
Sein Blut komm' über dich und deine Kinder!

Servan.
Du Rasender! ich schone deinen Schmerz.
(Gehen kämpfend ab.)

Ketumar (wirft seine Wehre hin).
Es ist vorüber!

Wallo.
Unerhörte That!
Mein Muth verrinnt mit seinem Heldenblute.

Inguo.
Blick auf! blick auf! mein Sohn! Nur einmal noch
Laß mich das Auge schauen, das geliebte,
Das erst im Tode liebend mir erglänzt.

Edeline.
Er war so groß — so gut, so ganz mein eigen,
Da heischt ein Gott den reinen Geist von mir,
Und in des Lebens schönstem Augenblicke
Muß er zurück in seine hohe Heimath.
O Flotho! Flotho! hemme deinen Flug,
Laß mich vereint mit dir hinüber wallen.

Ada.
O rette! rette! braver Balderich!
(Sie fliegt die Höhe hinan an Balderich's Brust).

Balderich.
Mein Gott! — der Prinz.

Ada.
Des Sieges theurer Preis.

Werdomir (hinabstürzend).
O muß ich so den Edlen wiederfinden!

Alle Slaven
(stehen in einer großen Gruppe, nach dem Sterbenden hinabgebeugt, umher auf ihre Schwerter gestützt, theils in leisem Schmerze die Waffen niederwerfend).

Balderich
(in Ada's Armen auf den Hügel).

Die Hirten
(mit geschwungenen Kreuzesfahnen still um ihn her).

Inguo
(hält auf den Knieen seinen sterbenden Sohn).

Edeline
(an den Leichnam geschmiegt, ebenfalls knieend).

Die Sonne schwebt eben herauf, in der Ferne hallen leise Hörnertöne der Hirten. Morgenroth verklärt die ganze Bühne.

Edeline (fährt auf).
Er athmet! Gott! ich danke dir!

Inguo (jubelnd gegen Himmel).
Er lebt!

Flotho
(richtet sich stark empor, sein Auge schaut hell auf, die Stimme tönet klar — mit Begeisterung spricht er).
Die Nacht ist hin — die Sonne leuchtet wieder,
Und ruhig wird es in der vollen Brust,
Der Blick taucht forschend in die Nebel nieder,
Und mählich wird er sich des Tag's bewußt;
Die Hoffnung schwebt auf lichtem Goldgefieder,
Aus fernen Räumen weht die dunkle Luft,
Und Liebe! Liebe! hallt es durch die Zeiten,
Die wie ein Wolkenheer vorübergleiten.
Dort wird es licht! die freundlichen Gewalten
Zieh'n mich hinauf in's unbekannte Land;
Lebt' wohl! lebt' wohl! ihr lieblichen Gestalten,
An die mich hier der schöne Wille band —
Dort wird sich mir das Irdische entfalten,
Und wirklich werden, was mein Traum erfand;
Lebt wohl! lebt wohl! Auf frohes Wiedersehen!
Es hebt mich schwindelnd in die Höhen.
(Er sinkt langsam nieder.)

Inguo.
Mein Sohn!

Edeline.
Mein Flotho!

Ketumar.
Edler Mensch!

Wallo.
Nun stirbt
Ein kräftiges Geschlecht für alle Zeiten.

Balderich.
Dort lächelt ihm der Friede, den er hier
Vergebens suchte.

Ada.
Balderich! mir grauset.

Flotho (mit brechender Stimme).
Aus Inguo's — Blute — keimt der schöne Glaube,
Und Inguo's Schmerz — — O nehmt mich auf — ihr
Schatten!
Es ist so kühl — so schwarz —
(Er stirbt).

Edeline (schreit auf).
Er hat vollendet.

Inguo (sieht mit gefalteten Händen betend empor).
Gott sey der Seele gnädig!

Raymar (kehrt hastig mit blutigem Schwerte zurück — kalt).
Schon dahin?
So nimm das Todtenopfer noch mit dir!
Dort röchelt Servan seinen letzten Fluch,
Vollbracht ist nun mein kurzes Tagewerk,
Und meine Waffen sind mir fürder unnütz.
Die Freiheit starb mit dir, und meine Liebe —
Die Eiche fiel — Was soll ich noch allein
In dieser öden Welt voll Hinterlist?

(Zerbricht das Schwert, küßt es und wirft die Trümmer desselben auf die Leiche).

Fahr' hin! mein Jugendtraum! Fahr' hin auf immer!
Zerschellt ist meine Kraft, wie diese Trümmer —

(Küßt den Todten — starrt eine kurze Weile wehmüthig in desselben Antlitz und stürzt lautlos ab).

Die Hirten (senken die Fahnen auf die Leiche hernieder).
Triumph! Triumph!

Inguo (sich erhebend, entblößt sein Haupt — groß und mit stiller Ergebung).
Laßt uns den Höchsten preisen!
Der Name Gottes werde hochgelobt.

(Alle umstehen den Fürsten betend — die Sonnenscheibe flammt jetzt plötzlich über die Felsenmassen empor — die Hörner verhallen.)

Der Vorhang sinkt leise herab.

Ende.

Herbst-Bild.

Fortgezogen ist die Schwalbe,
Ihr Gesang tönt nimmermehr,
Und die weißen Birkenbäume
Sind so kahl und blätterleer.

Alle Rosen sind verwelket,
Alle Blumen sind verblüht,
Leise rauschen dürre Blätter,
Ueber die der Nordwind zieht!

Moosbewachsen, alte Fichten
In dem Walde traurig steh'n,
Die mit ihren grauen Scheiteln
In die feuchten Wolken seh'n.

Auf dem überlaubten Wege
Zieht ein Meer von Nebel hin,
Ueberreifet ist die Weide,
Die erst üppig, strotzend grün.

Einsam ist's in Wald und Wiesen,
Mit der Schönheit ist es Rest,
Die Natur die feiert traurig
Ihr alljährlich — Leichenfest!

Herz im warmen Menschenbusen,
Präge dir dieß Bild wohl ein,
Bald, ach bald wird nach dem Frühling
Dir der Herbst erschienen seyn!

Rudolf Waizer.

Die Liechtenegger.

Genealogisches Bruchstück von Fritz Pichler.

Große Geschlechter, besonders wenn sie noch einflußreich in der Gegenwart und ruhmrednerischen Ahnentafeln hold sind, gewinnen leicht ihre Genealogen und Biographen. Die Geschichte der minderen wird zumeist unbeachtet gelassen und geräth leicht in die Gefahr, gänzlich auszusterben. Nun aber ist zum Verständniß des Ganzen der kleinste Theil wichtig und nothwendig, und nie ist abzusehen, welche Bedeutung der Gang der Geschichte gerade dem Unbedeutendsten dereinst bestimmen kann. Dies gilt von dem Einzelnen wie von ganzen Familien. Das Geschlecht, das die Aufschrift nennt, ist eines dieser kleinen; nur weil es in Steiermark, Oesterreich und Krain ansässig und mit kärntnerischem Adel verwandt war, kömmt es zur Anführung, und wird gleich dem wichtigsten behandelt.

Es ist an einer Familie, an einem Orte zunächst der Name wichtig. Dieses äußere Merkmal taucht zuerst im Volksmunde, dann in der Urkunde jeglicher Art auf. Der Name ist meist von äußeren oder inneren Eigenschaften genommen und durch Vergleichung von Namen ist man zu anmuthenden Ergebnissen gekommen. Naturkörper, deren Gestalt und Farbe

pflegen den Hauptbestandtheil der Namen zu bilden. Nehmen wir aus der Fülle der Begriffe den des Leuchtenden heraus, wenden ihn auf Familienamen an, so treffen wir den deutschen Adel der Lichtenberg, Lichtenhof, Leuchtenberg, den speciell österreichischen der Liechtenstein, Lichtenberg, Lichtenwald, Lichtner von Lichtenbrand und zu vielen andern unsere Lichtenecker. Zu Grunde liegt überall das alte liohtan, leohten und die dialektischen Färbungen bringen mannigfache Gestaltungen mit sich. Schließen wir das Gebieth enger ab, so haben wir an bezüglichen Ortsnamen in Striermark folgende: Lichtenberg bei Stainz, ein Lichteneck bei Kindberg, eines bei Waldeck, rines bei Plankenwart, eines bei Pettau (das slovenische Volenca), den Lichtenhof bei Stainz, das berühmte Schloß Lichtenstein bri Judenburg, Lichtenthal bei Geirach (das slovenische Plaˇuterška), Lichtenwald bri Neubau, Lichtenwald bei Cilli (das slovenische Seunze-Tork) und das gleichnamige Schloß Ober- und Unter-Lichtenwald, Lichtersberg bei Aussee; den Lichtenbach bei Neuberg und das Lichtenbachel bei Hohenwang; die Gegenden Lichtenbergerberg bei Hartenstein, den Lichteneck bei der Eisenerzerhöhe, das Lichteneck bei Ilz, bei Thannhausen, bei Eibiswald, bei Riegersburg; die Liechtenwiesen bei Herberstorf, die Lichtwiesen bei Bruck, den Lichtensteinberg, auch Paissing genannt, einen andern bei Leoben, die Lichtensteineralm bei Judenburg und den Lichtstein bri Bruck*).

Kärnten ist an Benennungen von Licht nicht so reich, wahrscheinlicher aber sind dieselben nur nicht nachgewiesen. Wir haben das Dorf und die Schloßruine Lichtenberg oder auch Lichtenwald zu Pustriz bei Völkermarkt, Gut und Schloßruine Lichtengraben in Theissing bei St. Leonhard im Oberlavantthale, die Gegend Lichteg bei Semlach nächst Hüttenberg, während das Dorf Lichtpold nächst St. Georgen bei Villach, slovenisch Lihpolje, richtiger aus dem Slavischen lih (hell) und polje (Gefild) zu deuten ist**). Es könnte immerhin die Frage nicht abzuweisen seyn, warum in dem an Gebirgen und Wäldern reicheren Kärnten gegenüber Steiermark Namen vom Begriffe „Licht" seltener auftreten, da doch der bojoarische Dialekt mit Wörtern wie liechte, baumbloße Waldstelle, liechtzaun, dünner, undurchflochtener Zaun***) dazu einladet.

An bezüglichen Familiennamen gehören nach Steiermark die Ritter von Lichtenberg, die Grafen von Lichtenberg, die Lichtenheim, die Herren und Fürsten von Liechtenstein, die Herren von Lichtenwald. Nach Kärnten vornehmlich die eben genannten Herren und Fürsten von Liechtenstein. Andere weiset das kärntnerische Adelsregister****) nicht aus.

Im Worte Lichteneck fallen Orts- und Familiennamen zusammen. Nach dem Vorgange August Friedrich Pott's zu Halle in seinem wichtigen Werke: „Die Personennamen, insbesondere die Familiennamen und ihre Entstehungsarten, auch unter Berücksichtigung der Ortsnamen (Leipzig 1859)" ordnen wir den Namen Lichteneck jenen bei Grimm (III., 420) ausgewiesenen Länder- und Ortsnamen bei, welche aus dem Gebrauche von dat. sing. und pl. mit Präpositionen hervorgingen, indem man nachmals durch Weglassen der Partikel den ungefühlten Dativ elliptisch bestehen ließ. Oft verräth sich diese Dativform nur an dem vorgesetzten Beiwort. Wie das Heinowa auf einer Rheininsel auf eine Hohenau — hoch im Dativ und Au — hinauskömmt, so erklären sich kärntnerische Namen, wie Dürnstein, Ebenthal, Guttenstein, Liemberg (aus Liebenberg), Neudenstein aus der dativischen Form des Beiworts. So die steirischen Hoheneck, Liechtenstein, Rottenthurm, Rothenfels, Dirnberg, Eppenstein, Hohenmauthen, Gutenhaag, Hochenburg, Reichenberg, Weittenstein, Gutenhart, und auch unser Liechteneck; bei diesem kömmt, was den Inhalt betrifft, jedenfalls die Lichtung vom Wald (vgl. Pott a. a. O. 348) in Betracht. Was endlich, um von Prädikat auf das Subjekt zu kommen, oder vom Bestimmungwort auf das Grundwort, was also Eck oder Egg anbelangt, so führt uns hier die Forschung zu einer ganzen Reihe von Namen, die vom Begriffe Ecke oder Winkel, ein- und ausspringenden Winkel, ausgehen und auf eine derartige Oertlichkeit hinweisen. Das nhd. Eck lautet im mhd. ekka oder ekke und ist als Grundwort bei Schlösser- und Ritternamen sehr häufig. Wir haben, gleich dem bairischen Rieneck, Viereck, in Kärnten Eck, Sonnegg, Hardeck, Gradenegg, Albeck, Gamsenegg, Glaneck, Halleck, Magereck, Silbereck, Weißeneck, Wetzenegg, Roseck, Ehrneck, Gaißeck, Großeck, Großeneck, Hocheck, Khünek, Kirchheimeck, Breiteneck, Kolleck, Kraineck, Kroneck, Langeck, Lichteck, Liesereck, Martineck, Mittereck, Mörteneck, Neuprießeneck, Perneck, Pesseneckeu, Pirkecken, Poßecken, Raseck, Rauschecken, Razeneck, Reineck, Roseneck, Sauerecken, Schebereck, Schretteneck, Schwabeck, Sommereck, Theisseneck (von Theus, Thiess = Mathias), Unterdeka bei Meißlding, Untereggen, Vorhel, Weideck, Waldeck, Weißenegg, Wildeck, Zeneggerhof und Zeßenegg; — in Steiermark Statteck, Hoheneck, Mureck, Strasseck, Finkeneck, Lindeck, Laubeck, Malleck, Mühleck, Stubeck, Waldeck, Weisseneck, Wachseneck, Pirneck, Grafeneck, Grubeck, Neudegg, Thaneck, Bucheck, Bischofeck, Derneck, Greisseneck, Holleneck, Horneck, Harracheck, Reittereck, Schwarzeneck, Hirscheck, Forchteneck, Guteneck, Schalleck, Saueck, Schöneck, Triebeneck, Wurzeneck. Dazu zählt sich nun auch Liechteneck, welchem entsprechend Pott's Werk die Erlen von Kämpfling und Lichteneck nennt. (a. a. O. 363.)

Die Liechtenecker nun, welche ein Schloß Lichteneck in Oesterreich, in Steiermark und in Krain besaßen, scheinen ein sehr altes Geschlecht zu seyn. Welches von diesen dreien das Stammschloß gewesen, ist nicht entschieden.

Was das österreichische Schloß Liechtenegg bei Wels, hart an dem Ufer der Traun betrifft, so meldet man ausdrücklich, daß das Schloß, mit den Kanzlei- und Meiereigebäuden, mit dem weiten Garten, dem Teiche und den Hammerhäusern erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts durch Ludwig Polhaim von Parz erbaut und 1573 durch K. Max II, zu einem Landschaftsgute erheben worden sey. Spätere Besitzer waren die Freiherren von Hartmann, die Schallenberger, Katzianer, Sigmund Schiffer (1694), J. J. Graf von Seeau, H. J. Freiherr von Mansdorff und seit 1775 J. B. Freiherr von Pilati (Hoheneck. I. Suppl. 76, II. 100 vgl. Piltwein III. 35, 142, 268, 418.) Entweder soll der Polheim'sche Bau nur als eine Renovirung gelten und wir haben es mit dem ursprünglichen Stammschlosse der Liechtenecker zu thun, welche überhaupt in der österreichischen Genealogie gar zu sehr vernachlässiget sind; oder aber es gilt, irgend ein anderes Liechteneck in Oesterreich als das Besitzthum unseres Geschlechtes ausfindig zu machen. Wir sind sehr geneigt, ein ursprünglich bairisches Geschlecht (zwar Wiguleus Hund in seinem bayrischen Stammbuch 1585 kennt ein solches nicht) in Oesterreich sich seßhaft machen und eben im Jahrhunderte nach der Ver-

*) Schmutz. II. 421—431.
**) Hermanitz p. 144.
***) Schmeller II. 431; fehlen bei Lexer kärntn. Wb. und Ueberfelder Idiotiken.
****) Bergl. Hermann III. 380.

einigung Steiermarks mit Oesterreich in's erstere herabziehen zu lassen. Hier gewinnt das Familiengut an Ausbreitung und wird auch ein nach dem Geschlechte benanntes Schloß in Krain hinzu erkauft.

Was das krainische Liechteneck bei Laibach, auf dem moreutscher Boden gelegen, betrifft, so berichtet Valvasor*) von demselben: „In Durchblätterung verschiedener Verzeichnisse äußert sich zwar, daß ehmalen in Crain ein Geschlecht geblühet, so den Namen deren von Liechteneck getragen. Doch ist daraus noch nicht erweißlich, daß selbige Besitzer oder auch Bauherren dieses Schlosses gewesen, obgleich solches, in Erwegung des Namens, etwas wahrscheinlich sieht. Absonderlich ist bekandt, daß, im Jahre 1397, Herr Herr Theobald von Aursperg, Ursulam von Liechteneck zur Ehe gehabt: zu welcher Zeit auch dieses Geschlecht in Steyer-Mark geblühet. — Doch finde ich anbey, daß Herr Wilhelm Gall, Herrn Hansen Gallen von Rudolphseck Sohn, dieses Liechteneck käuflich an sich gebracht. Welches nach seinem tödtlichen Hintritt, Herr Christoph Rudolph und Herr Seyfried Gall, dessen Gebrüder, rechtmäßig ererbet im Jahr 1605. Im Jahr 1612. hat Liechteneck Herr Samuel Kahzber erkaufft, nach dessen Absterben es sein Sohn Melchior Hasyber und von diesem der jetzige (1689) Herr Ferdinand Ernst Hasyber durch Erbschafft erhalten und besitzt.“ Valvasor schließt auch von dem krainisch-slovenischen Namen des Ortes Zešlenze (Cešence), Wurzel Zešeno oder Ceženo (Kirschen), daß dieser Ort schon vor Erbauung des Schlosses, welche in die Zeit falle, als Rudolphseck verlassen worden, durch seine Kirschenwälder berühmt gewesen. „Wer aber am ersten, in diesem Kirschenwalde, den Grund zu dem Schloß Liechteneck gelegt, ist nicht zu erforschen.“

Die Reihe des Stammes eröffnet Friedrich von Liechteneck; er nimmt an dem berühmten braunschweiger Turnier von 996 Theil.

Nun aber kömmt gleich im Beginne der Familiengeschichte eine Lücke von viertehalbhundert Jahren. Ein ernster Hinweis, wie viel der Genealogie noch zu erforschen bleibt. Erst vor der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts taucht Hanns Lichtenecker auf. Er ist vermählt mit Anna von Winden, der Tochter eines Geschlechtes, das in Steiermark die Herrschaft Regau, Windenau, Marburg und Halbenrein besaß, mit den Stahremberg rc. verwandt war und 1491 mit Wenzel von Winden ausstarb. Sie mag vielleicht die Tochter des Hanns von Winden, späteren Landeshauptmannes in Steiermark und Obristkämmerers in Kärnten, von einer Bernecferin seyn und somit die Schwester jener Kathrei, welche noch 1416 und später als Gemahlin des Wolfgang von Vottersdorf vorkömmt**). Von Hanns und Anna Liechtenecker und ihrem Sohne Peter (deren Tochter Katharina war vermählt an Tobias von Ror nach Euenkl. Mscr. E. F. I. 310 und Hoheneck II. 191) wird nun ohne besondere Gewährschaft berichtet, daß sie 1346 ihre Veste Liechteneck an Hanns von Greifeneck versetzten.

Diese Veste Liechteneck, deren Geschichte wir vorher betrachten wollen, lag im brucker Viertel, nordöstlich vom Markt Kindberg an der Mürz nächst der Straße und hatte die etwas spätere Herrschaft Unterthanen in Frösnitz, Frösnitzgraben, Malleisten, Mitterdorf, Scheibsgraben, Sammer, Ueberländviertel und Wartberg. Auf diesen Hauptbesitz ist wohl zu denken, wenn Hanns von Liechteneck von den Herzogen Albrecht und Friedrich von Oesterreich den Lehenbrief über „den Hof im Mürzthale“ empfängt (3. Febr. 1395). Gleich in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts nun scheint in der Familie der Liechtenecker, deren wir später Einige anführen, irgend ein Verhängniß eingerissen zu haben. Ihre Burg geht zuerst in den Pfandbesitz der Greifenecker über, so daß Hanns von Greifeneck, der Vater des unglücklichen Andreas, der mit Baumkircher enthauptet wurde, zufolge Testaments vom J. 1426 das Schloß seinen Vettern Hanns und Peter von Greifeneck schenkt*). Diese nun verkauften das leicht errungene Eigen wahrscheinlich an die schon 1423 bei Krieglach, dann 1438 bei Kindberg, und sofort bei Mürzzuschlag und Neuberg sich seßhaft machenden Reiffacher. Es ist dies jenes Geschlecht, das Reiffach im kärntnerischen Gailthale besaß. Friedrich Reiffacher empfängt 1451 von Hermann Grafen von Montfort Güter und Lehen, und Ulrich Reiffacher wird als derjenige genannt, welcher Hansen dem Reiffacher seinem Bruder ein Viertheil des Hauses Liechteneck abkauft (1481).

Um 1505 starb auch dieses Geschlecht als Besitzer von Liechteneck mit Christoph Reiffacher aus, und es scheint nun das Schloß theilweise den verwandten Welzern verfallen gewesen zu seyn, die jedoch ihre Rechte einer in Steiermark mehr begüterten, ebenfalls verwandten Familie abtreten. Im Jahre 1517 cedirt Christoph Welzer sammt Schwester Rosina alle Schuldforderungen nach Hanns Reiffacher auf Schloß Liechteneck an Bernhard Stadler zu Stadl**).

Schon vierzehn Jahre nach Ausstellung der Cessionsurkunde von Seiten Welzers an Stadl tritt nun Hanns Holczapfel zum Wasen als Besitzer von Liechteneck auf. Die Holczapfel waren namentlich in Mürzzuschlag zu Hause und Erhart um 1457 jüngst Marktrichter gewesen. Im Jahre 1531 kauft nun das Schloß Liechteneck Sebald oder Seibold Vögel zum Thörl, ein gar reicher Mann, der von König Ferdinand I. in den Freiherrnstand erhoben wurde, und seinen sechs Söhnen und fünf Töchtern nebst dem Schlosse Liechteneck eine Menge von Eisenhämmern und Niederlagen hinterließ.

Erst nach den Vögel treten die Stadl als Besitzer auf, und zwar um 1551 Georg, der schon Herr auf Liechtenegg heißt und durch König Ferdinand unter anderen Lehen aus dem reiffacher Gute auch Liechteneck empfängt (26. Oktober 1551)***). Er bestimmte in seinem Testament ddo. 1. Juli 1549****), daß das Schloß Liechteneck ewig unverkäuflich bei seinem Mannsstamme bleibe und gegebenen Falls von zweien Söhnen jeglicher durch je vier Jahre „solch Gschloß mit sambt Mayrhof der zue gehören Grundt, auch Alben, Mühl, Fischwaid“ inne habe, widrigenfalls es an des Bruders Mannsstamm falle. Nun war eine lange Zeit hindurch das Schloß Liechteneck in gleichen Händen wie Rieggerspurg.

*) Ehre deß Herz. Krain. III. 339. Ansicht des Schlosses. Dazu Geneal. Aursp. rsc. Hochenw. collect. mea.
**) Stadt Ehrenspiegel. I. 275.

*) Göth. Topogr. I. 442, nach Caesar Beschreibung v. Steyr. II. 194. Annal.. III. 371 und Kainach Hs.
**) Stadl Ehrensp. IX. 523.
***) Stadl. Act. fam. 1. 167.
****) Es heißt bei Stadl Ehrenspiegel I. 187, „des Montag Petri und Pauli.“ Nun aber fiel Petri und Pauli, der 29. Juni im Jahre 1549 nicht auf einen Montag, sondern vielmehr auf einen Samstag. Daher ist die Auslassung des „vor“ oder „nach“ anzunehmen. Montag „vor“ fällt Johanni, was gewiß als Datirung gewählt worden wäre; wir setzen daher den Montag „nach“ (1. Juli) an.

Krottendorf, Freiberg und Kornberg, zeitweise kommen Massenberg, Schachtenthurn u. a. dazu. Nach Georg und seinem Bruder Erasam hatte jeder Besitzer des Schlosses jährlich 5 fl. in das Spital nach Krieglach zu reichen. Im J. 1568 den 10. Dezember belehnte Erzherzog Karl zu Oesterreich den Erasam Stadl mit dem vollen Besitz von Liechtenegg „mit Hof, Hueben, Wisen, Aker, Fischwaid, Zehent, Bergrecht"*). Aus der Hausgeschichte der Stadl fallen nun eine Menge Reflexlichter auf die Schicksale der Veste, und für den Verlauf des 17. Jahrhunderts wird der zukünftige Geschichtsschreiber aus den reichen actis familiae des Leopold Freiherrn von Stadl**) genug zu schöpfen haben. Im J. 1651, zwanzig Jahre nachdem auch Carl Graf von Saurau einen Freiherrn auf Ligist und Liechtenegg sich nennt, erscheinen Bernhard Joseph und Franz von Stadl als Besitzer von Liechteneck und bis nahe zum Eintritt des achtzehnten Jahrhunderts ist die Geschichte der Burg Liechteneck an den Namen der Stadl gebunden.

Mit dem Fideicommißgut Liechtenegg verbunden erscheint längere Zeit hindurch das Stadl'sche Freihaus in der Herrengasse zu Grätz, welche beide, an den Zweig Georgs von Stadl übergehend, der Reihe nach im Eigen des Erasmus, des Johann, Karl und schließlich ein Theilbesitz des Georg Leopold und des Ferdinand Freiherrn von Stadl erscheinen. In den Jahren 1686, 1687 und 1689 führt Johann Rudolph von Stadl, der Besitzer von Liechteneck, durch den geschwornen Weißboten Gottfried Joachim Ebner den Prozeß gegen die Güterzerstückelung. Isabella Benigna Zehentner Freiin von Zehentpreis, eine geborne Freiin von Schätzlin, wird nun zunächst als Herrin auf Liechtenegg genannt, und es erwirbt von ihr Johann Rudolph Freiherr von Stadl unterm 14. Juli 1692 auf Grundlage des altstadlischen Testaments die Herrschaft Liechtenegg sammt Meierhof, Mühlsäge, Huf- und Hammerschmiede, Taferne und Mauth gegen einen Kaufschilling von „45.000 fl. sambt 600 fl. Leykauf ratione Viech, vnd Fahrnus." Es kömmt dabei eine Kapelle und der Meßornat zur Erwähnung. In Johann Rudolphs Testament vom 22. Mai 1696 wird nun bereits der Verkauf der Herrschaft Liechtenegg zur Bezahlung der aufgelaufenen Schulden angerathen, und nach des Testators Tode vollzieht schon dessen Wittwe, Maria Clara geborne Gräfin Galler, als Nothgerhabin ihrer Söhne, den gegebenen Auftrag. Maria Regina Herrin von Stubenberg, geborne Freiin von Zollner, erwirbt um 30.000 Gulden die genannte Herrschaft laut Kaufbriefes vom 19. September 1697.

Noch Jrg. Sigmund Freiherr von Stadl († 1716) schreibt sich „auf Riedtkherspurg, Liechtenegg" u. s. w.***). Dem entgegen zu stehen scheint, wenn Georg Matthäus Vischer (1681) sein Schloß „Liechtenegg im Viertl Enßthal Herrn Leopold Heern von Stubenberg gehörig" angibt. Wahrscheinlich ist hier an einen Pfandschaftsbesitz vor dem wirklichen Verkauf zu denken. Betrachten wir nach dem Bilde Vischers das Schloß, wie es im 17. Jahrhundert sich dargebothen, so finden wir es zunächst auf einem ziemlich steil abfallenden, kahlen Hügel aufgebaut, und in das breitere Haus und den engeren Thurm geschieden. Das Haus ist gleich dem Thurme zweistöckig, kehrt zwei Breittheile von je vier Fenstern und eine Schmalseite von je zwei gegen das Thal heraus und ist mit dem, in jedem Stockwerk einfenstrigem Thurme durch einen im ersten Stockwerk querüberlaufenden Gang mit zwei Vorsprungsfenstern und Schartengemäuer verbunden. Sechs bis acht Wehrthürme, vierseitig, gedeckt, umgeben sammt einer mäßig hohen Mauer den Hofraum des eigentlichen „Hauses." Gegen das Thal vorn liegt ziemlich abschüssig ein eingepfählter Fruchtgarten, nach rückwärts gegen die dichtbewaldeten Berge hinaus führt ein sechs bis acht Klafter langer Holzsteg über den Burggraben zum einstöckigen Meierhof, den ein paar Laubbäume beschatten. In ähnlichem Zustande nun mögen die Stubenberge Liechteneck überkommen haben. Im Jahre 1724 wird noch einmal Maria Regina Herrin von Stubenberg, Wittwe, eine geborne Zollner und schon eilf Jahre darnach Karl Joseph Anton von Krollolanza als Lehenbesitzer von Gut und Haus Liechteneck genannt. (30. Juli 1735, nach Anderen schon 1730). Ein tuschirtes Bild bei Stadl scheint das Schloß Liechtenegg von der rückwärtigen Seite vorzustellen. Da erscheint ein großes und ein schmales Haus, jegliches einstöckig, durch eine Hochmauer verbunden; neben dem Thore lehnt sich an das größere Haus ein enges Thürmchen; Laubbäume stehen ringsum.

Nach zwanzig und etlichen Jahren verkauften zwei Fräulein von Krollolanza, Maria und Elisabeth (?) die Herrschaft Liechteneck an das gräfliche Haus der Inzaghi (1. Februar 1757). Es treten als Besitzer auf Franz Anton 1760 und Johann Nep. 1790. Bis in die letzten Jahrzehente unseres Jahrhunderts herauf (seit 1818) vereinigte Karl Graf von Inzaghi, k. k. Hofkanzler, mit dem Besitze der Herrschaften Oberkindberg und Hart auch den von Liechteneck. Nunmehr ist das Schloß, längst getrennt von seinem Meierhof, den Zain- und Streckhämmern, den Fischereien, Reißjagden, Mühlen und Sägen, beraubt seiner alten nach Oberkindberg gebrachten Geräthe und Waffen, eine verödete, wildverwachsene Ruine, über welche der Wartberg sinnend wacht, zu deren Füßen der Sprignitz- und Scheidsbach ihre Wellen in die klar fluthende Mürz ergießen.

Der steirische Landesarchäolog Karl Haas fand auf seiner Bereisung im Jahre 1857 unser Schloß in folgendem Bauzustande: Die Burgruine in der Hauptanlage noch vollkommen erkenntlich. Thorbau an der Westseite, über eine Zugbrücke zugängig. Ringsum läuft der Zwinger mit halbrunden Thurmbauten. Der Palas ist ansehnlich und ziemlich gut erhalten; durch einen auf Tragsteinen gestützten Gang, welcher mittelst erkerartigen Fenstern sich gegen außen öffnet, ist die Verbindung mit den andern Wohngebänden hergestellt. Diese sammt dem Palas umschließen einen kleinen Hof, sind nur durch diesen zu betreten und bilden die Kernburg. An den Tragsteinen und namentlich an den im Hof sichtbaren Palaserkern zierliche Details. Diese zeigen auf das 16. Jahrhundert, während die Gesammtanlage einer ältern Zeit angehört, welche nach dem Mauerwerk und der Technik einiger Wölbungen bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts reicht. (Mitth. d. h. V. f. St. VIII. 158.)

(Beschluß folgt)

*) Ausführlich gezeichnet bei Stadl Ehrensp. I. 276.
**) Hs. des Joanneums Nr. 332. 4 Bde. Fol.
***) Grabstein von 1716 in der kornberger Schloß-Kapelle.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Zweiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 22. Sonnabend, den 1. November 1862.

Dem hochgebornen Herrn

Carl Freiherrn v. Böck,

k. k. Oberst im 7. Linien-Infanterie-Regimente,

zum 4. November 1862 hochachtungsvoll gewidmet.

Froh begrüßt aus tiefstem Herzensgrunde
Nähert sich der Tag, — es naht die Stunde,
Von so Vielen lang und heiß ersehnt;
Denn ein Leitstern, eine treue Stütze
Stehst Du an des Regimentes Spitze,
Das Dich jubelnd seinen Führer nennt.

Darum kommen froh bewegt die Deinen;
All' ihr Denken — Fühlen sie vereinen
In dem Einen Wunsche für Dein Glück.
Und in manchem Auge schimmern Thränen,
Thränen sind es, die Dein Fest verschönen,
Die noch lauter rufen: Heil und Glück!

Ja Verehrter! Mög' Dein ganzes Leben
Ungetrübtes Erdenglück umschweben,
Schmerz und Leid nur fern vorüber zieh'n.
Heil und Glück dann auch dem kleinen Kreise
Deines Hauses, das in selt'ner Weise
Hohe Tugend schmückt und Edelsinn!

So empfange denn voll Huld und Güte
Dieses Lied, — die stille kleine Blüthe,
Die Dir Achtung und Verehrung weiht.
Diese wird auf allen Deinen Wegen
Dich begleiten wie ein stiller Segen,
Immerdar — auch in der fernsten Zeit.

Die Liechtenegger.

Genealogisches Bruchstück von Fritz Pichler.

(Beschluß von Nro. 21.)

Nehmen wir nach dieser Auskehr zur Geschichte des Schloßes Liechteneck den dürftigen Faden der Genealogie wieder auf, so haben wir an den äußersten Friedrich (996), an Hanns (vermählt mit Anna von Winden) und dessen Sohn Peter, welche im Zeitraume von (anscheinend) 1346 bis 1431 vorkommen, noch anzureihen einen Alber von Liechteneck, nach Stadl*) lebend um 1355, einen Heinrich von Liechteneck um 1366, welcher noch 1383—86 als zwölfter Abt von Arnoldstein erscheint und zwar als Nachfolger Conrad's II. von Mitschnigg (1370—83) und als Vorgänger Heinrich Ernst II. (1386 — 1413.) Endlich nennt man uns eine Ursula von Liechteneck, um 1397 vermählt mit Theobald von Auersperg.

In welche Reihe die Genannten zu einander zu stellen, welche Lebensthätigkeiten ihnen zuzuschreiben sind, darüber schweigen die Quellen gänzlich. Es ist nur bekannt, daß Anna, die Gemahlin Hannsen's von Liechteneck, als Tochter des Hanns von Winden mit ihrer Schwester Kathrei, Wolfgang's von Volkersdorf Gemahlin, unterm 8. Dezember 1431 die Veste Regau, einen Hof daselbst und einen „bey der Traunz" an Wilhelm von Perneck (den Oheim) verkauft.**) Es ist somit leicht einzusehen, daß eben diese Anna und Hanns von Liechteneck nicht sehr wahrscheinlich um 1346 schon rechthandelnd erscheinen können, wie Stadl angibt, sondern, daß die obangezogene Verpfändung Liechteneck's sicherer auf 1396 zu setzen ist. Daraus ließe sich schließen, daß Alber und Heinrich von Liechteneck zur vorletzten, Hanns und Ursula vielleicht als Geschwister zu letzter Generation gehörten, welcher endlich noch Rudolf von Liechteneck, für uns der wichtigste, beizufügen kömmt.

Rudolf von Liechtenegg war nämlich der achtundzwanzigste Abt des Benediktinerklosters St. Lambrecht. Nach 321-jährigem Bestehen dieses durch die Herzoge Marquard und Heinrich von Kärnten (1066) gestifteten Klosters übernahm als Nachfolger des (von 1376—1387 regierenden) Abtes David Krall, eines Lambrechters, Rudolf von Liechtenegg die Leitung des gerade von geistlicher und nachbarlicher Seite

*) Ehrensp. III. 454.
**) Stadl a. a. O.

nicht wenig bedrängten Stiftes. Zu einer Zeit, wo die Welt Raum hatte für drei Päpste, vergriffen sich leicht auch die kleineren geistlichen Potentaten am Eigen ihrer Nachbarn und, wie drei Nachfolger Petri in ihren Lagern, standen sich gar häufig die Bischöfe und Aebte zankend und händelsüchtig gegenüber.

Unser Abt Rudolf scheint die stille Soege um das Haus vor Allem geliebt zu haben. Aber einmal angegriffen, wich er kein Haar breit vom Rechte. Er kaufte non Friedrich von Fladnitz das Dorf Czebriach im Aflenzthal um 183 Pfd. Wiener Pfennige; Kaufzeugen: Georg von Herweigstain, Heinrich der Stainpeizz und Ulrich von Herweigstain. 1388, 10. März (?). Am 16. März schon (Mentag nach dem Suntag judica) bestätiget zu Leoben der Herzog Albrecht von Oesterreich eben diese Uebergabe an Abt Rudolf und errichtet aus dem Gutsertrag von 9 Pfd. Geldes eine ewige Messe zu Mariazell. Wegen gewisser, wie es scheint unrechtmäßiger, Forderungen des Erzbischofes Pilgrim von Salzburg, gerieth Rudolf mit demselben in Streit, zu dessen Schlichtung Papst Urban mittels Erlaßes vom 7. Mai 1389 den Abt der wiener Schotten als Untersucher bestellte. Marian (Klerisey, 3. Th. 6. Bd. S. 111) bringt für das Jahr 1389 die von Patee Anselm Saringer von St. Lambrecht im Ernst verzeichnete Nachricht, Abt Rudolf habe einige Städte und Schlösser dem Herzog Albrecht von Oesterreich zu Lehen gegeben!

Ferners vertauschte Abt Rudolf und der Prior Chunrat mit Ernst dem Frewzzinger und Margret, seinem Weib, Heinrichs des Dinnerstoffer Tochter, die zwei Stiftshöfe zu Cheierpach, mehrere Hofstätten, Wiesen und Aecker gegen Güter in der Keinach und am Oregast. (Wechselzeuge Andre der Kainacher. 1390, 12 Jänner). Von Papst Bonifaz IX. wußte sich Rudolf das Recht besonderer Segnungen für den mit Stab, Mitra und Ring schon vordem ausgezeichneten Abt zu erwirken (1. Oktober 1391). Eben derselbe bestätigte ihm auch die Einverleibung der Pfarre Piber (5. April 1394). Das Jahr 1396 ist wieder mit einem recht ärgernißvollen geistlichen Streit sehr weltlicher Art gekennzeichnet, in welchem durchaus das Recht auf Seiten Rudolf's von Liechtenegg erscheint. Mehrere Exponenten des lambrechter Klosters hatten nämlich schon seit vielen Jahren die zum Stifte gehörigen Pfarren in Frieden und Frömmigkeit geleitet, als es dem salzburgischen Generalvikar Gerhardus beifiel, eben dieselben sich von Abt Rudolf erst präsentiren zu lassen, damit er ihnen das Recht der Seelsorge und der Beichtigerwahl ertheile. Hiegegen erhob sich Abt Rudolf, sich berufend auf das altheegebrachte Recht und seine Peivilegien. Dee Geneealvikar erklärt beides für ungültig und verlangt durch den lavanter Bischof die Vorweisung der Freiheitsbriefe. Der Termin wird überschritten und verlängert. Abt Rudolf verlangt bei Papst Bonifazius die Vorladung des salzburgischen Viears Geehard vor dem Auditor und Commissär Bertrand non Eugubium. Gerhard schleudert seinerseits alsogleich die Exkommunikation gegen die Pfarrherren und den Bannblitz in deren Kirchen. Die Pfarrherren aber kümmern sich wenig darum und nerrichten den Gottesdienst nach wie vor. Nun beginnt man an einen Vergleich zu denken. Man schlägt ner, durch fünf Jahre es beim Alten bewenden zu lassen. Bonifaz IX. ordnet den Cardinal Franziscus von St. Susanna zur Untersuchung ab, dieser bestellt den lavanter Bischof Conrad II. (vergl. Tangl R. d. B. 130) und bringt endlich am 4. Mai 1397 in der Kirche St. Bartholomä zu Friesach die ganze Angelegenheit zur Austragung. Es wird anerkannt, daß die Pfarrherren durch den Bannblitz des salzburger Vicars gar nicht befleckt seyen und am 18. Mai d. J. gelangt man durch Vorweisung der Freiheitsbriefe der Päpste Innocenz und Eugenius zur Einsicht, wie überflüssig der Streit gewesen. Eine friedlichere Zeit beginnt und schließt das Jahrhundert ab. Abt Rudolf kauft 1398 (2. August) von Friedrich dem Pösenpacher Güter in der Lonschütz im Aflenzthal um 150 Pf. (Kaufzeuge: Hanns Schaffendorffer); erwirkt sich 1399 (17. August) von Papst Bonifaz IX. die Einverleibung der Pfarrkirche St. Veit zu Weißkiechen; empfängt dann am 13. März 1401 pfandschaftsweise Einlins non Jawnig Hof um 15 Pf. dl. (Zeugen: Görg von Schiltarn und Hanns der Erel, Richter von Aflenz), und erhält acht Tage später non Herzog Wilhelm non Oesterreich den vollen Nachlaß jener vierundzwanzig Eimer Weines, mit denen das Stift bisher von seinen luttenberger Gärten an den Fürstenhof verfallen war, derart, daß der Zehent mit fünf Eimern als Opferwein für Mariazell nerwendet werde. (Graz, 20. März 1401). Am 3. November d. J. nun gibt Hermann Graf von Cilli, welcher die Herrschaft Radckersburg versatzweise von den österreichischen Fürsten innehatte, zu obiger Abgabenbefreinng seine Einwilligung. Abermals erwarb Abt Rudolf vom Papste Bonifaz unterm 10. Mai 1402 das Recht, die häufig von Guten und Bösen besuchte Kirche zu Mariazell nach geschehenen Entweihungen wieder in Stand zu setzen. Was das dem Stifte alteigene Recht der feeien Zufuhr non österreicher Weinen betrifft, so ging Abt Rudolf den Herzog Wilhelm von Oestereeich um die Bestätigung jenes Briefes des erzherzoglichen Vetters Rudolf an, der den St. Lambrechtern die jährliche freie Zufuhr von 40 Wagen Weines erlaubte, und die Bekräftigung erfolgte durch den Fürsten bei Gelegenheit eines Besuches von Mariazell am 22. Juni 1402. Trotz gegentheilig ergangener Erläße (vom 22. Dezember 1401) sicherte doch Papst Bonifaz IX. dem Abte Rudolf ausdrücklich „um seine Person zu ehren" das ungeschmälerte Besetzungsrecht von Piber und Weißkirchen zu t31. März 1402) und geht auf die mittlerweile gemachten Vorschläge für Geldersparnisse bei den Gehältern ein t2. Mai 1403). In demselben Jahre vergibt Abt Rudolf Lehen an Gueta, die Tochter des lambrechter Lehensmann Hanns von Stadeck und Gemahlin des Grafen Ulrich von Montfort, Herren zu Bregenz, in der Art, daß diese Güter, nämtich der Burgstall Breymespurch, die Beste Piberstein, Höfe in Sale und im Piberthal im Falle des Aussterbens der Montfort wieder an St. Lambrecht zurückgedeihen sollen. (Pfannberg, 3. Juni 1403). Nachdem Abt Rudolf noch vom Papst Martin V. die Bestätigung der Freiheiten und die Zusicherung des besonderen päpstlichen Schutzes erwirkt hatte (Constanz 4. März 1418), ein Schritt, der so eigentlich dem stets zudringlichen Erzbischofe von Salzburg galt, der hiewegen vom megalonenser Bischof Ludwig, dem päpstlichen Kammersekeetär, einen Verweis bekam (dto. Mantua 25. Jänner 1419), ging er aus dem letzten seiner Kirchensteeite, welcher durch Thomas de Amelia, Johannes Padenuärt und Andreas Winkler von Neustadt geführt worden war (1419, 8. März), siegreich hervor. Da bereits am 27. Mai desselben Jahres Heinrich II. Mecker von Heneyheim als Abt erscheint und zwar als der 29. (regierend von 1419—1455), so dürfte Abt Rudolf im März oder April 1419 gestorben seyn. *)

*) Schmutz topogr. Lex. II. 325, setzt ausdrücklich den 14. März, aber unrichtig 1414; ebenso Dr. Puff, in der Carinthia 1841, Seite, 132.

Der für die Erhaltung alter Rechte kräftig einstehende und für Erwerbung neuer unablässig thätige Mann ist in diesem Sprossen der Liechtenecker nicht leicht zu erkennen. Aber Abt Rudolf hatte noch andere sehr löbliche Eigenschaften. Er muß ein gelehrter Mann und guter Redner gewesen seyn, da von ihm berichtet wird, er sey zum kostnitzer Concil berufen worden. Zwar das päpstliche Missiv ist mir nicht bekannt; und es wäre noch zu erweisen, wie gut den Abten sein Abgeordneter zum Concil, Martin Baruth, ersetzt habe; doch dürfte hierüber, so wie über die ganze Abteureihe, ob deren Unsicherheit J. A. Caesar an mehreren Orten so inständig klagt und Marian bissige Witze macht*), die erbgesessene Geschichtschreiberzunft aber in unstörbarer Nachbeterruhe schwebt, das durch J. G. Zahn vorbereitete Lambrechter Urkundenbuch helles Licht verbreiten.

Endlich auch als Dichter ist unser Liechtenecker zu nennen. Das Stiftsarchiv zu St. Lambrecht bewahrt ein Autograph in lateinischer Sprache (kopirt durch den auch für Kärntens Geschichte des 10.—12. Jahrhunderts thätigen Stiftsarchivar und nachmaligen Pfarrer zu Neumarkt Jakob Pauer), welches die ländlichen Umgebungen des weitläufigen Stifthofes in ziemlich flüssigen Dystichen feiert. Es wird das Lob der Grebenzenalpe gesagt, an dessen Abhängen das freundliche Kloster sammt dem Markte liegt (der mons carentinus). Bergchöre mögen in das Lied einstimmen und die Ueberirdischen, da ja die Höhen, einst der Götzen Altäre, des göttlichen Wortes Samen empfangen. Nun weile Segen über und in ihnen; hier sprudele ein unvergleichlicher Quell, ein heilsamer Schwefelbrennen, Silber, Gold und Eisen schlummern in der Erde Tiefen und die Alpenweiden nähren köstliches Hausgut. Die zauberischen Grotten zwar belebe stygische Macht und Niemand ermesse ihre Tiefe. Was aber vermöge in diesem durch Benediktus' und Lambertus' Brüder bebauten Thal der dämonische Spuck? Mögen alle Felsen schüttern und die Gestirne vor Angst beben — Surgis enim solio virgo Maria tuo — er sieht vom Throne niedersteigen Maria, die hochverehrte Jungfrau, und mit ihrem glänzenden Gefolge verscheuchen die Unholden. „Dieß Heiligthum will ich vertheidigen" ruft sie „und verewigen durch meine Wunder. Fleuch, Ungeheuer in deine dunkelnde Grotte." Und jene entfliehen und die Ewigschöne errichtet ihren glänzenden Thron. Nun sey gekehrt der Frieden, ihm folgten die Mönche und staunend habe Kaiser Otto den Berg übergeben den Frommen. Künde, so schließt das Gedicht, —

Künde, mein Lied, die Wunder der karentinischen Berghöh'n
Und das Olivenblatt kränze des Siegenden Haupt.

Was des Abtes Aeußeres betrifft, so spricht dasselbe das Porträt aus, welches sich in dem von Eugen Grafen von Inzaghi erbauten und alle 48 Aebte im Bildniß enthaltenden Prälatensaale zu St. Lambrecht befindet.

Dieß zur Lebensgeschichte eines Mannes, von dem Mezger in seiner historia salisburgensis (1692) nichts zu sagen weiß, als: „XXVIII. Rudolphus Liechtenegger, obiit anno 1419." C. A. Caesar bekennt: mihi submisso solo nomine notus **), den Bucelini (anno 1388) vollends vergessen zu haben scheint.

*) Caesar Ann. II. 670, 688, 408. Marian. Klerisey 3. Th. 6. Bd. S. 111.
**) Metzger VI. 1190 Caes. III. 297. 555.

Uns kann er höchst wahrscheinlich als der vorletzte des Geschlechtes der Liechtenecker gelten, welches mit Hanns, dem Gemahl der Anna von Winden, noch vor der Mitte des fünfzehnten Jahrhundertes ausgestorben seyn mag.

Ueber Heinrich von Liechteneck, den Abten von Arnoldstein, von dem Valvasor (p. 13) weniges, Hohenauer's Kirchengeschichte von Kärnten nichts berichtet, vermag vielleicht Heinrich Ainethers von Aineth „Beschreibung des Stiftes und Klosters Arnoldstein" (Hs. im Geschichtsverein für Kärnten $\frac{\text{XLI.}}{2}$ cit. Carinthia 1852 Nr. 79) dereinst nähere Auskunft zu geben.

Daß viele Lücken in der Geschlechtstafel noch auszufüllen seyen, liegt auf der Hand. Die Ausfüllung werden obersteirische Urkundensammlungen liefern müssen. Neuberg, worin sehr viel zu vermuthen war — es ist das nächste bedeutende Stift bei Schloß Liechtenegg — hat nichts beigetragen; einiges zu hoffen wäre aus dem Archive des Magistrats und der Pfarre Kindberg, der Herrschaft Oberkindberg, des Marktes und der Pfarre Krieglach, endlich des Marktes und der Pfarre Mürzzuschlag. Von Nachrichten über den Besitz der Liechtenecker zu Negau bei Radkersburg und Neudau*) bleibt noch Alles zu wünschen übrig.

Das Wappen der Liechtenecker bestand aus zwei Blas-Hörnern, wagrecht, schwarz mit gelben Bändern, im Silberfeld; über den schwarzweißen Helmdecken und dem Helm als Beizeichen das Horn wiederholt mit einem Pfauenfedernbund**). Auf die Familien, welche dieselbe Herolds-Figur weiteren Sinnes, das Horn nämlich, führen, als da sind die Saldenhofer, Kandorffer, Kallenberger, Pain, Seyer, Gloiacher, Teuffel und Steinpeiß, ist auf einem anderen Orte***) hingewiesen.

Blühende Häuser der Gegenwart, deren Zweige in kleinere Burgen und Rittergeschlechter hineinreichen, mögen ihrer Vorfahrer eingedenk seyn, denen das Geschick so lange Dauer nicht gewährte. Die gegenwärtige Zeit ist zwar nicht durchtränkt von jener patriarchalischen Ruhe, die Stammbäume entwirft und Wappenschilde aufstellt; aber das Streben, welches Licht in die Gegenwart bringt, muß solches auch der Vergangenheit nicht versagen wollen.

Graz, 20. August 1862.

Liechtenberg.

Bezüglich der Eingangs des voranstehenden Aufsatzes aufgestellten Wortforschung über Orts- und Geschlechtsnamen, welche aus dem Grundworte Liecht sich ergeben, finden wir eine heimische Burg und ein heimisches Geschlecht zu erwähnen, welche bisher keine Beachtung gefunden haben, nämlich die Veste und Familie Liechtenberg. Bekanntlich sind die gräflichen Geschlechte der Hohenwarte und Lichtenberge gegenwärtig in Krain behaust, obwohl die gleichnamigen Burgen in

*) Schmutz III. 7. II. 423.
**) Abgebildet, doch anders blasonirt bei Stadl Ehrensp. III 453.
***) Steirische Herolds-Figuren. p. 46.

Kärnten liegen, ohne daß man den Ursprung jener Geschlechte von ihnen herzuleiten im Stande wäre, und bei dem Mangel der Mittel zu einer zusammenhängenden Geschlechtsfolge alles nur auf Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten hinausläuft.

Die Veste Liechtenberg, welche wir in das Auge fassen, lag nach Dr. Tangel's, aus den bisthümlichen und kapitlischen Archiven geschöpftem Werke: „Reihenfolge der Bischöfe von Lavant" (Seite 376). zwischen St. Andrä und der Kurazie Lamm auf einem Berge; die Ruinen derselben können vom Thale aus nicht gesehen werden, da höhere Berge sie umgeben und Bäume sie beschatten. Sie war ein salzburgisches Lehen und fiel nach dem Aussterben des gleichnamigen adeligen Geschlechtes an Salzburg zurück, gehörte aber so wenig wie Reisberg und Stein je zum Bisthume Lavant. Ob der Grund und Boden, auf dem sich die noch vorhandenen Ruinen von Liechtenberg befinden, mit der Staatsherrschaft St. Andrä mit in das Eigen des königlich-dänemarkischen Oberjägermeisters und Rittergutsbesitzers von Schütte übergegangen oder in dem eines andern Privaten sind, ist uns unbekannt; desto mehr aber empfiehlt es sich der Beschauung des Wanderers in jener Gegend des Lavantthales mit seiner herrlichen Umschau, als es bisher nicht untersucht wurde, obwohl seine urkundlichen Spuren vom hohen Alter zeigen und nahe in die Gegenwart heraufführen.

Wir finden Liechtenberg zuerst in einer Urkunde (allvort S. 376) vom Jahre 1243 erwähnt, womit Erzbischof Eberhard II. von Salzburg bezeugte, daß Kunegund von Liechtenberg (hier Lichtenberg) guten Andenkens, mit Einwilligung ihres Gemahles Ulrich (welcher bereits in der Dotations-Urkunde des Lavanter Kapitels vom Februar 1234 als Zeuge vorkommt) und ihres Sohnes Ottokar, zur Ausstattung des St. Michael-Altares in der Kirche des hl. Andreas bei Lavant zwei Bauerngüter im Dorfe Senich, drei andere auf dem Berge Lamb, gestiftet habe. Wir sehen daraus, wie angesehen und vermöglich die Familie der Liechtenberge war, indem sie ein bedeutendes Besitzthum nicht nur zur bloßen Dekoration eines Altares, sondern wie es sonst auch geschah, zum Unterhalte des ihm dienenden Priesters hingab. In den nachfolgenden Urkunden des Kapitels Lavant zu St. Andrä finden wir die Lichtenberge wiederholt, so (S. 380) im Jahre 1245 am 26. Juli Engelschall von Liechtenberg zu Friesach bei Erzbischof Eberhard II., wo derselbe vor vielen Zeugen, worunter auch er, den Wald oder Winklern dem Kapitel zu St. Andrä verlieh, so am 21. März 1307 (S. 391) Engelbert von Liechtenberg, Ottos Sohn, welcher mit Einwilligung seiner Gemahlin Diemuth, seiner Söhne Heinrich, Otto und Engelbert und seiner Tochter Margareth, seine Hube zu Krottendorf, die er von Konrad Rumpf zu Wimpassing gekauft hatte, dem Probste Ulrich und dem Kapitel zu St. Andrä um 5 Mark Silbers überließ. Wir sehen hier Großvater, Sohn und Enkel nebeneinander auftreten, nicht minder Mutter und Tochter; mithin ein genealogisches Bruchstück.

Engerlein von Liechtenberg (S. 397), welcher 1320 einer Urkunde, betreffend die Stiftung ewigen Lichtes in der Kirche zu St. Andrä, sein Siegel beidrückte, halten wir für obgenannten Engelbert den ältern, als welcher noch im Jahre 1334 mit seiner Gattin Diemuth dem Probste Peter zu St. Andrä und seinem Gotteshause zwei Güter zu Hirschberg und eine Oede um 16 Mark Silber verkaufte. Ein späterer Sprosse des edlen Geschlechtes der Liechtenberger, Hanns, oder Heinsel, erscheint mit seiner Gemahlin Kunegund (S. 414) noch im Jahre 1400 (S. 418), welcher bereits 1377 mit seinen Söhnen, Konrad und Eberhard, 7 Aecker aus ihrer Hube zu Trebenting, dem Probste Pilgrim und dem Kapitel zu St. Andrä gegen 32 wohlgewogene Gulden verkauft hatte.

Im fünfzehnten Jahrhunderte kommt die Familie (S. 414) Gatringer im Lehensbesitze von Liechtenberg und Himmelau vor, mithin war die eigentliche Familie der Liechtenberge entweder ausgestorben, oder ausgewandert. Ersteres scheint, da Hanns von Lichtenberg urkundlich mit zwei Söhnen austritt, weniger wahrscheinlich als letzteres, und wir können es um so leichter als wahr annehmen, da überhaupt in jener Periode der Unruhen, in Kirche und Staat solche Auswanderungen, wozu oft Erbschaften, Tauschhandlungen und mitunter gewaltsame Veränderungen Veranlassung gaben, häufig waren. Ein Lorenz von Liechtenberg war von 1424—1434 und dann von 1438—1444, nachdem er eine Zeit den Sitz von Gurk innegehabt, Fürstbischof von Lavant. Grafen von Liechtenberg gab es damals noch keine, mithin ist es zweifelhaft, ob er nicht dem heimischen Geschlechte, von dem wir sprachen, angehörte. Im Jahre 1445 war Lorenz Patriarch von Aquileja; möglich, daß er im obigen Falle seine Familie nach sich zog und ihr eine größere Zukunft bereitete, so kurz er diese Würde genoß.

Nächst Liechtenberg ist das Schloß Liechtengraben im Oberlavantthale ein Genosse dieses Wortlautes, wenn auch seine Geschichte eine weitere Ausdehnung hat und selbst seine Ruinen bisher mehr Anziehungskraft als Liechtenberg auf den Wanderer ausübten.

D. R.

Bruchstück aus dem Poëm: Waldmärchen*).

Von Heinrich Penn.

Hoch auf dem Haupt' des Berges, der schroff das Thal begrenzt,
Gleich einer Riesenkrone ein Eispalast erglänzt,
Den Zinnen bringt Flammenküsse der funkelnde Sonnenblitz,
Die Bergfee wählt die Hallen zu ihrem Königssitz'.

Ihr Reich ist, wo kein Leben, wo kalt die Welt und starr,
Der treueste Vasalle ein königlicher Aar,
Die Windsbraut heult allnächtig den grausen Heeribann,
Leibeigene sind Eulen, zwei Geier ihr Gespann.

Ein Sohn der theuren Freundin theilt den Palast mit ihr,
Sie ist ihm eine Mutter durch's Leben für und für,
Wie es dazu gekommen, dies kündet Euch mein Lied,
Das nun mit ernsten Bildern an Euch vorüber zieht.

Amanda, so hieß die Freundin, ergab sich treu der Jagd,
Sie streifte durch das Dickicht, bevor der Morgen getagt,
Und schickte durchs Waldesdunkel des Abends Purpurstrahl,
Klang noch in fröhlichen Weisen ihr Hifthorn durch das Thal.

---

*) Als Probe aus dem, noch in diesem Winter erscheinenden Buche.

Es war ein schöner Morgen, die Schläferin Natur
Warf ihren Nebelschleier vom Haupte auf die Flur,
Schon lag er ihr zu Füssen am düstern Meeresstrand,
Sie prangte wunderherrlich im grünen Festgewand.

Statt des verschmähten Schleiers trug sie die Sonne im Haar,
Wie blitzte das Geschmeide hin über die Welt so klar,
Und auf den Wangen glühte des Morgens Purpurschein,
Wie drangen diese Rosen licht in die Herzen ein!

Vorbei am tosenden Waldbach, der dort zu Thal gestürzt,
Zog aus zu fröhlichem Pürschen Amanda, leicht geschürzt,
Ein silberner Gürtel schmückte das blaue Jagdgewand,
Wie Nachts zuvor am Himmel Milchstraße leuchtend stand.

Da tauchte aus dem Dickicht ein ahnungsloses Reh,
Und ob dem Anblick schnellte das Mädchen in die Höh',
Schon lag der Pfeil auf dem Bogen, jetzt flog waldein das Thier,
Und blitzschnell nach Amanda mit edler Jagdbegier.

Da that ein Wetten und Wagen sich vor den Blicken auf,
Die Kluft war übersprungen, jetzt ging's den Fels hinauf,
Schon keuchten Wild und Jäger, und dennoch frisch und kühn
Zurück und wieder vorwärts, bald rechts, bald links dahin.

Der Rehbock stöhnte ermattet, die Siegerin jauchzte empor,
Da schwirrte aus dem Dickicht ein goldener Pfeil hervor,
Er traf das Herz des Wildes, das stürzte verendend hin,
Und aus der Wunde fielen die Trapfen van Rubin.

Entrüstet blickte Amanda sich nach dem Frevler um,
Der in ihr Recht gegriffen, und in ihr Eigenthum,
Es rauschte in den Zweigen und aus dem Busche trat
Ein Jüngling, dem Lenze gleichend, wenn er mit Lächeln naht. —

Wer seyd ihr kühner Frevler? — Das frag' ich Euch, holde Maid —
Der Wald ist meine Heimath — Die meine ist nicht weit —
War't ihr der Schütze? — Ich war es — Wer gab Euch Recht und Gewalt?
Wer mir das Recht gegeben? Ich denke, Kind, der Wald.—

Ich herrsche in diesem Reviere, d'rum flieht im Augenblick'—
Mit nichten Fürstin ich bleibe, nicht immer lächelt das Glück—
Zurück und niemals begegne mein Auge eurem Bild' —
Gutwillig läßt kein Jäger solch' königliches Wild!

Da wandte mit Entrüstung das Mädchen ab den Blick,
Doch bei den Händen hielt es der Jüngling flehend zurück;
Der trotzige Geselle bat nun so rührend und schön,
Amanda wollte scheiden, da blieb Amanda steh'n.

Sie warf verstohl'ne Blicke nach seinem Angesicht,
D'raus strahlten ihr entgegen zwei Augen klar und licht,
Die glänzten tief in ihre, bis sich der Glanz verband
Zu einer einz'gen Sonne, darauf die Liebe stand.

Im Moose saßen beide und kos'ten nach Herzenslust,
Amanda lehnte das Köpfchen an ihres Liebsten Brust,
Süß dufteten berauschend Waldblumen und Blüthen im Kreis,
Darüber schlug glühende Liebe verzehrende Wellen heiß.

Doch wie das Mädchen vom Rausche erröthend aufgewacht,
War jäh ihr Buhle entschwunden in tiefer Waldesnacht,
Sie suchte den Ungetreuen vergebens Tag für Tag,
Bis sie in der Freundin Armen dem tiefen Gram erlag.

Bevor jedoch ihr Leben in Schmerz und Qual entfloh'n,
Gebar sie unter Thränen noch einen theuern Sohn,
Und diesen hat treu erzogen des Berges mächtige Fee,
Beherrscht vereint mit Ussa ihr Reich von Eis und Schnee.

Laibach.

Literatur.

(Genesis und Exodus. Nach der Millstätter Handschrift heeausgegeben von Joseph Diemee, Vorstand der k. k. Universitäts-Bibliothek, wieklichem Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Wien. 1862. Zwei Bände.*)

Jene noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts geläufige Ansicht, daß die alten Deutschen Barbaren gewesen seyen, wird heutzutage kein Veenünftiger im Ernste vertreten wollen.

Die Fülle der handschriftlichen Denkmälee, bis zurück in das vierte Jahrhundert unseree Zeiteechnung reichend, ist so groß, der Reichthum der darin vorhandenen prosaischen und poetischen Geistesblüthen so bedeutend, daß selbst das blödeste Auge von dem Glanze der Erscheinungen geblendet wird. Und wahrlich, obgleich seit der eesten Veeöffentlichung altdeutscher Handschriften (Schiltees Thesaurus 1728) mehr als 130 Jahre verstrichen sind und während dieses Zeitraums in dem Schachte literarischer Denkmälee der Vorzeit wacker geschürft und gegraben wuede, die Zeit dee Funde und Entdeckungen ist auch heute noch nicht vorübee und Jahr aus Jahe ein treten Publikationen an's Licht, welche den Reichthum dee alten Liteeatue vermeheen helfen.

Joseph Diemer hat bereits voe mehr als zwölf Jahren duech die Herausgabe der „Kaisee-Cheonik" und der „Gedichte des 11. und 12. Jahrhunderts" der deutschen Sprach- und Literaturgeschichte ein unschätzbares Material zugemittelt, das dieselbe in ihe eigenstes Fleisch und Blut verwandelt hat. Hat Diemer schon damals die genaue Bekanntschaft mit den handschriftlichen Denkmalen jener frühen Periode dee deutschen Dichtkunst und seinen Beruf für die Mittheilung und Behandlung althochdeutscher Texte bewähet, so hat ee sich durch die Veröffentlichung dee „Genesis" und des „Exodus," zumal durch die Beigabe des gelehrten Appaeates, dee die Einleitung, die Anmerkung und das Wöeterbuch ent-

*) Da Millstatt der Fundort dieser alten Handschrift, und diese Eigenthum des kärntnerischen Geschichtvereines ist, so glauben wir nicht zu fehlen, wenn wir die Besprechung derselben vom Herrn Adalbert Jeitteles in der „Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben" (Beilage zur kais. Wienerzeitung, Nr. 37 vom 11. Oktober l. J.) auch in dieses heimathliche Blatt aufnehmen, und dessen Leser damit bekannt machen.

A. d. R.

hält, ein noch größeres Verdienst erworben. Man muß das in Rede stehende Werk unbedingt als eine Bereicherung der altdeutschen Wissenschaft ansehen.

In jener frühen Zeitepoche, da kaum der Sieg des Christenthums in Deutschland entschieden war und die Poesie fast ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit sich befand, wählte man mit Vorliebe geistliche Stoffe zu dichterischer Behandlung. und zwar war es zunächst das Leben und Leiden des Heilandes, welches die Dichter in der gläubigen Einfalt und Inbrunst ihres Herzens zu poetischen Gebilden begeisterte. So haben wir aus dem 9. Jahrhundert allein zwei größere epische Dichtungen, welche den Messias besingen, sog. Evangelienharmonien, deren eine von Otfried, einem Mönch aus dem elsässischen Kloster Weißenburg, die andere in altsächsischer Sprache von ungenanntem Autor unter dem Titel „Heiland" gedichtet ist. Als am Ende des 11. und im Beginn des 12. Jahrhunderts mit der zunehmenden Bildung und der günstigeren Gestalt der politischen Verhältnisse die Literatur üppigere Blüthen zu entfalten begann, wurde nach und nach der ganze Kreis biblischer und legendenhafter Stoffe poetisch zu gestalten versucht. Da fand denn unter Anderem auch jener alttestamentarische Theil der Bibel von der Schöpfung der Welt bis zum Auszug der Israeliten aus Egypten, der bisher geringeren Anwerth hatte, seine besondere Behandlung wie er unter dem Namen „Genesis" und „Exodus" bekannt ist. Heinrich Hoffmann aus Fallersleben hatte dieses Gedicht schon im Jahre 1837 nach einer Handschrift der Wiener Hofbibliothek im zweiten Bande seiner „Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur" abgedruckt. In der oben angezeigten Ausgabe von Diemer erhalten wir nun den Abdruck einer im Kloster Millstatt in Kärnten aufgefundenen neuen Handschrift, die zwar nach den Untersuchungen des Herausgebers eine Umarbeitung von jüngerem Datum ist, dafür aber den doppelten Vorzug besitzt, einmal einen ziemlich selbstständigen, von jener Wiener Handschrift nicht unwesentlich verschiedenen Text zu gewähren und ferner die Lücke, die am Schlusse des alten Manuskripts vorhanden ist, vollkommen auszufüllen, also zum ersten Mal die ganze Dichtung zu bieten. Eine fernere Seite der Millstätter Handschrift ist die, daß sich in ihr eine Masse vom Umarbeiter heerührender Bilder befinden, die für die Kunst- und Kulturgeschichte der Alten von Interesse sind. Der Herausgeber hat sie durch gewandte Vermittlung des Freiherrn Eduard v. Sacken seinem Werke als Holzschnitte einverleibt und dadurch nicht wenig zum äußeren Schmucke desselben beigetragen.

Was das Alter der Dichtung in deren ursprünglicher Fassung betrifft, so setzt sie Diemer in das vorletzte Jahrzehend des eilften Jahrhunderts und nimmt an, daß auch die vorliegende Umarbeitung noch vor 1122, wahrscheinlich zwischen 1110 bis 1115 entstanden ist. Den Hauptanhaltspunkt zu diesem Schlusse gibt dem Verfasser die Stelle „Ouch hat der ebunig ze site daz pischtuom mahilen dármite, sueleben pfaffen er ze herren wil machen", die in der Millstätter Handschrift ganz ähnlich lautet. Da der unter Gregor VII. nach dem Jahre 1075 entbrannte Investiturstreit mit dem Wormser Konkordate 1122 abgeschlossen wurde und von da ab kein König mehr das Recht übte, die Bischöfe mit Ring und Stab zu belehnen, so muß füglich unser Gedicht und dessen Umarbeitung noch vor dieser Zeit entstanden seyn. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sonst Dichter und Umarbeiter den betreffenden Passus zeitgemäß umgeändert hätten. Daß aber die erste Abfassung des Gedichts noch in das letzte Viertel des 11. Jahrhundertes fällt, schließt der Herausgeber sowohl aus dem Umstande, daß die Dichterin Ava, die schon 1127 starb und das „Leben Jesu" allem Anschein nach im ersten Jahrzehend des 12. Jahrhunderts dichtete, für ihre Dichtung Stellen aus der Genesis oft wörtlich benützte, als auch aus der selbst die Bücher Mosis, die gewiß noch dem 11. Jahrhundert angehören und gleichfalls Anklänge an unser Gedicht enthalten, an Alterthümlichkeit übertreffenden Gestalt der Sprache.

Der Name des Verfassers ist unbekannt. In jenen Zeiten, wo noch die Sache Alles galt, trat die Person des Dichters gern und freiwillig in den Hintergrund. So viel scheint ausgemacht, daß der Dichter ein Geistlicher aus Oesterreich gewesen ist, der durch seine Dichtung das des Lateinischen unkundige Volk mit dem Hauptinhalte des alten Testamentes bekannt zu machen und auf lebendigere Weise dafür zu begeistern strebte, als dies durch eine trockene Uebersetzung möglich geworden wäre. Ob auch der Bearbeiter dem geistlichen Stande angehörte und ebenfalls in Oesterreich einheimisch war, läßt sich allerdings mit einigem Rechte vermuthen, keineswegs aber schlechthin behaupten. Vielmehr scheint die Stelle 104, 34, die von der Einführung des Zehent's handelt und wo es am Schlusse heißt: sô stuont ez bî den heidon, ich neweiz ob ez noch die christen meinen", wenn sie nicht verderbt ist, geradezu auf das Gegentheil hinzudeuten.

Die Sprache und Darstellung des Gedichtes steht, sofern man von der Mangelhaftigkeit des Versbaues und Reimes und einer gewissen Unbeholfenheit der Wortfügung absieht, mit der Erhabenheit des Gegenstandes in Einklang; sie ist allenthalben schlicht und würdig, nicht selten kindlich-naiv, ohne jede Art Schwulst und Bombast, freilich auch ohne die schöpferische Gestaltungskraft einer tiefer angelegten Dichternatur. An alterthümlichem Klang, echt althochdeutschen Wortformen bewahrt auch die vorliegende Umarbeitung immer noch einen gewissen Reichthum, zumal wenn man sie mit späteren Denkmälern der eigentlich mittelhochdeutschen Zeit vergleicht. Mit Recht polemisirt daher der gelehrte Herausgeber, der allenthalben eine umfassende Kenntniß der althochdeutschen Literaturwerke verräth, gegen die vornehm ignorirende Art, die Geringschätzung und Herabwürdigung, womit sonst bedeutende Literaturhistoriker, wie Vilmar, diese und ähnliche Denkmäler der sog. Uebergangszeit mißhandeln oder todtschweigen. Wenn auch nicht durchaus vom ästhetischen, verlangen jene Poesien gewiß vom literarhistorischen und sprachlichen Gesichtspunkte und als lebendige Denkmäler der geistigen Bildung und Entwicklung unserer Vorfahren die entschiedenste Berücksichtigung.

(Beschluß folgt.)

Am Allerseelentag.

In des Friedhofs stillen Räumen
Glänzt an Kreuz und Sarkophag
Heller Lichtschein, schöne Kränze
Heut am Allerseelentag!

Und im Garten, öd und traurig,
Geht es heut' so rege zu,
Den des Volkes dichte Menge
Wandelt hin und her ohn' Ruh!

Und die noble Welt begaffet
Kritisirend Grab und Stein,
Dem gefällt der Kränze Flechtung,
Dem der farb'gen Lichter Schein! —

In des Friedhofs dunkler Ecke
Kniet am Hügel, grün und klein,
Mit dem Aspernkreuz ein Krieger
Naßen Auges ganz allein.

Es ziert nicht den Grabeshügel
Ein marmornes Monument,
Nur ein schlichtes Birkenkreuzlein
Sieht man an die Wand gelehnt.

Durch des Kriegers Wangenfurchen
Zieht der heißen Thräne Schmerz,
Und erleichtert so des Alten
Tiefbekümmerts Greisenherz —

Und fällt auf den Grabeshügel,
Unter dem die Gattin liegt,
Die in trockner Grabeserde
Schnell und sichtbarlich versiegt!

Weinend in Gebet versunken
Kniet am Grabe so der Greis,
Bei dem Weibe, seinem liebsten,
Und er betet still und leis':

„Nimm mich bald zu dir, du Schöpfer,
„Von der Erde nimm mich bald
„Auf in jene Regionen,
„Wo dein heil'ges Antlitz strahlt —

„Wo mein Weib ich wieder finde,
„Mir mein Alles auf der Welt,
„Wo der Engel Chor dich preiset,
„Der um deinen Thron gestellt!"

Und nachdem er so gebetet,
Nimmt er seinen weißen Stab
Und verläßt des Friedhofs Räume,
Abschied nehmend von dem Grab!

Er sah nicht die eitlen Gecken
In der Mode Kleidertracht,
Sah' auch nicht die faden Puppen,
Die da geh'n in Zier und Pracht.

Nein, sein Aug' sah nur den Hügel
So verlassen und allein,
Ohne Kranz und ohne Zierde,
Ohne hellen Kerzenschein!

„Wenn das Jahr sich wieder wendet,
„Lieg' vielleicht auch ich schon da,
„Spricht der Alte — „dann, o Freude,
„Bin ich meinem Weibe nah!"

St. Paul. W°.

Kunst - Notizen.

(Eduard Hildebrandt.) Die Kunstfreunde erinnern sich gewiß noch jenes meisterhaften Gemäldes, das in unserer letzten Ausstellung unter der Benennung: „Abendhimmel an der schottischen Küste" die allgemeine Aufmerksamkeit aller Beschauer auf sich zog und den ungetheiltesten Beifall aller Kunstkenner erhielt. Es dürfte also nicht unwillkommen seyn, eine kurze Lebensskizze des genialen Schöpfers dieses Kunstwerkes zu besitzen, die wir hier mittheilen. „Der Landschaftsmaler Eduard Hildebrandt wurde im Jahre 1819 in Danzig geboren und verrieth frühzeitig eine bedeutende Anlage für seine Kunst; dennoch kam er erst spät, als ein fast zwanzigjähriger Jüngling, nach Berlin in das Atelier des bekannten Marinemalers Professor Krause. Hier machte er so überraschende Fortschritte, daß die Kunstfreunde auf das Talent des Schülers aufmerksam wurden und er manchen einflußreichen Gönner fand. Ein ihm angeborener Drang zum Reisen führte ihn schon damals nach Dänemark, Norwegen, Schottland und England, von wo er nach Paris ging, um sich unter Anleitung des berühmten Isabey weiter auszubilden. Hier blieb er bis zum Jahre 1843, wo er dann im Auftrage des Königs von Preußen, dem er von Humboldt empfohlen war, nach Brasilien und Nordamerika ging. Diese größere Reise war entscheidend für die Richtung seines Talentes; der Anblick großartiger Naturscenen, des südlichen Himmels mit seiner Farbenpracht und der herrlichen Vegetation weckte und entwickelte seinen angeborenen Farbensinn und seine Vorliebe für glänzende und überraschende Lichteffekte. Zugleich erweiterte sich sein Gesichtskreis; die Wunderwelt der Tropen mit ihrem magischen Zauber erschloß sich ihm und fand in ihm einen unübertroffenen Darsteller. — Mit reichen Schätzen beladen kehrte er nach Berlin zurück, wo er die Kunstkenner durch seine Studien und Skizzen aus dem Süden überraschte und erfreute. — Im Jahre 1847 sehen wir ihn in Gesellschaft seines geliebten Bruders Holland, England, Schottland und Irland durchwandern, überall zeichnend und Studien nach der Natur vornehmend. Ein Ausflug nach Madeira und den Kanarischen Inseln, den er auf die Westküste Afrika's ausdehnte, machte den vorläufigen Beschluß. Ueber Spanien und Portugal trat er die Rückreise nach der Heimath an, wo er wohlbehalten anlangte. — Aber seine Reiselust, die mit seinem künstlerischen Interesse zusammenfiel, war noch nicht gebüßt. Einige Jahre später zog es ihn mit Macht nach Asien über Italien eilte er nach Egypten und den Nil hinauf bis Nubien, dann von Kairo über Suez durch die Wüste, wo er ein interessantes Abenteuer mit räuberischen Beduinen bestand, nach Jerusalem, Damaskus, hin zu den Cedern des Libanon und dann wieder über Beirut, Constantinopel, Griechenland nach Hause. — Hier stellte er das Resultat seiner Reisen in einer Reihe von Aquarellen aus, welche die höchste Bewunderung erregten, und die, abgesehen von ihrer künstlerischen Vollendung, einen dauernden wissenschaftlichen Werth als die treuesten ethnographischen Bilder jener fremden Gegenden haben. Besonderes Aufsehen machten die Skizzen aus dem „gelobten Lande", seine Zeichnungen von Jerusalem und den andern heiligen Orten durch ihre wunderbare Treue und poetische Auffassung, so daß der Künstler vom König Friedrich Wilhelm IV. den Auftrag erhielt, mehrere derselben in Oel auszuführen. — Bisher hatte Hildebrandt sich mit Vorliebe dem Süden zugewendet; sein Drang nach Belehrung führte ihn im Jahre 1856 dem Norden zu, dessen eisige Majestät und schauerliche Beleuchtung er mit demselben Natursinn auffaßte und wiedergab, wie den strahlenden Himmel und die Gluth der heißen Zone. Unter großen Beschwerden drang er bis zu den Marken unserer Erde, zu dem verödeten Nordcap vor, von wo er über Drontheim und Stockholm nach Berlin zurückkehrte. Eine neue Folge von Aquarellen, in denen er mit derselben Meisterhand die Wunder der vom Nordschein und dämmernden Zwielicht be-

schienenen Regionen in seltener Vollendung der Natur nachschrieb, erhöhte nur noch seinen bereits feststehenden Ruf. — Im Sommer 1858 rief ihn der Tod eines geliebten Bruders, der ebenfalls ein ausgezeichneter Maler war, nach Rom, wo er das Grab des theueren Anverwandten besuchte und seinem tief wurzelnden Familiensinn genügte. — So große und schnell aufeinanderfolgende Leistungen mußten auch die entsprechende Anerkennung finden. Die Akademie der Künste in Berlin ernannte Hildebrandt zu ihrem Mitgliede und beehrte ihn mit dem Titel eines Professors; dasselbe that die Akademie zu Amsterdam. Bei Gelegenheit der Pariser Ausstellung erhielt er den Orden der Ehrenlegion; außerdem zieren noch eine Menge anderer Orden seine Brust. — Als Künstler zeichnet sich Hildebrandt vor Allem durch die Genialität aus, womit er die Farbe zu behandeln weiß; er hat der Natur ihre geheimsten Lichterscheinungen abgelauscht; der Himmel und die Luft mit ihren mannichfachen wunderbaren Tönen und Tinten sind sein eigentliches Element. Nicht ganz mit Unrecht hat man ihn den „Liszt" der Malerei genannt, der vor keiner Schwierigkeit, vor keinem Wagestück seiner Kunst zurückschreckt. Aber Hildebrandt ist kein bloßer Virtuose; er ist ein Künstler, der die vollendetste Technik nur zu höheren Zwecken benutzt; mit seiner Herrschaft über die Farbe verbindet er eine wahrhaft poetische Naturanschauung; selbst in den Verirrungen seines kühnen Pinsels erkennt man noch ein besseres Streben. Durch seine weiten Reisen hat er den beschränkten Kreis der Landschaftsmalerei durchbrochen und den Horizont derselben erweitert, worin mit sein Hauptverdienst besteht. Die meisten seiner Kunstgenossen übertrifft Hildebrandt durch seinen Fleiß; er gönnt sich keine Ruhe, und nur dieser Umstand erklärt die große Menge seiner Gemälde." (M. Ring.)

(Die Malerei in England.) 1) Die Gesellschaft, für welche der englische Künstler arbeitet, perhorrescirt die frivole Kunst. Nicht bloß auf der Weltausstellung (1862) sondern auch in den zahlreichen andern Ausstellungen sind keine Bilder vorgekommen, welche das sittliche Gefühl beleidigen, die Ehre, die Familie bloßstellen. Die Kunst der Franzosen ist geistreicher, lebendiger in der Auffassung wärmer und eleganter im Tone und in der Haltung — aber sie ist von der Demi-Monde infizirt, sie und die Kreise, für welche sie arbeitet. Nur wenige Künstler erheben sich vollständig über dieselbe. Der sittliche Grundton unterscheidet wesentlich die englische Kunst von der französischen und zwar zum Vortheile der englischen Kunst und der englischen Gesellschaft.

2) Die englische Kunst ist populär in ganz England und in den vornehmen Kreisen; sie wird von letzteren getragen. Sie ist nicht auf den Kunstvereinsmarkt gewiesen, wie ein Theil der deutschen Kunst, und nicht den verderblichen Wirkungen ausgesetzt, welche die meist schlecht organisirten Kunstvereine und die von dem Verkehre mit den höheren Gesellschaftskreisen getrennten Künstlervereine auf die Entwicklung der deutsch-österreichischen Kunst ausüben.

3) Die englische Kunst, obgleich die Kunst der einzigen, die Welt beherrschenden Nation lebt vom englischen Markte; sie nimmt aber, besonders in der Landschaft Motive aus den fernsten Ländern in sich auf. Aber wie der Engländer Engländer bleibt, er mag in China oder Brighton wohnen, so bleibt der englische Künstler Engländer, was er auch immer darstellen mag. Je tiefer er in das heimathliche Wesen eingreift, ob einschneidend wie Hogorth, ob seelenvoll einfach wie Wilkie und Landseer, desto mehr steht ihm der Beifall des Publikums zur Seite. Für die Verbreitung des Ruhmes englischer Kunst sorgen die außerordentlich ausgebildeten reproduzirenden Künste, von der Xylographie und dem Stahlstiche bis zu den kostspieligen Reproduktionen auf plastischem Wege.

4) Die heutige große englische Kunst kennt das politische Tendenzbild nicht; die heutige Gesellschaft weist dasselbe in den Punch. In den Räumen, in denen der vornehme Engländer Kunstwerke aufstellt, liebt er Ruhe, Erheiterung und Erhebung des Geistes. Die Stimulation der Leidenschaft kann er entbehren und der Künstler sich ihr entziehen. Die Kunst ist auf sich selbst, auf Erfüllung ihrer eigensten Aufgaben angewiesen, sie braucht nicht in den Dienst der Partheien zu gehen — sie ist der Ausdruck eines freien und glücklichen Volkes geworden, das die Formen gefunden und die Rechte erworben hat, deren es zu seiner politischen Existenz bedarf.

(Eine zweite „Assunta" von Titian) ist in den jüngsten Tagen zu Medolo (ein kleiner Ort zwischen Mantua und Brescia) wieder hergestellt worden. An der Pfarrkirche dieses Ortes war ein Neffe Titian's Pfarrer. In der „Autografi di alcuni illustri italiani" (Mailand 1856) befindet sich ein Schreiben Titian's an den Herzog von Mantua, in welchem er für die Uebertragung des Pfarrbeneficiums an seinen Neffen dankt. Im verflossenen Jahrhunderte war das Gemälde Titian's bekannt, zur Zeit der Invasion der Franzosen wurde das Gemälde, da die Einwohner Medole's fürchteten, das Gemälde werde, wie viele andere Bilder, gewaltsam nach Paris geschleppt werden, in einem Grabe verborgen und blieb dort mehrere Jahre liegen. Es begreift sich, daß das Gemälde dadurch Schaden gelitten hat. In neueren Zeiten wurde das Bild dem bekannten Restaurateur Prof. P. Fabris übergeben und wie die „Gazetta uffiziale di Venezia" vom 12. Sept. 1862 berichtet, glücklich restaurirt. Das Gemälde ist 2 Met. 76 Centim. hoch und 1 Met. 98 Centim. breit.

Am Fluße.

In ferner Stadt mein Liebchen weilt,
Ich raste hier am Fluße,
Das Wasser, das vorübereilt,
Trägt schwer an meinem Gruße.

Die Berge leuchten im Abendglanz
Die Stille stört kein Rufen,
Ich bin versunken in Träumen ganz
Und denk' an's Häuschen am Ufer —

Wo Well' auf Welle niederrauscht
Mit meinen Liebesfragen
Und wo mein Mädchen sinnt und lauscht
Und will mir Antwort sagen.

Doch wie das liebe Köpfchen sinnt,
Es will ihm nicht gelingen,
Der Fluß, der niemals aufwärts rinnt,
Kann mir keine Antwort bringen.

Da küßt mich ein Hauch, so warm, so lind,
Der aus der Stadt gekommen,
Ich fühl', es ist der Abendwind,
Den Liebchen zum Boten genommen.

So geb' ich der Well' meinen Gruß getrost,
Der Wind, er bringt mir den ihren —
Das ist die wohlfeilste Liebespost,
Mit welcher wir korrespondiren!

Wilhelm Reischee.

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Zweiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 23. Sonnabend, den 15. November 1862.

Der Fürstenstein in Karnburg und der Herzogsstuhl am Zollfelde in Kärnten.*)

Von Max Ritter von Moro.

Auf der Südseite des beiläufig eine Meile nordwestlich von Klagenfurt gelegenen Ulrichsberges steht auf einer, zwar nicht bedeutenden, Anhöhe die Pfarrkirche Karnburg nebst dem Wohnhause des Pfarrers. Wenngleich nicht urkundlich nachweisbar, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß auf dieser Anhöhe an der Stelle, welche die genannten Gebäude einnehmen, und in deren nächsten Umgebung die Karantanerburg, der Hauptsitz der einheimischen slavischen Herzoge, stand, welche am Ende des sechsten bis zur zweiten Hälfte des achten Jahrhundertes in Carantanien herrschten [1]). Urkundlich nachweisbar aber ist es, daß an dieser Stelle schon unter Kaiser Arnulph, somit am Ende des neunten Jahrhundertes, die königliche Karantaner Pfalz sich befand [2]). Ohne in eine nähere Besprechung dieses einstigen Herzogs- oder Königssitzes einzugehen, wird hier nur angeführt, daß im Bereiche der jetzt noch vorfindigen alten Mauern und Gebäudetrümmer desselben, beiläufig 150 Schritte nordwestlich von der Kirche, an einem zwischen Feldern sich hinziehenden Wiesenraine der sogenannte Fürstenstein steht, auf welchem die Einsetzung der Herzoge von Kärnten stattfand. Dieser Stein stand früher östlich von der Kirche in einem Acker, von wo ihn der Besitzer dieses Ackers vor beiläufig 50 bis 60 Jahren an die gegenwärtige Stelle gebracht hat [3]). Dieser schon sehr beschädigte Stein hat die Form des obersten Theiles eines Säulenschaftes mit dem Kapitäle. Von dem cannelirten Schafte ist nur ein unbedeutender Theil in die Erde versenkt; das aus der Erde hervorstehende Stück hat eine Höhe von 1 Fuß 3 Zoll und einen Durchmesser von 1 Fuß 10 Zoll. Auf dieser Oberfläche erkennt man noch die Spuren des eingemeisselten kärntnerischen Wappens. Hieron. Megiser's Chronik von Kärnten [4]) enthält eine Abbildung dieses Steines, welche das kärntnerische Wappen, — bestehend in einem durch eine Perpendiculärlinie getheilte Schilde, in dem sich rechts drei über einander schreitende Löwen und links ein durch einen Querbalken horizontal getheiltes Feld befinden — ganz deutlich ausgeführt zeigt. Nach der Form dieses Säulenstückes zu urtheilen, wurde dasselbe aus den Ruinen der kaum eine halbe Stunde davon entfernt gelegenen Römerstadt Virunum hieher gebracht und zur Einsetzung der Herzoge von Kärnten benützt. Wann das kärntnerische Wappen in die Oberfläche des Steines gemeisselt wurde, ist unbekannt. In keinem Falle aber kann dies früher als im Jahre 1248 geschehen seyn, weil das kärntnerische Wappen in der Form, wie es nach H. Megiser's Abbildung in den Stein gemeisselt war, und wie es auch noch gegenwärtig vom Lande geführt wird, zuerst von Ulrich, letztem Herzoge Kärnten's aus dem Hause Spanheim, im Jahre 1248 gebraucht worden ist [5]).

Auf diesem Stein, nun fand die eigenthümliche und in vieler Beziehung merkwürdige Einsetzung der kärntnerischen Herzoge auf folgende Art statt [6]): Der Landesfürst, dessen Ein-

*) Mit Beistimmung des Herrn Verfassers genommen aus den „Mittheilungen der k. k. Central-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale." Jahrgang 1862, Oktoberheft.

Anm. d. Red. d. Carinthia.

1) Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten, von Gottlied Freiherrn v. Ankershofen, II. Bd. 3. Periode, S. 112.

Ausführlich wird dieser Gegenstand erörtert: „Die vermeinte alte Kärntnerstadt oder civitas carantana des Mittelalters" von Heinrich Hermann in der „Kärntnerischen Zeitschrift." Herausgegeben von S. M. Mayer. III. Bändchen, Seite 165—174.

2) Das vorgenannte Handbuch, II. Bd., 4. Periode, S. 327.

3) „Wanderung in die Umgegend des Carantaner-Berges." Von S. M. Mayer. Kärntnerische Zeitschrift, III. Bändchen, S. 156. — Ferners „Antiquarische Miszellen" von F. M. Jabornegg v. Altenfels in dem kärntnerischen Wochenblatte „Carinthia." Jahrgang 1837, Nr. 51. —

Da dieser Stein, wie gesagt, gegenwärtig nicht mehr an der Stelle, wo er in der Vorzeit stand, sich befindet und allen nachtheiligen Einflüssen, durch die er leider schon sehr gelitten hat, ausgesetzt ist, so hat der kärntnerische Geschichtverein, um dieses Denkmal vor weiteren Beschädigungen zu bewahren, sich schon seit längerer Zeit bemüht, dasselbe an sich zu bringen, um es in sein Museum überführen lassen zu können. In neuester Zeit ist ihm dies endlich gelungen, und es wurde nun der Fürstenstein bereits nach Klagenfurt gebracht und wird im Museum des kärntnerischen Geschichtsvereines aufgestellt werden.

4) Annales Carinthiae, das ist Chronica des Erzherzogthums Kärnten. Von Hier. Megiser. Leipzig MDCXII, S. 482.

5) „Ueber den Ursprung des Wappens des Herzogthums Kärnten." Von F. X. Grüninger. Kärntn. Zeitschrift, IV. Bändchen, Seite 166.

6) Anbelangend die Quellen, aus denen wir die Nachrichten über diese Ceremonie schöpfen, so ist die älteste und bekannte Urkunde, welche darüber berichtet: die Reimchronik des Ottokar

setzung und Huldigung gefeiert werden sollte, begab sich mit seinem Gefolge nach dem heutigen Karnburg. Er erschien im grauen groben Gewande, mit einem rothen Gürtel, woran eine große Rauchlasche sich befand, in die er sein Brod, seinen Käse, sein Geräth und ein mit rothem Riemen gefaßtes Jagdhorn legte. Darüber trug er einen grauen Mantel. Auf dem Haupte hatte er einen grauen Bauernhut mit einer Schnur von gleicher Farbe, und an den Füßen roth gebundene Bauernbundschuhe. In der Hand hielt er einen Stab.

---

von Hornek (Hier. Petz scriptores rerum austriacarum, tom. III. Cap. CCI. p. 183), welcher in der zweiten Hälfte des XIII. und im Anfange des XIV. Jahrhunderts lebte.

Dieser Urkunde zunächst bespricht die Einsetzungsceremonie die nur kurze Zeit später geschriebene Chronik des Abtes Johann von Viktring (Joh. F. Boehmer: Joannes Victoriensis und andere Geschichtsquellen Deutschlands im XIV. Jahrhunderte, Stuttgart 1843, I. Band. S. 318—320), welcher diesem Stifte in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts vorstand. — Eine mit den beiden angeführten beiläufig gleichzeitige Quelle ist ein am Ende des XIII. oder am Anfange des XIV. Jahrhunderts geschriebener Schwabenspiegel. (Der Schwabenspiegel in der ältesten Gestalt. Herausgegeben von Wilh. Wackernagel, Zürich und Frauenfeld 1840, Landrecht 418. Seite 339 und 340.)

An die angeführten Beschreibungen der Einsetzungsceremonie reiht sich zunächst die Schilderung derselben durch Aeneas Silvius Piccolomini, nachherigen Papst Pius II. (Europa C. XX.), welcher in der Mitte des XV. Jahrhunderts lebte.

Weitere Quellen sind:

Der kärntnerische Chronist Jakob Unrest, welcher Ende des XV. Jahrhunderts lebte (D. Sim. Frid. Hahn; collectio monumentorum etc. Brusvigiae 1727, tom. 1. p. 483.)

Die Lands-Handvest des Erzherzogthumes Khärndten anno MDCX.

Wolf. Lazius (Reipublicae romanae commentariorum libri XII. Francofurti ad moenum lib. XII. p. 1037—1038):

Marc. Hansiz (Analecta seu Collectanea pro historia Carinthiae. Norimbergae 1793. p. 256—266.

Der kärntnerische Chron. Hier. Megiser, sieh' oben Note 4.

Die Reimchronik des Ottokar von Harnek bespricht die Einsetzung des Herzogs Meinhard von Tirol zum Herzoge von Kärnten, und beschreibt die Einsetzungs- und Huldigungsfeierlichkeit auf folgende Weise:

Der von dem Reiche mit Kärnten belehnte Fürst, welcher nach alter Gewohnheit eingesetzt werden soll, begibt sich auf das Zollfeld (Zoll- oder Saalfeld wird die ungefähr eine Meile nördlich von Klagenfurt unter der Ortschaft Maria-Saal zu beiden Seiten der nach St. Veit führenden Poststraße gelegene, jetzt fast durchaus sumpfige Ebene genannt), wo sich ein zu einem Sitze zugerichteter Stein befindet. Der Fürst hat sich mit Hosen und Rock von grauem Tuche zu bekleiden. Letzterer soll vorne und rückwärts offen seyn, nicht mehr als vier Spitzen haben, und in der Länge nur wenig über das Knie gehen. An den Füßen hat er ungeschmierte Bundschuhe, die mit Riemen an die Füße gebunden werden, zu tragen. Auf den Kopf ist ihm ein gupfiger Hut von einfacher Gestalt, auf welchen vier Scheiben gemalt sind, zu setzen. Die Schnur daran soll nur ein Ende haben. Halstuch hat er keines zu tragen. Zur Hülle trage er einen einfärbigen grauen Mantel ohne Zipfel. An einer Hand führt der Fürst einen scheckigen Stier, mit der andern ein scheckiges Ackerpferd, das nicht trabt. Umgeben ist der Landesfürst von allen zur Zeit im Lande befindlichen Herren, welche sich um ihn zu sammeln haben.

Auf den Stein hat sich der älteste aus einem Bauerngeschlechte, welches mit diesem alten Rechte belehnt ist, zu setzen, und ein Bein auf das andere zu legen.

Nun beginnt der festliche Zug, bei welchem den Fürsten zu beiden Seiten zwei Herren von freier Herkunft und edlen Sitten zu dem auf dem Steine sitzenden Bauer geleiten.

Wie sie nun zu dem Bauer kommen, so spricht dieser sie in windischer (slavischer) Sprache also an:

„Wer ist der, den ihr mit euch herführet?"

Darauf erwiedern selbe:

„Ihn hat der Herr gesandt, der des Reiches Vogt ist, du sollst ohne Säumen den Stuhl räumen und ihm den Platz überlassen."

Da antwortet der Bauer:

„Das thue ich nicht, außer ich werde dessen sicher, daß er desselben werth sey."

Da sprechen die Begleiter:

„Das geloben wir Dir."

Nun spricht der Bauer weiter:

„Saget mir, ob er aus christlicher Ehe entsprossen, gläubig und ohne verborgener Tücke im Herzen, ob er ein guter Richter, in dem Rechtsspruche weder aus Liebe noch aus Haß partheiisch ist, ob er das Land vor Gefahren zu schützen, Witwen und Waisen und geistlichen Leuten Friede zu schaffen im Stande ist?"

Sie erwiedern:

„Ja, das verbürgen wir Dir."

Auch müssen sie ihm einen Eid schwören, um das, was er sie gefragt, zu bewähren.

Nun erst räumt der Bauer den Sitz und bemächtiget sich des Stieres und Ackergaules. Der Herzog nimmt sodann den Sitz des Bauers ein und legt ungesäumt den gleichen Eid wie zuvor seine Begleiter ab, daß er im Lande Frieden schaffen, unpartheiisches Gericht halten, und auf des Glaubens Wege weder straucheln noch fallen werde.

Hierauf kommen die Herren einher, werben um die Lehen, empfangen selbe und leisten ihm eidlich die Angelobung.

Die Beschreibung des Abtes Johann von Viktring, welche ebenfalls die am 1. September 1286 erfolgte Erhebung Meinhard's von Tirol zum Herzoge von Kärnten schildert, stimmt mit Ottokar's von Hornek Darstellung im Wesentlichen überein, während sie aber doch selbe in einem Punkte berichtiget, in mehrfacher Beziehung ergänzet, in einer Angabe endlich irrig zu seyn scheint.

Berichtigend insbesondere ist diese Schilderung in dem Punkte, daß Abt Johann von Viktring den vorbeschriebenen Fürstenstein bei Karnbnrg als denjenigen bezeichnet, auf welchem die Einsetzung des Landesfürsten Vormittags stattfand, dagegen den Stuhl am Zoll- oder Saalfelde, den sogenannten Herzogsstuhl (welcher später besprochen werden wird), nur als den Sitz anführt, auf welchem der schon eingesetzte Landesfürst Nachmittags Recht sprach und die Lehen vertheilte; während, wie gesagt, Ottokar von Hornek beide Funktionen, der Einsetzung und Lehenvertheilung, als unmittelbar aufeinander folgend auf den am Zollfelde stehenden Steinsitz, das ist den Herzogsstuhl

Auf dem zuvor beschriebenen Fürstensteine saß ein Bauer aus dem Geschlechte der Edlinger, auch Herzoge zu Glasendorf oder Herzogbauern genannt, welches dieses Recht durch Abstammung ererbt hatte. Ihn umgab in weitem Kreise das kärntnerische Volk. Nun begann der Zug des Landesfürsten zu dem auf dem Steine sitzenden Bauer, wobei ihn zunächst zwei aus den Edlen des Landes begleiteten, und an der Seite desselben ein gefleckter Stier und ein geflecktes Pferd geführt wurden. Hinter ihnen schritten im höchsten Prunke die Edlen des Landes einher, unter denen sich insbesondere der Graf von Görz, als Pfalzgraf der Provinz, befand. Sobald nun der Herzog mit seinem Gefolge bei dem

versetzt. Abt Johann von Viktring führt diesfalls ausdrücklich an, daß die alterthümliche Einsetzung des Landesfürsten durch den Bauer auf einem am Fuße des Karnberges (das ist des Ulrichsberges) nahe an der St. Peterskirche (das ist die Kirche in Karnburg) stehenden Steine erfolgt sey. Nach geschehener Einsetzung habe sich der Herzog zur Kirche von Maria-Saal begeben, wo die Messe gelesen und derselbe gesegnet worden sey. Dann sey zum Mahle gegangen worden, und nach aufgehobener Mahlzeit habe sich Alles auf das nahe gelegene Saalfeld begeben, damit der Herzog dort Allen Recht spreche, die es vor ihm suchen. Dort stehe ein Stuhl aufgerichtet, wo der Herzog auch die zu Kärnten gehörenden Lehen vertheilte.

Ergänzend ist Abt Johann's von Viktring Beschreibung durch folgende Angaben: Unter den im vollen Schmucke befindlichen Edlen und Rittern, welche den im grauen Gewande mit einem Stabe in der Hand einher schreitenden Landesfürsten begleiteten, habe sich insbesondere der Graf von Görz als Pfalzgraf der Provinz mit zwölf Fahnen befunden. Nachdem ferner die von dem Bauer gestellten Fragen, ob der vor ihm stehende Landesfürst ein gerechter Richter, ob er ein Freigeborner, ob er ein Freund und Vertheidiger des wahren Glaubens sey — von allen ihn Umgebenden bejahend beantwortet worden seyen, habe der Bauer zuletzt gefragt:

„Aber mit welchem Rechte kann er mich von meinem Sitze entfernen?"

Worauf ihm Alle geantwortet haben:

„Du sollst 60 Pfennige erhalten, den scheckigen Stier, das Pferd und das Gewand, welches der Fürst trägt, und frei wird er dein Haus machen von jedem Tribute."

Nun habe der Bauer dem Fürsten einen leichten Backenstreich gegeben und ihn ermahnt, ein gerechter Richter zu seyn, worauf er den Sitz verlassen, und die beiden Thiere mit sich nehmend, sich entfernt habe. Dann habe sich der Fürst auf den Stein gestellt, sein Schwert entblößt, und es nach allen Seiten geschwungen, laut gelobend, nach Pflicht und Recht Allen ein gerechter Richter zu seyn. Endlich soll zu dieser Ceremonie dem Vernehmen nach auch der Gebrauch gehört haben, daß der Herzog aus dem Bauernhute einen Trunk frischen Wassers gethan habe, womit die Feierlichkeit beendet gewesen sey.

Irrig scheint Abt Johann's Beschreibung in der Angabe zu seyn, daß der gefleckte Stier und das gefleckte Pferd von dem auf dem Steine sitzenden Bauer an den Händen gehalten worden seyen, da er ja weiter in seiner Erzählung selbst anführt, daß dem Bauer als Preis für seine Entfernung vom Steinsitze auch die gefleckten Thiere zugesagt worden seyen, was keinen Sinn gehabt hätte, wenn der Bauer diese Thiere an den Händen gehalten haben, demnach ohnedem im Besitze derselben gewesen seyn würde. Es dürfte also die diesfalls von Ottokar von Hornek gemachte Angabe, daß der Fürst die Thiere an seinen Händen geführt habe, die richtige seyn.

Der Schwabenspiegel enthält bezüglich der Kleidung des Herzogs bei der Einsetzungs-Ceremonie eine wesentliche Ergänzung, nämlich, daß demselben ein rother Gürtel umgegeben werde, woran eine große Rauchtasche sich befinde, wie dies einem Jägermeister wohl zukomme. Darin lege er seinen Käs, sein Brod und seine Geräthe, auch werde ihm ein mit rothen Riemen eingefaßtes Jagdhorn gegeben. Man lege ihm ferner zwei rothgebundene Bundschuhe und einen grauen Mantel an und setze ihm einen grauen windischen Hut mit einer grauen Hutschnur auf. — Die weitere Angabe des Schwabenspiegels, daß der Herzog auf ein Feldpferd gesetzt, zu einem zwischen Glannegg (im Glannthale bei Feldkirchen) und der Frauenkirche (in Maria-Saal) gelegenen Steine geleitet, und drei Stunden lang um diesen Stein geführt worden sey, während welches Umzuges Groß und Klein, so wie auch die Frauen einen windischen Gesang angestimmt und dem Schöpfer dafür, daß er dem Lande einen Herrn nach ihrem Willen gegeben habe, gelobt hätten, steht ganz vereinzelt da, und keine der uns bekannten Quellen enthält darüber auch nur eine Andeutung. Diese Angabe kann daher nicht als gewichtig und höchstens insoferne als ergänzend angesehen werden, daß nach vollendeter Einsetzung in der von Ottokar von Horneck und Abt Johann von Viktring beschriebenen Weise zum Schluße dieser Umzug mit einem Lob- und Dankgesang gehalten worden sey.

Die Schilderung des Aeneas Silvius stimmt mit der des Abtes Johann von Viktring größtentheils überein. In einem wesentlichen Punkte weicht sie jedoch von selber ab und fällt damit Ottokar's von Hornek Beschreibung zusammen, nämlich darin, daß sie nur eines Steines erwähnt, auf welchem der Landesfürst eingesetzt wurde, Recht sprach und die Lehen vertheilte. Auch führt Aeneas Silvius abweichend von Abt Johann von Viktring an, daß die letzte von dem Bauer gestellte Frage: „aber mit welchem Rechte kann er mich von meinem Sitze entfernen" — nicht von Allen, welche den Herzog und den Bauer umgaben, sondern speziell von dem Grafen von Görz beantwortet worden sey.

Ebenso spricht Jakob Unrest nur von einem Stuhle am Zollfelde, auf dem die Einsetzung des Herzoges und unmittelbar darauf die Lehenvertheilung stattgefunden habe. Dieser Chronist ist in der Beschreibung der Einsetzungsfeierlichkeit weniger ausführlich als die vorgenannten Schriftsteller, stimmt jedoch mit denselben in dem wesentlichen Punkte, nämlich darin überein, daß der Bauer erst, nachdem seine an den Herzog gerichteten Fragen, ob er christlichen Glaubens, ein Beschützer der Priester, Witwen und Waisen und ein gerechter Richter sey, bejahend beantwortet worden sind, und ihm dies von dem Herzoge so wie von den ihn führenden zwei Landesherren angelobt worden ist — den Stuhl geräumt, und selben dem Herzoge überlassen habe. Während die früheren Schriftsteller ohne nähere Bezeichnung von einem Bauerngeschlechte sprechen, welchem die Einsetzung des Landesfürsten nach dem Erbrechte zustand, führt dagegen J. Unrest an, daß dieses Bauerngeschlecht den Namen Edlinger geführt habe.

Die meisten anderen Schriftsteller, welche nach Aeneas Silvius die Einsetzungsceremonie beschrieben, wie Wolfg. Lazius, Marc. Hansiz, Freiherr von Hormayer (Taschenbuch für die vaterländische Geschichte II. Jahrgang, S. 15—36) beziehen sich in ihren Schilderungen ausdrücklich auf die Beschreibung des Aeneas Silvius, welche sie fast wörtlich wiedergeben.

Bauer auf dem Steinsitz anlangte, so fragte dieser in windischer (slavischer) Sprache:

„Wer ist jener der so einhergeht?" worauf des Herzogs Begleiter antworteten:

„Es ist der Landesfürst". Darauf der Bauer fortfuhr:

„Ist er ein gerechter Richter? Ist er ein Freigeborner? Ist er ein Freund und Vertheidiger des wahren Glaubens?" worauf die Begleiter antworteten: „Wir geloben es Dir, daß er dies ist und seyn wird."

„Aber mit welchem Rechte" — sprach dann der Bauer — „kann er mich von meinem Sitze entfernen?"

Da erwiederte der Graf von Görz:

„Du sollst 60 Pfennige erhalten, den gefleckten Stier, das Pferd und das Gewand, welches der Fürst trägt, und frei wird er dein Haus machen von allen Abgaben."

Nun gab der Bauer dem Fürsten einen leichten Backenstreich, ermahnte ihn, ein gerechter Richter zu seyn, und entfernte sich dann vom Sitze, indem er die beiden Thiere mit sich fortführte.

Der Landesfürst bestieg hierauf den Stein, schwang auf demselben stehend das entblößte Schwert nach allen Seiten und gelobte dann nach Pflicht und Recht Allen ein gerechter Richter zu seyn und von des Glaubens Wege nicht abzuweichen.

Zuletzt that der Landesfürst aus seinem Hute einen Trunk frischen Wassers, womit die Feierlichkeit zu Ende war.

Bei Betrachtung dieser eigenthümlichen Ceremonie drängen sich einige Fragen auf, deren Beantwortung wir versuchen wollen.

Zuerst. in welche Zeit fällt der Ursprung der beschriebenen Einsetzung der kärntnerischen Herzoge, und was war die Veranlassung derselben? Unter den ältesten Schriftstellern über die Einsetzungsceremonie sprechen sich Abt Johann von Biktring und Aeneas Silvius[7]) dahin aus, daß selbe von Inguo oder Ingo herstamme, welcher zur Zeit Karl's des Großen Herzog von Carantanien war. Unter ihm, der sich zum Christenthume bekannte, hätten die leibeigenen Bauern die christliche Lehre schon allenthalben angenommen gehabt, die Vornehmen dagegen sich noch immer der Bekehrung widersetzt. Da habe Inguo im Jahre 790 alle seine Unterthanen, Vornehme und Leibeigene, zu sich geladen. Den Vornehmen habe er vor der Thüre nur Brod gegeben, und ihnen den Wein in irdenen Geschirren vorgesetzt; die leibeigenen Bauern dagegen habe er an seinen Tisch gezogen und sie in goldenen und silbernen Gefäßen bewirthet. Auf die über die Ursache so seltsamer Behandlung an Inguo gerichtete Frage habe er geantwortet, daß die leibeigenen Bauern sich dieser Auszeichnung würdig gemacht hätten, weil sie durch die Taufe gereiniget seyen, dagegen befänden sich die Vornehmen noch im Unrathe des Heidenthums. Dieser Vorgang ihres Fürsten habe auf die Vornehmen einen tiefen Eindruck gemacht, und sie hätten sich nun auch entschlossen. die Taufe zu empfangen. Aus diesem Grunde sey die Einsetzung des Landesfürsten auf einen einfachen Bauer übertragen worden. Neuere Schriftsteller, insbesondere Ambros Eichhorn[8]), bestreiten es, daß die Huldigungsfeierlichkeit aus Inguo's Zeit stamme, und behaupten, sie habe ihren Ursprung unter der Regierung des früheren slavischen Fürsten Waltunch (oder Walchun), beiläufig um das Jahr 770. Nach dem Tode des Karantaner Herzogs Chetumar, beiläufig um das Jahr 769, sey nämlich in Kärnten ein gewaltiger Aufruhr ausgebrochen, die heidnischen Vornehmen hätten für einen heidnischen, das christliche Volk für einen christlichen Nachfolger Chetumar's gekämpft; die christlichen Priester seyen verfolgt worden, die Kirchen leer gestanden, bis über Einschreiten des Bojoarn-Herzogs Thassilo der christliche Waltunch die herzogliche Würde behauptet habe. In diesem Kampfe habe also das Volk gesiegt, und zum Andenken dieses Sieges so wie zur Vereinigung des Entschlusses, nur christlichen Fürsten sich zu unterwerfen, sey die Einsetzung des Landesfürsten in der beschriebenen Weise einem Bauer übertragen worden. Nicht wider die Vornehmen als solche, sondern nur wider die Feinde des Christenthums sey diese Kundgebung des Volkswillens gerichtet gewesen, denn der auf dem Steine sitzende Bauer habe ja selbst einen Herrn von freier Geburt verlangt. Mit der Zeit des spätern Herzogs Inguo stimme die Begebenheit nicht überein, da um diese Zeit Carantanien schon wieder ruhig, die Nichtchristen an Zahl nur mehr gering und unmächtig gewesen seyen.

Der Chronist Jakob Unrest[9]) sagt über den Ursprung der Einsetzungs-Ceremonie, daß nach dem Tode des Herzogs Malchmut (wahrscheinlich identisch mit Waltunch) durch längere Zeit in Kärnten kein Herzog gewesen und das Land durch die Heiden (wahrscheinlich die Awaren) verwüstet worden sey. Um diesem herrenlosen Zustande ein Ende zu machen, habe das Volk sich aus einem Bauerngeschlechte einen Herrn und Regierer gewählt, weßhalb für die Zukunft die Belehnung der Herzoge von Kärnten durch einen gemeinen Bauer eingeführt worden sey. Unrest schweigt jedoch darüber, wer auf diese Art zum Herzoge eingesetzt worden seyn soll, und führt überhaupt keinen nähern Umstand an, der seine Angabe von dem

Hier. Megiser bezieht sich in seiner Beschreibung ebenfalls auf Aeneas Silvius, weicht von selbem aber darin ab, daß er, wie Abt Johann von Viktring, den bei Karnburg stehenden Stein (von dem er, wie oben bemerkt, eine Abbildung bringt) als denjenigen bezeichnet, auf welchem Vormittags die Einsetzung des Landesfürsten erfolgte, während auf dem am Zollfelde stehenden Stuhle Nachmittags nur mehr die Lehenvertheilung stattgefunden habe. Das Bauerngeschlecht, welchem die Einsetzung des Landesfürsten nach altem Rechte erblich zustand, bezeichnet Megiser mit dem Namen: Herzoge zu Glasendorf.

Beide kärntnerischen Chronisten J. Unrest und H. Megiser, stimmen ferner mit Ottokar von Hornek darin überein, daß die beiden Thiere sich nicht bei dem am Steine sitzenden Bauer, sondern an der Seite des heranziehenden Landesfürsten befanden.

Ein wesentlicher Beleg endlich, daß die Einsetzung des Landesfürsten auf dem Fürstensteine in Karnburg, auf dem Herzogsstuhle am Zollfelde dagegen nur die Lehensvertheilung erfolgt sey, sind die in der obcitirten Landhandveste, Seite 11 und 12 enthaltenen Lehenbriefe des Erzherzogs Ernst von Oesterreich, ddo. 25. und 27. März 1414, in deren ersterem der Erzherzog von der Belehnung auf dem Stuhle bei Zoll spricht, während er im letzteren sagt, daß er vom Gregor Schatter dem Edlinger nach alter Gewohnheit und Recht auf den Stuhl zu Kärndtburg gesetzt worden sey.

7) Sieh' oben die Note 6.

8) „Das Christenthum im mittleren Noricum." Von Amb. Eichhorn. Carinthia, Jahrgang 1814, Nr. 19.

9) Sieh' oben die Note 6.

Ursprunge der Einsetzungsfeierlichkeit wahrscheinlich machen könnte.

Da nun die bedeutenderen Schriftsteller den Ursprung der Ceremonie in die Zeit der slavischen Fürsten versetzen, da sie ferner auch darin übereinstimmen, daß bei derselben die slavische Sprache gebraucht wurde, da endlich wohl einige Urkunden sich über den Ursprung dieser Einsetzung gar nicht aussprechen, allein keine uns bekannte Quelle der obigen Angabe zuwiderläuft und auch außerdem nichts vorliegt, was auf eine andere Zeit des Entstehens derselben hinweiset, so dürfte es unzweifelhaft seyn, daß sie aus der Zeit der slavischen Fürsten, das ist aus dem Ende des VII. oder dem VIII. Jahrhundertes stamme. Unter welchem slavischen Fürsten selbe eingeführt worden sey, läßt sich mit Bestimmtheit nicht angeben; wahrscheinlich ist es, daß dies nach der Einsetzung Waltunch's zum Herzoge von Kärnten geschah, und zwar zum immerwährenden Andenken an den Sieg des christlichen Volkes über die heidnischen Vornehmen, welche einen heidnischen Fürsten einsetzen wollten, und zur Bekräftigung des festen Vorsatzes, nur einem christlichen Fürsten huldigen zu wollen [10]).

Die Versetzung des Ursprunges dieser seltsamen Einsetzungsart der heimischen Fürsten in die ferne Zeit des VII. oder VIII. Jahrhunderts kann wohl nur so verstanden werden, daß das Wesentliche dieser Ceremonie aus jener Zeit stammt, während manche Ausschmückungen der Feierlichkeit, wie z. B. daß der Graf von Göez als Pfalzgraf der Provinz bei selber erschien und die letzte vom Bauer gestellte Frage beantwortete, erst in späterer Zeit sich zu selber gesellte.

Das Recht, bei der Ceremonie auf dem Fürstensteine in Karnburg zu sitzen und den Landesfürsten einzusetzen, hatte, wie erwähnt, ein freigelassener Bauer, welcher dasselbe durch Abstammung ererbt hatte. Es gebührte dem Stamme der Herzogbauern im Orte Blasendorf oder Glasendorf [11]), welche auch Edelbonern, Edlinger oder auch geradezu Herzoge genannt wurden, und zwar stets dem Aeltesten dieses Geschlechtes. Wodurch dieses Geschlecht zum Rechte der Einsetzung des Landesfürsten kam, ist unbekannt. Urkundlich nachweisbar ist, daß dem Greger Schatter, dem Edlinger, vom Erzherzoge Ernst dem Eisernen am 28. März 1414 für sich und seine Erben die volle Steuerfreiheit für seine zwei Huben in Pokersdorf und Blasendorf ertheilt wurde [12]). Spätere Regenten bestätigten bei Gelegenheit der Huldigung dieser Familie ihre Freibriefe, so Kaiser Friedrich IV. den 19. Oktober 1457, Erzherzog Ferdinand (als Kaiser Ferdinand II.) ddo. Gratz 7. Juni 1597. Kaiser Leopold I. ließ während seines Aufenthaltes in Klagenfurt im Jahre 1660 den Herzogbauer vor sich kommen, bestätigte ihm seine Freibriefe und zog ihn zur Mittagstafel. Kaiser Karl VI. bestätigte zu Laxenburg den 14. Mai 1729 dem Thomas Herzog seine Rechte und ertheilte ihm das Befugniß, jährlich 3 bis 4 Faß wälschen Weines mauthfrei nach Kärnten zu führen. Maria Theresia bestätigte dem Johann Herzog, sogenannten „Bauer am Zollfeld in Kärnten") ddo. Wien den 29. August 1744 die Urkunde ihres kaiserlichen Vaters Karl VI.; Kaiser Franz II. bestätigte ddo. Wien den 23. Dezember 1801 dem Johann Edlinger die von den kaiserlichen Vorfahren ertheilte Steuerbefreiung der Hube zu Blasendorf, so lange dieselbe von ihm selbst besessen würde, nicht minder die vom Kaiser Karl VI. seinem Großvater Thomas ertheilte Mauthbefreiung von 3 bis 4 Fässern wälschen Weines und Gestattung des freien Ausschankes nur mit dem Beding, daß die Eimerzahl der jährlichen Einfuhr nicht 120 übersteigen dürfe und diese Einfuhrbegünstigung mit ihm, Johann Edlinger, erlösche. Die letzte diesfällige Urkunde ist die allerhöchste Entschließung ddo. 15. Hornung 1823, womit Kaiser Franz I. dem Joseph Edlinger die Mauthfreiheit auf 120 Eimer wälschen Weines zum Verkaufe und Ausschanke erneuerte. Der letzte männliche Sprosse aus diesem Geschlechte war eben dieser Joseph Edlinger, welcher am 5. Juni 1823 starb. Seine Herzoghube mußte er schon zu Anfang dieses Jahrhunderts verpfänden, in Folge dessen sie an Dr. Adam Rabitsch kam [13]). Nach ihm kam sie an seinen Sohn Joseph Anton Robitsch, und nach diesem im Jahre 1858 an den gegenwärtigen Besitzer Michael Werkl.

Anbelangend den eigenthümlichen Anzug des Landesfürsten bei der Einsetzungsfeierlichkeit, so stimmen alle Schriftsteller darin überein, daß er bei selber in ganz einfacher bäuerlicher Kleidung erschienen sey. Der Schwabenspiegel [14]) fügt jedoch, die Kleidung näher bezeichnend, hinzu, „daß ihm ein rother Gürtel umgegeben wurde, woran sich eine große Ranchtasche befand, wie dies einem Jägermeister wohl zukomme. Auch sey ihm ein mit rothen Riemen eingefaßtes Jagdhorn gegeben worden." Eben so erklärt Abt Johann von Viktring die einfache Kleidung damit, „daß selbe das Amt des Herzogs anzeige. Er sey nämlich Jägermeister des Reiches, als welcher er, weil er der Berge, Wälder und Triften beschwerliche Pfade durchziehe, eines solchen Anzuges und Steckes bedürfe. Ueberdies habe er die Pflicht, des Kaisers Jagdhunde zu nähren und dem Kaiser bei dieser Unterhaltung zur Hand zu seyn." Die Jagd war, wie bekannt, schon in den ältesten Zeiten in den Ländern, zu denen Kärnten gehörte, eine der beliebtesten und edelsten Beschäftigungen, und bereits unter den Karolingern war das Amt eines Hof- oder Reichsjägermeisters eines der geachtetsten. Wie Abt Johann von Viktring und der Schwabenspiegel, so bezeichnet auch Aeneas Silvius die Herzoge von Kärnten als Reichsjägermeister; es ist daher alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß diese Reichswürde die Herzoge von Kärnten bekleidet haben. Nachdem Kärnten mit den österreichischen Fürstenthümern vereinigt worden war, legte sich zuerst Herzog Rudolph IV. (Sohn Albrechts II. des Lahmen oder Weisen) den Titel eines Oberstjägermeisters des heil. römischen Reiches bei, welche Würde, wie gesagt, wahrscheinlich auf seinem Herzogthum Kärnten haftete. Später bediente sich auch Kaiser Maximilian I. dieses Titels [15]).

Somit wäre durch die von den Herzogen von Kärnten bekleidete Würde eines Reichsjägermeisters der Anzug eines Jägers, in welchem die Herzoge bei der Einsetzung erschienen, erklärt.

Was die Fragen betrifft, welche der auf dem Steine sitzende Bauer an den Herzog richtete, so ist die Frage, „ob er

10) Die älteste Quelle über die Christianisirung der Carantaner und Ingo's Mahl ist der Anonymus de conversione Carantanorum in der „Juvavia". Diplomatischer Anhang Nr. VI.

11) Ungefähr eine halbe Meile nordwestlich von Klagenfurt.

12) Lands-Handvest von Kärndten, S. 12.

13) „Der Herzogbauer und seine Zeit." Von Heinrich Hermann. Carinthia, Jahrgang 1823, Nr. 25, 26, 27.

14) Sieh' die Note 6.

15) Ausführlich wird dieser Gegenstand erörtert: „Zweite Abtheilung aus dem österreichischen Staatsrechte" von Franz Schrötter. Wien. 1762. IV. Abschnitt, S. 185—215.

ein gerechter Richter sey", insbesondere in dem Umstande gegründet, daß die Ausübung des Richteramtes zu jener Zeit vielfach durch den Landesfürsten selbst geschah und eine der vorzüglichsten Obliegenheiten desselben war.

Die Frage, „ob er ein Freigeborner sey", entsprang aus den damaligen persönlichen Verhältnissen.

Die Frage endlich, ob er Freund und Vertheidiger des wahren Glaubens sey, hatte zur Zeit des Ursprunges dieser Feierlichkeit, nämlich zur Zeit der Christianisirung Kärntens, eine hohe Bedeutung, und man kann umgekehrt gerade aus dieser Frage auf die Zeit des Entstehens dieser Inauguration schließen, das ist nämlich, wie früher dargethan, die Zeit der slavischen Fürsten, unter denen die umfassende und andauernde Bekehrung der Kärntner zum Christenthume begonnen hatte.

Die zur Seite des Landesfürsten geführten zwei Thiere, nämlich ein gefleckter Stier und ein geflecktes Pferd, hatten nach Jakob Unrest und Hieronymus Megiser die Bedeutung, daß der Herzog dem auf dem Steine sitzenden Bauer habe geloben müssen, „er wolle Gerechtigkeit üben und der Gerechtigkeit wegen so arm werden, daß er sich mit solchem Vieh wie der Stier und das Feldpferd nähren müsse." Wahrscheinlicher ist jedoch die Deutung, welche Abt Johann von Vikteing diesen Thieren gibt, „daß nämlich die in ihren Sitten verschiedenen Bewohner des Landes mit denselben die mühsam zu bearbeitende, dann aber auch fruchtbare Erde bebauen", daß somit durch dieselben auf des Volkes Haupterwerb, den Landbau, hingewiesen werde.

Was den leichten Backenstreich anbelangt, den der Bauer, als er sich vom Steinsitze entfernte, dem Herzoge gab, so hatte die Berührung bei den Slaven bisweilen die Bedeutung einer Angelobung oder Bestätigung, welchen Sinn selbe auch hier gehabt haben mag.

(Beschluß folgt.)

Alpenfahrt.

Morgengrauen vom wolk'gen Himmel
Schaut durch's Fenster,
Zum Aufbruch
Mahnt der stämmige Führer.
Und ich wandte hinaus, den langen
Alpenstock in der Hand, den schlanken
Mit eindringender Eisenspitze.

Thauige Kühle umfängt mich! —
Träg den schlummernden Wald entlang
Schleichen weiße Nebel, der Nacht
Langsam weichende Traumgestalten;
Schleichen die grüne Hald' entlang,
Wo manch steinbeschwertes
Braunverwittert Häuschen
Schläfrig herunterdämmert.

Auf kunstlose Brücke
Schreit' ich hinweg
Ueber Wildgewässer,
Das hochaufschäumend
Ohnmächtiger Wuth
Die bebende netzt;
Doch nimmer erreicht!

Steiler die Höhe hinan! —
    Vielgewund'nen
    Steinigten Pfad
    Mühsam
Klimmt der wählende Fuß.
Einen Blick noch in's Thal
Aus des Hochgebirg's Tempelvorhof
Werf' ich, und von der Seele
Streif' ich gemeiner Gedanken
    Enges Gewand,
    Und die kleinliche Last
Ewigkehrender Tagesforgen;
    Nur Ein liebliches Bild
    Folge mir auch dahin,
    Wo auf Kissen von Schnee
Hin die blühende Schöpfung stirbt! —

Aber noch lebt sie! lebt
Noch ein rüstiges Greisenalter;
Heiliger Urkraft Zeugen
    Thürmen sich rings auf!
    Ungesellig umher —
    Blicken Bäume, weißbärt'ge
      Mürrisch
Auf die kindische Alpenblume,
Und den Falter, ihren Gespielen;
Sorglos am Abgrund
Vertändeln die Beiden
Hier die Tage — sie schreckt
Der Lawine Gepolter nicht,
Nicht der lärmende Kataract!

Doch sein Donner verhallt, und leiser
    Ueber die Platten rieselt's
    Nieder zur Schlucht.
    Schon deckt
    Dürftig Natur
    Die rauhe Blöße —
    Weiter nur, weiter
Durch Geröll und Geschieb, und Zwergholz
Ueber schweigsame Triften, endlos! —

Horch! vom schroffen Gehäng'
    Tönt der Mähderin Lied!
    Her durch's duftige Heu
    Kommt ihr kläffendes Hündlein
    Lustig gesprungen;
    Zwischen grauem Gestein
    Unter Geläut umirrend
    Braunfleckige Kühe,
    Zuhöchst waghalsige Ziegen —
    Aufstaunen sie kauend
    Dem Näherkommenden,
Den die freundliche Sennin — drüben
Vor der wohlgezimmerten Hütte
Füllt sie das reinliche Holzgefäß —
Mit süßschmeckender Milch bewirthet!

Höher die Felsen hinauf! Vorbei
Die letzte Wohnung des Menschen!
    Erwartung
Pocht mir im Busen!
Sieh! schon sind wir am Ziel!
Zu Füßen weithingedehnt
Das zerklüftete Eisgefild —
Doch gefesselt vom Trümmerschuttwall
Bäumt's in Zacken sich auf, und stürzt
Ewig zur Tiefe in Todesstarrheit!

König der deutschen Berge!
Der du großmuthvoll
Mit den jüngern Brüdern
Theilst die Reiche der Einsamkeit —
Mir auch zeig'
Dein Antlitz in Huld!
Fruchtlos sey nicht die Müh'
Eitel die Hoffnung nicht
Deine schimmernde Pracht zu schauen!

Und ihr, Töchter der Luft!
    Wallend im Reigen
    Um's Haupt ihm,
Schmeichelt ein Lächeln ihm ab!
    Und zurück dann
    Weicht für ein Weilchen,
    Leicht, ihr Leichten
Kehrt ihr ja wieder!

Ha! sie weichen! die Sonne
Küßt ihm Wangen und Stirn' —
    Sein Auge
Leuchtend trifft's mich — und mein's
    In nimmersatter
    Ewigwiederholter Reise
Ueber die mächtigen Lenden schweift's,
    Ueber Brust und Schultern
    Zum Strahlenscheitel,
    Wo's endlich entzückt
Im umfließenden Aethermeer'

Ausruht; aber der Geist
    In der Betrachtung
    Azurenen Abgrund
    Taucht er, und denkt:
    Wann losgebunden
    Suchend dereinst
Ich durchfliege den Weltraum —
    O dann sey fruchtlos
    Nicht Müh' und Hoffnung:
    Nah und näher, wie dich jetzt
    Herzbezwingendes Glanzgebilde
    Anzuschauen den großen Bildner!

Ernst Rauscher.

Literatur.

(Genesis und Exodus. Nach der Millstätter Handschrift herausgegeben von Joseph Diemer, Vorstand der k. k. Universitäts-Bibliothek, wirklichem Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Wien 1862. Zwei Bände.)

(Schluß von Nr. 22.)

Wir hoffen dem Leser dieser Zeitschrift einen kleinen Dienst zu leisten, wenn wir zur Erhärtung des Gesagten hier eine Probe aus dem Gedichte in möglichst treuer Uebersetzung folgen lassen. Da der Herr Herausgeber in der Einleitung seines Werkes gleichfalls mehrere Uebersetzungsstücke mittheilt, treffen wir, um ihm nicht nachzuschreiben, eine besondere Wahl und entnehmen unser Beispiel dem zweiten Buch Mosis (S. 145 der Diemerschen Ausgabe): Da sandte Pharao zu Moses und Aaron; er lud sie zu sich, beklagte sein Vergehn und sprach: „Gott übt an mir Gerechtigkeit, ich und meine Leute sind in der That große Sünder. Bethet nun um meiner Sünden willen, daß dieses Unwetter aufhöre; ich thue Gottes Willen, ziehen lasse ich euch von hinnen mit eurem Gesinde, ihr bleibt hier nicht länger." Als der treffliche Mann (Moses) das vernahm, entfernte er sich eilends und blieb vor der Burg stehn; inbrünstig war sein Ruf zu Gott in den Himmel. Der heilige Bote hub beide Hände empor und bethete andachtsvoll, indem er sprach: „Herr, gewähre mir, warum ich Dich bitte: gebiethe dem Schauer, dem Donner und Feuer, so wie dem unermeßlichen Regen, daß sie nirgend Schaden stiften und keinem Menschen ferner Ungemach bereiten; heiß sie stille halten um meinetwillen. Dann wird bald Dein edles Gebet erfüllt und wir ziehen in Wahrheit die verheißene Straße entlang in die Wüste: das wird zu unserem Ruhme geschehen." Während er so bethete, gewährte ihm Gott allen seinen Willen; er befahl den Winden, daß sie ruhig wären und Niemand belästigten, noch an der Gesundheit schadeten: in demselben Augenblick ward es völlig stille dem Befehle Gottes gemäß, auch regnete es nicht mehr auf die Erde wie früher.

Kaum sah der Heide, daß dieses Ungemach beseitigt war, kehrte er zu seiner Verstocktheit zurück und ward zornmuthig, indem er des Teufels Bosheit in sein Herz aufnahm: davon kam Mancher zu Schaden. Er sprach: „Wahrlich, ich hätte Mangel durch euch, wenn ihr von hier fortzöget; nimmer könnte ich es überwinden. Was wollt ihr dagegen unternehmen? Ihr müßt thun wie ehedem und in meinem Dienste bleiben, wenn ihr das Leben behalten wollt; ich will euch schlimmer mitspielen als ich bisher gethan habe."

Nach solchem Kummer ließ der hehre Himmelskönig seine Mannen abermals zu Pharao gehen und ihn wiederholt an das erinnern, was er schon öfter gehört hatte; er fügte hinzu: es werde übrigens noch umsonst seyn, bis er (Pharao) der Zeichen Bedeutung erkannt haben wird, von welchen man sprechen, singen und erzählen wird gar manches Jahr hindurch. Und wirklich, die vielen Wunder, die Gott mit seiner Hand wider des Königs Gewalt wirkte, wir finden davon, wenn wir suchen wollen, genug in den Büchern und lesen und singen von diesen Ereignissen immerfort zur Ehre Gottes. Die Boten zögerten nicht, sie thaten wie ihnen geheißen war, sie gingen zu Pharao, dem gewaltigen König, und sprachen: „Höre, König, zu Dir spricht der Herr: wie ist Dein Herz so verstockt? warum willst du mir nicht unterthan seyn? Ueberlaß mir heute mein Volk zuverlässig, oder ich sende Dir morgen in Dein Land gar manchen Feind; groß, ich will es nicht verschweigen, ist die Menge, breit sind ihre Schaaren, sie sollen Dein ganzes Land mit solcher Gewalt bedecken, daß nichts davon frei bleibe, wie es auch beschaffen sey; was

Die immer des Schauers Schrecken übrig ließ, sie zehren Alles auf, ohne daß Du es verhüten kannst. Zu Deinem Verdrusse bleibt keinerlei Halz verschont von ihren Zähnen; Dein und Deiner Leute Häuser werden angefüllt von den Quälenden. Gott thut Dir das von Rechts wegen."

Den Leuten ward darüber angst und bange; die in dem Hofe sich befanden, gingen zu ihrem Herrn und sprachen: „Herr, laß dieses Volk, wir wünschen inniglich, daß sie von hier wegziehen, es würde uns sehr zu statten kommen. Wie lange sollen wir solchen Schaden hinnehmen? Dein unmäßiger Trotz hat uns das Land zu Grunde gerichtet; willst Du dich dessen nicht entschlagen, so kannst Du bald sehen, wie wir alle diesem Elend unterliegen. Drum laß das Volk fortziehen, wie es dich gebethen hat; gib ihnen Urlaub: Gott gebiethet es Dir. Sie wollen ihm zu besonderem Preise herrliche Gaben bringen, wie wir vernommen haben. Nach unseren schmachvollen Erlebnissen sind wir endlich zur Besinnung gekommen, denn wir haben Alles, Vieh und Korn, was wie im Innern des Hauses und außerhalb genießen könnten, verloren; beides, Leib und Gut ist dabei zu Schaden gekommen: der Durst quält uns, die Kröten peinigen uns, die Fliegen haben uns so elend gemacht, das Vieh ging uns ganz zu Grunde, zu allem Unheile kam — wir können es nicht vergessen — die Blatternkrankheit über uns alle, der Schauer und der Hagel hat uns erschlagen, wovon wir ein Jahr lang leben sollten; Du mußt ihnen Urlaub geben." Sie hießen die Boten wieder zu ihrem Herrn zurückkehren. Mit Widerstreben entließ sie der König; er sprach: „Es ist mir so gerathen worden, so zieht also hin; früher aber sollt ihr mir sagen, welche eigentlich fort wollen, ich verbürge mich für sie, wenn ihr mir das nicht verschweigt."

Moses antwortete ihm mit kurzen Worten: „Unsere Weiber und Kinder begeben sich alle auf den Heimweg, Alt und Jung, Knechte und Mägde, alles zieht von dannen, ich schwöre es Dir; auch unser ganzes Vieh, groß und klein, muß mit uns fort, nichts bleibt zurück. Wie bedürfen dessen zum himmlischen Preise, denn es soll unser Opfee seyn, womit wir uns erhalten müssen. Um Heil zu erlangen, bringen wir nämlich einen Theil davan dem König aller Könige, der Herr ist allee Tugenden, damit uns nichts schaden könne, weder nah noch fern, weder das Schwert noch der Tod, noch des Hungers Noth, noch irgend ein Ungemach Sobald wir von hier wegziehen, ich mache kein Hehl daeaus, wollen wir ein großes Fest feiern in reichster Fülle, das auch in alle Ewigkeit an gar manchem Altare gefeiert werden wird."

Der zweite Theil des Diemer'schen Werkes, kritische Anmerkungen und ein 219 Seiten starkes Wörterbuch enthaltend, ist daeauf berechnet, dem Verständnisse der Dichtung mögtichsten Vorschub zu leisten und liefert einen äußerst werthvollen Beiteag zur Lexikographie. Wenn den Herrn Verfasser hiebei natürlicher Weise zunächst die Rücksicht auf die Erläuterung des von ihm mitgetheilten Denkmals leitete und ee das Verzeichniß der Wörter so einzurichten bestrebt war, daß darin überhaupt kein wichtiges Wort vermißt weede, ist es ihm andererseits gelungen, nicht geringe Nachträge und Verbesserungen zu dem mittelhochdeutschen Wörterbuch von Müller-Zarncke zu liefern. Um nur ein Beispiel anzuführen, findet sich hier das für die Wortbildung wichtige Substantiv misse, das, von Grimm vermuthet, außee einer Stelle im Parzival bisher nirgends nachgewiesen werden konnte, verzeichnet und ist durch zwei schlagende Belegstellen (eine dritte steht Genesis I. 145, 34) außer allen Zweifel gestellt. Es gereicht dem Buche zum Vortheil, daß statt der etymologischen Anordnung, die das Finden eher erschwert als fördert, die alphabetische ist beabachtet worden. Hätte der Herr Verfasser den vielen mundartlichen Formen, die in dem Denkmal vorkommen, auch jedesmal die rein mittelhochdeutschen an die Seite gestellt, er würde dem weniger kundigen Leser keinen kleinen Dienst erwiesen haben.

Die Bedeutungen der einzelnen Wörter sind in den meisten Fällen treffend, die Beispiele gut gewählt und überzeugend. Hie und da wäre eine grammatischere Behandlung erwünscht gewesen; so wenn das dunkle Substantiv gedone geradenwegs zum Verbum tuon, geluleme (irrthümlich mit langem u bezeichnet) zum Adjektiv lût gezogen, wenn bei lêchentuom auf lâchentuom verwiesen wird statt umgekehrt, die Bedeutung von swer mit „der, welcher" angegeben wird, u. dgl.

Unter den Anmerkungen finden wir sorgfältige Winke und Belehrungen; daß unter den dort entwickelten Ansichten und Erklärungsveesuchen manche peoblematisch sind und bei den Fachmännern auf Widerspruch stoßen werden, versteht sich bei dee Schwierigkeit des Denkmals von selbst und kann dem Werthe derselben nicht den geringsten Eintrag thun. Auch wir fühlen uns versucht in mehreren Punkten von dem geehrten Herrn Verfassee abzuweichen. Se sind wir z. B. der Meinung, daß in der Redensart „Adam satzze er dar in" satzze nicht, wie dies Anmerk. 8, 34 geschieht, als Präteritum des starken Verbum sitzen, sondern des schwachen setzen aufzufassen und satze für sutzte aus Bequemlichkeit der Aussprache entstanden ist, wie diese Form auch sonst noch im Mittelhochdeutschen begegnet; vergl. Wackernagels Wörterbuch z. vorletzten Ausg. seines Lesebuches S. 474. — Die Stelle „nim dîn wîp unde selftir dîn lîp" (Fundgruben 30, 19) scheint uns nicht sowohl verderbt, als wir selftir für eine Nebenform von senftir = senfte dir und dîn verkürzt für dînen nehmen. Es ist eine bekannte Erscheinung, daß die liquiden Konsonanten gern in einander übergehen, vgl. kirche und kilche, smielen und smieren. Eine sichere Handhabe für diese Auslegung gibt uns die Millstätter Handschrift selbst, in welcher die angezogene Stelle lautet: „nu nim widir dîn wîp, gevrou dû mit dînen lîp." Den lîp gevrouwen und den lîp senften ist aber völlig dasselbe.

Das Wort zistiler betreffend, in dem dee Herr Verfasser Verwandtschaft mit lat. cista, cistella vermuthet, so erscheint bei Graff V. 730 ein ahd. zwisila, das noch mundartlich (Schmeller IV. 309 „Zwisel") fortlebt und „Hacke", „Gabel" bedeutet. Auf diese Form könnte das sonst nirgend nachgewiesene zistiler zu beziehen seyn und etwa „Spitzhelm", „Pickelhelm" bedeuten.

Doch das sind Unbedeutenheiten, die, wie gesagt, zum Theile auch eine andere Auffassung zulassen. Ueberall zeigt sich der ausdauernde Fleiß, die gründliche Sorgfalt, womit sich der Herr Verfasser der Exegese hingegeben und auch schwierigeren Fragen nicht aus dem Wege gegangen ist.

Wenn wir schließlich, am Ende unserer Anzeige angekommen, den Gesammtwerth des in dem vorliegenden Werke Geleisteten prüfend überschauen, so müssen wir denselben als einen bedeutenden bezeichnen, und freuen uns aufrichtig, daß ein so verdienstliches, die deutsche Wissenschaft bereicherndes Werk abermals von einem österreichischen Gelehrten ausgegangen ist. Es gereicht der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zur Ehre, die Herausgabe mit gewohnter Liberalität auf ihre Kosten bewerkstelligt zu haben. Um die typographische Ausstattung, die man eine glänzende nennen kann, hat sich die Buchhandlung Gerold auf das Beste verdient gemacht.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Zweiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 24. Sonnabend, den 29. November 1862.

Im Herbste.

1.

Da liegen wir auf sonnenlichten Höhen,
Umkränzt von Fichten, leichte Nebel wallen
Um's Hochgebirg, die Herdeglocken schallen,
Ein Thalgeländ ist's prächtig anzusehen.

Kirchthürme ragen, wo die Dörfer stehen,
Das Waldhorn tönt, die sich'ren Büchsen knallen:
Die schönste Jahrzeit wär' der Herbst vor allen,
Läg' nicht zu nah schon Welken und Vergehen.

Die Blätter sinken, es verglüh'n die Farben,
Bald d'rauf ist Alles still in Schnee begraben;
Doch die Natur zieht ihre ew'gen Kreise,

Verloren läßt sie keine ihrer Gaben,
Sie weckt die Lust, die Blumen, die ihr starben,
Und endlich wird es wieder Frühling leise.

2.

Auch ich soll jung seyn, jung noch einmal werden,
Das Haar erblich, die vollen Locken sanken,
Die Stirn war oft das Schlachtfeld der Gedanken,
Jung, holdes Kind, werd' ich nicht mehr auf Erden!

Doch traue nicht der Lüge der Geberden,
Noch glüht dies Herz entzückt und traumbefangen,
Die Nachtigallen, die im Lenz mir sangen,
Noch schlagen alle, trotz des Herbst's Gefährden.

Die Trauben funkeln zwischen späten Rosen,
Es springt ihr Blut und schäumt in goldner Schale,
Schon wallt der Festzug laut im frohen Thale;

Schmück' mir den Thirsus, wie die Panther kosen,
Zur schönen Stunde leuchte nicht vergebens
Der Venusstern im Abendroth des Lebens.

Tschabuschnigg.

Der Fürstenstein in Karnburg und der Herzogsstuhl am Zollfelde in Kärnten.

Von Max Ritter von Moro.

(Beschluß von Nr. 23.)

Auf die von dem Herzoge, nachdem er den Fürstenstein bestiegen hatte, geleistete Angelobung, nach Pflicht und Recht Allen ein gerechter Richter zu seyn und von des Glaubens Wege nicht abzuweichen — weiset ein Bruchstück eines Steindenkmales hin, welches an der Westseite des Thurmes der Karnburger-Kirche eingemauert ist. Dieses Bruchstück stellt in Relief eine zum Schwure gebildete rechte Hand dar, welche auf dem Kreuze (vielleicht dem in Form eines Kreuzes gebildeten Griffe des herzoglichen Schwertes) ruht, und scheint das Symbol dieses Gelöbnißes des Landesfürsten zu seyn[16]).

Daß endlich der Fürst aus dem Bauernhute einen Trunk frischen Wassers gethan habe, soll nach Abt Johann von Viktring eine Ermahnung an das Volk seyn, daß es nicht nach Wein, welcher Trunkenheit erzeuge, verlange, sondern mit dem, was die Heimath hervorbringe, zum Lebensunterhalte sich zufrieden stelle.

Somit war in Karnburg die Inaugurations-Feierlichkeit zu Ende und nun begab sich von hier aus der Herzog mit ganzem Gefolge zur Kirche von Maria-Saal (ecclesia soliensis, auch Marienkirche bei Karnburg, ad caruntanum, bei der Pfalz genannt), wo vom Bischofe oder einem Prälaten

16) Die Redaktion der „Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale" (in denen dieser Aufsatz zuerst erschien) machte folgende Anmerkung: „Das hier in Frage stehende Denkmal dürfte wahrscheinlicher der Ueberrest einer Tympanon-Darstellung von dem Portale einer alten Kirche seyn, und die segnende Hand Gott-Vater vorstellen. Es ist dies ein häufig vorkommendes Motiv der christlichen Kunst des frühern Mittelalters. Vergl. Didron. Histoire de Dieu. Paris 1834, p. 210, auch Crosnier Iconographie chretiénne. Paris 1748, p. 44 und Kreuser, Christlicher Kirchenbau. Regensburg 1862, II. Band."

Dieser Ansicht der genannten Redaktion schließe ich mich aus mancherlei Gründen, aber hauptsächlich deßhalb nicht an, weil bei der Größe dieser Hand die Gestalt des segnenden Gott-Vaters eine sehr große und für eine Tympanon-Darstellung entschieden eine zu große gewesen seyn müßte.

Max R. v. Moro.

die Messe gelesen, und der Herzog, der noch immer die einfache Kleidung, welche er bei der Einsetzung trug, behielt, gesegnet wurde. Nach vollendetem Gottesdienste erst legte er diese Kleider ab und ging mit fürstlichem Gewande angethan zum Mahle.

Nach aufgehobener Mahlzeit begab sich Alles auf das nahe gelegene Saalfeld, wo noch jetzt der sogenannte Herzogsstuhl steht. Dieser Stuhl, welcher weiter unten näher besprochen werden wird, hat zwei, durch eine Rücklehne getrennte Sitze, nämlich einen, welcher gegen Osten, und einen, welcher gegen Westen gekehrt ist. Der Herzog nahm nun auf dem gegen Sonnenaufgang gekehrten Sitze Platz, sprach hier Allen, die es verlangten, Recht, und vertheilte die Lehen. Auf dem gegen Westen gekehrten Sitze des Herzogsstuhles ließ sich der Graf von Görz nieder und vertheilte da die ihm in Kärnten zustehenden Lehen, womit die Feierlichkeit beendet war. In späterer Zeit, als sich die Landesfürsten der Einsetzungsceremonie in Karnburg entzogen, empfingen dieselben auf diesem Herzogsstuhle sitzend die Huldigung der kärntnerischen Landstände und leisteten dagegen das Versprechen und den Eid, die Rechte und Freiheiten des Landes aufrecht zu erhalten. So lange jedoch die Inauguration in Karnburg erfolgte, fand am Herzogsstuhle am Saalfelde keine Eidesleistung statt [17]).

Während der Herzog auf dem Stuhle am Saalfelde saß, Recht sprach und die Lehen vertheilte, sollen, wie einige Schriftsteller, namentlich die beiden kärntnerischen Chronisten, Jakob Unrest und Hieronymus Megiser, angeben, einige einheimische Familien gewisse eigenthümliche Rechte gehabt haben. So hätten die Geudeneker [18]) das Recht gehabt, so lange der Herzog auf dem Stuhle saß, wo immer im Lande Heu zu mähen und für sich zu behalten. Die Portendorfer [19]) und nach ihrem Absterben die Mordaxe seyen berechtiget gewesen, während dieser Zeit was immer für Gut, dessen Eigenthümer sich mit ihnen nicht abfinden wollte, abzubrennen [20]). Endlich hätten die von Rauber, so lange der Herzog belehnte und Recht sprach, die Befugniß beliebig im Lande zu plündern gehabt. Urkundlich finden wir hierüber, daß Herzog Ernst der Eiserne dem Martin Mordax auf seine Bitte, das Brennamt, welches seine Gattin Katharina, eine Portendorferin, von ihren Eltern ererbt und er indessen in ihrem Namen verwaltet hatte, seiner Person und seinen Nachkommen zu ertheilen, am 27. März 1414 darüber zu St. Veit die bejahende Urkunde ausfertigte. Bei gleicher Gelegenheit der Huldigung belehnte Kaiser Friedrich IV. im Jahre 1444 den Kaspar Mordax mit dem Brennamte [21]). Diese Rechte sollten wahrscheinlich dem Volke die Schrecken der herren- und rechtlosen Zeit und damit das Bedürfniß zeigen, selben durch schleunige Einsetzung des Landesfürsten ein Ende zu machen.

Was nun das alte Denkmal des Herzogsstuhles selbst anbelangt, so besteht er, wie schon erwähnt, aus zwei Sitzen, welche durch eine Rücklehne getrennt sind. Diese Rücklehne, bestehend aus einem Stücke, hat eine Höhe von 6 Fuß und eine Breite von 4 Fuß. Die Steine dieses Stuhles sind ungleichartig, ganz roh geformt und zu zwei Sitzen zusammengestellt. Aus diesem Umstande nun, daß Steine, welche zu einander nicht passen, zum Aufbaue verwendet und aus selben nothdürftig zwei Sitze gebildet wurden, geht deutlich hervor, daß die Bestandtheile des Herzogsstuhles nicht eigens für denselben angefertigt, sondern daß Steine, welche man gerade vorfand, dazu benützt wurden. Nach aller Wahrscheinlichkeit wurden diese Steine aus den Ruinen der nur ein paar hundert Schritte entfernten Römerstadt Virunum genommen, und ging man, entsprechend der rauhen Zeit des Aufbaues dieses Stuhles, sowohl bei der Auswahl als Zusammenstellung derselben ohne Sorgfalt und ohne Kunstsinn zu Werke. Wann dieser Aufbau geschah, läßt sich nicht bestimmen, wahrscheinlich fällt er in dieselbe oder eine nicht viel spätere Zeit, in welcher die Inaugurations-Ceremonie entstand, somit, wie oben erörtert, in das Ende des VII. oder das VIII. Jahrhundert. Im Jahre 1834 wurde der Herzogsstuhl zum Schutze gegen Beschädigungen mit einem Eisengitter eingefriedet, welches jedoch, wie später näher bezeichnet werden wird, ihn vor Verstümmlung zu bewahren nicht vermochte.

Dieser Stuhl bewahrt zwei Inschriften. Die eine läuft horizontal auf der östlichen Seite der Rücklehne. Hieron. Megiser führt auf der in seiner Chronik enthaltenen Abbildung diese Inschrift ganz deutlich mit RVDOLPHVS DVX an, während W. Lazius, welcher der erste Schriftsteller ist, der einer Inschrift am Herzogsstuhle erwähnt, anführt, daß er an diesem Stuhle eine deutlich auf den Herzog Domitian hinweisende Inschrift gefunden habe. Die Angabe des W. Lazius erscheint jedoch deßhalb als bedenklich, weil er an einer Stelle seiner Werke [22]) sagt, daß er auf dem Stuhle die Buchstaben DVX DOMITI gesehen habe, während er an einer andern Stelle [23]) anführt, daß er auf einem von diesem Stuhle durch das Alter abgebrochenen Steine die Worte DN DVX DOMIT gefunden habe. Diese beiden Angaben nun weichen nicht unbedeutend von einander ab, und man findet ferner an dem Herzogsstuhle nirgends eine Stelle, welche den Abbruch eines Steines, der diese Inschrift enthalten haben könnte, erkennen ließe. Wäre die eine oder die andere Leseart des W. Lazius richtig, so würde mit dieser Inschrift darauf hingewiesen seyn, daß Domitian Herzog in Kärnten war, was wohl vermuthet wird, bisher aber noch nicht nachgewiesen worden ist. Wäre Hieron. Megiser's Leseart die richtige, so bliebe es doch noch immer unbekannt, welcher Herzog Rudolph gemeint sey, da wir bisher urkundlich keinen Herzog Rudolph kennen, welcher die Huldigung am Herzogsstuhle empfing. Es könnte allenfalls Rudolph IV. „der Stifter" seyn, von dem es jedoch, wie gesagt, gleichfalls nicht nachgewiesen ist, ob er sich am Herzogsstuhle huldigen ließ. Die

17) Keiner der älteren Schriftsteller macht von einer Angelobung und Eidesleistung am Herzogsstuhle eine Erwähnung und erst H. Megiser führt selbe an.

18) Von deren Stammburg noch die Ruinen im Dorfe Gradenek im Glanthale stehen.

19) Das Schloß und Gut Portendorf liegt beiläufig eine Meile nordöstlich von Klagenfurt, und waren auf selbem nach den Portendorfern die Mordaxe ansässig.

20) Abt Johann von Viktring führt diesfalls nur an: Daß das Amt des Brenners (incendiarius), welcher zu dieser Zeit einige Holzhausen zum Zeichen der Huldigung gegen den Fürsten anzündete, nicht aus altem Rechte, sondern durch Gewohnheit entstanden sey.

21) Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten. Von Heinrich Hermann. I. Periode, S. 308.

22) De gentium aliquot migrationibus libri XII. lib. VI. pag. 202.

23) Rei publicae romanae commentariorum libri XII. pag. 1037.

beiden Lesearten des W. Lazius und Hieron. Megiser divergiren jedenfalls bedeutend von einander, und nach einer im Jahre 1818 von Dr. Kumpf erschienenen Beschreibung der Inschriften am Herzogstuhle [24]) waren um diese Zeit von der fraglichen Inschrift dreizehn Schriftzeichen kenntlich, darunter aber nur sechs Buchstaben, nämlich V·E·T·D·V·X deutlich, welche sich als Römerbuchstaben zeigten. Nach Dr. Kumpf's mit aller Bestimmtheit ausgesprochenen Behauptung stimmte aber die Inschrift mit keiner der angeführten Lesearten des W. Lazius und H. Megiser überein, und war ihr Sinn nicht mehr zu entziffern. Gegenwärtig ist diese Inschrift noch unleserlicher, man kann also nicht einmal mehr eine Vermuthung aussprechen, wie selbe einstens gelautet haben mag.

Die zweite Inschrift befindet sich auf der nördlichen und westlichen Seite des Steines, welcher die nordwestliche Ecke des Stuhles bildet. Sie besteht aus schön geformten Römerbuchstaben in zwei senkrechten, wider einander gekehrten Zeilen. Die eine Zeile auf der nördlichen Seite ist zur Erde gekehrt und enthält in ihrer gegenwärtigen Gestalt folgende Buchstaben: MASVETI VERI. Die andere Zeile auf der westlichen Seite des Steines ist der ersteren entgegen laufend, gegen den Himmel gekehrt und hat folgende größere Buchstaben: VERI.

Nach der Meinung des Pfarrers Urban Jarnik [25]) ist diese Inschrift slavischen Ursprunges. Das auf der westlichen Seite befindliche VERI deutet er mit: „dem Glauben" und sey demnach ein Denkmal zur Verewigung des Sieges des Christenthumes über das Heidenthum errichtet und „dem Glauben" gewidmet worden. Die an der nördlichen Seite befindliche Zeile bringt er in folgender Gestalt: MA-SVETI-VERI und deutet selbe: „er hat den heiligen Glauben", welcher Satz auch fragend genommen werden könnte. Vermöge dieser Inschrift hätten daher nur christliche Fürsten auf dem Herzogsstuhle sitzen können. — Gegen diese Meinung läßt sich jedoch Mancherlei einwenden.

Erstens ist es nicht bekannt, daß die Slaven es vorgezogen hätten, Inschriften anstatt in horizontaler, in vertikaler Richtung anzubringen; es ist also nicht erklärlich, daß Jemand, der eine Inschrift in schön geformten Buchstaben zu meisseln im Stande war, zu selber eine solche Richtung der Worte, dazu noch eine so unpassende, sonderbare Stelle gewählt haben soll, nämlich an zwei Seiten eines Ecksteines in wider einander gekehrten Zeilen — während doch auf dem Stuhle, namentlich der großen flachen Rücklehne, Raum genug ist, um selbe an passender Stelle horizontal anbringen zu können. Ferner gleichen die Buchstaben dieser Inschrift vollkommen jenen anderer römischen Steinschriften aus dem daneben gelegenen Virunum. Auch stimmen die Angaben über diese Inschrift nicht ganz überein; denn während Urban Jarnik drei von einander getrennte Worte mit Zwischenräumen und Punkte angibt, führt der um zwei Jahrhunderte frühere Chronist Hieronymus Megiser diese Zeile ohne Unterbrechung und Abtheilung derselben in Worte an [26]). Weiter klingt MASVETIVERI ganz römisch, und es fehlt zu einer römischen Inschrift nur die Ergänzung. Daß diese aber fehlt, kann wohl nicht beirren, da ja eben der Stuhl nach aller Wahrscheinlichkeit aus einzelnen Römersteinen, welche gerade zum Aufbaue taugten, zusammengesetzt wurde, bei deren Auswahl nicht einmal eine gleichartige Form berücksichtiget wurde, noch weniger aber auf eine Inschrift, welche sich auf einem oder dem andern Steinstücke befand, Bedacht genommen und der Stein, oder der Theil eines Steines, welcher die Ergänzung der Inschrift enthielt, zum Aufbau nicht verwendet worden seyn wird. Endlich ist nicht einzusehen, warum diese Worte auf den Herzogsstuhl geschrieben worden seyn sollen, da ja die Frage, ob der Landesfürst den wahren Glauben hat, eine derjenigen war, welche bei der Einsetzung in Karnburg von dem auf dem Fürstensteine sitzenden Bauer gestellt und von den Begleitern des Herzogs beantwortet wurde, während auf dem Herzogsstuhle der eingesetzte Landesfürst nur mehr Recht sprach und die Lehen vertheilte. Diese angeführten Umstände machen Urban Jarnik's Behauptung jedenfalls zweifelhaft, und deuten mit mehr Wahrscheinlichkeit darauf hin, daß die besprochenen zwei Zeilen Theile einer römischen Inschrift seyen.

In neuester Zeit ist an dieser Inschrift eine Verstümmlung geschehen. Die Buchstaben der an der nördlichen Seite befindlichen Zeile: MASVETIVERI waren nämlich schon vor mehreren Jahren stark verwittert. Vor kaum Jahr und Tag nun hat eine frevelnde Hand an die Stelle dieser schon schwer leserlichen Buchstaben die Inschrift: MASVETI VERI scharf eingemeisselt, dadurch dieser Zeile die ursprüngliche Gestalt genommen und jede weitere unpartheiische Forschung unmöglich gemacht.

Es erübriget nun nur noch die Erörterung, welche Landesfürsten sich der Einsetzung am Fürstensteine in Karnburg und welche in späterer Zeit sich der Huldigung am Herzogsstuhle am Zollfelde unterzogen haben. Der erste Fürst, dessen in dieser Hinsicht urkundlich Erwähnung geschieht, ist der Herzog Bernhard von Spanheim, welcher vom Jahre 1202 bis 1256 regierte; und zwar gebrauchte Abt Johann von Viktring, indem er von dem Regierungsantritte desselben spricht [27]) die Worte: eum in principem sollempniter sus-

24) „Carinthia." Jahrgang 1818, Nr. 3.

25) „Erklärung der slavischen Inschrift auf dem kärntnerischen Herzogsstuhle." Von Urban Jarnik. Carinthia, Jahrgang 1818, Nr. 4.

26) Nach H. Megiser lautet diese Inschrift:

MASVETIVER | ERI

Es fehlte somit bei MASVETIVER der letzte Buchstabe I und bei ERI der erste Buchstabe V. Dies klärte sich jedoch damit auf, daß diese beiden Buchstaben als dem Boden zunächst befindlich mit Erde bedeckt waren, und nach Hinwegräumung der obersten Erdschichte wieder frei gelegt wurden. (Carinthia, Jahrgang 1818, Nr. 3.)

27) In der oben, Note 6, citirten Ausgabe von Johann F. Boehmer I. Band, Seite 290.

tulerunt. Die nähere Beschreibung der Inaugurations-Feierlichkeit gibt Abt Johann von Biktring freilich erst bei Erzählung der Einsetzung des Herzogs Meinhard von Tirol, welche am 1. September 1286 erfolgte, allein der Ausdruck sollempniter sustulerunt — weiset auf die feierliche Erhebung und Einsetzung auf dem Fürstensteine hin.

König Ottokar von Böhmen, an den Kärnten nach Aussterben der Herzoge aus dem Hause Spanheim fiel, unterzog sich der Inauguration auf die herkömmliche Weise [28]).

Meinhard von Tirol, den Kaiser Rudolph mit Kärnten belehnte, wurde, wie erwähnt, am 1. September 1286 feierlich am Fürstensteine zum Herzoge eingesetzt.

Otto der Freudige, der erste Herzog von Kärnten aus dem habsburgischen Regentenhause, ließ sich am 2. Juli 1335 nach alter Gepflogenheit am Fürstensteine einsetzen und huldigen [29]). Auch Herzog Albrecht II. (der Lahme, auch der Weise genannt) empfing im Jahre 1342 die Huldigung auf die alterthümliche Art [30]).

Ob Rudolph IV. (der Stifter) sich in Kärnten huldigen ließ, ist zweifelhaft [31]).

Herzog Wilhelm (Sohn Leopold's des Biederben) empfing am 13. November 1396 die Huldigung in St. Veit, wobei er den Revers ausstellte, daß die Unterlassung seines Sitzes auf dem Stuhle in Zoll den Rittern und Landleuten zu keinem Nachtheile an ihren Rechten gereichen soll [32]).

Herzog Ernst der Eiserne erneuerte den früheren Gebrauch in seiner ganzen Form, indem er sich am 18. März 1414 am Fürstensteine in Karnburg einsetzen ließ, und sodann am Herzogsstuhle am Zollfelde die Lehen vertheilte. Es war dies der letzte Inaugurationsakt, den ein Landesfürst in Kärnten in der alten ehrwürdigen Form bestand [33]).

Friedrich IV. entzog sich der alterthümlichen Huldigungsfeierlichkeit, weil er sie nicht verträglich mit seiner königlichen Würde hielt, und empfing die Huldigung in St. Veit. Er sprach an, daß ihm das Sitzen am Herzogsstuhle, so wie die Eidesablegung erlassen und sich damit begnügt werden wolle, daß die Lehen in St. Veit vertheilt und sein königliches Wort an die Stelle jenes Eides gesetzt würde.

Die Landstände entsprachen diesem Verlangen gegen Ausstellung einer sogenannten Schadlosverschreibung ddo. 29. Dezember 1443, in welcher die Aufrechthaltung ihrer alten Rechte und Freiheiten zugesichert wird [34]).

Kaiser Maximilian I. sprach wiederholt das Vorhaben aus, sich auf die alte herkömmliche Weise als Herzog von Kärnten einsetzen und huldigen zu lassen; es wurde jedoch diese Feierlichkeit wegen seiner vielen Regierungsgeschäfte immer verschoben und unterblieb zuletzt ganz [35]).

Kaiser Karl V. und dessen Bruder Erzherzog Ferdinand empfingen durch Bevollmächtigte die Huldigung, welche im Jahre 1520 in Klagenfurt erfolgte. Wegen Unterlassung der herkömmlichen alten Huldigungsceremonie und Ablegung des Eides durch Commissarien wurde eine Schadlosverschreibung ausgestellt, und die Aufrechthaltung der alten Rechte und Freiheiten des Landes zugesagt [36]).

Erzherzog Karl ließ sich am 17. April 1563 auf dem Herzogsstuhle sitzend von den Landständen huldigen, und leistete dagegen das Versprechen und den Eid, dem Lande seine Rechte zu wahren, so wie er eine Schadlosverschreibung ob der erlassenen Ceremonien und die Bestättigung der ständischen Privilegien ausstellte [37]).

Auf gleiche Weise empfing Erzherzog, später Kaiser Ferdinand II. am 28. Jänner 1596 die Huldigung [38]). Es war dies die letzte Huldigung, bei welcher ein Landesfürst auf dem Herzogsstuhle saß. Kaiser Ferdinand III. ließ selbe im Jahre 1631 noch am Herzogsstuhle aber nur durch einen Bevollmächtigten, den Fürsten Johann Ulrich von Eggenberg, vornehmen [39]).

Ebenso ließ sich Ferdinand IV. bei der im Jahre 1651 am Zollfelde stattfindenden Huldigung durch Maximilian, Fürsten, und Ludwig, Grafen von Dietrichstein vertreten [40]).

Die folgenden Regenten, Kaiser Leopold I. und Kaiser Karl VI. empfingen die Huldigung nur mehr im Landhause in Klagenfurt. Die Huldigung des Kaisers Karl VI. im Jahre 1728 [41]) war die letzte im Lande selbst vollzogene; von nun an brachten die Landstände ihre Huldigung dem Landesfürsten stets in der Kaiserburg in Wien dar.

Literatur.

(Im Walde. Naturbilder von Vincenz Zusner. Schaffhausen 1863.

Während die ältern österreichischen Dichter in den politischen Neuerungen verstummen, theils weil sie mitten in derselben wirken und leben, theils weil sie denselben abgewandt keinen gemüthvollen Anklang zu erreichen hoffen, spendet uns ein steirischer Sänger seine Aehrenlese der letzten zwei Jahre. Vincenz Zusner, zumeist durch seine zwei lyrischen Bücher in weiteren Kreisen bekannt, tritt mit einem

28) Jakob Unrest in der oben, Note 6, erwähnten Ausgabe, S. 481, und Hieron. Megiser in seiner Chronik des Erzherzogthums Kärnten, Seite 479.

29) Handbuch, von Heinrich Hermann, I. Periode, S. 11.

30) Handbuch, von Heinrich Hermann, I. Periode. S. 25.

31) Handbuch, von Heinrich Hermann, I. Periode, S. 42.

32) Handbuch, von Heinrich Hermann, I. Periode, S. 103.

33) Handbuch, von Heinrich Hermann, I. Periode, S. 119.

34) Landshandvest von Kärndten, Seite 18 und Handbuch von Heinrich Hermann, I. Periode, Seite 147 und 148.

35) Landshandvest von Kärndten, Seite 48 bis 49, und Handbuch von Heinrich Hermann, I. Periode, Seite 235 und 236.

36) Landshandvest von Kärndten, Seite 145 bis 163 und Handbuch von Heinrich Hermann, II. Periode, Seite 5.

37) Landshandvest von Kärndten, Seite 254 bis 261, und Handbuch von Heinrich Hermann, II. Periode, Seite 57 bis 58.

38) Landshandvest von Kärndten, Seite 284 bis 291 und Handbuch von Heinrich Hermann, II. Periode, Seite 115.

39) Handbuch von Heinrich Hermann, II. Periode, Seite 159.

40) Handbuch von Heinrich Hermann, II. Periode, Seite 163.

41) Von dieser Huldigung befindet sich eine Abbildung am Plafond des Wappensaales im Landhause zu Klagenfurt.

zu Leipzig gedruckten, und zu Schaffhausen verlegten Bande von Naturbildern, genannt „Im Walde", unmittelbar vor der beschaulichen Weihnachtszeit wieder als gerngehörter Sänger auf. Es ist kein Zweifel mehr, Zusner hat einen populären Namen und seine Lieder werden viel gekauft. Das ist am Ende die Nagelprobe des Poeten, wenn auch nicht immer jene des Publikums. Dieses Letztere könnte vielmehr bei hohen Ansprüchen immerhin viel wohlwollender und eingehender im Urtheil und überhaupt dem Vorurtheil fern seyn, als könne ein junges Talent noch nichts Beachtenswerthes leisten. So würde in gar manchen Fällen nicht erst ein später Sturm die verdorrten und morschen Aeste des Fichtenbaumes abknicken und man von ihm sagen müssen:

Nun ist der Baum, von Schwächen rein,
Zur vollen Kraft gereift!

• Wenn nun auch ähnliche Erscheinungen den Abstand zeigen, der Zusner von dem ersten der steirischen Dichter C. G. R. v. Leitner trennt, so tritt doch Zusner in seiner Weise des volksthümlichen Fühlens und Sagens ganz individuell und mit vollen Farben auf. Ein Zusner'sches Gedicht läßt sich, wie man sagt, von Weitem als ein Zusner'sches erkennen und wer es dahin gebracht hat, mag schon etwas zufrieden seyn. Das will mehr bedeuten als das schwülstige, wortspielerische und eigentlich Nichtssagende Lob, womit Saphir („Humorist, 1842, Nr. 36) unseren Dichter gnädigst auf seine Flügel genommen hat, ihn rühmend, wie man eigentlich jeden anderen Versemacher rühmen kann, den man gar nicht gelesen hat. Saphir war weder selbst ein Schatten von einem Poeten, noch hatte er, außer in seiner frühesten Zeit, den gehörigen Gemüthsfond, um Poeten zu ermessen, geschweige denn erst zu beurtheilen. Desto schöner, wenn Zusner der jungen Zeit, der er nun einmal gram zu seyn scheint, noch gefällt. Es hat einmal ein guter Dichter gesagt: „Das Froh und Trüb ist nicht genug, womit man Beifall rings erhält; verspotte Alles! das gefällt.". Der Dichter ist Zusner selbst; er sagt's in diesem seinem Buch (XXXV). Mit dem einfachen Negiren seines Wortes ist es auch unter uns nicht gethan; wer keine Tragödie der Zukunft schreiben kann, der lese immerhin gläubig diese Lieder, er wird sie mit erwärmtem Gemüthe wieder lesen, wenn er sein Interesse für eine poetische Individualität recht zusammenfassen mag. Zusner hat eine kleine Welt, das ist gewiß; da sind die Bäume am Bach, die Staude am See, der Schmetterling, das Eichhörnchen, das Bächlein mit der Mühle, der Wald mit seinen moosigen Stämmen, die Vögel, die Wanderbursche und Holzsammlerinen, die Kreuze und Kapellen, die Gefelse mit ihren Wasserfällen und die Sonne darüber im Himmelsblau, und über allem sein guter, alter Gott. Diesem dient alles nur als Wiederschein, wird alles zum Gleichniß und die Träume um verlorne Zeit und verlorne Liebe mündet in eine fromme Gottinnigkeit. Ist diese ein Objekt des Wohlgefallens, so sind es auch Zusner's Lieder. Unserer Zeit dürften sie eben nicht allerseits entsprechen, besonders im Einzelnen herausgerissen. Und doch machen im Gegentheile wieder winzige Strophen zu zweien und dreien, den Eindruck eines niedlichen, gemüthreichen Ganzen. Große Ideen, die auch gar zu schnell unvolksthümlich genannt werden und den Verstand des Lesers anstrengen, findet man hier nicht; alles spricht schlicht und einfach zum Herzen. Große Thaten geschehen nicht, hier beschaut sich nur ein innerlichst friedliches Gemüth die friedliche Welt. Das Buch bringt uns hundert und fünf meist liederartige Gedichte, alle in einfachem, ziemlich gleichem Strophenbau. Die Sprache ist volksmäßig wie der Ideenkreis, ungesucht, wie in allen frühern Gedichten Zusner's. Zu wundern aber bleibt es, daß im Streben nach gewöhnlichem Ausdruck viele Plattheiten mitgenommen werden. Die Sätze, wo „man" das Subjekt ist, wo mit „obgleich" „indem" konstruirt wird, das „kommt mir vor, wie" das alles, klingt platt wie aus der Zeit der deutschen Fabeldichter um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die Reime sind fast durchweg rein; Störungen wie „Stelle — Seele" „betrete— Stätte" „ergriffen — Felsentiefen" (Nr. 89), „Strahl—Fall" (Nr. 57), „fehlt — gellt" (Nr. 76), „Wellen — verhehlen (Nr. 82), „wallen— strahlen", „Seele — Helle (Nr. 93) sind wohl nur aus Versehen geblieben. Bei strenger Auswahl endlich läßt der Dichter gewiß Ungelungenheiten wie Nr. 26, „Biene und Hummel", 2c. 2c. ganz weg und korrigirt die Druckfehler „leicht" in Nr. 21 und „Alles" in Nr. 105. Unmaßgeblich am besten gefielen uns der Wanderbursch, Schwalbe und Amsel, Hoch- und Niedergeboren, Spottvogel, der Acker, die Eiche, der gefällte Baum, Sonne und Poesie, Lerche und Nachtigall; wir theilen unten mehrere Proben mit.

Das Buch hat eine beneidenswerth schöne Ausstattung in Druck und Papier durch B. G. Teubner in Leipzig.

F. B.

1. Sonne und Poesie.

Die Sonne lockt den Blumenflor
Aus weichen Matten leicht hervor,
Doch bleibt bei ihrem wärmsten Strahl
Der Felsengrund beständig kahl.

Ein stumpfer Sinn erwärmt sich nie
Am Himmelsstrahl der Poesie,
Indeß ein zartbewegt Gemüth
Bei ihrem Hauch in Wonne glüht.

2. Beim Jägerhaus.

Der Vater ging zum Gemsenstand,
Die Tochter blieb, das Haus zu hüthen;
Sie zeigt sich an dem Gartenrand,
Wie eine Rose bei den Blüthen.

Indeß ein Schuß die Luft bewegt,
Grüßt mich ihr Auge frei und offen:
Der Vater hat ein Wild erlegt,
Der Tochter Blick ein Herz getroffen.

3. Beim Schacht.

Die Brust des Künstlers gleicht dem Schacht;
Das Herz als Hammer d'rin,
Das pocht und hämmert Tag und Nacht,
Dem Menschen zum Gewinn.

Und mancher selt'ne Edelstein
Kommt aus dem Schacht zu Tag,
An dessen Glanz sich Groß und Klein
Vereint entzücken mag.

Doch, ob die Lust den Hammer schwang,
Die diesen Fund gemacht,
Ob ihn die Noth zu pochen zwang,
Daran wird nie gedacht.

4. Der gefällte Baum.

Der Schrecken hallt im Waldesraum,
Vom Schlag der Axt erweckt,
Und ächzend wird der Buchenbaum
Zur Erde hingestreckt.

Ihm ward sein Tod so schwer vergällt,
Weil's ihn in's Leid verfenkt,
Daß ihn dieselbe Art gefällt,
Der er den Stiel geschenkt.

5. Hügel und Gletscher.

Ich schenke, spricht der Hügel stolz,
Dem Menschen Traube, Korn und Holz,
Indeß dich kahl und ohne Frucht
Sein Ange oft in Wolken sucht.

Dafür, versetzt der Gletscher dreist,
Lenk' aufwärts ich des Menschen Geist,
Damit er hin die Blicke kehrt,
Wo dein Geschenk er leicht entbehrt.

6. Schwalbe und Amsel.

Die Schwalbe spricht: Der Liebe Band
Knüpft mich so fest an's Vaterland,
Daß ich beim ersten Frühlingsgruß
Zurück zur Heimath schiffen muß.

Die Amsel aber meint dabei,
Daß jenes Band noch schöner sey,
Womit man treu am Lande hängt,
Wenn's auch der Sturm und Frost bedrängt.

7. Das Kreuz am See.

Vom Hügel neigt des Heiland's Bild
Das Antlitz segnend in die Runde,
Da faßt der See die Züge mild
Und malt sie treu im Wellengrunde.

Denn ihm genügt noch nicht der Brauch,
Zum Kreuz das Aug' nur aufzuschlagen,
Er will zum Schutz vor Stürmen auch
Sein Bildniß tief im Innern tragen.

8. Die alte Linde.

Schwach und müde wünscht die Linde,
Daß sie Ruh' im Alter finde,
Doch die Wurzel, frisch und kühn,
Zwingt sie immer, neu zu blüh'n.

Wenn die Glieder auch veralten,
Bleibt der Keim doch jung erhalten,
Und das Inn're drängt und treibt,
Daß die Ruh' uns niemals bleibt.

Bis zum Schlaf im Leichenkasten
Läßt die Hoffnung nie uns rasten,
Und der Greis noch jammert still,
Daß sein Herz nicht altern will.

9. Des Flußes Ende.

Der Fluß vollendet hier den Lauf,
Und löst im See sich ruhig auf,
Doch spiegelt noch an seinem Grab
Sich klar in ihm der Himmel ab.

Er gab der Flur den Nahrungssaft,
Verlieh dem Mühlrad seine Kraft,
Bewegt den Kahn mit schwerer Last,
Und schaffte Nutzen ohne Rast.

D'rum gibt sich jetzt in seinem Grund
Der Himmelsfriede deutlich kund.
Wer stets gelebt, gewirkt, wie er,
Dem wird sogar der Tod nicht schwer.

10. Der grüne Rasen.

Ich lag als Knabe schon so gerne
Auf einem Rasen hingestreckt,
Und träumte selig, was die Ferne
An Glück und Lust mir noch verdeckt.

Wenn auf dem Rasen jetzt ich liege,
Da ist mir Alles aufgewacht,
Was mir die Zeit von meiner Wiege
Bis zu der Stunde mitgebracht.

Und was ich froh und schwer empfunden:
Des Lebens Sturm und seine Ruh',
Des Herzens Glück und seine Wunden,
Der Rasen deckt einst Alles zu.

Auszüge

aus dem abschriftlichen und legalisirten Copial-Urkundenbuche des aufgehobenen Prämenstratenser-Stiftes Griffen, über die bei dem Stifte und bei dem Gelteshause unserer Frauen in Griffen gemachten Stiftungen, Scheulungen, Käufe und Verkäufe von Huben und Aeckern, Verehrungen u. s. w. von den Jahren 1252 bis 1550.

1252. Bartholomeus der Mordax von Haimburg — Kaufbrief zweier Hueben. Zeugen: Ritter Hr. Ulrich der Weissenkhircher und Albrecht der Welzer.

1278. Nos Bercoldvs dei gratia Babenbergens. Episc. Schenkung an das Stift Grivent ꝛc. ꝛc. Zeugen: Chunradus decanus eccls. sancti Stephanij in Babenberch, Reinherus di Eichelberg, Fridericus de Wissenegke, Otto Franc., Wernhardus de Pregrado, Leupoldus de Griuen, Margardus judex in Griuen etc. etc. Datum et actum in Griuen.

1284. Wir Grave Velrich und Gräfin Agnes von Heunburg — Zehendverhandlung mit dem Probst zu Griventall. Dieses ist geschehen zu Pleiburg auf dem Hause an unsern Frauen Tag in der Fasten.

1288. Adlheid, Albrechtes Witwe v. Wolfsberg — stiftet eine Hube dem Gotshause unser Frauen zu Griventall für Albrechts Sellheil. Zeuge: Otten von Ungenaden.

1290. Dietmar und Otte von Weyssenegkh verkaufen dem Gotshaus zu Griventall eine Huebe.

1292. Graff Velrich und Gravinne Agnes von Heunburk — schenken zwei Hueben dem Gotshaus zu Griventall. Zeugen: Friedrich und Otto von Weissenekhen, Herr Friedrich von der Alben ꝛc. ꝛc. Geschehen in Griven auff der Burg an St. Urbanstag.

1292. Graff Velrich und Grewinne Agnes von Heuenburg schenkea dem Gotshaus unser Frauen zu Griventall vier Hueben in Gravenbach. Geschehen zu Griven auf der Burg.

1292. Otto von Wolffsperg schenkt dem Gotshaus unser Frauen zu Griventall des Ordens der Prämonstratenser, ain Huebe auf dem Predel, geben zu Griven auf der Burg.

1296. Babe Druchsäße von Khreick und dessen Hausfrau verkaufen dem Probst und Gotshauß Griven eine Huebe.

1296. Arnold von Weyssenegkhe verkauft eine Huebe an's Gotshauß Griventall.

1299. Grave Velricus von Heunburg — Freigab einer Huebe dem Gotshauß zu Griventall. Zeugen: Friedrich von Hebenstreit ꝛc.

1309. Velrich Amman auff Diechts zu diesen Zeiten, und Purggrave auf der Alten Druchsen — Verkauf zweirr Hueben dem Probst Gotfriden in Grivrntall. Zeugen: Hr. Hr. Dietmers, Hr. Otten, Hr. Hartniedes der Bruder von Weissenegkh.

1311. Friedrich von Stubenberg, Hauptmann in Kharendten ꝛc. ꝛc. Jahrtagsstiftung der Frav Frav Melchthild zu Griven.

1312. Wier Wulfnich, Bischof von Babenberg — Stiftung des Pfarrers von Heimburg bei dem Gotshauß Griven.

1312. Niclau der Wallenhaubt von Griven — Jahrtagsstiftung beim Gotshauß unser Frauen in Griventall mit offen Brief an Probst Marquarden. Zeugen: Chunradt der Himmelberg, Pilgrim der Khetzer, Otto der Goffe ꝛc. ꝛc. Gegeben zu Griven.

1314. Otte Purgrave von Weisenegkh — Gabbrief. (?)

1317. Grave Hermann von Heunburg überläßt zwei Hueben von Ott der Ungnad an Probst Marquarden von Griventall. Zeugen: Otten Ungnaden, Hr. Friedrich von Chanal, Hr. Friedrich von Reespa, Hr. Friedrich der Femicher, Hr. Weigandt der Gröffnig, Ulrich der Pessenvolkhardt. Gegeben zu Pleiburg.

1319. Grave Herman von Heunburg und Otto der Ungnade vergeben an Probst Friedrich und dem Gotshaus unser Frauen zu Griven drei Hueben. Zeuge: Ritter Hr. Betschakh. Gegeben zu Pleiburg.

1324. Graf Velrich von Pfannenberg schenkt dem Gotshauß unser Frauen zu Griventall die Polsterhuben.

1329. Chunradt von Anneystain, Hauptmann und Marschalkh in Khärnten — Stiftungsurkunde des Hartnieden von Weissenegkh für's Kloster zu Griventall.

1330. Chunradt von Ouvosten, Hauptmann in Kharnten — wegen gehabten Anspruch ꝛc. auf Gotshauß in Griven. Gegeben zu Pleiburg.

1331. Oswald Probst und der Convent zu Grivontall — Gabbrief. (?)

1333. Friedrich Purggrave zu Meissenegkh und meine Wirthin Frau Chatren und unsre Suen Eberhart und Peter — — Huebenverkauf an Hrn. Ulrichen Khetzer, Chorherrn zu Griventall. Zeugen: Dietmar zu Griven Richter, Dietrich Bollenhaubt ꝛc. ꝛc.

1345. Velrich von Weissenegkhe und mein Wiertin Frau Margret — Verkauf der Schweig am Khinperg an Heinrich von Pibrach und seine Frau.

1350. Dietrich der Balbenhaubt und seine Wirtin — Huebenverzicht. (?)

1350. Wier Dietmar von Gottrs Gnaden, Abbt zu Ossiach ꝛc. ꝛc. Bestimmung einer Huebe ꝛc. ꝛc. zu Radmannsdorf.

1351. Alber von Weyssenegke — Huebenverkauf an Hrn. Hrn. Oswalden Probst in dem Griventall.

1351. Ruedolff von Weyssenekh — Schenkung von Hueben an das Stift Griven.

1357. Wulfing von Ernuels, Hauptmann und Viecdom in Kharnten, und Heinrich von Weyspriach an Hrn. Hrn. Oßwaldi Probst zu Griventall — offener Brief — Stiftungzangelegenheit ꝛc. d:r Schuester zu Villach. Geben den nächsten Erichtag von Sank Agneßentag.

1358. Reinprecht von Ewerstain — Huebenverkauf an Hrn. Oswalden Probst in dem Griventall.

1365. Peter der Kirchenfeindt von Griven — Verkauf einer Huebe on den Hrn. Probst Nicla zu Griven. Zeugen: Georgen des Wallen Haubts Burggraven zu Griuen.

1368. Albrecht von Werkn, Burggrave zu den Zeiten zu Reidenstein — Messestiftungen in Griven.

1375. Elspett, des selligen Hrn. Friedrichs von Vögklalmarkhe Wittib — Schenkung an den Probst Nicla und das Gotshaus in Griventall.

1384. Hanns der Pairhofer — Jahrtagsstiftung beim Gotshaus Griven. Zeugen: Hannsen von Straßburg, Pfleger zu Wolfsberg.

1385. Margareth, des selligen Herrn Velrrichen des Wayssenegther Witib — Stiftsbrief für's Gotshaus Griven. Zeuge ist meines lieben Herrn und Oheim Graf Hermanns von Cily des Aelteren. Geben zu Cilly am Pfingsttag vor Agnessen.

1394. Anna, des sellig. Hern. Albrechts von Werffen Tochter, bestimmt mehrere Kapitalien zu geistlichen Stiftungen bei dem Stift Griven. Zeugen: Hermann und Hansen der Peuerlein.

1399. Wier Wilhelm von Gottes Gnaden Herzog zu Oesterreich, zu Steyr und Crain, Grave zu Tyroll ꝛc. Stiftsbrief-Bestättigung der Anna, Albrechts Tochter von Wersen, Ottman Veittleins Germander Hausfrau für das Prämonstratenser Stift Griven. Geben zu Gratz am Sanct. Marxen Tag des heil. Evangelisten.

1399. Albertus dei gratia electus et confirmatus Ecclesiae Babenbergens. etc. etc Weineinfuhr-Bewilligung dem Stift Griven. Geben in unserer Stadt Wolfsberg.

1418. Christoff der Hornpagk verkauft einen Weingarten dem Stifte Griven.

1438. Niclas Pauker, Burger zu Marburg, verkauft einen Weingarten dem Stifte.

1452. Jobst Schenkh von Osterwitz verkauft die Patnetz Hueben an Hrn. Johannsen, Probst in Griven. Zeuge: der Edle Wuechrer.

1455. Jobst Schengk von Osterwitz schenkt zwei Hueben am Diechs dem Gotshaus in Griven.

1466. Hanns Vrban von Kaynach — Wiesenverkauf an's Gotshauß in Griventall.

1469. Wier Georg von Gottes Gnaden, Bischov zu Bamberg — Lehensbrief.

1475. Waltasar von Weyßpriach, Herr zu Khabelsdorff, Hauptmann, und Georg von Schaumberg, Vitzdom zu Wolfsberg bestättigen den Ankauf von Grund-

stücken durch Probst Johann von Hrn. Hrn. Christ. Ungnaden, Herr zu Sonnegkh und den Markht Griven.

1503. Oßwaldt Flerutzer, der Zeit Pfarrer zu Wolfsberg — Brief an Andren Probst in Griven wegen der Wader Hueben. Zeuge: Ritter Hr. Hannsen von Bairhoven.

1508. Wier Matheus von Gottes Gnaden Erwöllter und Beställtigter zum Bißthouw zu Gurgkh, Thumprobst zu Augspurg überlassen eine Teichstatt an's Stift Griven. Zeuge: Maxen Staudacher. Geben am Sanct Lorenzentag des heil. Marterers.

1511. Lienhart von Kollnitz verschenkt eine Huebe dem Gotshauß unser lieben Frauen zu Griven. Zeuge: Balthasar Zuckhenmantel. Geben am Samstag vor Maria Magdalena.

1539. Baltein von Popendorff und Khunigund gewerne von Silberberg schenken dem Gotshaus zu Griven die Kraußnigkh Huben zu St. Jakob. Zeugen: Ritter Hannsen von Silberberg und Bernharten von Hengstpach. Geben zu Griven Abends am St. Kathriuentag der heil. Junkhvrauen.

1539. Bernhart von Hengstpach auf Mittertrichsen verkauft zum Theil den Zechent zu Heimburg an Hrn. Probst zu Griven. Zeuge: Franz von Dietrichstein Erbschenken in Khärnten. Geben am Sambstag vorm Sonntag genant Herrn Faßtnach.

1542. Georg Probst zu Griven verlauft die Fritzl Hueben in der Wolditz.

1548. Hanns Ungnad, Freiherr zu Sonnegkh, Römisch k. k. Rath Landeshaubtmann in Steyr, Haubtman und Vicedom zu Cilly ꝛc. ꝛc. — Einen Wegselbrief umb die Stifthuben geben.

1550. Wier Johaun von Gottes Gnaden Abbt zu St. Pauls zu Lavantall — Weingarten-Veekauf.

Abschrift von einer in dem Urkundenbuche vorgefundenen Aufschreibung der Pröbste des ehemaligen Prämonstratenser Stifts Griffen.

Conrath,	Probst	im	Jahre	1296.
Michael,	„	„	„	1297.
Marquard,	„	„	„	1315.
Oßwald,	„	„	„	1357.
Nicolla,	„	„	„	1369.
Johannes,	„	„	„	1394.
Johannes,	„	„	„	1452.
Johannes,	„	„	„	1486.
Andreas,	„	„	„	1509.
Georg.	„	„	„	1542.

Kunst-Notiz.

(Das Nationaldenkmal in Nowgorod.) Wie öffentliche Blätter zur Zeit meldeten, wurde dieses ebenso großartige als prächtig ausgeführte Monument, desgleichen Rußland kein zweites aufzuweisen hat, am 20. September l. J. als der tausendjährigen Jubelfeier dieses Riesenreiches enthüllt. Nun bringen die „Mußestunden“ in ihrer 32. Nummer eine Abbildung dieses Monumentes nebst folgender Beschreibung: „Dieses Denkmal, dessen architektonische Schönheit einen eigenthümlichen Eindruck macht, zeigt die Gestalt einer riesenhaften, kreuzbedeckten russischen Kirchenglocke. Seine obere broncene Hälfte umfaßt sieben Gruppen mit neunzehn Figuren; die oberste Gruppe besteht aus zwei Figuren, einem Engel, welcher aufrechtstehend ein griechisches Kreuz umklammert, den Glauben darstellend, und aus einer davor knieenden Jungfrau, welche an ein, mit dem russischen Doppeladler geschmücktes Schild gelehnt, die Entwicklung der weltlichen Macht Rußlands bedeuten soll. Die unteren, den colossalen Reichsapfel umringenden sechs Gruppen personifiziren die sechs Hauptepochen der russischen Geschichte, durch Rurik, den ersten Herrscher, dann durch Wladimir I., der Christ geworden, durch Dmitri Donskoi, den ersten Sieger über die Tartaren, durch Iwan III., der zuerst den Titel „Czar“ angenommen, durch Michael Federowitsch, den ersten Romanoff, der Rußlands sinkende Macht wieder gehoben, und endlich durch den gewaltigen Peter den Großen. Den unteren Theil des Denkmals bilden das mit Bronce bekleidete wuchtige Postament, der Karnies aus serdopolischem Granit und der Sockel aus demselben Gestein. Der gürtelförmig ringsumlaufende Fries von Basreliefs wird als vorzüglich reich und schön gerühmt, er zeigt 107 Männer und Frauen, welche sich um den russischen Staat durch Lehren, durch Werke und Thaten Verdienste erworben hatten und hier gleichsam ein kleines Pantheon bilden. Die Ausführung dieses kolossalen Werkes, dessen Schöpfer Mikeschin heißt, kostete 480,000 Rubel, es ist 51 Fuß hoch und beträgt das Gewicht der Bronceparthien allein 4000 Pud (160,000 Pfund).“

Mund und Herz.

O traue nie dem Munde
Und lächelt er auch freundlich!
Denn oft im Herzensgrunde
Ist die Gesinnung feindlich.

Der Mund kann Lügen sagen
Und kann sie auch beschwören; —
Das Herz nur muß man fragen,
Will man die Wahrheit hören.

Des Mundes Blüthenfülle
Kann schön und roth dir scheinen,
Wenn in des Herzens Hülle
Sich Gift und Tod vereinen.

R. Waldenau.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Zweiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 25. Sonnabend, den 13. Dezember 1862.

Unter dem Bilde des **Cardinal Salm** im Glocknerzimmer zu **Heiligenblut** liest man folgendes

Sonett.

Das Keese starrt, es gähnt die Kluft,
Des Eisbach's Wieg' in blauer Gruft
Bewegt sich leis' — und durch Geröll
Entrauschet geisterbleich die Möll.

Gepanzert ragt ein Berg hinan,
Sein Haupt mit Aether angethan,
Es hat nur seit Jahrtausenden
Die Sonn' des Riesen Haar geseh'n.

Da kamst Du — was verhüllet war,
Wird nun dem Forscher offenbar —
Fürst Salm, milder edler Mann,

Dank Dir, daß man auf eis'ger Bahn
Nun muthig auf den Glockner klimmt,
Das Wiegenlied der Möll vernimmt.

Am 1. Juni 1831. v. Best.

Aus meinem Tagebuche.

(Von Kötschach nach Lienz in Tirol und zurück)

Unter den größeren Wanderungen, die ich in der Ferienzeit 1855 von Kötschach aus machte, war mir die nach Lienz in Tirol eine der interessanteren. Die letzte noch dauernde Abreißung eines Landesstriches vom Herzogthume Kärnten war jene des Pusterthales, welches im Beginne des sechzehnten Jahrhundertes von Kärnten getrennt an Tirol kam. Eine freundschaftliche Einladung, mit lieben Freunden einen Ausflug nach Lienz zu machen, war mir um so mehr willkommen, da mir dieses freundliche Städtchen noch recht lebhaft in Erinnerung war, obgleich ich selbes vor mehr als 40 Jahren und zwar nur durch einige Stunden am Ende eines Tages sehr oberflächlich kennen lernte.

Einige zu Fuß, ich aber mit einem Freunde zu Wagen verließen wir am 10. September Morgens Kötschach. Unterrichtende Gespräche auf meine Fragen über die Umgegend würzten die Fahrt. Gleich außer Kötschach beginnt der Gailberg. Auf der gut erhaltenen Straße geht es mäßig aufwärts, bis man nach einer Stunde das Dorf Laas erreicht, das eine alte gothische Kirche umschließt. Sie ist eine noch ziemlich erhaltene aus Quadern aufgeführte Baute mit einem hohen Gibeldache und Spitzthurme, und ist einer näheren Betrachtung werth. Der im nahen Berge befindliche rothe Sandstein lieferte das Baumateriale, und gibt der Baute ein etwas auffallendes Bild. Auch die kolossale Abbildung des heil. Christoph mit dem Jesukinde fehlt nicht.

Ob dem schönen Thore gegen Süden sieht man nebst einem Wappenschilde mit einem aufspringenden gekrönten Löwen die Jahreszahl 1-5-1-8. Das Hauptthor gegen Westen ist besonders der näheren Anschauung würdig, verliert aber leider, durch die später hinzugekommene hölzerne Vorlaube von seiner Schönheit und wird beinahe ganz dem Blicke entzogen, so wie das erst im Jahre 1740 beim Seitenthore hingebaute Ossarium der Reinheit der Baute schadet. Von den zwölf Strebepfeilern, die der Kirche zugleich zur Zierde dienen, hat die Hauptfront zwei, die Südseite der Kirche vier und das Presbyterium sechs, welch' letztere aber kleiner sind. Alle haben zierliche Knäufe mit Schilden, die Thiere, Lanzen, Eicheln rc. als Wappenzeichen führen.

Fünf hohe Fenster mit Maßwerk gegen Süden erhellen das Innere der Kirche, dessen mit Steinrippen und Schilden prangende Gewölbe von hohen ganzen, und an den Seitenmauern halb hervorragenden Säulen getragen wird. Aus gleichem rothen Sandstein ist auch der Kanzelfuß, der Weihbrunnkessel und die Einfassung der Sakristeithüre gemeisselt.

Im Presbyterium an der Evangelienseite befindet sich ein kleines Freskobild, welches einen knieenden Mann mit gefalteten Händen und in ein gelbes, grau ausgeschlagenes Ueberkleid gehüllt darstellt und folgende Ueberschrift:

„Meister Bartlmä Fierthaler hat
gemacht die Kirche 1535 —"

mit dem Zeichen ⸆ wahrscheinlich des Architekten — vielleicht des Malers hat. Die verschiedenen Jahreszahlen deuten wohl den Beginn und dann die Vollendung der Baute an.

Der Hauptaltar ist aus späterer Zeit, noch neuer das Altarbild, welches den hl. Apostel Andreas darstellt und von dem schon verstorbenen Kötschacher Maler Brandstätter im Jahre 1834 verfertiget wurde. Hinter diesem Altare befindet sich ein alter Tabernakel, wahrscheinlich gehörte er zu dem früheren Hauptaltare, ehe der jetzige errichtet wurde.

Zu bemerken ist auch neben dem Altare auf der Epistelseite, an der Wand hängend, ein kleines Votivbild auf Leinwand von geübter Hand gemalt und auf eine Holztafel auf-

gezogen, mit der Abbildung der hl. Kummernuß. Diese ist an ein aufgerichtetes Kreuz gebunden dargestellt, mit einer lichtrothen Tunika und einem gelben Ueberwurfe bekleidet, auf dem Haupte, dessen Antlitz mit einem Barte einem Christuskopfe ähnlich ist, trägt sie eine goldene Krone, an den mit rothen Strümpfen bedeckten Füßen zeigen sich goldene Schuhe, von denen einer herabgefallen auf einem Altartische innerhalb zweier Leuchter mit brennenden Kerzen liegt. Zur Rechten des Altartisches steht ein spielender Geiger mit einem ländlichen braunen Rocke. (Die Legende dieser Heiligen hat die „Carinthia", Jahrgang 1856, Nr. 42 gebracht.)

Auch ein alter Grabstein findet sich in der Kirche mit der Inschrift: Balthasar Standacher zum hohen Haus † 27. Juli 1568. —

Bald darauf fährt man an einem hohen Felsenhügel vorüber, auf dem sich die Ruinen von Pittersberg befinden. Der Weg hinauf ist nicht beschwerlich. Von der Straße aus sieht man nichts von den Ruinen, doch stehen noch einzelne ziemlich hohe Mauern, die aber von schönen hohen Buchenbäumen so überwachsen sind, daß man selbe nur erst fest am Fuße derselben erblickt. Die Veste muß weitläufig gewesen seyn, ja viel bedeutender, als man es auf einem so isolirten Felsenkegel erwartet. Schon Valvasor's Abbildung (1688) zeigt nur mehr einige emporstehende in Spitzen endende Mauern, also schon damals bloß Ueberreste von Thürmen. —

Noch immer geht die Fahrstraße sehr mäßig längs Viehweiden aufwärts; in einer kleinen Entfernung steigen aber hohe Felspyramiden zu beiden Seiten empor und beschränken die Aussicht. Nachdem man den Höhenpunkt und die Bezirksgrenze passirt hat, geht der Weg so steil abwärts, daß nur die sehr zweckmäßig in vielen Serpentinen angelegte Straße denselben für Wägen möglich macht. Bei einzelnen Wendungen, da man fast immer von Felsen eingeschlossen ist, taucht an einzelnen Stellen dem Wanderer auf Augenblicke eine Aussicht in's Drauthal und gegen Westen in's Pusterthal auf, bis dann plötzlich der Markt Oberdrauburg mit den einstigen gegen Tirol erbauten Befestigungsmauern, die aber jetzt in Trümmern liegen, sich dem Auge darbiethet.

Der Markt liegt zwischen dem Draustrome und dem Berge eingeengt, daß manche Häuser werden abgerissen werden müssen, wenn die Eisenbahn diesen Paß passiren will, — man müßte nur die Eisenbahn dort am rechten Ufer der Drau führen wollen — doch Brücken, die hier dann nothwendig wären, sieht man der Kosten wegen so viel als möglich zu vermeiden.

Nach zwei Stunden kamen wir in Oberdrauburg an. Bis unsere Fußgeher nachkamen und auch für sie nach Lienz ein Wagen besorgt wurde, ging ich in Begleitung die Pfarrkirche besuchen. Sie ist eine neue Baute aus dem Anfange dieses Jahrhundertes, und zwar des damaligen Ortsbaumeisters und Malers Köfler, und wurde im Jahre 1819 eingeweiht. Die Plafondgemälde und jene der Hinterwand im Presbyterium haben den alten Brandstätter zum Verfertiger. Die Bilder der Seitenaltäre sind von Köfler, so wie das alte Hochaltarbild, das aber vom neuem verdeckt und ein Werk von dem eben genannten jüngern, aber auch schon verstorbenen Brandstätter ist. Die Kirche ist ein freundliches Gotteshaus und hat einen Kuppelthurm. —

In der Mittagsstunde fuhren wir ab. Auf diesem Wege sahen wir im Vorbeifahren, noch in Kärnten, links die Pfarrkirche Oetting, die Ruinen von Flaschberg und endlich die Kirche Maria in Pirkach. Nach einer halben Stunde erreichten wir die Grenzsäule gegen Tirol. Rechts vom Wege, schon in Tirol, zeigte sich uns die Pfarrkirche von Chrysanten, dann Nickolsdorf, Lamberg, St. Georgen und Dölsach, das vor drei Jahren abbrannte, und dessen Pfarrkirche noch ohne Dach und gleichsam in Ruinen lag. Links von der Reichsstraße liegt Tristach, Amlach und Leisach. Eine halbe Stunde vor Lienz geht der Fahrweg über den Iselsberg nach Winklern, den ich im Jahre 1861 zu Wagen machte, und gestehen muß, daß ich nicht leicht einen schlechteren und steinichteren Weg kenne, der diesen übertreffen könnte. Nur der herrliche Anblick der großartigen Natur vom Iselsberg in's Thal entschädiget zum Theil für diesen Marterweg, was um so mehr zu bedauern ist, da er von Winklern der einzige Weg ist, der den Bewohnern des Möllthales offen steht, wenn Elementarunfälle die Straße unfahrbar machen. Als die kaiserlichen Majestäten im Jahre 1856 diesen Weg von Winklern nach Oberdrauburg machten, wurde vorher etwas an diesem Wege ausgebessert, aber wahrlich nur für eine kurze Zeit, da die Erde, womit man die größten Unebenheiten provisorisch ausfüllte, durch den nächsten stärkeren Regen wieder abgeschwemmt und die Straße in ihren alten Zustand zurückversetzt wurde. — Schon vorher, fest bei Dölsach, sieht man den Fußsteig, der über die Höhe des Iselsberges nach Winklern führt, und unfern davon die h. Schutzengelkirche.

Um 2 Uhr trafen wir in Lienz ein. Die Lage dieses Städtchens ist romantisch am Einfluße der Isel in die Drau, man mag seinen Blick in das von hohen Bergen eingeschlossene Motreinerthal gegen Westen richten oder östlich nach Kärnten, das von demselben gegen Norden durch nicht unbedeutende Alpen getrennt ist, oder gegen Süden die Kalkkolosse, die Unholden, hinter denen Luggau liegt, betrachten, so findet man diese Behauptung bestätiget.

Wir stiegen im Posthause ab. Nach einer kurzen Restauration begannen wir den Rundgang durch einige Kirchen, deren Lienz sechs zählt. Die erste, die wir besuchten, war die der P. P. Franziskaner, die ein Untergymnasium haben, in deren Hände sie nach Aufhebung der P. P. Dominikaner kam. Die Kirche ist vielleicht aus dem sechzehnten Jahrhunderte, ziemlich groß, und eben wurde die letzte Hand, an den neuen einfachen, aber geschmackvollen Hauptaltar gelegt. Erbauer dieses Altares ist ein Kunsttischler aus der Nähe von Lienz. Das Altarbild ist von Jelle in Innsbruck und erinnert lebhaft an sein Bild im Hochaltar der Benediktiner-Kirche in Klagenfurt. Es stellt die Himmelfahrt Mariens vor. Maria steht auf Wolken von Engeln umgeben — es ist kein Emporschweben, wornach die unten etwas theatralisch gruppirten Apostel sehen. Welch' ein Unterschied zwischen dieser „Assunta" und jener nach Titian von Dusi oder des Paul Veronese in Luggau (das alte Altarbild). Ansprechender sind die beiden Seitenaltar-Bilder.

Nun gingen wir über die Brücke der wasserreichen Isel zur alten Pfarrkirche, die also außer der Stadt liegt. In ihrer Bauart erinnert sie an die Kirche zu Maria-Saal. Zuerst zieht das Hochaltarbild die Aufmerksamkeit des Kunstfreundes auf sich; es stellt die Marter des h. Apostels Andreas vor. Er eilt sehnend, mit gefalteten Händen dem Kreuze zu, auf dem er seinen Martertod fand. Das Bild ist eben so gut gemalt wie gedacht. Eigenthümlich und von einem geübten Pinsel gemalt ist der Kreuzweg. Das Plafondgemälde ist von der Hand des Hofkammermalers Mölk, welcher auch als der Meister des Freskogemäldes am Gewölbe in der

St. Egydenkirche zu Klagenfurt genannt ist. Der Friedhof um die Kirche hat ringsum Arkaden, in denen Familienbegräbnisse sind, die in Fresco manche gute Vorstellungen enthalten.

Die Kirche der Frauen-Dominikanerinen, welche den Unterricht der Mädchen besorgen, ist modern, freundlich und reinlich, wie alle Kirchen der Nonnen. Das Altarbild stellt „Maria Heimsuchung" vor.

Nun richteten sich unsere Schritte nach dem Schloße Bruck, etwa 20 Minuten vom Städtchen gegen Westen entfernt. Es ist in mittelalterlichem Styl, mit Mauerzinnen, Erkern und einem Thurme erbaut. Dort soll schon unter den Römern (das alte Loantium) ein Kastell bestanden haben. Einst war es Eigenthum der Grafen von Görz. Es ist groß und mag fürstlich ausgestattet gewesen seyn — nun ist nichts mehr aus jener Zeit vorhanden, als die entweihte Kapelle mit alten bemerkenswerthen Freskogemälden, wovon ein Theil noch so ziemlich erhalten ist. Da sieht man viele Heilige dargestellt, aus der Leidensgeschichte des Erlösers einzelne Szenen, alle in zwei Drittel Lebensgröße — vielleicht aus dem Ende des fünfzehnten, wahrscheinlicher des sechzehnten Jahrhundertes. Am besten erhalten ist zunächst dem Eingange links, die ganze Wand einnehmend, die Darstellung des Todes Mariens, umgeben von den Aposteln, und am Rande zwei Bildnisse, wahrscheinlich die Stifter; sie stellen einen jugendlichen Mann und eine junge Dame vor. Jedes der Beiden trägt eine mit Edelsteinen geschmückte Stirnbinde; sie knieen, und zwischen Beiden liegt am Boden ein Schild mit einem Wappen, das in vier Feldern den einfachen schwarzen Adler führt — also wahrscheinlich ein Graf von Görz oder Tirol mit seiner Gemahlin. Jahreszahl konnte ich keine entdecken. Diese Kapelle verdiente hergestellt zu werden, wobei vielleicht etwas Näheres könnte bestimmt werden, was mir kaum möglich war, da nur zwei kleine schmale Fenster dieselbe erhellen und es schon gegen Abend ging, als ich erst nach längeren Fragen um Alterthümliches von dieser Kapelle Kunde erhielt. — Die Aussicht vom Schloße und besonders gegen Osten ist schön und belohnt den Besuch reichlich. Das Schloß ist gegenwärtig im Besitze eines Bürgers von Lienz, der in selbem eine Bierbräuerei angelegt hat.

Auf einem andern Wege kamen wir bei der Abenddämmerung wieder im Posthause an, wo wir eine sehr gute Unterkunft fanden. Matt von der Herumwanderung nahm uns der Schlaf in seine Arme, und neugestärkt fand uns der Morgen schon wieder in der Kirche der P. P. Franziskaner, wo wir dem Gottesdienste beiwohnten und dann die Spitalkirche besuchten, die schön und geräumig ist. Hier fanden wir drei Gemälde von unserm braven Kärntnermaler Joseph Ferdinand Framiller: Das Hauptaltargemälde stellt den sterbenden h. Joseph (vorzüglich), die Seitenaltäre „St. Elisabeth, Almosen spendend" und „St. Leonhard, den Gefangenen die Fesseln abnehmend" vor.

Nun ging es zur Rückreise. Zwei unserer Reisefreunde wählten mit dem sehr gefälligen Herrn Postmeister Kranz einen andern Rückweg über Jungbrunn, den sie gegen 9 Uhr antraten, wir aber fuhren bald darauf auf der Reichsstraße bis Nikolsdorf, wo wir am Vortage schon das Mittagsmahl bestellt hatten, wohin wir nach anderthalb Stunden kamen. Bis die Fußreisenden eintrafen, besuchte ich die dortige Pfarrkirche, in der das Hauptaltarbild die Marter des hl. Apostels Bartlmä von einer geübten Hand aber schaudererregend darstellt. Das Seitenaltarbild auf der Evangelienseite ist ein Vesperbild mit der Bezeichnung: „Von Gasser 1835" (?); jenes auf der Epistelseite zeigt uns die h. Familie in einer neuen und guten Darstellung. — Nachdem wir Vier vereint das Mittagsmahl genossen, setzten wir unsere Reise nach Oberdrauburg fort, wo wir um 2 Uhr ankamen.

Machen wir indessen bis zur Rückfahrt nach Kötschach einen Abstecher nach der Ortschaft Oetting, eine Viertelstunde südlich von Oberdrauburg entfernt, wo besonders die Rundschau vom Friedhofe aus uns befriedigte. Gegen Westen links sieht aus einem Baumkranze die Ruine des einstigen Schlosses Flaschberg hervor. Der letzte dieser Familie, Achaz der Flaschberger, schenkte 1518 dies sein Besitzthum dem Stifte Millstadt. Später kam es an die Grafschaft Ortenburg. — Weiter gegen Westen am Rande eines bewaldeten Berges erblickt man die Wallfahrtskirche Maria in Pirkach, den majestätischen Lauf des Draustromes durch mit Gesträuchen besetzte Auen, und jenseits desselben den Iselsberg. Oestlich zeigt sich eine fleißig bebaute Landschaft gegen Greifenburg zu von hohen Bergen begrenzt. Gegen Norden liegt der Markt Oberdrauburg am Fuße eines bewaldeten Berges mit Befestigungsmauern, die aber schon vielfach in Ruinen liegen, und einem alten zwar noch mit einem Dache versehenen, aber unbewohnten Schloße, das ich bald Rosenberg bald Hohenberg nennen hörte, dann eine Felsenpartie, die „Trögwand" geheißen, an welche sich folgende Sage knüpft:

Drei Schwestern, von heidnischen Eltern geboren, nahmen die christliche Religion an, und um den vielen Verfolgungen zu entgehen, flohen sie in eine Felsenhöhle, in der drei Vertiefungen (Tröge) sich befanden, die immer mit frischem Quellwasser gefüllt waren und wovon diese Felsenpartie den Namen „die Trögwand" erhielt. In dieser schwer zu erreichenden Felsenhöhle entgingen diese drei Jungfrauen den Verfolgungen durch längere Zeit, bis man ihren verborgenen Aufenthalt entdeckte, sie den Verfolgungen zum Opfer fielen und in St. Johann (?) begraben seyn sollen. So lautet die Sage im Volksmunde.

Ehe wir diese Reiseskizze mit der Ankunft in Kötschach schließen, wollen wir noch die Einsiedeleikapelle: St. Johann im Walde, die eine Viertelstunde vor Kötschach rechts in einem freundlichen Walde liegt, besuchen. Sie wurde von dem Fürsten Hannibal von Porcia im Anfange des achtzehnten Jahrhundertes erbaut. So unansehnlich diese mit einem hölzernen Kuppelthürmchen versehene Kapelle von Außen sich dem Auge darbiethet, so schön ist sie im Innern ausgestattet und als Kapelle groß. Die drei in selber aufgerichteten Altäre bestehen aus schönen Arabesken, die aus Holz geschnitzt und in den Jahren 1740 bis 1743 reich vergoldet wurden. Die braven Gemälde am Plafond sind ein Werk von Pichler (1762 und 1763) wahrscheinlich dem späteren Hofmaler in Wien, der ein geborner Kötschacher war. (Siehe „Carinthia", Jahrgang 1828, Nr. 37). Außer den drei ziemlich guten Altarbildern (eines davon ist eine Copie von Correggio's „Heiliger Nacht") sieht man im Schiffe der Kapelle rings an die Wände Gemälde befestiget, die Szenen aus der Legende des hl. Johann von Nepomuk darstellen und auch von Pichler seyn sollen. In der Vorhalle der Kapelle befinden sich in zwei hölzernen Kästchen zwei alte roh gearbeitete und schon beschädigte Schnitzwerke, deren eines die „Krönung Mariens", das andere — nach meiner Meinung — das nahe „Ende Mariens" vorstellt. Maria am Bethschemmel knieend wird von einem Apostel gehalten, von den

Andern trauernd umgeben, deren einer ihr vorzubethen scheint. Diese Kapelle wurde später vom Fürsten Porcia den P. P. Serviten in Kötschach als Eigenthum übergeben.

Nun wären wir wieder in Kötschach, das wir bei der sinkenden Sonne erreichten. Das schönste Wetter begünstigte unsern Ausflug, und damit wir uns auch an diese Begünstigung dankbar erinnern sollten, brach bald nach unserer Heimkehr unvermuthet ein Hochgewitter aus, das die ganze Nacht dauerte und uns Ermattete um so mehr erkennen ließ, wie gut es in der sichern Heimath ist.

M.

Die Christen-Verfolgung in der Arena zu Rom.

(Nach einem Kupferstiche.)

Es stehen im weiten gigantischen Rund'
Arena's hochragende Säulen,
Umgrenzend den blutig durchfeuchteten Grund,
Einschließend die schrecklichsten Gräueln.

Und sammetbehangen, mit goldener Zier
Und Fransen und Flitern am Throne,
Sitzt Oben, im Auge die blutige Gier,
Der Kaiser am Purpur-Baltone;

Und rings in dem weiten unendlichen Kreis
Gelagert die harrende Menge,
Sie blickt in die Räume — der Martern Gehäuf,
Auf schuldloser Opfer Gedränge.

Und Mädchen sind's, Kinder und Greise, gewählt
Zur Hetze für Löwen und Tieger,
Im eisernen Käfig — vom Hunger gequält,
Sich kennend als blutige Sieger!

Und Nero winkt stumm, mit gebiethender Hand —
Da öffnen sich Thore und Gitter —
D'raus stürzen die Panther aus Afrika's Land,
Entweichend dem dürstigen Hüther!

Leoparden und Wölfe in hungriger Gier
Hinietzen in furchtbaren Sprüngen;
Es eilt der germanische wüthende Stier
Mit Männern und Weibern zu ringen.

Hinstürzen sie rasend zur zitternden Schaar,
Zertretend mit mächtigen Hufen;
Es glühen die Blicke — es sträubt sich das Haar,
Nach Menschen-Blut gierig sie suchen.

Und brüllend — und heulend — es dröhnet der Raum,
Sie packen die wehrlosen Greise —
Im tödtlichen Kampfe, der blutige Schaum
Weit spritzt in dem schrecklichen Kreise!

Laut kündet das gellende Jammergeschrei
Der Opfer entsetzliche Qualen;
Es reißt an den Gliedern der schreckliche Leu
Und Knochen — und Schedel zermalmen.

Wild zerrt an den Hörnern der rasende Stier,
Sie schleudernd weithin durch die Lüfte,
Ein Weib — die gekräuselte Locke wirr
Hing blutend an riesiger Hüfte.

Das dumpfe Gestöhne — der Sterbenden Laut',
Das Stampfen gewichtiger Hufen —
Erdröhnte so mächtig zum Throne hinauf,
Zu Purpur bekleideten Stufen!

Und Nero — der Wüth'rich — am römischen Thron'
Beklatschte der Sterbenden Laute!
Es glüht unter perlenberändeter Kron'
Blutdürstig das funkelnde Auge!

Es tobt in dem säulengetragenen Raum
Und jauchzet die gaffende Menge!
Und Roma — die Stolze! — im Herzen so wund —
Beweinet dämonische Klänge!

Wien. Rosa v. Tannenwald.

Leopold Kupelwieser,

geboren zu Piesting in Niederösterreich 1796, gestorben zu Wien am 17. November 1862*).

Das Jahr 1862 ist verhängnißvoll für die Kunstwelt Wiens; diese geleitete am 19. November den dritten Künstler, den das Schicksal aus einem reichen Kunst- und Familienleben von der Erde abrief, wenige Wochen nach der Beerdigung Friedrich Gauermann's und Leopold Ernst's zu Grabe. Der Tod dieser Künstler hat in allen Kreisen eine schmerzliche Sensation hervorgerufen, denn er kam den Meisten unerwartet. Kupelwieser war der Aelteste unter ihnen. Wer aber noch vor einem halben Jahre den stattlichen Künstler in voller Körper- und Geisteskraft unermüdet an seiner Staffelei arbeiten sah, seine Wirksamkeit im Lehrkörper und in Komités beobachtete, der hätte wahrlich an Alles früher als an seinen Tod gedacht. Sein Körper schien wie sein Geist, in welchem die Ruhe des Gemüthes, die Milde seines Charakters vorwalteten, für ein glückliches Greisenalter geschaffen. Doch es sollte anders seyn. Es stellten sich Symptome eines schweren körperlichen Leidens schon vor längerer Zeit ein, die im Sommer während einer Badekur in Tüffer sich zwar milderten, die aber Vorboten der Krankheit waren, welcher er endlich erlag.

Kupelwieser erhielt in früher Jugend Kunstunterricht bei dem Maler Rückert. Im Jahre 1809 kam er an die Akademie der bildenden Künste, an welcher damals der erste deutsche Historienmaler Heinrich Füger, der Bildhauer des Josephs Monumentes Zauner, der bedeutendste österreichische Kupferstecher Schmutzer wirkten. Die Richtung der Akademie war in jener Zeit eine klassische; sie dominirte durch den Glanz, den Füger um sich verbreitete, und fand eine mächtige Stütze in den Doktrinen Winkelman's und der Schule Louis David's. Aber sie war gerade damals in Wien keine unangefochtene. In jenen Tagen, wo das deutsche Reich unter den Schlägen der französischen Heere in Trümmer ging und die deutsche Nation im Knechtsgewande einherschritt, flüchteten sich viele junge Künstler, welche begeistert für deutsches Leben und deutsche Kunst ihre Heimath verließen, nach der Kaiserstadt an den Ufern der Donau. Overbeck, Veit, Olivier, Schnorr besuchten damals die Wiener Akademie. Der Kampf gegen akademisches Wesen wurde dort vom christlich-germanischen Standpunkte auf das Lebhafteste geführt. Kupelwieser schloß sich der neudeutschen Richtung an, bewahrte aber bis in seine letzten Lebenstage die Elemente eines warmen Kolorites, das er in der Schule Fügers gelernt hat. Im Jahre 1819 erhielt Kupelwieser einen Lampischen Preis.

---

*) Aus der „Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben." Wien, Jahrgang 1862, Nr. 43.

Nach Italien ging Kupelwieser erst spät, als Begleiter eines kunstliebenden Russen, des Fürsten Alexis von Beresin, für den er 1824, ein Jahr vor seiner Reise nach Italien, ungarische Kostümebilder gezeichnet hat. Der Aufenthalt in Rom befestigte und bestärkte ihn in seinen künstlerischen Ueberzeugungen. Er studirte mit Eifer besonders die Werke des berühmten Dominikaners von San Marco in Florenz, des Malers Fra Beato Angelico da Fiesole, und die verwandten Künstler. In Rom traf Kupelwieser eine große Zahl gleichdenkender Künstler, Tunner, Hempel u. A. m., so daß sich sein Aufenthalt sehr anregend gestaltete. Im Jahre 1825 kam Kupelwieser nach Wien zurück*).

Was Kupelwieser in seiner Heimath wirkte, ist hinlänglich bekannt. Er gehört zu den fruchtbarsten Geistern, den unermüdlichst thätigen Malern. Er malte viele Porträte und vor Allem religiöse Bilder, und diese, als treuer Sohn der katholischen Kirche, mit ebenso entwickeltem religiösem als künstlerischem Bewußtseyn. Seine Bilder aus früheren Zeiten, in denen ein strenges Studium vorwaltete, werden von Kunstkennern besonders hochgeschätzt. Durch das Malen zweier trefflichen Auslage-Portals — eine Gewohnheit im Kunstleben Wiens, deren Belebung im hohen Grade zu wünschen wäre — wurde er in den weitesten Kreisen der Bevölkerung Wiens nicht minder bekannt, als durch seine zahlreichen Kirchenbilder. Zu seinen letzten und glänzendsten Arbeiten gehört der Cyklus von Freskogemälden, welche er in den letzten Jahren in der Kuppel und dem Querschiffe der Altlerchenfelderkirche gemalt hat.

Er gehörte jenem Künstlerkreise an, welche sich die Pflege der christlichen Kunst zur besonderen Lebensaufgabe gemacht haben. Innig befreundet mit Führich, Rösner, Schulz, Schnorr, Binder und anderen sinnverwandten Künstlern, hat er an der Akademie der bildenden Künste, wie in der Kunstsektion des Severinus-Vereines im Sinne eines christlichen Künstlers, im Geiste der streitenden Kirche gewirkt. Wenn er im Leben minder schroff hervortrat, so war dies Folge seiner liebenswürdigen versöhnlichen Persönlichkeit, seiner ungewöhnlichen Urbanität und seiner Kunst mit Menschen zu verkehren. Es wird wenig Künstler geben, welche liebenswürdigere Umgangsformen und eine umfassendere Lebensbildung gehabt haben als Kupelwieser. In der heutigen deutschen Kunst nimmt Kupelwieser eine nicht unbedeutende Stellung ein. E. Förster vergleicht ihn im fünften Bande seiner „Geschichte der deutschen Kunst" mit Führich und formulirt sein Urtheil in folgender Weise: „Kupelwieser's Styl ist breiter, freier, die Formen sind größer, der Ausdruck und die Bewegungen beseelter; weniger reich vielleicht in Gedanken-Kombinationen, besitzt er eine vollere Gabe der Unmittelbarkeit. Fest in der Zeichnung, geschickt im Malen gibt er seinen Werken das Gepräge einheitlicher Vollendung, dessen Werth durch den darüber ausgegossenen Ernst der Auffassung und die feierliche Milde der Darstellung erhöht und gesichert wird." Seine kleineren miniaturartigen Bilder, wie jene, welche in dem bekannten Gebetbuch Ihrer Majestät der Kaiserin zu finden sind, gehören mit zu den schönsten Arbeiten, welche in ähnlicher Art gemacht wurden. Die Größe des Talentes ist ein Geschenk des Himmels; die Benützung desselben ist in des Menschen Hand gegeben. An Ausdauer und Fleiß hat es Kupelwieser wahrlich nicht fehlen lassen. Daß so fleißige Künstler, wie Kupelwieser und Gauermann starben, ohne ein nennenswerthes Vermögen zu hinterlassen, ist bezeichnend für Wien und seine Kunstzustände.

Kupelwieser wurde im Mai des Jahres 1831 Korrektor an der Akademie, im Oktober des Jahres 1836 Professor, im Jahre 1852 Professor der Meisterschule für Historienmalerei und wurde durch das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens und des päpstlichen St. Gregor Ordens ausgezeichnet. Die Akademien von München und Mailand machten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. Er hinterließ eine zahlreiche, theilweise noch unversorgte Familie. Im Inlande wie im Auslande geschätzt, war Kupelwieser ein Ehrenmann im vollen Sinne des Wortes und ein Patriot.

*) Als Kupelwieser auf dieser seiner italienischen Reise durch Klagenfurt kam, lernte Unterzeichneter diesen liebenswürdigen anspruchslosen Künstler kennen, und brachte einige recht angenehme Stunden in seiner Gesellschaft zu. Eine lithographirte Zeichnung seiner Hand, nach Fisole, den Apostel Johannes darstellend, ist mir ein werthes Angedenken dieses Künstlers, das er mir später durch unsern im Jahre 1848 verstorbenen kärntnerischen Kunstjünger Sattmann, den ich ihm empfahl, mit einigen warmen Freundesworten von seiner Handschrift übersendete. Kupelwieser's photographirtes Bildniß, das ich mir im Herbste in Salzburg kaufte, ließ mich nicht von ferne seinen nahen Tod auch nur ahnen.

Die Erde sey Dir leicht, wie Du es verdient hast!

S. M. Mayer.

Geschichtliche Notizen über die landtäflichen Häuser in Klagenfurt.

Nr. 181, in der großen Schulhausgasse. Besitzer:
- Das Jesuiten-Kollegium;
- Gottlieb Freiherr v. Kulmer, laut Kaufvertrag, vom 1. Mai 1786;
- Marianna Benner seit 1810;
- Anton von Leiß und Johann von Muil;
- Maria von Muil;
- Gabriel Jessernig.

Nr. 209, am neuen Platze:
- Johanna von Leobenegg, geborne von Silbernagl, verwittibt gewesene von Zauchenberg, laut Consignation der ständischen Buchhaltung;
- Sigmund Niederl von Niederburg, Doktor der Medizin, laut Kauf vom 12. Juni 1771;
- Martin Scheriau, laut Kauf vom 20. März 1806.

Nr. 88, in der Villacher-Vorstadt:
- Ludwig Freiherr von Rechbachs Erben, laut Consignation;
- Marianna, Gräfin Thurn, laut Kauf vom 1. Juli 1795;
- Michael Klein;
- Karl Rauscher;
- Gabriel Jessernigg;
- Ferdinand von Jllitzstein;
- Edmund Freiherr von Herbert.

Nr. 35, in der Völkermarkter-Vorstadt:
- Maria Theresia Freiin von Sembler, laut Consignation;
- Joseph Gottfried von Luzenberg zu Millnersheim, laut Kauf vom 4. April 1755;
- Joseph Dietrichs Erben;
- Marianna Kavatsch, geborne Dietrich;
- Ferdinand von Morlin;
- Gottlieb Freiherr von Ankershofen;
- Franz und Josepha von Knauer;

Karl von Strohlendorf;
Modesta Kumpf;
Karl Kumpf und Modesta von Aichenegg.

Nr. 283, in der Hofkirchgasse:
Sigmund Graf von Galler, laut Consignation;
Johann Freiherr von Kulmer, laut Kauf vom 12. Februar 1771;
Eleonore Gräfin Stampfer, laut Kauf vom 1. Juli 1771;
Franz Freiherr von Ottenfels' Kinder, laut Testament der Eleonore Gräfin von Stampfer, vom 8. Februar 1773;
Franziska und Antonia Freiin von Ottenfels, laut Verständniß vom 28. März 1774;
Antonia, Theres und Aloisia Freiinen von Ottenfels, durch Erbschaft seit 1. Februar 1789;
Franz Graf von Ursenbeck, laut Kauf vom 1. Mai 1789;
Josepha von Romani, Witwe Illitsch, geborne von Rainer, laut Kauf vom 7. Mai 1791;
Franz von Romani, laut Abhandlung nach Josepha von Romani;
Bartlmä Woblei;
Karl Woblei und Guido von Lang.

Nr. 222, in der unteren Burggasse:
Dr. Franz Anton von Rainer, laut Consignation;
Johanna von Illitzstein, geborne von Rainer, laut Abhandlung nach Dr. Franz Anton von Rainer vom 2. September 1771;
Dr. Alois von Rainer, laut Kauf vom 12. August 1782;
Anna von Rainer, geborne von Neudießer, laut Einantwortung nach Dr. Alois von Rainer vom 18. Jänner 1821;
Die fünf Kinder des Dr. Alois von Rainer;
Theresia Neredi, geborne von Rainer.

Nr. 379, am Kardinalsplatze:
Sigmund Graf von Galler, laut Consignation;
Niklas Franz und Joseph Grafen von Galler, laut Abhandlung nach Sig. Grafen von Galler vom 18. Juni 1781;
Joseph Graf von Galler, laut Kauf vom 1. Jänner 1800;
Dr. Dominik Fortschnigg;
Franz Freiherr von Koller;
Franz Graf von Egger;
Gustav Graf von Egger.

Nr. 377, in der oberen Burggasse:
Domstift St. Andrä, laut Consignation;
Johann Georg Kleinberger 1796;
Anna Winkler seit 1808;
Johann Winkler seit 1832;
Peter Taurer seit 1839, laut Kaufverträgen.

Nr. 376, in der oberen Burggasse:
Maria Antonia Freiin von Fromüller, laut Consignation;
Joseph Pfandl, seit Oktober 1796;
Anton Pfandl, seit Dezember 1796;
Mathias Kutterer, seit 1807;
Katharina Kutterer, seit 1811;
Luzia Hechelsmüller, seit 1829;
Maria Steinhart.

Nr. 374, in der oberen Burggasse:
Stift Griffen, laut Consignation;
Franz Janselovich;
Franz Xav. Jessernig;
Maria Jessernig;
Genoseva Jessernig;
Vincenzia Polster, geborne Janselovich;
Ignaz Polster;
Franz Polster;
Christian Trampitsch.

Nr. 373, in der oberen Burggasse:
Theresia Eleonora Freiin v. Aichen, laut Consignation;
Franz Karl Freiherr von Hallerstein als Erbe nach Th. E. F. v. Aichen, seit 1. September 1794;
Johann Paumgartner;
Thomas Amon;
Marianna Kopik;
Franz und Maria Haslinger;
Maria Haslinger;
Karl Klementschitsch.

Nr 372, in der oberen Burggasse:
Franz Anton Graf von Ursenbeck, laut Consignation;
Dominik More;
Joh. Bapt. More;
Joseph Peter v. Mayerhofen, seit 1809;
Joseph Sacherpöck;
Anna Waggenigg;
Anna Dürnwirth;
Leopoldine Freiin von Löhr, seit 1838.

Nr. 361, am neuen Platz:
Wolf Franz Freiherr von Ottenfels, laut Consignation;
Gottlieb Karl von Ankershofen, laut Kauf vom 1. Oktober 1779;
Gottlieb Freiherr von Ankershofen, laut Einantwortung nach obigem vom 9. Oktober 1828.

Nr. 386, in der Getreidgasse:
Leopold Anton Graf von Grottenegg, laut Consignation;
Maria Ursula von Aineth, geborne v. Paßberg, laut Kauf vom 24. Jänner 1768;
Paul Alexander von Paßberg, laut Kauf vom 29. Dezember 1772;
Margareth von Kanal'sche Erben, seit 1796;
Josepha von Knauer, seit 1798;
Felix Leber;
Katharina Klementschitsch;
Barbara, Theres und Karl Klementschitsch.

Nr. 401, in der Priesterhausgasse:
Johann Karl Graf von Gaisruck, laut Consignation;
Franziska Gräfin von Gaisruck, geborne Freiin von Rauber, laut Abhandlung nach obigem vom 7. Jänner 1775;
Franz Graf Auersberg, laut Kauf vom 25. April 1778;
Vincenzia Freiin von Schlnga, laut Einantwortung nach Franz Graf Auersberg vom 14. Februar 1798;
Josepha von Knauer, laut Kauf vom 20. November 1799;
Anna Freiin von Benaglio, laut Kauf von 1805;

Franziska von Benaglie, verehelichte Poßnig, seit 1825;
Alois Hußa, laut Kauf vom 26. August 1826.
Nr. 431, am alten Platze:
Johann Anton Freiherr von Leon, laut Consignation;
Achaz von Petteneck, laut Einantwortung nach Johann Anton Freiherrn von Leon vom 5. August 1796;
Blasius Justin, laut Kauf von 1798;
Friedrich Edlmann, laut Kauf von 1799;
Johann Sonleitner, laut Kauf von 1802;
Franziska Sonleitner, laut Schenkung von 1832.
Anna Böheim, laut Uebergabsvertrag 1846.
Nr. 70, Herrngasse:
Franz Anton Graf Inzaghi, laut Consignation der ständischen Buchhaltung;
Johann Michael Freiherr von Herbert, laut Kauf vom 1. Mai 1767 vom Grafen Inzaghi;
Franz Anton von Glaunach, laut Kauf vom 1. Mai 1770 von J. Mich. F. von Herbert;
Anna Maria von Glaunach, laut Abhandlung nach Fr. Ant. von Glaunach vom 5. Mai 1798;
Anton Egarter, laut Kauf vom 22. Jänner 1808;
Elisabeth Egarter, laut Uebergabsurkunde von Anton Egarter vom 25. Juli 1814;
Franz von Knapitsch, laut Kauf 1819;
Johann Hollemschnig, laut Kauf von 1819;
Franz von Knapitsch, laut Kauf von 1819;
Johann von Rainer, laut Kauf von 1825.
Nr. 10, alter Platz:
Johann Gottlieb Graf Stampfer, laut Consignation;
Andrä Tichy 1809;
Dessen Erben 1820;
Wenzel Tichy 1820;
Elise Hock, geborne Türk 1843;
Dr. Fr. Pfandl 1850;
Peter Mayrhoffer 1852.
Nr. 214, neuer Platz:
Gabriel Alfons Fürst Porzia, laut Consignation;
Joseph Gaber 1812;
Franz X. Rauscher 1819;
Klara Rauscher 1843;
Franz X. Rauscher 1850.
Nr. 109, untere Villacher-, früher Fürstengasse:
Franz Anton Freiherr von Gablkoven, laut Consignation;
Johann Ernst Freiherr von Gablkoven, 1775, laut Testament;
Maria Theresia Gräfin von Herberstein, laut Kauf 1782;
Joseph Sebastian Pobeheim, laut Kauf 1801;
Anton Nagale 1823;
Joseph Negroni 1827;
Karl Rauscher 1829;
Theodor Rauscher 1836;
Anton Wallnöfer 1849.
Nr. 446, am alten Platz:
Hochstift Bamberg, laut Consignation der Buchhaltung;
Das k. k. Bankal-Aerar, laut Kauf vom 5. Mai 1759;
Jakob Schlieber, laut Kauf von 1778;
Dr. Franz Schlieber, laut Abhandlung 1793;
Leopold von Plattenfeld, laut Kauf 1796;
Theres Rainer, laut Einantwortung von 1804;
Johann Nep. Rinner, laut Kauf von 1826;
Theres Rinner, laut Kauf von 1841;
Josepha Juliana Scheidtenberger, laut Einantwortung von 1844.

Anhang.

Nach dem städtischen Grundbuche.

Nr. 444, am alten Platz:
Anna Maria von Werfenstein;
Marianna von Ramschißl;
Fr. Seraphin von Rauschißl,
Kath. Trattnig;
Bernhard Geyer;
Kath. Geyer;
Simon Geyer.
Nr. 11, am alten Platz:
Franz X. Stiklberger;
Franz Anton Magistris;
Anna, Johann, Joseph und Franz Magistris;
Josepha Magistris;
Franz und Albert Magistris;
Albert Magistris (allein);
Blasius Puffitsch.
Nr. 24, Wienergasse:
Jakob Stiklberger;
Johann Bapt. Riedl;
Vincenz Bergamin;
Joseph von Pirkenau und Dominik Moro;
Joseph v. Pirkenau (allein);
Anton Guggitz;
Anton und Joseph Guggitz;
Joseph Guggitz;
Ferdinand Spieß.

Karntnarische Almbildlan.

1. Die Schwoagrin.

Hoach drob'n af da Alm
A Hittn bloß steaht,
So ganz in da Aanschicht,
Wo ka schorfar Wind geaht.

In Hittlan in kloanan
Voll Frid und voll Rua
Do wohnt holt di Schwoagrin
Mit da Goas und da Kua.

Dö treibts olle Murg'n
Zan gräße aft Holt
Und jaitts wida einar
Wons grob werd, und kalt.

Und nachar thuats melk'n
Di Kua und di Gas
Und mocht von da Milich
An Butta, an Kas.

Schteat da Mond schon am Himm'l
Geats anfe for d Thür
Und sagt a Gebetel:
„Got sey du bei miar!"

Und nochar geats schlaf'n
Leitse eine in's Heu
Und iar goldnar Schutzeng'l
Schteat Schiltwocht dabei.

2. Da Sunti in dar Schwoagahitn.

Ain Sunti da g'frait si
Di Schwoagrin ollzeit
De kerht in ihr Hütt'n
Di Lust ein und Fraid'.

Da Pflorl van Rieding
Kimmt aufe zan iar,
Und af seina Zitar
Spilt er iar wos für.

Da Voltl bringt obar
Di Harmonika!
De lustigst'n Waif'n
Spil'n sö alle zwoa.

Di Hartls'berga Bauar'n
Mit scheane Dianblan
Kraxl'n aufe zar Hütt'n,
Thuan dein lusti san.

Da Pfurl und Valti
Thum schean musizir'n
Di Bauar'n und Dianlan
Thuam fest umstangkirn.

An Steirisch thuams tonz'n
Thuam fingan dazua
Und blattl'n gor feindla
Af di gnogl'n Schua.

Di Schwoagrin bet a Tonz'r
Und wia si se drat;
Du findast a felcht'ne
Nit weit und nit beoat!

Si gibt jed'n Tonz'e
A Ålmeaf'n
Fur Liab thuat an Jöd'n
Glei 's Herzle glof'n.

Hom fö alle austonzt,
Werds dene glei schon,
So fongt da älte Stöff'l
A Gschicht z'varzöln an.

3. Dar Ålmsee.

Heach drebn intarn Ålmspitz
Leit a loachgriana Se
Und in feina Tiafn drin
Wohnt a gor scheane Fe.

Si is wal lei faubar
Åba schlimm a ginua,
Am ersch't'n werd's fuchtig
Wen ma iar last ka Rua.

Und wirft ma a Schtandle
Ins G'wassa fa flor,
So nimmt das Sefreile
Des Schtandle schon war.

Recht gifte fteigts aufar
Von Grund in die He,
Und fur lauta Wolgarlan
Fippart da See.

Si macht Feuerang'n
So wild als wia won
I unfarn grabn Kåtter
In Schwaf gezwikt hon.

Zan rögnan, zan dundarn,
Zan plegazn fongts on,
Das ma se fur Schrök'n
Nit helfn mehr kon.

Si hat holt in See drin
A wundascheans Gschlaß,
Von Glas und van Grallan,
Das unmächti geaß.

Und wia holt a Schtandle
In See eine follt,
Zarschlogts glei an Schiffar
Von Gschlaß vollar G'walt.

Und zwöge werds launig,
Gae aus loßt se g'schwind
In Röggn, in Tundar,
Die Himmlazar, d' Wind.

Und stroft sa in feg'n,
Der' s zoeni hot gmecht,
Und steigt wider obe
Ins G'schloß voller Procht.

4. Dos Bfiat Got.

Gschtat hom fö iam zuaglast,
Guat g'folln hats a,
Und perweis geans obe
Gethål zwa und zwa.

Bfiat di Gott, scheane Schwoagrin,
Sogt jedar zan iar,
Und heint ocht Teg kemar
Mir wida za diar.

— b —

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Zweiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 26. Sonnabend, den 27. Dezember 1862.

Sonett.

O könnt' ich euch das Wunderlied verkünden
Und alle es vernehmen nah' und weit!
Das Lied in der Natur, die es geweiht,
Und seines Sängers Phantasie ergründen —

Wie er den Brand von tausend Feuerschlünden
Geworfen in die tiefe Dunkelheit,
Und durch das All: „Es werde Licht!" gebeut;
Wie sich von seinem Hauch' Vulkane zünden!

Und doch hat auch den Blümlein er verliehen
Den Reiz, die Pracht, worin sie prangend blühen
So schneeig weiß und wieder blutig roth. —

Er, der des Donners Schreckenstimmen leitet
Und sie mit Blumenglockenklang begleitet,
Der Sänger dieses Liedes: es ist — Gott.

R. Waldenau.

Die Fleiß, seine Gletscher und der hohe Aar.

„Auf hohem Grath hat sonnumleuchtet
Der Aar die Flügel ausgespannt,
Und blickt herab, wo thaubefeuchtet
Im Schlummer liegt das weite Land."

Wohl gibt es in und um Heiligenblut für jene, die die Pasterze nicht besteigen können oder wollen, keinen herrlicheren Ort, wohin man mit geringer Anstrengung gelangen kann, und von wo aus man eine prächtigere Ansicht der Pasterze, ihres Absturzes, des oberen Keesbodens, des Glockner's und des Johannesberges genießt, als die Fleiß.

Vom Dorfe aus zieht der Weg sich anfangs etwas steil dem „Calvarienberge" zu, auf dem eine neugebaute Ruine und die schon verwitterten Kreuze Zeugniß der Uneinigkeit der Erbauer sind.

„Ein Heiligenbild blickt traurig
Herab von seinem Rand;
Verstümmelt sind die Glieder,
Der Züge Ausdruck schwand."

Nach einer kleinen Stunde erreicht man das Plateau, auf dem die dem hl. Anton von Padua geweihte Kapelle und das „Fleißnergut" stehen. Nachdem hier im gastlichen Zimmer des „Fleißners" zuerst auf Magen und Kehle gedacht wurde, folgt die Augenweide auf die umliegenden Berge, auf das Silberband des „Jungfrausprunges" das 400' hoch über einem Serpentinfelsen hängt, auf den Absturz des Gletschers und die beiden ihn begrenzenden Riesenberge Glockner und Johannesberg. Mit einem nur etwas mittelmäßigen Perspektiv unterscheidet man die sonderbaren Gebilde des ewigen Eises, die blauen und ins Rothe oder Violette spielenden Spalten und Schründe desselben, den „kleinen Burgstall", der wie ein Söhnlein an den Fuß seines Altvaters Glockner treuherzig sich anschmiegt, Moränen und Gletschertische. Ist ein reiner Himmel, kann man von diesem Anblicke nur mit vieler Mühe und schwerem Herzen sich trennen. Um denselben recht zu genießen, ist es gerathen, den Gang Vormittags zu machen, weil Nachmittag die Sonne den Gletscher nicht mehr so herrlich bescheint, und ihre Strahlen nur in die Augen des Beschauers oder in das Objektivglas des Fernrohres sendet.

Will ein Besucher einige Tage in Heiligenblut sich aufhalten und liebt er es, allein mitten in der Großartigkeit und Natur zu weilen, so mag er sich getrost hier oben in „Fleißner's" Hause etabliren; die Unterkunft ist eben so anständig und viel bequemer als im Gasthause in Heiligenblut. Von da aus führen die Wege in die große und kleine Fleiß, niedliche Alpenweiden, mit zierlichen Sennhütten und Hunderten von Stücken weidenden Viehes staffirt.

Eine Viertelstunde von der Kapelle theilt sich der Weg, links in die große, rechts in die kleine Fleiß führend. Eine Stunde von da, wo die Wege sich trennen, steht der „Pocher" und das Haus für die Knappen. Sie sind ein Eigenthum des Herrn Simon Thaddäus Komposch aus Eisenkappel in Kärnten, befinden sich im guten Bauzustande, und zeigen drei sehr gut erhaltene Zimmer und eine Küche. Im Jahre 1853 wurde hier das aus der Goldzeche herabgelangte Golderz zum letzten Male gepocht. Oestlich vom „Pocher" beginnt das ewige Eis des kleinen Fleißner-Gletschers. Nördlich steigt man über Schneefelder zur Goldzeche auf. Sie ist ein Bergstollen, in dem im obgenannten Jahre noch auf Gold gegraben wurde. Derselbe war, weil mitten auf dem Eisfelde, durch mehrere Jahre „verkeest", bis der heurige Sommer das Kees rückgängig machte, und der Stollen sammt dem Knappenhause auf Befehl des Herrn Gewerken wieder „ausgekeest" wurde. Wahrscheinlich wird aufs künftige Jahr dort wieder gearbeitet werden, wie auch heuer der gegen Südost gelegene Stollen „Waschgang" in Betrieb gesetzt ward. Der Weg vom „Pocher" bis zur Goldzeche

beträgt drei Stunden. In den oberen Theilen dieser Alpenregion, dort wo die vereinzelten Fichten und Lärchenstämme den Weiden ihren Platz abtreten, hat das Urwild sein liebstes Quartier, und jährlich werden einige Urhähne eine sichere Beute der Jäger.

„Spute dich, Jäger, dem Vogel vergehen
Hören und Sehen,
Glüht er; spring und' acht' auf den Sang
Und den wechselnden Klang."

Hier fällt mir die drollige Moral im „gaistlichen Vogelgesang" bei, die dieser Jagd abgenommen. Sie mag als Lückenbüßer hier Platz nehmen.

„Der Urhahn seiner Henne lockt,
Wenn er im Falzen ist;
Als wie vertaumelt er da hockt,
Merkt nicht des Waidmanns List.
Viel tausend werden gefangen,
Verlieren Leib und Seel':
Am Weibernetz sie behangen,
Es zieht s' hinab zur Höll'."

Im Bilde einer Alpenlandschaft ist auch ein Alpensee die schönste Zierde desselben. Diese Zierde heißt in unserem Thale der „Zierbelsee. Er erstreckt sich, eine halbe Stunde von der Goldzeche entfernt, eine halbe Stunde in die Länge; die Breite desselben ist unbeträchtlich. Jetzt ist er fischleer. Vor einigen fünfzig Jahren sollen eine ziemliche Anzahl „Salbtinge" (wahrscheinlich salmo salvelinus) die grünlichen Gewässer desselben belebt haben. Die Ursache ihres Verschwindens vermag ich nicht anzugeben.

Als das Knappenhaus der Goldzeche noch nicht „eingeseesi" war, übernachteten die Besteiger des hohen Aar in demselben, um den nicht mehr ganz drei Stunden entfernten Aar noch vor Sonnenaufgange zu ersteigen. Der letzte der Besteiger, der in diesem Hause vor seiner Weiterreise ein Paar Stunden Ruhe suchte, war Franz Franzisci. In den letzten sechs Jahren ist der hohe Aar jährlich zwei bis drei Mal erstiegen worden; die Bergfahrt ging aber immer vom „Fleißnergute", und nur zwei Mal vom „Pocher" aus. Der „Fleißnerwirth" selber ist ein erfahrner, kundiger und verläßlicher Führer. Mehr als Einer ist nicht vonnöthen. Im heurigen und verflossenen Jahre mußte der hohe Aar sogar von vier Damenfüßchen auf sein königliches Haupt sich treten lassen, während sein Nachbar Glockner in dieser Beziehung noch der Junggesellenschaft sich brüsten kann; denn die „Glocknerfrau" erreichte nur die erste niederere Spitze. Die Auffahrt zu diesem Alpenriesen führt von der Goldzeche weg (wenigstens im heurigen Jahre) meist über Felsen, die aus dem Schneefelde hervorragen, bis zuletzt aus dem wohl vierzig Joch enthaltenden Plateau, das Keesboden ist, das Haupt des Riesen in Gestalt eines „Palfens" sich erhebt. Er ist der Grenzstein zwischen Kärnten und Salzburg. Die nächsten salzburgischen Alpen, die ihn auf der andern Seite stützen, sind der Gießbach und die Kruml.

Auf dem vierzig Joch weiten Plateau sollen vor unbekannter Zeit Viehmärkte abgehalten worden seyn. Zur Zeit des Auf- und Abtriebes des Viehes, also Anfangs Juni und Ende Septembers. 10.309 Fuß überm Meer, wo jetz ewiges Eis die einstigen Fluren deckt. wurde also um das liebe Vieh gefeilscht. So die Sage. Mir scheint sie glaublich; u d ja jetzt noch der Viehhandel von Tirol und Salzburg aus durch Großkirchheim lebhaft betrieben, jetzt noch gehen jährlich über fünf bis sechshundert Stück (Schafe und Ziegen ungerechnet) über den Tauern und zurück, und weiden in den „Fleißalpen" allein jährlich sechzig Kühe, zweihundert Stück Galtvieh und vierundzwanzig Pferde.

Das Panorama vom hohen Aar aus ist eben so weitläufig, wie das vom Glockner, nur jene kleine Strecke gegen Südwest abgerechnet, welche die Pyramide desselben bedeckt. Die Einsicht in die Thäler ist dafür deutlicher und genauer.

Möge der neu entstandene österreichische Alpenverein die Liebhaber der Alpenwelt auf diese zwei herrlichen Punkte, die Fleiß und den hohen Aar*) aufmerksam machen.

W. U.

Das Gemsenfräulein.

Auf blumiger Sennerhalde
Steht sinnend ein Hirt allein,
Die goldenen Locken umblitzet
Der goldene Abendschein.

Er schaut, wie hinter den Bergen
Die Sonne niedersinkt,
Und manch' geheimer Zauber
In's junge Herz ihm blinkt.

Da sieht er es plötzlich regen
Sich dort an der Gipfel Rand,
Es springet von Fels zu Felsen
Gar herrlich und gewandt.

Und rasch über schwindelnde Höhen
Kömmt es dem Hirten nah',
Schon ist wie auf Geisterschwingen
Die holde Erscheinung da.

Es ist das Gemsenfräulein,
Der Alpen wunderbar Kind,
Das reitet auf flüchtiger Gemse
Wie Wolken und Winde geschwind.

Sein weißes Antlitz leuchtet
Wie schimmernder Alpenschnee,
Die Wangen blühen und glühen
Wie Morgenroth im See.

Und seine Locken wallen
Wie glänzendes Sternengold,
Und seine Augen strahlen
Gleich Sternen mild und hold.

*) Nach hiesiger Aussprache „Hohenaar, wahrscheinlich weil das Landvolk zwischen den Vokalen e und a und zur leichtern Aussprache das n einschaltet.

Als hätte ihn weich umfangen
  Ein süßer, seliger Traum,
So stand der Hirte geblendet,
  Und glaubte zu athmen kaum.

Er sah, wie auf ihn sich senkte
  Ein Blick voll Himmelslust,
Er sah, wie sie lächelnd ihm schenkte
  Die Rose von ihrer Brust.

Doch eh' er ein Wort noch gesprochen,
  War alles wieder fort,
Schon sprang es über die Klippen
  Und Felsenhäupter dort.

Und traurig blickte und starrte
  Er auf zu der Gipfel Rand,
Bis fern in der Abendröthe
  Die schöne Gestalt verschwand.

O Gemsenfräuleins Rose,
  O Gemsenfräuleins Blick!
Ihm war's, als zöge von dannen
  Mit ihr sein ganzes Glück! —

M. Essr.

Entdeckung einer Grotte.

Wenn man von dem am südlichen Abhange des Rechberges gelegenen Bleischmelzwerke gegen Westen abbiegt, gelangt man in zwei Stunden zu dem Bleibergwerke Zauchen I. des Herrn Gustav Grafen von Egger und Comp., welches in der Nähe der Grafensteiner-Alpe und am östlichen Abhange der Obir liegt. Mit dem Wilhelm-Stollen, welcher im Francisci-Grubenmaße des Bleibergwerkes Schäfler- und Grafensteiner-Alpe der Gebrüder Komposch angeschlagen ist und gegenwärtig eine Länge von 70 Klafter hat, wurde voriges Jahr in dem zum Bleibergwerke Zauchen I. gehörigen Allerheiligen-Maße eine Grotte angefahren, welche zu den größten in Kärnten gezählt werden kann. Daß diese Grotte nicht von einem altem Bergbau herrührt, geht daraus hervor, daß die Tagdecke über 20 Klafter beträgt, auf der Oberfläche keine Spur eines alten Stollens oder eines verfallenen Schachtes wahrzunehmen ist und sich überhaupt alle benachbarten Bergbaue im unverritzten Gebirge bewegen. Ueberdieß fehlen der Grotte alle Merkmale eines alten Verhaues. Sie hat eine Länge von 80 Klaftern, soll aber nach Angabe mehrerer Bergleute eine Länge von 150 Klaftern haben. An manchen Stellen ist man genöthigt, auf dem Bauche durchzukriechen, während man wieder Zechen von 6 Klafter Breite und 3 bis 4 Klafter Höhe antrifft. Die Zechen sind mit den wunderbarsten Formen von Stalaktiten und Stalagmiten angefüllt, welche mit einem Hammer geschlagen förmliche Glockentöne von sich geben. Daneben trifft man eisenblüthenartige Gebilde von weißer und braungelber Farbe, welch letztere Farbe von dem die Bleierze stets begleitenden Eisenocker herrührt. Die äußerste Schale der Wände besteht aus Kalksinter und stellenweise aus Bleiglanz, der mit derselben innig verwachsen ist. Auf der Sohle der Grotte wurden bei der Anfahrung Knollen gefunden, deren Kern aus Bleiganz besteht und mit einer dünnen Schale von Kalksinter umgeben ist, so daß man anfänglich hier eine große Anhäufung von Bleiglanz vermuthete, welche Vermuthung sich jedoch nicht bestätigte, indem der Bleiglanz nur stellenweise in der äußersten Schale der Wände vorkömmt und mehrere Querschläge zu keinem Resultate geführt haben. — Damit die weißen Stalaktiten durch den Pulverrauch nicht geschwärzt werden, wurde am Eingange in die Grotte eine Thüre angebracht. — Diese kurze Notiz möge einstweilen genügen, um die Naturfreunde auf diese interessante Entdeckung aufmerksam zu machen. Eine ausführlichere Beschreibung wird auf Grund einer eindringlichen Befahrung nachfolgen. C. H.

Das Schloß Bach.

Dieses Schloß, nahe bei der Pfarrkirche St. Urban, hat unstreitig seinen Namen von dem „Bache", der durch eine tiefe Felsenschlucht fest bei der Kirche herabströmt, so wie hier noch mehrere Bäche von den Bergen herab ins Thal ihren Lauf nehmen, daher der Name „Bach" wohl richtiger als Pach ist, wie selben Valvasor schreibt. Das Schloß ist eine Fideikommißbesitzung der gräflichen Familie von Goës (Primogenitur) und liegt 1½ Stunde vom Markte Feldkirchen entfernt. Die jetzige Baute des Schloßes schreibt sich aus drei verschiedenen Zeitperioden her. Der älteste Theil mag schon im vierzehnten Jahrhundert bestanden haben. Es sey hier die Sage erwähnt — die sich noch immer im Volksmunde erhält, daß schon Margaretha, die Maultasche genannt, (wenn sie jemals in Kärnten war?) während sie die Veste Dietrichstein belagerte, hier ihr Hauptquartier aufgeschlagen gehabt habe — und in dem Bette, das man noch zeigt und welches mit vergoldeten erhabenen Holzschnitzereien, darunter an den Ecken weibliche Gestalten sich befinden, geziert ist — geruht haben sollte! — Alle Gemächer haben Oberböden aus Zirbenholz und sind mit diesem getäfelt. Die neuere Baute hat hohe Zimmer und ist im gothischen Styl gehalten. Das Thor ist aus rothem Stein gehauen. — Die jüngste Baute hat einen Prunksaal mit einem hohen zeitgemäßen Ofen. Die Eingangspforte ist innerhalb mit Säulen pyramidenförmig aus Zierbenholz geschmückt und trägt mit zwei Wappen folgende Ueberschrift:

1596.
HANIBAL·FREIHERR·ZV·EGKH·
ESTER·FREIIN·ZV·EGKH.

Außerhalb ober der Thüre ist das Wappen der Kaisersteine und Rahmschüssel mit folgenden Buchstaben:

G·F·F·V·K · M·F·F·V K G·R·

Das alte Schloß, noch ziemlich erhalten und bewohnt (1819), ist mit der späteren Baute durch einen gemauerten Gang verbunden, unter dem das Einfahrtsthor angebracht ist, mit der Ueberschrift:

Herr bewahre den Ein- und Ausgang.
G·F·Z E·H·
1609.

Unterhalb des Schloßes befindet sich ein Teich und ist mit der Oekonomie immer an einen Landmann verpachtet.

M.

Noch einige Wanderungen im Obergailthale.

Bevor wir von Kötschach aus noch einige Ausflüge in dessen Umgebungen machen, wollen wir die schöne Pfarrkirche, die seit dem Jahre 1710 dem Serviten-Orden übergeben ist, näher besichtigen. Durch das Ueberfluthen des Lemerbaches, der vom Gailberge herabkömmt und einen starken Fall hat, wurde schon früher, besonders aber im Oktober 1823, wo er noch die Kirche und das Herrschaftsgebäude trennte, nun aber ein neues Bett hinter dem letztern gegen Westen erhielt, die ganze Ortschaft mit klafterhohem Steingerölle dermassen überschüttet, daß man noch jetzt in manche Häuser von der Straße ganz eben in das erste Stockwerk gelangt. Gleiches Loos traf auch die Kirche, zu der man früher einige Stufen aufwärts steigen mußte, nun aber eine Klafter über Stufen abwärts wandern muß, um in selbe kommen zu können. Das Innere der Kirche mußte damals von schuhhohem Sand gereiniget werden.

Die Kirche war ursprünglich eine rein gothische Baute, doch scheinen Feuersbrünste sie zum Theil stark beschädiget und Renovirungen nothwendig gemacht zu haben, wobei man aber von dem ersten Baustyl abwich. So sind die einst mit Maßwerk verzierten Fenster im Schiff der Kirche, wie es der gothische Styl forderte, jetzt oben abgerundet, die vom Presbyterium aber vermauert, ohnstreitig veranlaßt durch den modernen Hochaltar, und lassen auf einen ursprünglich geschnitzten Flügelaltar schließen, der im Hintergrunde solche Fenster bedingte.

Die Kirche hat drei Schiffe, die durch Säulen getrennt sind, welche das mit Rippen und Arabesken gezierte Gewölbe tragen. Freistehende Säulen sind auf jeder Seite drei, die andern aber ragen nur zur Hälfte aus den Seitenmauern hervor. Die beiden Nebenschiffe sind nicht gleich breit, indem das auf der Epistelseite befindliche kaum eine Klafter Breite hat; aber ungeachtet dieser Ungleichheit, die wohl vom Baumeister vorsetzlich so angetragen wurde, zeigt sich doch eine wohlthuende Harmonie in der ganzen Baute. Auch die kanelirten Säulen haben eine durchaus verschiedene Konstruktion in den Schäften und Kapitälern.

Die ganze Kirche ist aus Quadern von rothem Sandstein erbaut, und obschon sie mit Kalk verputzt ist, sieht man dieß noch deutlich an den Strebepfeilern von Außen, die aber leider durch Feuersbrünste ihrer schönen Knäuse, auf die man aus dem noch Erhaltenen der ganzen Baute richtig schließen kann, beraubt wurden, und nun nur mit kleinen schiefen Bretterdacheln vor Unwetter geschützt sind.

Die Kirche hat drei schön konstruirte, gut erhaltene gothische Thore, von denen aber nur das größte und schönste gegen Westen frei ist, zu dem man hinabsteigen muß; die beiden andern aber, gegen Norden und Süden, sind zur Hälfte von starken Dielen geschützt, da die Erde vom Friedhofe rings an der Kirche jetzt mehrere Schuhe aufwärts reicht.

Ueber die Zeit der Erbauung geben uns zwei Jahreszahlen Aufschluß. An einer Fensterseitenwand sieht man erhaben ausgemeisselt ein Doppelschild, wovon der eine drei Lanzen (das Wappen der Mondorfe), der andere eine Felsenspitze, aus der ein Stengel emporsteigt, der sich wieder theilt und herab gebogen zwei Eicheln an den Enden hat, zeigt. Ueber diesem Doppelschilde steht die Jahreszahl 1518. Aehnlich diesem befindet sich, auch gegen Norden, aus einer der freistehenden Säulen erhaben herausgemeisselt ein Wappenschild, der ein Fallgitter zeigt, neben dem die Buchstaben S und G und oben die Jahreszahl 1520 erscheint. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir nach vielen Merkmalen den Schluß ziehen, daß derselbe Bartlmä Fierthaler, der die Kirche zu Laas baute, auch der Baumeister dieses Gotteshauses war. — Der spitze Kirchthurm wurde im Jahre 1846 neu gedeckt.

Der gegenwärtige Hochaltar wurde im Jahre 1835 neu errichtet und gefaßt von Joseph Stauder aus Sexten. Das neue Altarbild, oberhalb Gott-Vater schwebend, und neben dem in einem Kästchen befindlichen Gnadenbild, Maria mit dem Erlöser (Statuette), zwei Engel, die das Gnadenbild halten, ist bezeichnet: Cosroe Dusi di Venezia, 1835. — Die Freskomalereien am Plafond des Presbyteriums, das wahrscheinlich nach einem Brande neu überwölbt wurde, und welche „Leidende Pilger bei Maria Hilfe suchend" darstellen, sind bezeichnet: J. Michael Strickkner inv. et pinxit. An den Seitenwänden des Presbyteriums sind, als Basrelief, in Nischen stehend, gelb in gelb gemalt die zwölf Apostel.

Die zwei Seitenaltäre im Presbyterium haben zwei gute Gemälde: „St. Anton" auf der Evangelium- und „Maria mit den Rosenkranz-Geheimnissen" auf der Epistelseite, mit dem Chronographicum: 1772. — Die zwei Altäre im Schiffe der Kirche haben als Hauptdarstellung aus Holz geschnitzte und gefaßte Statuen, deren eine ein Vesperbild, die andere den heil. Peregrinus zum Gegenstande hat.

An älteren Grabsteinen finden sich in der Kirche drei. Der erste zeigt eine adelige Familie, den Vater (im Harnisch) mit drei Söhnen und die Hausfrau mit drei Töchtern. Er trägt den Namen: Casimir Mondorf, 1594. Um die Hauptdarstellung sind fünf Wappenschilde, vielleicht die seiner Gattinen: 1) ein senkrecht getheilter Schild, der linke Theil mit zwei schwarzen Querlinien durchzogen; 2) das oben beschriebene Bild mit den zwei Eicheln; 3) die Winzermesser der Dietrichsteine; 4) ein Steinbock und 5) ein vierfach getheilter Schild — oben links und unten rechts eine Kugel, oben rechts und unten links das Zeichen:)-(. — Der andere Grabstein nennt Caspar Mondorf, † 1701 im 59. Jahre. — Im Presbyterium an der Epistelseite liest man auf einem Grabsteine Folgendes: Hie ligt begraben der Wohledlgeborne Herr Karl von Schönberg Auff Frouturn, Firstl. Portiaische Pfleger der Herrschaften Pitersberg, Goldenstein, Obertraburg und Flasberg, Welcher den 6. Juli 1667 in Gott verschieden sambt seiner Frauen Gemalin Anna Barbara, geborne Gilin von Gilingsperg, Welchen und allen Christgläubigen Gottgenedig seyn wolle. Amen.

Wenn man sich von Kötschach nach Osten wendet, so gelangt man nach einer Viertelstunde durch Felder und saftige Wiesen und endlich über einen Bergbach — (der vom Schloße Mondorf den Namen führt, oft ganz unbedeutend ist, doch bei größern Gewittern oder Regenstürmen äußerst verderblich und alles dergestalt verheerend dem Gailfluße zueilt, daß viele Joche von Aeckern und Wiesen so übersandet und verwüstet werden, daß sie erst nach Jahren mit vielen Kosten, oder wohl gar nicht mehr nutzbar gemacht werden können) — zum Schloß Mondorf selbst. Es ist eine ziemlich große, und äußerst zweckmäßig ausgeführte Baute mit festen massiven Mauern und von der freundlichen Familie Pichler als jetziger Eigenthümerin, noch recht gut erhalten.

Dieses ansehnliche, zwei Stock hohe Gebäude trägt ober seinem steinernen Thore die Jahreszahl seiner Erbauung —

1520. Hier findet man an den meisten durchaus steinernen Hauptthüren den Rundbogenstyl, selbst in den schönen Kellern angewendet.

Bemerkenswerth ist die zweckmäßige Vorrichtung, daß in allen Wänden der meistens geräumigen Zimmer Behälter angebracht sind, die als Kleiderkästen benützt werden, und den Vortheil damit verbinden, daß sie alle mit Zirbenholz ausgetäfelt sind, und folglich vom Ungeziefer verschont bleiben.

Im Vorsaale finden sich die nämlichen Wappenschilde wie am Grabsteine des Casimir Mondorf in Kötschach und bestätigen die angedeutete Vermuthung, daß dort die Wappenschilde die adeligen Geschlechter seiner Gemahlinen bezeichnen. Hier sind zugleich folgende Namen beigefügt: a) Unter dem getheilten Schilde steht: Martha von Graben zum Stein — b) unter den Eicheln: Anna Gollin von Theisegg — c) unter den Sicheln: Ursula Plazalerin — d) und unter dem Steinbock: Ursula Steinpertin. Ferners zeigt man das lebensgroße Frauenbildniß einer Mondorf mit folgender Inschrift: F.A.M.V.V.Z.M.F. anno 1709. —

Noch sieht man zwei einzelne Wappenschilde, der eine nach der Länge und Quere getheilte, mit dem Namen Maria Gabriela von Mondorf, Freiin, eine geborne Schneeweiß von Arnoldstein, der andere, einen Biber als Wappenbild enthaltend, mit der Bezeichnung: Helena Mondorferin, Freiin, geborne von Biberach.

Die Lage des Schloßes gegen Süden biethet eine lohnende Aussicht hin nach dem Markte Mauthen, der Ortschaft Würmlach und den 7358 Fuß hohen Polinik, nur wird dieses freundliche Bild durch die näher liegenden Verwüstungen, veranlaßt durch die Ueberfluthungen des von den verschiedenen Gießbächen gleichsam beherrschten Gailflußes getrübt.

Einige hundert Schritte vom Schloße gegen Westen wurde vor 200 Jahren von einem Freiherrn von Mondorf eine Loretto-Kapelle erbaut, die noch forthin erhalten und dem Gottesdienste geweiht ist.

Am Ufer des Mondorferbaches ist eine kleine Mühle, und nicht ferne davon dem Berge zu befindet sich zwischen hohen Bäumen fest am Rande des dort tief ausgewaschenen Rinnsales ein trauliches Plätzchen, das durch seine einladende Schattenkühle zwischen hohen Bäumen besonders an heißen Tagen einen stillen Ruhepunkt gewährt, dessen Stille nur dann und wann von einem befiederten Sänger des Waldes unterbrochen wird. —

Von Mondorf herab gelangt man wieder auf die Bezirksstraße. Von dort an bespült die Gail durch eine längere Strecke die Straße, und drängt sie immer mehr dem Berge zu, so, daß sie — und auch hier noch gefährdet — statt gerade, wie noch vor einigen Jahren, einen großen Bogen, und da schon den Berge aufwärts macht.

Nun kömmt man zu der auf einem Bergesvorsprung liegenden Ortschaft Höfilach, wo man abermals eine Brücke passiren muß, welche die hohen Ufer eines neuen Bergbaches verbindet, der bei starken Regengüssen dieser Ortschaft Verderben droht.

Nun entfernt sich die Straße von der Gail und führt durch fleißig bebaute Felder und fette Wiesen, bis man zur Ortschaft St. Daniel kömmt.

Als ich das erste Mal gegen diese Ortschaft wanderte, war ein Sonntag und es wurde dort das Kirchweihfest gefeiert. Majestätisch donnerten die Pöllerschüße während des Nachmittagsgottesdienstes, und weit und oft antwortete das Echo in den Bergen bis nach Tirol; — zugleich war eine große Versammlung der Landleute im Feiertagschmucke, die von Ferne die alte Pfarrkirche besuchten.

Die Pfarre zählt, nach der Tradition, eine Reihe von 800 Jahren, daher wurde auch im Jahre 1854 die achte Sekularfeier begangen. Nach der Chronik haben im Jahre 1478 die Türken bei ihren Einfällen in Kärnten auch hier ihrer Zerstörungswuth freien Zügel schließen lassen. Im Jahre 1762 und 1834 geschahen abermals Renovationen. Die neuesten Wand- und andern Gemälde schreiben sich vielfach von den beiden Brandstättern her. Die gegenwärtige Kirche, wenn auch älter als die übrigen Gotteshäuser im obern Gailthale, reicht doch nicht weiter als in's fünfzehnte Jahrhundert — also wohl in die nächstfolgende Zeit nach dem Einfalle der Türken. Die schlanken, der Hauptmauer angeschlossenen Säulen sind einfach ohne Kapitäler, und tragen wie ein schöner hochstämmiger Baum seine emporstrebenden Aeste, das hochgespannte Gewölbe.

Das gothische Maßwerk in den Fenstern, wahrscheinlich schon sehr beschädiget, wurde bei einer der letzteren Renovationen herausgenommen, um der Kirche mehr Licht zu geben und sie dadurch im Innern freundlicher zu machen. Das Presbyterium wie der Thurm mit Ausnahme der untersten Theile sind kaum 150 Jahre alt.

An der Kirchenmauer gegen Süden ist ein „Römerstein" aber umgekehrt eingemauert, er ist beschädiget, 17 Zoll breit und 10 Zoll hoch, eingerahmt und hat folgende Inschrift:

ACVIUIIIAFD . .
POT.IIII·IVR·DI . .
PRNIF·IVR·DIC .
Q·C·LVPVS·FRA .
TRI·PIENTISSIMO.

Gegen Süden stand noch vor einigen Jahren eine runde Kapelle, die der Beschreibung nach vielleicht das erste Gotteshaus gewesen seyn mochte, späterhin als Taufkapelle und zuletzt als Beinhaus verwendet wurde.

Nahe an St. Daniel gegen Osten geht ein Bergbach herab, der bei Hochgewittern ungeheure Steine und Gerölle vom Reißkofl herabschwemmt und für die Ortschaft verderblich werden kann; nur ein Felsenkopf schützt sie noch, unterliegt dieser einmal dem Bergwasser, so ist der ganze Ort dem Untergange ausgesetzt.

Hinter der Kirche, aufwärts gegen den Berg, wird eine Tuffquelle zu einem Bade benützt. Das Wasser wird gewärmt, und in dem dazu hergerichteten hölzernen Hause befinden sich acht Badekammern; vier davon haben jede eine, die andern vier aber jede zwei Badewannen. Das Wasser ist stärkend, daher wird diese Badeanstalt von den Bewohnern der Umgegend und auch von Fernen häufig besucht. —

Die Ortschaft St. Daniel verlassend kömmt man nach Dellach — dem Geburtsorte eines uns unvergeßlichen edelmüthigen und vielverdienten Mannes, des Med. Drs. Georg Schabus, den ich bei einer meiner Wanderungen durch Dellach (am 9. September 1858) besuchte und leider auch zum letzten Male sah! — und von da nach Grafendorf.

Die Pfarrkirche in Grafendorf soll ihren Ursprung im zwölften Jahrhunderte haben; dieß sollte die Jahreszahl 1111, die aber bei einer Renovation verschwunden ist, bezeugen. Das Presbyterium nennt 1521 als das Jahr seiner Erbauung. So viel ist ersichtlich, daß das Schiff der Kirche älter ist, dem auch das Hauptthor angehört. Die neueste Baute ist die St. Anna-Kapelle, die einen privilegirten Altar mit einem nicht leicht zu erklärenden Bilde hat. Außer einem alten Taufstein ist ein großes steinernes Becken zu bemerken, welches ein noch höheres Alter verräth, und sich vormals in der St. Helena-Kirche befand, wohin wir von Grafendorf aus unsern Wanderstab setzen wollen.

Nach einer halben Stunde auf einem sehr steinigen aufwärts führenden Wege kömmt man auf den Wieserberg, wo wir zuerst zur St. Helena-Kirche gelangen. Sie ist eine alte Baute aus dem Jahre 1474, welche Zahl eine Aufschrift in der Kirche nennt. Auffallend ist die Basis des Thurmes, welche beinahe ein Drittel der ganzen Kirchen-Baute ausmacht. Die Mauern sind so massiv, als sollten sie zu einer Vertheidigung dienen — wahrscheinlich veranlaßt durch die damals mehrfältigen Türkeneinfälle — was auch das untere stark vergitterte Fenster anzudeuten scheint. Das Thurmdach ist oben länglich breit mit einem First und läuft nicht in eine Spitze aus. Die im Thurme befindliche Glocke hat die Aufschrift „David Pacher in Villach, 1652."

Das Presbyterium ist viel niederer als das Schiff und zeigt eine Malerei von der Hand eines Lehrlings, der wohl nie ein Raphael wurde, und dort die vier Evangelisten und die Apostel hinpinselte. Dafür findet man, wenn auch beschädigt, auf der Epistelseite einen Flügelaltar mit schönen Gemälden aus dem fünfzehnten Jahrhundert, der in der Mitte die Statue der h. Helena aus Holz geschnitzt zeigt und unstreitig bei der Gründung als Hauptaltar die Kirche zierte. Noch gibt es einen Seitenaltar, der h. Ursula geweiht, vom Jahre 1678. Die Kanzel ist aus Holz und noch ungefaßt. Der ganze Boden der Kirche ist mit Holz gedielt. Die Kirchenfenster sind verschieden und folglich aus verschiedenen Zeitaltern, eines davon, das größte, ist gothisch — zwei kleine im Rundbogenstyl.

In der Kirche ist, als ex voto, ein kleines Hütel aufgehängt, und heißt das „Berggeisthütel". Es ist aus einfachem, rothbraunem Filz; der Gupf hat einen Durchmesser von 2½ Zoll, der eben so tief ist. Die Krempe des Hütels ist 3 Zoll breit, also enthält der Durchmesser des ganzen Hütels 9 Zoll. Die Sage, die damit in Verbindung steht, gleicht, mit kleinen Varianten, vielen, die man überhaupt bei den meisten Bergwerkbauten sich erzählt. Die nahe Ruine des Schloßes Goldenstein und noch viele schon vor langer Zeit aufgelassene Stollen bezeichnen wohl das Edelerz, auf das man einst hier baute, obschon man keine zuverläßigen Aufschreibungen darüber hat.

Was die erwähnte Sage betrifft, so lautet sie im Volksmunde also:

Ein Landmann, der so ziemlich dem wälschen Weine hold und schon ganz herabgekommen war, hörte öfters von den großen Schätzen erzählen, welche vom Bergmandl gehüthet werden, und wollte es versuchen, das Bergmandl zu citiren und dasselbe zu vermögen, einen Theil der Schätze ihm zu überlassen. Allein alle Versuche mißlangen, obschon er oftmals bei seinen lustigen Heimwegen aus der Schenke von dem Bergmandl gehänselt wurde. Durch diese Neckereien erboßt, verfolgte er einstmal stundenlang den bald sichtbaren, bald wieder unsichtbaren Kobold — — demselben schon nahe und in der Ueberzeugung, den Kobold nun zu erhaschen, warf ihm, während er über eine Baumwurzel stolperte und fiel, das Bergmandl sein Hütel zu — mit dem er Morgens nach Hause kam. Von nun an besorgte er sein Hauswesen fleißiger, wurde wieder wohlhabend — und die allgemeine Meinung des Volkes schrieb seine spätere Wohlhabenheit dem Besitze des „Berggeisthütels" zu, welches der Landmann seinem letzten Willen zufolge in die St. Helena-Kirche opferte. —

Von Grafendorf aus ist es nicht uninteressant, auch einen Ausflug zum sogenannten „Reißkoflbad" zu unternehmen. Der Weg führt durch Wiesen und Auen immer etwas aufwärts — man unterlasse es aber nicht, öfters einen Rückblick zu machen und überraschend tritt immer ein neues Bild, besonders gegen Westen, auf, das uns tief ins Lesachthal mit seinen zu beiden Seiten aufsteigenden Bergriesen hineinsehen läßt, besonders wenn an einem heitern Herbsttag durch die Beleuchtung die Schatten wechseln.

Die Badeanstalt fängt erst an, sich aus ihrem primitiven Zustand zu entwickeln. Nahe dem Badhause geht ein tiefer Graben, der bis zur fernen Gail reicht und bei Hochgewittern und in den Bergen herabströmenden anhaltenden Regengüssen einen grauenerregenden Anblick gewähren muß, wenn Steingerölle oft mit mächtigen Felsenstücken durch gewaltige Wasserfluthen von den mürben Kalkwänden des mehrfach zerspaltenen Reißkofl's, der majestätisch die letzte Courtine bildet, losgetöst und Funken schlagend mit fürchterlicher Hast, das viele Klafter tiefe Rinnsal füllend, endlich sich mit den wilden Wogen des Gailstromes vermengt.

Während Dr. Mitteregger und noch einige seiner Begleiter mit dem Wirth und Eigenthümer des Bades zur fernen Hauptquelle, die durch hölzerne Rinnen und Röhren zum Badehause geleitet wird, hinan gingen, stieg ich in Freundes Begleitung in den tiefen Graben, den jetzt nur ein kleines Bächlein durchrieselte, hinab und auf der andern Seite hinauf zu einer kalten Quelle in einem schönen schattigen Buchenhaine, wo wir uns lagerten und bei einer angenehmen Erfrischung uns an einem neuen Naturbilde labten, das durch einen von Berg und Wald begrenzten Ausschnitt uns entgegen lächelte. Dauernder und daher lohnender ist der Anblick der Natur auf dem Rückgang nach Grafendorf, wo man fortwährend im Genuße der sich abwechselnden Naturbilder schwelgen kann. —

Grafendorf verlassend kann man auch gegen Westen über Leifling auf die Gurina (Berggegend) einen Abstecher machen. Was den Namen Gurina hat, ist eigentlich ein Doppel-Plateau, eine Viertelstunde nördlich von Dellach, zur Pfarre St. Daniel gehörend, auf der zwei ländliche Besitzungen sich befinden, die den Namen die untere und obere Gurina führen, daher auch im Sprachgebrauche der untere und obere Gurinabauer bekannt sind. Am oberen Plateau war eben wieder auf einer Wiese eine neue Oeffnung am Boden sichtbar, die nach beiden Seiten zu einem gemauerten Abzugkanal führte, dergleichen auf unserm Zollfelde in den Ruinen von Virunum gefunden werden. Es mag da eine bedeutende Ansiedlung unter den Römern bestanden haben, da noch immer durch den Pflug oder bei Ausrottung von Waldstrecken — Mauerreste, Trümmer von Mosaikböden, und nach längerem Regen, gleichsam herausgeschwemmt, metallenes Hausgeräthe, Fibeln, Münzen u. d. g. gefunden und entdeckt werden. Auch mir wurden als Erinnerung an den Besuch einige eben gefundene Bronze-Münzen und Bruchstücke von metallenen Verzierungen zum Andenken ge-

geben. — Unser historischer Verein besitzt von diesem Orte Münzen und ein wohlerhaltenes Opferbeil aus Erz.

Es dürfte gewiß lohnend sey, an diesem Orte eine umfassendere Untersuchung anzustellen, um eine bestimmte Kenntniß dieser Römeransiedlung, über deren Umfang, Ursache der Niederlassung ꝛc. ꝛc. zu bekommen, da man darüber ganz im Dunkel ist. Vielleicht gibt eine zufällige Auffindung eines bedeutenderen Fundstückes Veranlassung zu solch' einer größeren Prüfung ? — Wir wollen es wünschen ! —

Mit dem Besuche des Barheck's wollen wir die Wanderungen im oberen Gailthale schließen, denn dasselbe gibt in einer geringen Höhe (3274 Fuß überm Meer) ein ziemlich umfassendes Bild des ganzen Obergailthales und somit eine Gesammterinnerung alles des bisher in der Nähe Beschauten.

Das Barheck hat unstreitig seinen Namen van der varspringenden Lage desselben, da man gleichsam wie van einem Balkone ein Landschaftsgemälde vor sich ausgebreitet sieht. Das Berheck ist eine kleine Alpe im Westen von Kötschach. Zuerst wandelt man durch Wald und über Wiesen ziemlich steil aufwärts. An einem heißen Tage ist der Waldschatten besonders erquickend und läßt das Aufwärtssteigen leichter ertragen. Das Steile des Weges bedingt für den nicht sehr geübten Wanderer mehrere Ruhepunkte, die aber durch die sich immer mehr entfaltende, großartige und zugleich wieder liebliche Landschaft angenehm ausgefüllt werden.

Nach einer starken Stunde ist die Höhe erreicht, und obgleich etwas ermattet, denkt man des Weges nicht mehr. Das Gemälde, das sich nun dem Auge darbiethet, fardert eine gewandtere Feder, soll man demselben gerecht werden. Nur einen kuezen Umeiß sollen diese Zeilen geben.

Wenden wir uns zueest nach Westen, dem Lauf der wilden schäumenden Gail entgegen, die tief unten sich ein Bett ertrotzte, durchs Lesachthal hinauf, sa sieht man am linken Ufer des Flußes mit ihren Pfarrkirchen die Ortschaften, deren niedliche Gebäude an die Schweiz, wenigstens an Tiral erinnern: St. Jakob, Karnat, Liesing, St. Larenzen und die Mufen (eine Alpe), nur das Klaster Luggau mit seiner schönen Kirche ist durch einen Bergvarsprung gedeckt; dann schweift der Blick bis gegen Tilliach in Tirol. Alle genannte Orte liegen auf Plateau's, welche von den Bergesvorsprüngen gebildet werden und sind durch ungeheure Gräben von einander geteennt, die sich Gießbäche und Lawinen ausgewühlt haben. Alle diese Ortschaften sind zwar von nicht großen aber gut bestellten Aeckern und saftigen Wiesen, die aromatisches Alpenheu liefern, umgeben und ein lautsprechendes Zeugniß vom Fleiße ihrer Bewohner. Auf dem rechten Ufer der Gail schauen uns nur einzelne Bauernhöfe entgegen, bei denen aber fast überall Kapellen sich befinden, wa die Bewohner an Festtagen ihre Andacht verrichten, wenn tiefer Schnee den Besuch der fernen Pfarrkirchen unmöglich macht, oder Regengüsse und Erd-Absitzungen die Wege zerstört haben. Luggau gegenüber ist Frahn mit seiner Kapelle (4192) hoch auf einer Abdachung gelegen, wie überhaupt alle Besitzungen am hohen rechten Ufer der Gail von hochansteigenden steilen Felspartbien begrenzt sind, und ein Blick in die Schluchten dieser schroffen Felsengebilde, wo nur die flinke Gemse haust, läßt es kaum ahnen, daß auch hier Fußsteige in das angrenzende Friaul führen. Diese gegen Süden liegenden Felskalosse gehören zu den carnischen Alpen, hinter ihnen ragen in der fernen Beegkette unter andern ganz aben hervor: der Manteperalba (8497'), der Sannstein (7485'), die Plenge (7485'), der Polinik (7358') bis zum Mittagskagel (6642') und Obir (6751').

Wendet man sich gegen Nordest, so erhebt sich der Jaucken (7102'), die Pyramide des Reißkofls (7472'), und ganz ferne die Villacher-Alpe (6814'), und senkt sich unser Blick in die Tiefe, sa liegt die ganze Ebene des Obergailthales ausgebreitet var uns. Die Mitte beherrscht der Gailstram mit seinem Schlangenlauf, der sich fartwährend ändert, je nachdem die gewaltigen Fluthen der Gießbäche ihn nach Süden oder Norden drängen, wa er dann alles ihm Entgegenstehende verwüstet und sein früheres Bett verlassend dasselbe trecken zurückläßt. Um sa schöner und fruchtbarer lachen uns die verschonten Strecken des Thales entzegen. Wie einladend schauen hinter Bäumen wie aus einem Garten das Schloß Mandorf, die Ortschaften Höfflach, St. Daniel, Dellach, Grafendarf, Kirchbach, Rattendorf, Trepalach, Weidenburg und Würmlach hervor. Uns nahe liegt dee Markt Mauthen mit dem freundlichen Berg-Kirchlein Maria Schnee, und am nächsten gleichsam zu unsern Füßen die schäne Ortschaft Kötschach mit ihrem Herrschaftsgebäude, vielen ansehnlichen Häusern und der herrlichen Pfarrkirche im Sonnenschein, wo ich im Freundeskreise schon so viele heitere Erholungstage verlebte, die zu meinen freundtichsten Erinnerungen am Abende meines Lebens gehören. — Mögen die Edlen einst auch meiner feeundlich gedenken, wenn ich nicht blaß van Ihnen, sandern auch von der Welt Abschied genommen und ins ewige Reich der Harmanien gewandert bin.

M.

Der Lorbeerbaum und das Veilchen.

An seines Gärtchens grünem Zaune
Erzog mit kunsterfahrner Hand
Amynt, vielleicht aus Künstlerlaune
Den Lorbeer, dem Parnaß verwandt,
Und gab, um seinem Stolz zu wehren,
Das Veilchen ihm zur Nachbarin,
Es sollte ihn die Demuth lehren,
Und mildern seinen starren Sinn.
Doch unsers Blümchens stilles Leben,
Verdroß dem stolzen Lorbeerbaum;
Denn hoch trug ihn sein kühnes Streben,
Bis zu des Aethers lichtem Raum.
„Was willst du — sprach er — kleine Pflanze,
„In nied'ee Dunkelheit gehüllt ?
„Du borgst dein Licht von meinem Glanze
„Und meine Haheit ist dein Schild.
„Denn hätte dich des Schicksals Güte
„In meine Nähe nicht gestellt,
„Zertreten wäre deine Blüthe,
„Vergessen hätte dich die Welt ! —
„Zu besserm Seyn ward ich gebaren,
„Ich spende Ehre, Ruhm und Glück.
„Vernimm, wazu ich auserkoren,
„Und dann beneide mein Geschick:
„Auf meinem Stamm erblühen Kronen
„Für eines Alexander's Haupt;
„Dem Sieger nach Verdienst zu lohnen,

„Werd' meines Schmuckes ich beraubt.
„Der mit der Welt uns zu versöhnen,
„Das Reich der Ideale schuf,
„Des Sängers holde Stirn zu krönen,
„Ist mein gesegneter Beruf! —
„Doch streng bewach' ich meine Rechte,
„Ich lohne nicht für schnödes Gold,
„Vergebens streben nied'ee Mächte
„Nach meiner Zweige theurem Sold.
„Sie winden sich zu keinem Kranze
„Für eines Ungeweihten Haupt,
„Und strahlt' es auch im Fürstenglanze,
„Die Krone ist ihm nicht erlaubt! —
„D'rum sind des Loebeers dunkle Blätter
„Den Sterblichen ein Heiligthum,
„Sie blühten schon im Hain der Götter,
„Und überleben selbst den Ruhm.“—

„Um dein Verdienst dich zu beneiden —
Versetzt das Blümchen Wunderhold —
„Um deinen Rang mit dir zu streiten,
„Ich hab' es, wahrlich! nie gewollt.
„Ich mag nicht höhern Ruhm erwerben,
„Als meines stillen Werth's bewußt,
„Zu blüh'n, verblühen und zu sterben
„An eines sanften Mädchens Brust.
„Der Ruhmsucht kann ich nichts gewähren,
„D'rum darf ich unbefrembet seh'n,
„Daß dich die Sterblichen verehren,
„Und kalt an mir vorübergeh'n.
„Zwar theuer wird er oft errungen,
„Der hochgeories'ne Loebeerkranz,
„Das heiligste zum Preis verdungen
„Für seines Schmuckes eitlen Glanz.
„Dem Welterob'rer soll er lohnen,
„Um den des Jammers Thräne floß,
„Der für des Siegers blut'ge Kronen
„Die Rechnung mit dem Himmel schloß.
„Des Sängers Scheitel soll er schmücken;
„Doch, ach! wer ahnet, was er sang?
„Die Lieder, die die Welt entzücken,
„Sind seiner Leiden Wiederklang;
„D'rum prange im Gewand der Ehre,
„Und nenne dich berühmt und groß;
„Ich bin beglückt in nied'rer Sphäre,
„Und liebe mein bescheid'nes Loos.“ —

Amynt, des Streites stiller Zeuge,
Trat, ihn zu schlichten, jetzt hervor,
Er ordnete des Lorbeers Zweige,
Und hob des Veilchens Haupt empor:
„Euch beiden ist des Pflegers Liebe
„In gleichem Maße zugewandt,
„Und Eurer Blüthen zarten Triebe
„Gediehen unter seiner Hand.
„D'rum soll die Eintracht mit Euch wohnen,
„Vom finst'ren Grolle unentweiht,
„Wollt Ihr der Liebe Sorgen lohnen,
„So blüht fortan in Einigkeit.
„Du edler Lorbeer darfst dich rühmen,
„Des höchsten Strebens werth zu seyn,
„Daß Würd' und Hoheit dir geziemen,
„Gestehet selbst der Neid dir ein.
„Mag es den Thoren auch gelingen,
„Zu schmäh'n des Ruhmes schönen Kranz,
„Ein jeder möcht' ihn gern erringen,
„Und strebt nach seinem Götterglanz! —
„Du liebes Veilchen, das bescheiden
„Das blaue Kleid der Demuth schmückt,
„An dir will ich mein Auge weiden,
„Wenn meine Laura dich gepflückt.
„Das schönste Loos ward dir beschieden,
„Ein schöneres ersann ich nicht;
„Die höchste Seligkeit hienieden,
„Ist sterben nach erfüllter Pflicht.
„Ja, in des Lorbeers grüne Zweige
„Wind' ich das Veilchen künftig ein,
„Und dem ich dann die Krone reiche,
„Muß die Bedeutung heilig seyn.
„Und rühmten ihn auch Millionen
„Als einen Heros seiner Zeit —
„Verwelkt in des Verdienstes Kronen
„Die Blume der Bescheidenheit,
„Dann mag ihm Hohes wohl gelingen,
„Doch Liebe wird er nie erringen!

Hermann Waldenroth.

Der Herausgeber und der Verleger der **Carinthia** beschließen mit dieser Nummer diese heimathliche, seit 1811 bestehende Zeitschrift, indem sie zugleich den bisherigen Mitarbeitern und Theilnehmern den Dank des Vaterlandes darbringen. In Betreff der Fortsetzung der **Carinthia** im Jahre 1863 im Verlage der von **Kleinmayr'schen** Buchhandlung und unter der Redaktion des Herrn **Ernst Rauscher** verweisen wir auf das Programm, das die heimischen Zeitblätter hierüber schon mehrfach zur Kunde brachten.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.



